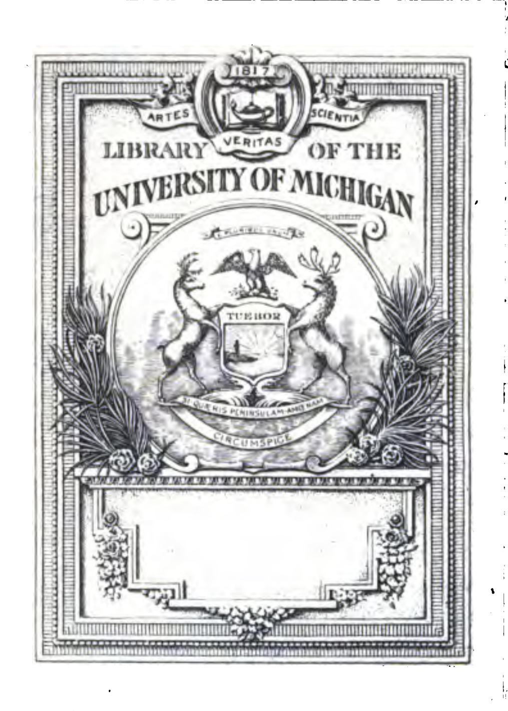
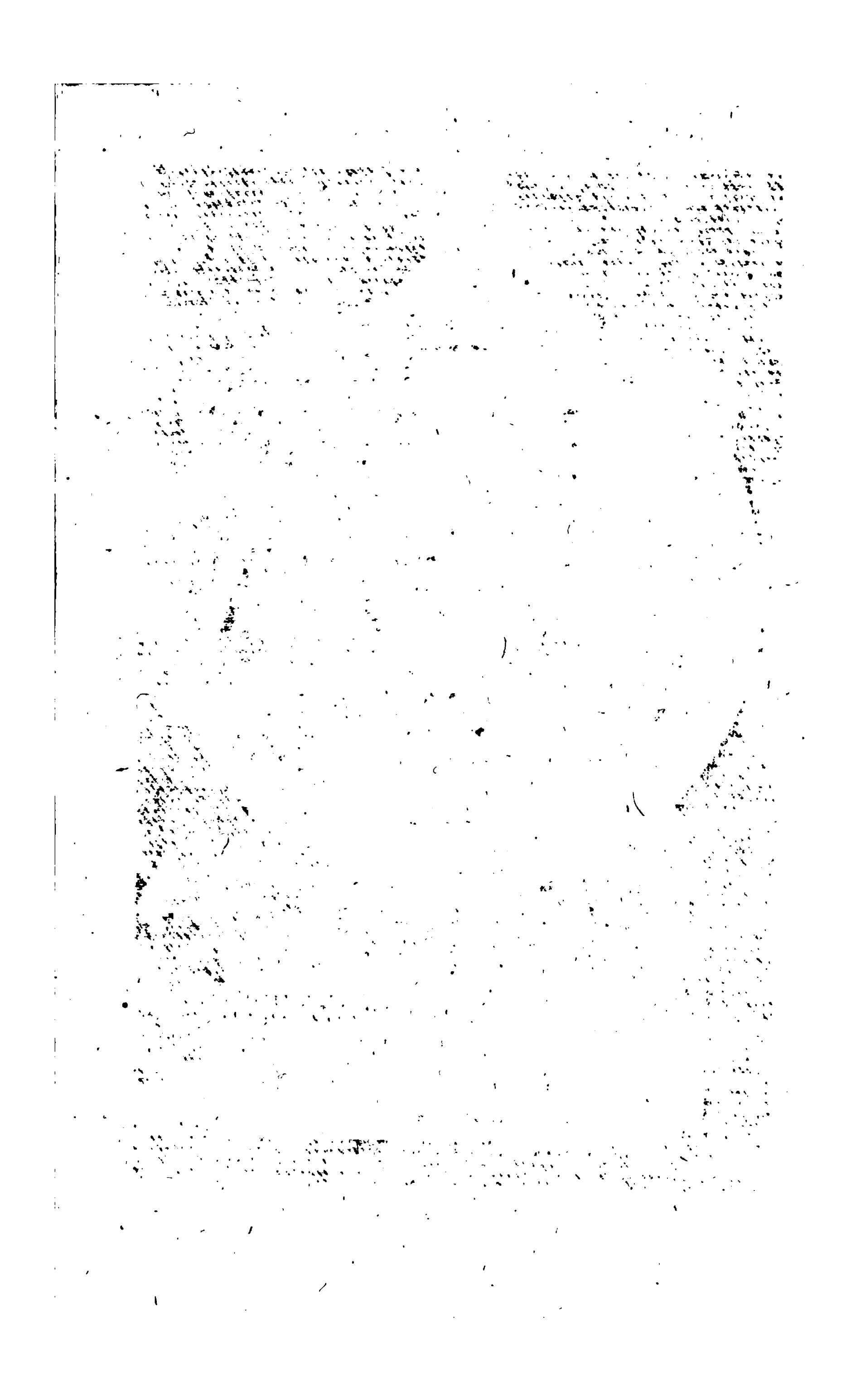
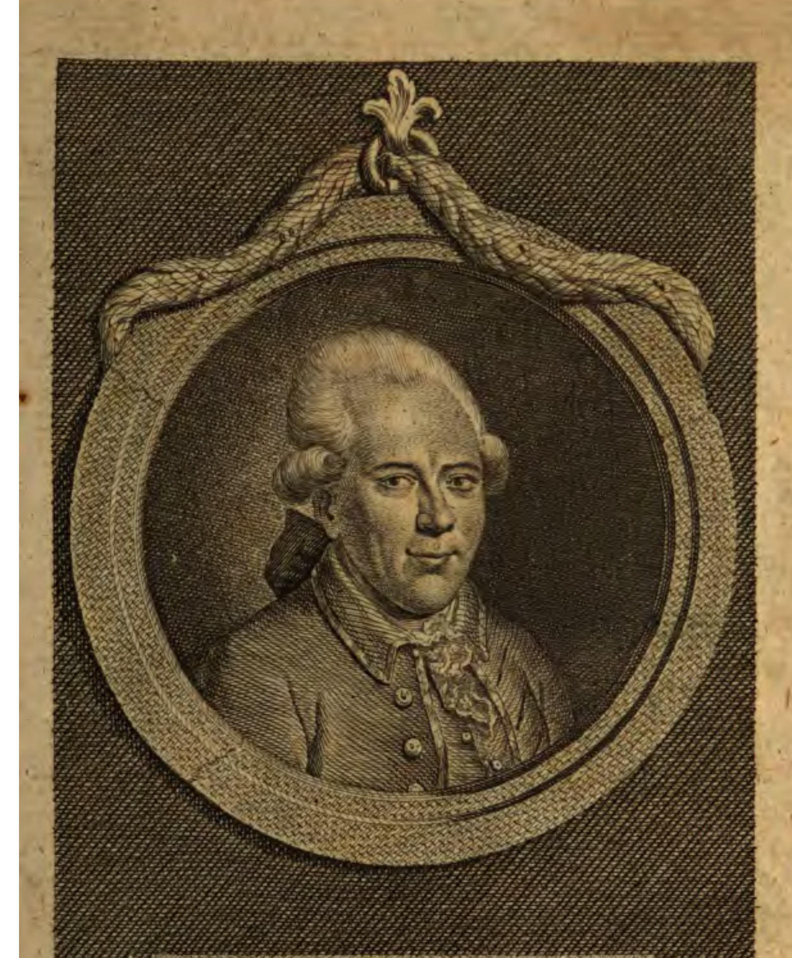

A 946,812


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





GEORG·CRISTOPH·LICHTENBERG
PROFESSOR DER PHILOSOPHIE
ZU GOETTINGEN
GEB 1744

Strecker pinx: Darmst. J.C.Krüger sc.Berol:

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des neun und vierzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Chur-brandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1782.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des neun und vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

* D.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Romanen.

6. Welt-

6. Weltweisheit.

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

10. Erziehungsschriften.

11. Deutsche Sprachlehre.

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

13. Haushaltungswissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

I.

Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Goettingensis per Annum 1779. Vol. II. c. Figur. Goett. apud I. C. Dietrich, 1780. 4maj. Comment. Class. phys. p. 138. Comment. Class. mathem. p. 60. Comment. Class. histor. et philog. p. 154. Comment. antiquior. p. 60.

Dieser Band der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, einer grossen Zierde Deutschlands, ist abermals reich an sehr schätzbaren Abhandlungen. Die erste Classe die physische, enthält I. *Io. Andr. Murray* Obseruationes super stirpibus aliquot exoticis horti R. botanici recitatae. Diese sehr genauen und botanisch-classischen Beobachtungen betreffen 1. das Rheum hybridum *Murr.* Der Charakter desselben ist folgender: foliis cordatis acuminatis planis, radical. utrinque bi-vel tridentatis, reliquis repandis, es ist die höchste unter allen Rhabarberarten: man weiß noch nicht gewiß, aus welchen vermischten Arten diese entsprungen sey. 2. Lycium ruthenicum *Murr.*, nebst einer genauen Beschreibung des Lycium barbar. und Afrum. 3. Betonica hirsuta L. genauer zur Vermeidung von Irrungen beschrieben. 4. Verbesina dichotoma *Murr.* 5. Commelina Benghalens. L. 6. Malva virgata *Murr.* 7. Asclepias Sibir. L. — Die beygefügten Figuren erläutern die treffliche Beschreibung noch besser. II. Observ. chirurg. A. G. *Richteri.* Die ersten drey Beobachtungen betreffen bösartige Geschwülste der Brust. Hr. R. hält

 alle

alle bisher gegen den Krebsschaden angepriesene Mittel mehr für nachtheilig als nützlich, ohnerachtet einiger, zuweilen geleisteten Hülfe, schadeten sie doch öfterer; besonders auch durch die deshalb verspätete Operation, die so oft sie auch, frühzeitig vorgenommen, Hülfe doch sehr spät gemeiniglich vergeblich sey. Der Ruf jener Mittel sey der mangelnden Kenntniß wahrer Krebse zuzuschreiben, da durch jene böse Geschwüre geheilt wären, die für Krebse ausgegeben wären: allein, die Kennzeichen der letzten wären in der That auch sehr mißlich: denn weder der heftige Schmerz, noch die Schärfe der Materie, noch der unerträgliche Gestank, noch die harten und zurückgebogenen Ränder, oder der schwammigte Auswuchs eines Geschwürs seyen gewisse Merkmale eines Krebses: auch sitze er nicht jederzeit in drüsigten Theilen, sondern auch an andern; entstehe auch nicht immer aus einer Verhärtung; so wie im Gegentheil auch aus dieser nicht immer krebsartige Geschwüre erfolgen. Der Verf. gesteht, mit einer ihm rühmlichen Offenherzigkeit, daß er so wenig, wie manche andere, entscheidende Kennzeichen des Krebses anzugeben im Stande sey: und öfters einen so genannten offenen Brustkrebs, durch wiederholte Purgier- und Brechmittel geheilt habe. Erste Beobachtung. Wegnahme einer bis zur Größe von drey Mannsköpfen geschwind aufgeschwollenen Brust; bey der die Drüsen unter der Achsel keinen Fehler hatten. Die Operation gieng glücklich von statten; die Geschwulst wog 8 Pfund, ohne die, während jener, ausgeflossenen Feuchtigkeit, die noch möchte $\frac{1}{3}$ des Gewichts betragen haben: indessen starb die Kranke doch am dritten Tage. Man fand die äußern Brustmuskeln weich und aufgelößt; in der Mitte des Brustknochens eine cariöse Stelle;

die

die wahren Ribben der rechten Seite sehr weich und leicht zerbrechlich: besonders die 4. und 5., worauf das Geschwür besonders auflag, größtentheils cariös; und die Intercostalmuskeln an zwey Stellen durchfressen: — die rechte Brusthöhle voll röhtlicher Feuchtigkeit, der rechte Lungenflügel bläulich, und fast faul, zum Theil zerfressen und verschworen — der Magen entzündet; und am erhabenen Theile der Leber auch eine Stelle zerfressen — Beyläufig bemerkt der Verf. alle ihm vorgekommene Verhärtungen und Brustkrebse wären, nach langanhaltender Betrübniß und Traurigkeit entstanden. Zweyte Beobachtung. Ein 24 jähriges Mädchen hatte in beyden Brüsten bewegliche Scirrhos, die einen brennenden Schmerz verursachten: nach vergeblichem innerlichem Gebrauche wurden beyde weggeschnitten; aber man fand keine Gauche in denselben; und ohnerachtet einiger, in der Folge sich ereignenden sehr bedenklichen Umstände, doch glücklich geheilt. Dritte Beobachtung einer seltenen, noch nicht beschriebenen Krankheit der Brust. Es war eine bewegliche, ungleiche, einer Haselnuß große Geschwulst, von welcher nach der Brustwarze hin, eine Reihe kleiner Geschwulste gieng, deren jede von der Größe einer Erbse war: eine ähnliche Fingersdicke harte Schnur gieng nach der Achsel; doch verkleinerte und verlor sich jene gegen das Ende derselben. Drückte oder rieb die Frau diese Geschwulst; so gieng aus der Brustwarze viele röthliche Feuchtigkeit; worauf die kleinern Geschwulste fast unfühlbar; die größeren aber welker, und um ⅔ kleiner wurden. Bey starker Ausdehnung erfolgte ein brennender Schmerz, der aber gleich auf jene Ausdrückung der Feuchtigkeit sich verzog. Die Kranke drückte daher alle Morgen gemeiniglich 2 Loth einer röthlichen nicht scharfen, noch

sinkenden Feuchtigkeit aus: dabey blieb aber die nach der Achsel gehende Schnur unveränderlich. Diese Geschwulst äußerte sich, nach der Unterdrückung der Hämorrhoiden: in einigen Monaten schwoll die ganze Brust bis unter die Achsel sehr stark, verlor sich aber nach dem innern Gebrauch des Schierlings, bis zu der oben bemerkten Größe. Der Verf. widerrieth das Ausschneiden, weil er es für eine Krampfadergeschwulst hielt, die doch nicht ganz, wegen der Schnur nach der Achsel zu, weggenommen werden konnte: sondern er rieth äußerlich und innerlich auflösende Mittel und Wiederherstellung der Hämorrhoiden. Vierte Beobachtung. Ein funfzigjähriger starker Mann verlor, nach zwey Anfällen des Podagra, das Gesicht völlig durch den schwarzen Staar, wozu nach einem Jahre der graue kam. Die Augen waren so empfindlich, daß ein etwas starkes Licht heftige Schmerzen erregte: die sehr kleine Pupille schloß sich bey dem Scheine eines Lichtes fast völlig. Nach glücklich gemachter Operation flossen eine Menge Thränen aus den Augen; ein Umstand, der bey mehreren rhevmatischen Personen bemerkt wird: äußerlich brauchte man trockne zertheilende Kräutersäckchen. Das Gesicht wurde wieder hergestellt, die Pupille erweitert, und das Auge verlor seine kränkliche Empfindlichkeit. — Wahrscheinlich hatte eine gichtische auf die Linse geworfene Materie die Empfindlichkeit verursacht, und die Zusammenziehung derselben beym Lichte muß von der Iris herrühren, weil in unserm Falle jenes nicht auf die Netzhaut fallen konnte. Fünfte Beobachtung. Einen Staar aus einem atrophischen Auge zog der Verf. heraus: nach geschlossener Wunde wurde die Pupille wieder so groß, als vor der Operation; und der Kranke hatte dadurch den Vortheil, daß

er

er allein herumgehen, und größere Gegenstände ziemlich sehen kann. III. De Coeruleo materiarum vitrearum tessemularum in antiquis monumentis obviarum colore; Io. Fr. *Gmelin* commentatio. Noch habe man keinen entscheidenden Beweis, weder aus Plinius, noch andern Schriftstellern, daß die Alten ihr blaues Glas aus Koboldkalch bereitet hätten. Der Verf. erhielt einige blaue Glaswürfelchen, die vor mehreren Jahren ein Bürger aus Mömpelgard in seinem Garten nahe bey der Stadt fand, als er einige Schuhe tief darin graben ließ: sie hatten zu einer Mosaique gedient, die überdem noch weiße, grüne, farbenlose, durchsichtige, auch schwarze und rothe Würfelchen enthielt. Bey dem Stoßen mit einem kleineren Stempel, wurde die blaue Farbe sehr matt. Mit Königswasser digerirt, und mit caustischem Salmiakgeist vermischt, veränderte die Farbe, außer einigen ochergelben Flocken, sich nicht, weder in Hochblau, noch in eine blasse Amethystfarbe, als sonst wohl bey dem Kobolde geschieht. Die mit der Auflösung geschriebenen Buchstaben zeigten sich in der Wärme nicht wieder; aber sogleich, als man Blutlauge, oder Galläpfeldecoct darüber strich. Die Auflösung, mit Blutlauge niedergeschlagen, gab ein schönes Berlinerblau: mit Galläpfeldecoct eine Tinte. — Indessen konnte alle blaue Farbe aus dem Glase nicht ausgezogen werden. — Die blauen harzischen Rohschlacken gaben dieselben Erscheinungen, hergegen die mit Königswasser ausgezogene Eschel lieferte eine meergrüne sympathetische Tinte. 8 Gran von den Würfelchen, von Salpeter und Kohlenstaub, 7 Stunden geschmolzen, gaben einige durch den Magnet zu entdeckende Eisentheilchen, und mit Salzgeist und Galläpfeldecoct Tinte. Eben dieser Versuch wurde mit obigen Eisen-

 schlacken,

schlacken, mit gleichen Erfolge gemacht. — 8 Gran Eschel eben so behandelt, in Salzgeist aufgelößt, mit Salmiakgeist vermischt, gab eine bloße Amethystfarbe. — Außer diesen Gründen beweisen noch andere die Unbekanntschaft der Alten mit dem Kobold: denn wahrscheinlich würden sie sonst, besonders Plinius, die schönen Koboldblüthen beschrieben haben, auch in den Gegenden, wo man noch solches altes blaues Glas findet, kannten noch jetzt nicht einmal die Nationen dieses Halbmetall; als z. B. Aegypten. In Italien, findet man keine Gruben, aus der man vormals, oder jetzt, Kobold förderte; nur einige Gruben in Piemont und Savoyen ausgenommen, wo man nicht einmal Smalte daraus zu machen versteht. Auch kann man auf keine Art erweisen, daß zu den Zeiten der Römer den Kobold in Frankreich oder Spanien zu Smalte schon angewandt wurde. Zwar sollen die Sinesen, Japaner und Indianer, schon seit langer Zeit blaues Porcellan, und auf weißem blau gemahlt haben; allein, zu geschweigen, daß die blaue Farbe allein nichts beweist; so brauchen sie nach du Halde u. a. m. den Lasurstein, der die Hitze bey ihrem Porcellan vertragen kann; und jener ist durch Eisen gefärbt. Eigene, viel versprechende Versuche des Verf., und andere, aus verschiedenen Schriftstellern angeführte, daß Eisen, mit reinem Glassatze, in sehr starkem Feuer, blau färbe. Die Rohschlacken der Königshütte scheinen mit den blauen Würfelchen, aus einer Materie zu bestehen: daher sey es wohl wahrscheinlicher, daß die Alten sich zu ihren blauen Gläsern natürlicher Eisenkalke, oder eisenschüßiger Steine und Erden, als des Kobolds bedient haben. Denn die ältern Nationen kannten und hatten auch Eisenerz; und kamen vielleicht durch die blaue Farbe der Rohschlacken, auf den

den Einfall, das Glas durch Eisen blau zu färben; zuweilen möchten auch die schönern Stücke blauen vulkanischer Schlacken zu ihrer Mosaique dienen. IV. *Ioh. Beckmanni* Commentatio de Laccis rubiae tinctoriae et Phytolaccae decandrae. Die Färberröthe. Jede hochgefärbte Pflanze giebt nicht immer, auch nicht mit jeder Erde, Lack; mit Recht berührt der Verf. auch die mißglückten Versuche. Die Versuche mit der Färberröthe sind mit frischen jungen Wurzeln gemacht, die nach abgezogener Haut klein geschnitten, und gleich in die schickliche Flüßigkeit hereingeworfen wurden. — a) mit Alaun; – die Wurzeln wurden mit aufgelößter Pottasche digerirt, durchgesenht; und Alaun hinzugetröpfelt: nach langer Zeit setzte sich die gefärbte Erde, wurde gelinde getrocknet, und gab eine rothe und angenehme, aber nicht sehr satte Farbe. — Die mit Alaun digerirte Wurzeln, durch Pottasche niedergeschlagen, gaben ein blas- nicht völliges Rosenroth. b) mit Eisenvitriol den alcalischen Aufguß vermischt gab Umberbraun; c) mit Kupfervitriol, etwas violettes Aschgrau; d) mit Zinkvitriol, braun zwischen Coffeefarben und Pompadour; e) mit Zinnauflösung in Königswasser, ziegelsteinfarben; f) mit Bleyzucker roth, etwas violett, wie guter Florentiner Lack. Der Verfasser führt die mit Bittersalze in die Augen fallenden vielfältigen Vorzüge desselben vor dem Alaun an. Kochte man mit jenem die Färberröthe, und goß Weinsteinsalz hinzu, so setzte sich eine schöne rothe Farbe, die durch das Trocknen noch besser wurde, und dem schönsten Florentiner Lack gleich kam: (eine vorzüglich gute Erfindung.) Allgemeine Regeln zur Verfertigung eines guten Lacks: 1) sehr reines destillirtes, oder doch Regenwasser; 2) gläserne, oder wohlüberzinnte Gefäße; 3) ein nicht starkes, durch

die Erfahrung erst zu lernendes Kochen; 4) Auflösung der die Farbe aufnehmenden Erde im Menstruum. 5) Man schlage nicht auf einmal alle färbende Theile nieder: der dritte Niederschlag giebt eine schlechtere Farbe; 6) beym ersten Niederschlage schüttle man nicht; aber bey dem zweyten; 7) das Trocknen geschahe langsam; 8) man süße den Lack aus; 9) reibe ihn recht fein: 10) er sey, wo möglich, etwas durchsichtig; 11) er verliert allemal etwas an Schönheit durch das Trocknen. — Die Phytolacke. Der ausgepreßte Saft ist schön roth, sieht aber trocken, dem eingetrockneten Blute gleich: durch Säuren wird es mehr violett, durch Laugensalze fällt er ins olivfarbene. Ausgepreßt mit Wasser vermischt, wird er dunkler, mit Säuren heller, darauf gelblich und die Farbe verliert sich endlich ganz, er scheint auch auf zugesetztes Laugensalz nicht wieder. – Salpetriges Silber zerstört die ganze Farbe: Zinnauflösung giebt eine violette ganz angenehme, durch Weinsteinsalz braunere Farbe. Leinen, in den mit Salpetersäure vermischten Saft getaucht, wurde schön violett, und bloßes Wasser nahm die Farbe nicht wieder weg: mit dem Safte und Laugensalze färbt sich das Leinen olivengrün. Getrocknete Beeren färben gar nicht. — Es scheint keine Lacken geben zu können, da bey den Versuchen alle Farbe durch Trocknen sich verlor. — Der Saft mit einigen Tropfen Salpetersäure oder Zinnauflösung vermischt, und mit gelinder Wärme abgedampft, geben eine so schöne violette Saftfarbe, als keine andere. — Auch kann man daraus Bezetten machen; der Saft wird mit Salpetersäure oder Zinnauflösung vermischt, ganz rein gewaschenes trocknes Leinen damit öfters getränkt. Hiemit kann man die Weine angenehm färben; und es geschahe auch bey den Portugie-

tilgiesischen; doch ists jetzt verboten; vielleicht könnte man sie statt der Heidelbeeren zu dergleichen Endzwecke anwenden. V. Henr. Aug. *Wrisbergii* obseruationes anatomico - neurologicae de ganglio plexuque semilunari in abdomine et nervis, illum formantibus: Eine sehr schätzbare Abhandlung, die aber keinen Auszug verstattet, sondern selbst gelesen werden muß. VI. Historia tumorum rariorum circa carpum et in vola manus obvenientium, qui, simillimi licet facie, qua indolem tamen et sanandi methodum prorsus discrepant; auctore *Olavo Acrel.* Das krebsartige Schwammgewächs ist die eine Art dieser Geschwülste, welche vom Beinfraße der darunter liegenden Knochen entsteht. Die andre Art ist weniger gefährlich und seltener; ein Breygewächs, das aus den Gelenken und den Bändern der Gelenkknochen entspringt, und dem vorigen äusserlich ähnlich sieht, so lange man es nicht öffnet. Obgleich die Schwammgewächse an allen Theilen des Körpers entstehen können: so haben doch die an der Hand jederzeit cariöse Knochen unter sich liegen: sie erzeugen sich entweder oben oder unten am Gelenke, und sind an Größe, Gestalt, Consistenz, Härte und Schmerzen verschieden. Der Verf. zeigt die Entstehungsart derselben, und den Unterschied von den Oberbeinen, genau und gründlich an. Nach seinen Beobachtungen ist der Erfolg der Operation jederzeit nachtheilig, selbst, wenn man die ganze Hand abnimmt. Hier folgt die Geschichte von drey Fällen, wo noch das Abbinden der Geschwulst am glücklichsten ausfiel. Jeder Wundarzt solle jeden dergleichen, glücklichen oder unglücklichen Vorfall beschreiben, damit man zu mehrerer Gewißheit über die Behandlung käme. — Die Breygeschwülste sind vom Verf. allezeit am untern Theile der Gelenke, und in der flachen

Hand

Hand bemerkt: dergleichen beschreibt er hier ausführlich, doch ist diese Geschichte mit denen in den chirurgischen Vorfällen befindlichen, in vielen Stücken ähnlich.

Die mathematische Abtheilung enthält zwey Abhandlungen. 1). Hrn. Kästners von dem Gebrauche der Fäden in astronomischen Fernröhren, wenn diese Fäden der täglichen Bewegung eines Gestirns nicht parallel sind, besonders zur Beobachtung der Sonnenflecken. Aus der bekannten Stelle eines Fixsterns pflegt man den Ort eines nahe bey ihm befindlichen Himmelskörpers dadurch zu bestimmen, daß man sie längst Fäden, die an der Stelle des Bildes gezogen sind, sich bewegen läßt. Die Entfernung der Wege, welche beyde beschreiben, giebt den Unterschied der Declination; der Unterschied der Zeiten, in welchen sie an einen auf jene Fäden senkrecht gezogenen kommen, giebt den Unterschied der Rectascension. Es macht aber nicht wenig Schwierigkeit, besonders bey der Sonne, die Fäden in ihre gehörige Lage zu bringen. Darum hat Hr. K. eine bequeme Methode angegeben, wie man durch die Beobachtung des Antritts an zwey parallele und einen senkrecht darauf gezogenen Faden, wenn sie auch gegen den Weg des Gestirns geneigt sind, zum Zwecke gelangen könne. Der senkrechte Abstand der parallelen Fäden muß bekannt seyn, nämlich dem Winkel nach, unter welchem er an der Himmelskugel erscheint. Wie er gefunden werde, giebt Hr. K. nicht an. Es kann wohl nicht anders als durch unmittelbare Beobachtung geschehen. Denn eine Methode, durch Beobachtung der kürzesten Zeit zwischen den Antritten an die parallelen Fäden verwirft Hr. K mit Recht als unzuverläßig. Zur Beobachtung der Sonnenflecken nimmt Hr. K. zwey senk-

senkrecht auf einander gestellte Fäden, und zeigt, wie aus der Beobachtung dreyer oder vier Antritte des Sonnenrandes der Weg des Mittelpunktes der Sonne könne bestimmt werden. Beobachtet man zugleich die Zeiten, da ein Flecken in der Sonne an jeden der beyden Fäden tritt, so läßt sich daraus der Unterschied der Rectascension und Declination des Fleckens und des Mittelpunkts der Sonne herleiten. Diese Methode hat allerdings ihre Vorzüge; nur fodert sie ziemlich viel Rechnung, und die fünf oder sechs Beobachtungen könnten zuweilen Verwirrung machen. 2) Hr. Prof. Meister liefert eine kritische Geschichte der Bemühungen der Kriegsbaumeister, die vortheilhafteste Befestigungsmanier durch Hülfe der Analysis zu bestimmen. Man hat entweder nach den Vorschriften eines angenommenen Systems gesucht, wie aus den gegebenen oder gefundenen Größen die unbekannten zu finden seyn, oder man hat die beste Manier durch Rechnung herausbringen wollen. Bisher ist man in Absicht des zweyten (denn das erstere ist eine Kleinigkeit,) nicht weit gekommen, wenn gleich die Urheber einiger Rechnungsmethoden nach ihrem eigenen oder anderer Urtheil das Ziel nahe getroffen haben sollen. Hr. M. giebt als Ursachen des Mißglückens an, daß die Verfasser alle die gewöhnliche Befestigung mit Bollwerken zum Grunde gelegt haben (daran wäre aber wohl nicht so viel verwerfliches, da die Facen der Bollwerke und der Raveline immer ein sehr vortheilhaftes Zickzack ausmachen können); zweytens, daß die Natur der Rechnung selbst es mit sich bringt. Die Prämissen sind unzuverläßig. Die Grundsätze der Verfasser sind entweder unbewiesen; oder wenn sie auch einzeln für sich betrachtet, gut und richtig sind, so leiden sie doch in der Verbindung mit einander

der zu viel Einschränkungen. Die Maaßen, welche zum Grunde der Rechnung dienen müßten, kennt man entweder gar nicht, oder giebt sie nur obenhin an. Wo man keine Data hat, nimmt man zur Bestimmung der Aufgabe Bedingungen an, nicht der grössern Stärke oder Sicherheit gemäß, sondern dem System oder einer gewissen eingebildeten Eleganz und Einfachheit der Construction zu Gefallen. (Alle solche Versuche scheinen darum vergeblich, weil es ganz und gar von Localumständen abhängt, wo, wie groß, wie nahe an einander man die Bollwerke anzulegen, wie man ihre Figur zu bestimmen, und was man überhaupt für Werke anzulegen habe. In der Kriegsbaukunst giebt es gar keine allgemeine Manier, als nur auf dem Papiere.) Hr. M. geht hierauf die vornehmsten Rechnungsmanieren durch, von Reyher an, im Anfang dieses Jahrhunderts, der Curtine, Flanke und Face einander gleich machte, und sich deswegen in Nachahmung des Vitruvs auf das Unisono in der Musik berief, welches er gegen Descartes als einen Accord sogar aus der Bibel (2 Chron. 5, 13.) beweisen wollte. So suchte auch Glaser die Zahlen 1, 2, 3, 4. in den Verhältnissen der Curtine, Flanke und Face anzubringen. Hr. M. beurtheilt, was Kraft, Lieftink, Mylius, de Lavaux, Ypey, Klinkenberg, Siderius haben herausrechnen wollen. Die meisten dieser Versuche findet man in Böhms Magazin für Ingenieurs. Es wird sehr nützlich seyn, diese Beurtheilung damit zu vergleichen. Eine Uebersetzung dieser Meisterischen Abhandlung würde in das gedachte Magazin einzurücken seyn. Am Ende liefert Hr. M. alle Formeln seiner Autoren mit einem mühsam und sinnreich verfertigten Index der Buchstabenzeichen. Sie waren dieser Mühe schwerlich werth.

In

In der historischen und philologischen Abtheilung sind enthalten: 1) Hrn. Walchs Abhandlung von dem Hystaspes und seinen Weissagungen bey den Kirchenvätern. 2) Hrn. Meiners dritte Abhandl. vom Zoroaster, worin besonders das Alterthum und die Aechtheit der von Anquetil unter Z. Namen herausgegebenen Bücher geprüft wird. Hr. M. hält sie für unächt. Anquetils ganzes Verfahren war widersinnig und unzuverläßig. 3) Hr. Gatterer von der diplomatischen Epoche der deutschen Sprache. 4) Herr Heyne von des Hesiodus Theogonie über Herodoti II. 52.

In dem Nachtrage der ältern befinden sich zwey Abhandlungen des sel. Murray über die Runische Litteratur.

Dm. L.

II.

Johann August Schlettweins, Hochfürstl. Darmstädtischen Regierungsrath und Prof. in Giessen, Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen; oder Sammlung von Abhandlungen, Vorschlägen, Planen, Versuchen, Rechnungen, Begebenheiten, Thaten, Anstalten, Verfassungen, Gesetzen, Verordnungen, Länder, Aemter, und Ortsbeschreibungen, Bücheranzeigen und Kritiken, welche das Wohl und Wehe der Menschheit und der Staaten angehen. Erster Band; in der Weygandschen Buchhandlung. 1780. 1 Alph. 13 Bogen.

Aus obigem Titel und der vorherigen bekannten Ankündigung dieses Werks ist der weit um sich fassende Plan desselben hinlänglich zu ersehen. Erziehung, Cultur der Künste und Wissenschaften, Sitten und Religion, der gesammte Nahrungsstand, alle Theile der Gesetzgebung und der Politik, nämlich Ackerbau, Viehzucht, Forstwirthschaft, Bergwerkswesen, Fischerey, Handwerke, und alle Kunstindustrie, Commerzien, Polizey, Justizwesen, Münz-Cameral- und Finanzsachen, Kriegeswesen und Staatskunst, machen das Gebiet der darin aufzunehmenden Arbeiten aus.

Die fast gränzenlose Weitläuftigkeit dieses Plans will uns in mehrerer Rücksicht nicht ganz gefallen. Weil wir jedoch bey Werken jener Art gerne einem jeden nach seiner eigenen Phantasie schalten und walten lassen, so begnügen wir uns blos an dem Wunsche, daß es dem Herausgeber belieben möchte, zu besserer Brauchbarkeit des Buchs, alle darin einen Platz findende Abhandlungen, unter gewisse Rubriken zu ordnen.

Beynahe der ganze erste Band ist von der Feder des Herausgebers, doch sollen auch immer fremde Aufsätze, unter einigen, am Schlusse der Vorrede gemachten Bedingungen, mit eingerückt werden.

Der Herausgeber bauet die Glückseligkeit aller Staaten und Völker, auf die Anwendung der Grundsätze des Physiocratischen Systems. Daher scheint dann der ganze Zweck seiner Wirksamkeit dahin zu gehen, die Lehre dieses Systems mehr zu verbreiten, und selbiger allgemeinen Anhang zu verschaffen, und das ist auch der vornehmste Gesichtspunct, woraus man nach dem ersten Bande zu urtheilen, sein Archiv betrachten muß.

Faß-

Faßliche Vorstellungsart, gründliche Ausführung der gewählten Beweismittel, wohlangewandte Kenntnisse, sind Eigenschaften, die der H. V. auch in diesem Werke häufig zeigt. Auf der andern Seite aber findet man darin zu viel Vorliebe gegen eigene Meinungen, mangelhafte Schlüsse, fehlsame Folgerungen aus selbigen, und einen gar zu großen Hang, die so sehr verschiedenen Staatseinrichtungen, einem einzigen Leisten anzupassen.

Beyspiele hievon werden jedem sichtbar werden, wenn wir den Inhalt der Abhandlungen dieses ersten Bandes, der größtentheils gemeinnützig ist, näher anzeigen. Vor dasmal wollen wir nichts aus selbigen übergehen, damit alle, die ihre Augen auf ein Werk gerichtet haben, welches der ersten Anlage nach zu unzähligen Bänden anwachsen kann, in den Stand gesetzt werden, ihre Erwartungen von selbigen genau zu bestimmen. Weitläuftige Beurtheilung aller Aufsätze leidet aber der Zweck der Bibliothek nicht.

In jedem Bande des Archivs sollen gewisse Sätze vorgetragen werden, welche allgemeine Evidenzen, für alle Berufe in der menschlichen Gesellschaft zu seyn scheinen. Daher fängt nun auch dieser Band mit dergleichen Sätzen an, und zwar in Ansehung der Bevölkerung. Sie sind die Grundlage des ganzen physiocratischen Lehrgebäudes, und verdienen daher sehr genau geprüft zu werden.

Nicht von allen sehen wir die Evidenz so überzeugend ein, wie der V. Wir wollen unsere Zweifel gegen einige derselben mittheilen. Der V. nimmt an, „daß die Bevölkerung der Erde bloßer Effect sey, der „sich auf den natürlichen Zeugungstrieb des Menschen, „auf seine Gesundheit, Stärke und Lebenslänge, und „auf hinlängliche Masse von Nahrungs- Kleidungs-

 „und

„und Wohnungsmaterien für die Menschen gründe, und behauptet deshalb im 10 S., „daß die Bevölkerung, wenn es an obigen Punkten nicht mangelte, „von selbst zunehmen würde, ohne daß man irgend „eine besondere Bevölkerungsmaxime zu befolgen, oder „die Bevölkerung durch Regulative zu befördern „brauchte.

Allein sollte die Bevölkerung wohl immer so unausbleiblich von selbst folgen, falls z. B. die Ehen in Verachtung kämen, wie sich in einem, durch Reichthum und Ueberfluß ausschweifend und verschwenderisch gewordenen Volke leicht als möglich denken läßt. Im 11 S. heißt es: „alle besondere Bevölkerungs„Polizey, womit man gerade auf den Effect loswirkt, „ohne dessen wahre natürliche Ursachen hergestellt zu „haben, nämlich Ueberfluß an Nahrungs- und Klei„dungsmaterialien, sey Blendwerk". Das kann doch ohnmöglich von Ländern gelten, die entweder überhaupt noch unangebauet sind, oder worin es große uncultivirte Distrikte giebt. Was für solche Länder eine wachsame Polizey, durch das Anziehen fremder arbeitsamer Einwohner auszurichten vermöge, das haben die Preußischen und Russischen Staaten unter andern gelehrt. Der 12. Satz giebt den Erdboden als die einzige Quelle aller Genießungsmaterien an. Den Stoff zu den Genießungsmaterien erhalten wir freylich aus und von der Erde, die Gewässer mit eingerechnet. Aber ist dann der erste Stoff gleich zum Genusse ohne Ausnahme geschickt? Muß nicht das mehreste aus dem ganzen Naturreiche erst bearbeitet werden, bevor es zum Genusse brauchbar wird? Ist demnach nicht die Bearbeitung der Materialien, als die zweyte Quelle der Genießungen anzusehen? Nach dem 14. Satze „soll die größtmöglichste Bevölkerung von

„selbst

„selbst folgen, wenn die Grundstücke des Erdbodens „aufs vollkommenste bearbeitet, die größtmöglichste „Masse von Lebensmitteln hervorgebracht, die Theil„nehmung an selbigen nicht gehemmet, und für die „Erhaltung auch Herstellung der Gesundheit gesorgt „wird.“ Diese letztere Bedingung zeigt schon wieder die Nothwendigkeit einer Bevölkerungspolizey, so wie die größtmöglichste Bearbeitung der Grundstücke, gute Bevölkerung voraussetzet. Bloßer Ueberfluß an Produkten ist hingegen nicht hinreichend, Bevölkerung zu bewirken. Die Produkte müssen durch Nachfrage einen Werth haben, wenn sie Antrieb der Bevölkerung werden sollen. Geschichte und Geographie bieten häufige Beyspiele hievon dar, und lassen es eben so wenig an Exempeln fehlen, daß auch Länder, denen es an eigener Fruchtbarkeit mangelt, sehr bevölkert werden können. Durch den 15. Satz will der Verf. die Völker der Erden bereden, daß ohne irgend eine Ausnahme und Einschränkung es ihr Interesse mit sich bringe, die beste Benutzung der Grundstücke anderer Staaten zu befördern. Die Verwerflichkeit dieses Glaubensartikels der Physiocraten ist fast zu evident, als daß sie eines Beweises bedürfte. Wer es nöthig findet, weiter Untersuchungen darüber anzustellen, der wird durch Auflösung folgender drey Fragen (denen noch unzählige andere beygefügt werden könnten) leicht eine richtige Entscheidung zwischen der alten und neuen Politik in obigen Artikel treffen können. Sollte Amerika wohl Ursach haben, dazu beyzutragen, daß durch den Tabacksbau in Ungarn, die dortigen Ländereyen einträglicher gemacht würden? und umgekehrt; wäre es wohl für Ungarn vortheilhaft, den Amerikanern den Absatz des Tabacks wieder zu erleichtern? Würde Holland dabey gewinnen, wenn es

den Heringsfang, in den Gewässern der Engländer, dieser Nation überliesse, und sie in der Kunst des Einpökelns unterwiese? Hätte Schlesien und andere mit Garn und Leinen handelnde deutsche Provinzen, Nutzen davon zu hoffen, wenn sie sich bemüheten, das Anziehen des Flachses und der Leineweberey in England zu befördern, oder die spanische Industrie zu beleben?

II. Briefe über die neuen Erziehungsanstalten, von 1776. Der Verf. bestreitet darin aus verschiedenen Gründen die Möglichkeit, den Zweck der Philanthropinen zu erreichen, theils in Betracht äußerer Umstände, theils in Rücksicht auf ihre Einrichtung selbst. Wir überlassen es den Herren Philanthropen, den Werth ihres Inhalts zu beurtheilen. Der erste Brief, über den Widerspruch zwischen der in Europa herrschenden Politik, und der Hauptabsicht der Philanthropinen, könnte vielen Stoff zu einer parodirenden Antwort, an die Herrn Physiocraten geben.

III. Von der Liebe gegen Gott und ihren ächten Zeichen. IV. An die Philanthropen und Cosinopoliten unserer Zeit. Eine Ermahnung, das Leben, die Liebe und die Lehren Jesu Christi, im Wandel, Liebe und Lehre darzustellen. V. Die einzige Auflage in der spanischen Provinz Catalonien, übersetzt aus der Considerations sur les Finances d'Espagne. Diese seit 1726 daselbst eingeführte Auflage besteht darin, daß von dem Ertrage der Grundstücke 10 Procent, so wie von der Industrie $8\frac{1}{3}$ Procent jährlich erlegt werden müssen. Nach der Zugabe des Uebersetzers hat man Castilien auf gleiche Art beschatzen wollen, die Ausführung des Plans ist aber schon 40 Jahr vergeblich versucht worden. VI. Auszug aus dem Rathe eines redlichen Mannes, an einen Fürsten, über

Zwi-

Streitigkeiten mit seinen Nachbarn. VII. Marggräflich Baaden-Baadische Kammerordnung vom Jahr 1766. Ein Muster von Verordnungen, die vielen andern bey Einrichtung solcher Collegien zur Grundlage dienen könnte. VIII. Anmerkungen über die Verordnung, theils passend, theils unser Einsicht nach unzutreffend. IX. Cameralgutachten über die beste Benutzung der beyden Cammergüter, Remesingen und Steinig, in Baaden-Durlachischen. X. Cameralgutachten, über die zur Beförderung der Nahrungsumstände des Fleckens Grözingen im Oberamt Durlach in Vorschlag gebrachte Veränderungen der bisherigen Kultur der Aecker und Weinberge. XI. Englands Macht und Glückseligkeit, in der Einführung einer einzigen Landtaxe, und der uneingeschränkten Gewerbs- und Handelsfreyheit, aus lauter Thatsachen vorgestellt. Diese Thatsachen begreifen mit wenigen gesagt, eine Berechnung darüber in sich, daß, wenn von den nutzbaren Grundstücken in England, 12 Millionen als Landtaxe erhoben würden, dennoch der Ueberschuß ihres reinen Ertrages, wo nicht mehr, doch eben so viel bringen würde, als nach Abzug des Territorialimpostes der Herrschaft Röteln, von den dasigen Ländereyen aufkömmt. Weil nun aber in erwähnter Herrschaft, die Unterthanen in ganz vorzüglichem Wohlstande seyn sollen, so folgt hieraus der Schluß auf Englands Glückseligkeit, bey Annahme der erwähnten Landtaxe. Man lasse alle zu jenem Beweise gebrauchten Voraussetzungen gelten, ohnerachtet unter andern noch dagegen einzuwenden wäre, daß der Unterhalt einer Familie in England weit höher, als in der Herrschaft Röteln zu stehen kömmt; so würde dennoch der Ackerbau, die Manufacturen und der Handel Englands,

schwerlich in seinem jetzigen Flor bleiben, wenn alle dasige Abgiften auf die Ländereyen gelegt, und die freye Einfuhr der fremden Produkte und Manufacturwaaren, ohne Unterschied erlaubt werden sollte.

Entweder müsten die Eigenthümer der Ländereyen oder ihre Bebauer die drückenden Staatslasten ganz allein tragen, und welche Unbilligkeit, welches Verderben für den Ackerbau könnte grösser seyn als dieses; oder es würden letztere sich genöthiget sehen, die Abgaben bey dem Verkaufe der Früchte wieder zurück zu ziehen. Wer sichert ihnen aber alsdann noch den jetzigen Absatz, da andere Kornreiche Länder, wo die Erzielung der Früchte weniger kostet, wo geringere Abgiften vorhanden sind, mit ihnen beym Verkaufe in Concurrenz treten würden; da die hunderttausende, die jetzt mittelbar oder unmittelbar, von solchen Fabriken leben, welche in England, ohne gänzlichen Verbot oder schwere Beimpostung fremder Kunstwerke nicht subsistiren können, binnen kurzem brodlos werden müßten, als Tuch- Seiden- Spitzen- und Leineweber.

Ueberhaupt aber hängt die Schicklichkeit der Auflagen für verschiedene Länder, von so unendlich vielen complicirten Umständen ab, daß ohnmöglich durch Zusammenstimmung eines einzigen von den vielen dabey in Betracht kommenden Punkten, entschieden werden kann, ob die für das eine Land sehr vortheilhafte Auflage, den anderen eben so zuträglich sey?

XII. Ein Wort über die Spielverbote. XIII. Merkwürdige Verfassung des Marggräflich Baaden-Durlachischen sogenannten Oberlandes, in Ansehung der darinnen eingeführten Auflagen. Die Oberlande tragen blos einen Territorialimpost, in

dem

dem Unterlande hingegen sind alle Waaren, welche hereingebracht, weggeführt oder umgesetzt werden, mit einem sogenannten Pfundzoll belegt. Der V. giebt es diesem allein Schuld, daß ohnerachtet die Unterlande in sehr vieler Rücksicht Vorzüge vor dem Oberlande geniessen, die Einwohner desselben sich dennoch in schlechteren Umständen, als die in dem Oberlande befinden, wovon die Anwendung zum besten der Territorialabgiften leicht zu errathen ist. Der Pfundzoll auf Art und Weise wie dorten angelegt, gehört freylich zu der verderblichsten Gattung von Auflagen, die sich denken läßt. Es giebt aber Imposten und Accisen, welche die Folgen jener Auflagen nicht hervorbringen. Auch ließen sich von der Verschiedenheit der Glücksumstände der Ober- und Unterlande, vielleicht noch andere Ursachen, bey näherer Nachforschung auffinden, wozu jedoch sehr genaue Landeskenntniß gehört. Sollte nicht z. B. das Daseyn des Hofes, der Herrschaftlichen Bedienten, und des Militair, in letzteren eine Neigung zum unnützen Aufwande haben einführen können, immittelst die Oberlande nicht davon angesteckt worden?

XIV. Colberts Staatswirthschaftssystem und Finanzoperationen, in ihrem Geiste und nach ihren Würkungen. Ohne Colberts Administration von allem Tadel freysprechen zu wollen, können wir ihm doch ohnmöglich alles das zur Last legen, dessen ihn diese Abhandlung beschuldigt. Dahin gehört unter andern der Satz S. 299. daß Colberts System, in Ansehung der eingeführten Consumtionsauflagen, den Ertrag der französischen Cultur, im Jahr 1683, gegen das Jahr 1661 gehalten, um 1066 Millionen Livres vermindert habe. Diesen Satz zu beweisen, wird angenommen, daß der Verbrauch der Producte

sich mit jedem Jahre in dem Verhältnisse der Einkünfte der Consumtionsabgiften verminderte, weil die Grundeigenthümer, diejenigen, so von Renten leben, die besoldeten Diener, die Capitalisten und Armen, welche nichts wieder zu verkaufen hätten, die Last der Consumtionsauflagen allein trügen, maaßen sie solche weder auf Arbeiten, noch auf Waaren schlagen könnten, daher sie dann genöthiget wären, den Belang der Abgift an der Consumtion zu kürzen, wogegen die Producenten und Arbeiten den Preis ihrer Waaren in gleichem Verhältnisse jährlich steigern müßten, wenn von dem geringeren Debite, gleich starke Abgaben aufzubringen wären. Dieserhalb soll denn z. E. eine Consumtionsauflage, die 35 Millionen Livres jährlich einträgt; die Production und Masse der Arbeiten um 35 Millionen jährlich verringern.

So sehr jener Satz der sonstigen Theorie der Physiocraten widerspricht, nach welcher sie gewöhnlich behaupten, daß dergleichen Auflagen ganz allein den Ländereyeigenthümern zur Last fallen; so wenig stimmt solcher mit der Wahrheit überein. 1) Ist es ungegründet, daß die Producenten, die Arbeiter und Kaufleute das Total der Abgiften von den vorerwähnten Classen zurückziehen. Das was auf ihrer eigenen Consumtion liegt, können sie nicht mit einfordern, weil da die Consumtion ungleich ist, der eine seine Waaren und Produkte wohlfeiler als der andere verkaufen, folglich der eine Theil alle Nachfrage von sich abwenden würde. 2) Müßte bey jener Folge supponirt werden, daß die Grundeigenthümer, die besoldeten Diener und Capitalisten, vorher alle ihre Einkünfte jährlich zu verzehren gewohnt gewesen. Denn haben sie einen jährlichen Ueberschuß behalten; so ist (insonderheit bey mäßigen Abgaben) keine absolute Noth-

wen-

wendigkeit vorhanden, daß sie um derentwillen den Genuß gleich einschränken. 3) Wäre vorauszusetzen; daß die Einschränkung nur allein die einheimischen Producte und Arbeiten träfe. 4) läßt es die Natur der Preisbestimmung nicht zu, daß bey dergleichen Abgiften, Produkte und Arbeiten mit jedem Jahre unaufhörlich steigen. Vorrath und Nachfrage, determiniren vorzüglich den Preis. Der Verkauf geschieht aber erst, wenn der Vorrath gemacht ist. Falls demnach eine plötzliche Abnahme der Consumtion wegen gesteigerten Preises entstünde, die sich auf 35 Millionen erstreckte; so würde der Vorrath an Natur- und Kunstprodukten um so größer, ganz natürlich müßten alsdann die Verkäufer den Preis herunter setzen, und hiedurch käme die Consumtion von selbst wieder empor. 5) Widerspricht die Erfahrung dem obigen Grundsatze. Die Einnahmeregister von solchen Consumtionsauflagen müßten jährlich ein minus enthalten, wenn solche mit jedem Jahre aufs neue die Consumtion schwächten, und dennoch fehlt es nicht an Registern, die viele Jahre hindurch ein fortgehendes plus ausweisen, ohne daß die Auflage an sich, oder durch neue Rubriken erhöhet worden, wovon Rec. Exempel anführen könnte, wenn hier der Ort dazu wäre. Endlich lehrt auch Englands Beyspiel, daß Ackerbau, Manufakturen und Handel, unter starken Consumtionsauflagen, den höchsten Flor erreichen können. Wie aber alles seine Gränzen hat; so leidet es auf der andern Seite keinen Zweifel, daß es möglich sey, das Maaß solcher Auflagen zu überschreiten, und durch selbige die Wohlfarth der Staaten zu untergraben.

XV. Reflexionen über die neue Bestreitungen der vertretenden Genugthuung Jesu Christi. XVI. Vollständige Antwort auf den Haupteinwurf des

Herrn

Herrn Arthur Young in England, wider die einzige Territorialauflage. Herr Young hat in seiner politischen Rechenkunst zu beweisen gesucht, daß wenn die Summe aller englischen Abgiften, in eine einzige Territorialauflage verwandelt würde, sodann jedes Pfund Sterling reinen Ländereyeinkommens, mit 1 Pfund 4 Schil. belegt werden müßte, folglich die Summe aller englischen Auflagen, nicht nur dem ganzen reinen Ertrage der Ländereyen gleich sey, sondern selbige noch um 200,000 Pf. übersteige. Zur Widerlegung dessen wird in obiger Antwort gezeigt, daß Young den reinen Ertrag der englischen Ländereyen, in der Beschreibung seiner Reise, durch die nördlichen Provinzen Englands weit höher als im erstberührten Werke angegeben habe. Dieser anscheinende Widerspruch beruhet vermuthlich darauf, daß in der politischen Rechenkunst, der Länderey-Ertrag nach der Schätzung bestimmt worden, die man bey der Landtaxe zum Grunde gelegt, in den Reisen aber, nach ihren itzigen wirklichen Einkünften. Allein, wenn auch wirklich nach Einführung der angepriesenen Territorialauflage 27,800,000 Pfund reiner Gewinn für die Ländereyeigenthümer und deren Pächter übrig blieben, wie der V. behauptet, anstatt daß dieser sich bis jetzt auf 38 Millionen belaufen haben soll, ist denn dadurch schon erwiesen, daß 10 Millionen baarer Abgang, an deren bisherigen Ueberflusse, so wenig ihnen als dem Ackerbau und dem Staate nachtheilig seyn werde? Vergeblich vertröstet man sie mit einer Schadloshaltung durch Aufhebung der Abgaben von der Consumtion, denn da alle Consumenten zu selbigen beytragen, so kömmt ihnen auch nur ein Theil ihres Erlasses wieder zu gute. Vergeblich wäre die Hoffnung eines stärkeren Absatzes ihrer Produkten. Die Erzielung derselben zu erweitern, ist in einem Reiche

wie

wie England, wo der Ackerbau bis zum höchsten Grad der Vollkommenheit gediehen, nicht wohl möglich, und eine stärkere Nachfrage zur Erhöhung des Preises hervorzubringen, läßt sich aus oben bey No. XI. angeführten Ursachen nicht erwarten. Können aber die Ländereyeigenthümer und Pächter den Abgang von 8 bis 10 Millionen jährlich nicht ersetzen, wie sehr wird dann der Ackerbau darnieder liegen, und wie bald wird die Quelle der Auflagen verstopfen, zumal wenn ein Mißwachsjahr Remissionen, oder ein Krieg neue Beschatzungen nothwendig machen sollte. XVII. Der Krieg nach seinen wahren noch nicht genung erkannten Folgen. Es werden hier blos die verderblichen Folgen von Seiten der Entvölkerung, der hiedurch sich schwächenden Production, und deshalb abnehmenden Auskommens für die Menschen dargestellt. XVIII. Von Aufhebung der Gemeinschaften der Länder, besonders im deutschen Reiche. Liefert sehr brauchbare Materialien, zur Anordnung und Ausführung eines solchen Theilungsgeschäftes. XIX. Die ökonomische Gesellschaft zu Carlsruhe. Eine Stiftung die ihres erhabenen Urhebers vollkommen würdig ist, und die das Urtheil des Herausgebers sehr verdient, „daß alle Societäten in solche Lagen gesetzt werden „müßten, wenn ihre Bemühungen für die Länder Ef„fect haben sollten." Da aber die Eifersucht anderer Landeskollegien es schwerlich zulassen wird, daß in vielen Staaten ähnliche Gesellschaften entstehen, die einen eben so ausgedehnten Wirkungskreis einnehmen dürfen; so empfehlen wir die der Nachricht angehangenen Fragen, allen denen zur Beherzigung, die sonst durch Rath und Vorschriften in andern Verhältnissen die Wohlfarth der Staaten besorgen, und bedauren es übrigens, mit innigster Herzensempfindung, daß

eine so vielen Segen versprechende Anstalt, selbst durch unmittelbare Beseelung des edelsten Landesherrn, kaum ein volles Jahr, hat am Leben erhalten werden können.

XX. Briefe an die königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen über das Physiocratische Regierungssystem. Erster Brief, von den ersten Grundsätzen des erwähnten Systems. Unter diesen Grundsätzen macht folgender den Anfang. „Wenn x Centner Materien oder Produkte in ihrem rohen Zustande „in einem Haufen A da sind, und ich, um $\frac{1}{10}$ x Cent„ner davon nur in eine andere Form zu setzen, welche „noch nicht da war, $\frac{3}{10}$ x Centner von diesem Pro„duktenhaufen während, über und um meiner Um„formung willen verzehren muß, und würklich ver„zehre, aber durch meine umformende Arbeit nicht „mehr als $\frac{1}{10}$ x Centner Materie geformt darstelle, „und wieder auf den Haufen hinlege; so vermehre ich „nicht unmittelbar durch mein Umformen die Masse „von x Centner Materie, sondern ich vermindere diese „Masse um $\frac{3}{10}$ x Centner, welche ich in oder durch, „oder während der Umformung wirklich verzehrt, oder „ganz verbraucht habe."

Rec. glaubt nachstehende Erinnerung gegen obigen Satz machen zu können. Will man den Abgang und Zuwachs einer gewissen Quantität Materie nach numerären Theilen schätzen; so muß entweder Abgang und Zuwachs immer dieselbe Materie bleiben, oder beydes gegen einander, durch ein tertium comparationis verglichen werden können. Die umgeformte Materie bleibt nicht mehr das, was sie ursprünglich war. Mehl hört auf Korn zu seyn, Garn bleibt nicht Flachs. Der Abgang an Materie, läßt sich demnach nicht gegen das, was durch die Form hinzukömmt, unmittelbar nach numerären Theilen schätzen, man muß ein

drittes

drittes Schätzungsmittel zu Hülfe nehmen. Gesetzt nun $\frac{1}{10}$ in Form gebracht, von den x Centner dessen der V. erwähnt wäre = e und c = $\frac{1}{10}$ x Centner roher Materie, so ist auch $\frac{1}{10}$ Centner geformt = $\frac{1}{10}$ Centner Materie, folglich bliebe alsdann der Haufe nach wieder beygelegten $\frac{1}{10}$ x Centner in Form = $\frac{10}{10}$ Centner, obschon nur $\frac{1}{10}$ x Centner mit der Form wieder hinzugekommen, und $\frac{1}{10}$ x Centner!, während über und um der Umformung willen verzehrt worden. Der bloße Tausch der Form gegen die Materie in diesem Falle, ist an sich nicht Verlust, für den, der die Materie giebt; der Verlust entsteht erst durch die Consumtion der umgeformten Sache. Mehrere Anmerkungen über die allhier aufgestellten 20 Sätze, die keines Auszugs fähig sind, behalten wir uns vor, wenn der V. seinem Versprechen gemäß, in den folgenden Briefen Anwendung von selbigen macht.

XXI. Etwas von Salpetersiedereyen. Eine Empfehlung dieses Gewerbes, in kaufmännischer und politischer Rücksicht. XXII. Gedanken von den Schatzungs- und Boden-Zinsvenorationen. Wegen der Bodenzinsen wird ein gänzlicher Abkauf, in Ansehung der Schatzung aber eine Naturalabgift, nach Art der Zehnten angerathen.

XXIII. Anmerkungen des Herausgebers über vorstehenden Aufsatz, die erwogen zu werden verdienen.

XXIV. Briefe an Herrn Arthur Young in England über die wichtigsten Gegenstände der politischen Arithmetik. In diesen vier Briefen wird die Meynung des Hrn. Young über die Unschädlichkeit der Consumtionsauflagen in England bestritten. Wegen des theoretischen Theils ihres Inhalts, würde vieles aus dem vorhergehenden zu wiederholen seyn, wenn wir uns mit Betrachtungen darüber abgeben

wollten

wollten. Die angeführten Thatsachen aber anlangend, wodurch bewiesen seyn soll, daß erwähnte Auflagen, die englische Produktion und Consumtion, sehr in Verfall gebracht haben, so müßten wir die vorgeschriebenen Gränzen zu weit überschreiten, um einen Versuch zu machen, die Fehlsamkeit der darauf gebaueten Schlüsse zu zeigen. Wir begnügen uns deshalb damit, jenen Thatsachen zwey andere unläugbare Ereignisse entgegen zu setzen, die es ganz ohnstreitig darlegen, daß Englands Prosperität, seit Einführung der Accisen, (die jedoch vielleicht in einem oder dem andern Punkte, das gehörige Maaß schon überschritten haben mögen), noch sehr sichtbar zugenommen. Dieses erhellet 1) aus der wachsenden Bevölkerung Englands. Der V. selbst räumt im zweyten Briefe ein, daß solche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, einen Zusatz von drey Millionen erhalten. Welch ein unnatürlicher Effect, einer verschwindenden Prosperität! 2) Ergeben die im achten Theile des Büschingischen Magazins S. 150 u. f. f. eingerückten Auszüge aus den englischen Zollbüchern, daß in dem Zeitlaufe von 1698 bis 1754, die Angaben der Einfuhr, von $5\frac{7}{10}$ Millionen, auf 8 Mill., und die Angaben der Ausfuhr, von $6\frac{7}{10}$ auf $13\frac{3}{10}$ Mill. gestiegen. Wenn das durch eine sinkende Prosperität bewirkt werden können; so wünschen wir allen Ländern Glück, die man mit Recht eines gleichen Verfalls beschuldigen darf. XXV. Ertrag der Aecker, Wiesen und Weinberge von der guten Classe in der Herrschaft Röteln im Badenschen. Ein Beyfallswürdiger Anfang einer sehr nützlichen Collection, deren Vermehrung durch Beyträge aus andern Provinzen, vielen Dank verdienen würde.

F.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Von der Popularität im Predigen. Der ascetischen Gesellschaft vorgelesen von ihrem Mitgliede, Konrad Pfenninger, Diakon. an der Waysenkirche. Erstes Bändchen. Zürich und Winterthur, bey Füeßli Sohn und Steiner und Compagnie. 1777. 8. 172 Seiten. Zweytes Bändchen. 1781. 212 Seiten.

Die Vorlesung des ersten Bandes hat drey Haupttheile. Im ersten, nachdem von der Popularität im Predigen eine richtige Erklärung gegeben worden, setzet der V. folgende vier Regeln auseinander. 1. Man muß popular für den Verstand seyn; dem Verstande des Volks wenig und klare Begriffe geben. 2. Behältlich dem Gedächtniß. 3. Lebhaft und rührend für Imagination und Empfindung. Was der V. da von der Bildersprache, von sinnlichen, concreten, anschaulichen Vorstellungen, in denen nur immer gesunder Verstand seyn muß, sagt, ist sehr richtig. „Um zu „rühren, sey dein Herz selbst gerührt, heißt da die große ein„zige Regel. Aber weh dem Prediger, bey dem dies mehr nicht „als eine rhetorische Regel — durchgehends Rednerkunstgriff ist, „der nicht rühren will, darum, weil er gerührt ist, sondern ge„rührt seyn will, darum weil er rühren soll." 4. Leicht anwendbar für den Willen soll der populare Prediger seyn.

In dem zweyten Theil sucht Hr. Pf. die Popularität der Lehre und Lehrart Jesu ins Licht zu setzen, und die vorhin gegebenen Regeln durch Beyspiele zu erläutern. Christi Lehrart war stets frey, in keine Form gezwungen, nicht an Ort, Zeit und Modell gebunden. — Er war, so viel er konnte, occasional, casual-Gelegenheit war ihm Ruf der Vorsehung, der er sich nie entzog, z. B. beym Vorwurf wegen ungewasche-

ner Hände bestrafte Jesus die Menschensatzungen. Bey der rangsüchtigen Frage der Jünger trägt er die Lehre von der Demuth vor; als der reiche Jüngling weg war, redet er von Gefahr des Reichthums; als man ihm Kinder brachte, vom Kindersinn u. s. w. Unsere Einrichtungen erlauben nicht, die Lehrart Jesu in diesem Stück durchaus nachzuahmen, aber wie sichs einigermaaßen thun ließe, wird hier gezeigt. Es hat sehr des R. Beyfall, was der V. darüber urtheilt, wenn so manche Prediger Jahr aus Jahr ein nie casual sind, als wenn es zum Bestrafen Gelegenheit gibt, welches sich besonders junge Leute abgewöhnen sollten. „Occasionalstrafprediger, sagt Hr. Pf., „wollen wir zu allerletzt, das wollen wir erst „dann werden, wenn wir in Demuth vor Gott von uns denken „dürfen, daß unsre freundliche Reden von jeder Art in einigem „Grade Eindrucke aufs Volk gemacht haben." Aus Christi Lehrart leuchtet eine Weisheit hervor, die dem schwächsten, gemeinsten und stärksten Verstande und Herzen zugleich und auf einmal Nahrung zu geben weiß. Aus Mangel an Fähigkeit können wir auch diese nur schwach nachahmen. — Die Lehre Jesu ist popular in Absicht auf die Sachen selbst. Seine ganze Geschichte scheint auf einer Seite nur Reformation, Revolution, Katastrophe zu seyn. Im Grunde ist seine Lehre aber doch nichts weniger als Neuerung, sondern Fortgebäude und Entwickelung eines und eben desselben Hauptplans, Fortschaffung eines nun entbehrlichen Gerüstes. In den Schriften aller Propheten lag nach der ursprünglichen israelitischen Verfassung Gottesdienst und Gesetzgebung. Jesus entwickelte daraus die Lehre von Unsterblichkeit, Auferstehung, des Messias Leiden und Eingang zur Herrlichkeit, seine ganze erhabene Sittenlehre. Ein nachahmungswürdiges Verfahren Jesu für alle, welche der Kitzel sticht, Aufklärungen, wahre oder vermeinte, in Religionssachen, Entdeckungen von Irrthümern, wahre oder vermeinte, sogleich als solche in ihrem ganzen Contrast mit der bisherigen Denkart an das Volk zu bringen. Bey Zurechtweisung der Menschen über moralische Irrthümer sehen wir im Gegentheil an Jesu das Muster des determinirtesten kühnsten Widerspruchs, S. 98. „So gesunken und verderbt man sich auch etwa das „Christenthum an Theorie und Praxis vorstellen mag; so „lange man beym Volke noch Hochachtung und Glauben an „die Bibel vorfindet, und man auf diesen Punkt mit aller Kraft „zu wirkt, daß die Bibel beym Volk in Hochachtung bleibe,

„und

„und diese Hochachtung immer mehr auf die Bibel zu concentriren sucht; so wird man auf diesen Grund mit der eben gerühmten Klugheit (welche von Jesu zu lernen ist) auch bessere Ueberzeugung, reines Evangelium, tausendmal lieber ohne, als mit Neuerungsgeräusch hinpflanzen können.“

So richtig diese Anmerkung des V. an sich ist, und so völlig ich seinem Urtheil beypflichte, so dünkt es mich doch immer ein gewiß nicht leicht aufzulösendes Problem zu seyn; wie man es in unsern Zeiten anzufangen habe, daß man eines Theils das gemeine Christenvolk in der schlechterdings nothwendigen Hochachtung gegen die Bibel erhalte und bestärke, anderntheils es aber auch die sehr heterogenen Sachen, Geschichten, Erzählungen, welche ihren Inhalt ausmachen, von einander unterscheiden, jedes, was darunter göttliche Wahrheit und menschliche Vorstellung ist, nach seinem wahren Werth schätzen, alles recht verstehen, recht auslegen, brauchen, anwenden lehre, und es also auf die Art vor hundertfältigem Verdrehen und Misdeuten der heiligen Schrift verwahre? An einer Seite muß es von den verderblichsten Folgen für die Religion und Sittlichkeit der Christen seyn, wenn das ehrwürdige Bibelbuch, das doch einmal, bey Gott! die erhabensten wahrhaften Grundsätze aller rechtschaffenen Gottesverehrung, und die sichersten Anweisungen zur menschlichen Glückseligkeit in diesem und dem zukünftigen Leben enthält, wenn das in den Augen des Volks sinket, und dessen Hochachtung dagegen auf irgend eine Art vermindert wird. Ich kann mir daher nichts unbesonneneres, leichtsinnigeres und gemeinschädlicheres denken, als wenn Leute, die es doch nicht wollen an sich kommen lassen, daß sie allen Glauben verleugneten, oder es mit der Religion übel meynten, gleichwohl über Sachen aus der Bibel mit Hohngelächter herfahren, und ihren spöttischen Witz daran auslassen. Was muß der gemeine Mann dazu denken? Wird ihm nicht bald die ganze Bibel verächtlich und lächerlich werden, wenn es ihm erst auch nur der kleinste Theil derselben ist? Und allgemein gewordene Geringschätzung der Bibel unter dem Volk, was soll daraus entstehen? Wodurch will man es denn nun zu religiösen Gesinnungen bringen, womit in seinem moralischen Leben es sicher leiten, wenn ihm die einzige, für das Volk mögliche, sichere Grundfeste seiner Religionserkenntniß und Moralität weggerissen ist? — An der andern Seite dünkt es mir in unsern Tagen weder möglich noch vortheilhaft für das Christenthum zu seyn, daß man das Volk bey der Meynung festhalte, alles, was in

der Bibel steht, sey Gottes unmittelbares Wort, sey den Verfassern der biblischen Bücher auf eine übernatürliche Art vom heiligen Geist eingehauchet. Man lieset doch wirklich darin so manches, das durchaus räthselhaft und befremdend ist, nicht wenig auffallende, seltsame und auf so eine Art erzählte Geschichten, daß sie dem Leser eher von gewissen Unsittlichkeiten, eine ihm sonst unbekannt gebliebene Sensation machen, als daß sie eine lehrreiche Warnung dawider enthalten sollten, und dann noch vielerley Dinge mehr, die für uns itzt lebende Menschen gar kein Interesse haben, von uns zur Beförderung der wahren Religion gar nicht genutzt und angewendet werden können. Auch der gemeinste Verstand muß an solchen Dingen einen Anstoß nehmen, und der Gedanke scheint mir unvermeidlich: Wie gehören diese Dinge in ein Buch, das seinen unmittelbaren Ursprung von Gott haben, das für alle Menschen eine Richtschnur ihres Glaubens und sittlichen Lebens seyn soll? in ein Buch, das sie lehren soll, zu ihrer innerlichen geistlichen und ewigen Glückseligkeit von Jugend auf weise zu werden? So eine Geschichte z. B., wie die von Lot und seinen Töchtern 1 Mos. 19, 30-36., wie die von Juda und der Thamar Kap. 38, von der Dina und dem treulosen, blutdürstigen Verfahren ihrer Brüder gegen Sichem und Hemor, Kap. 34, von Simson und der Delila, B. d. Richter 16, und viele ähnliche Geschichten, welche diesen an Anstößigkeit oder Abentheuerlichkeit nichts nachgeben, die sollen Gottes Wort, die sollen den biblischen Schriftstellern vom heiligen Geist eingegeben, und zur sittlichen Belehrung der Menschen niedergeschrieben seyn? Ich frage: Kann ein Vater die beyden ersten mit seinen Kindern lesen? Kann ein Prediger die christliche Gemeine damit unterhalten? Sollten sie, wie man so oft sagt, zu einem moralischen Zweck, zur Warnungsanzeige für die Leser erzählt werden, so hätte wohl jeder gute, geschweige ein vom Geiste Gottes getriebene Schriftsteller die Thatsachen nicht so nackend, sondern in einem der Zucht und Ehrbarkeit anständigerem Gewande dargestellt. Wenn doch, um dem Bibelleser von dem abscheulichen Verfahren der Söhne Jacobs gegen Sichem und Hemor einen Eindruck zu geben, auch nur ein Wort von dem Verfasser hinzugesetzt wäre! Der Vater macht ihnen zwar Vorwürfe, aber sie geben ihm V. 31. eine Antwort, die dem Leser glauben läßt, als ob sie noch groß Recht übrig gehabt hätten. Mich dünkt, wer dergleichen Sachen oder solche Erzählungen, als die Geschichte von Bileam, Simson und Delila u. s. w. in

in der Bibel mit einigem Nachdenken lieset, muß, wenn er es als unmittelbar von Gott geredetes Wort ansehen soll, unvermeidlichen Anstoß daran nehmen. In der letztern Geschichte ist doch viel wunderseltsames zusammengehäuft. Wie ist es also anzufangen, daß der gemeine Christ gewisse anstößige und ein fabelhaftes Ansehen habende Erzählungen in der Bibel für das schätzen lerne, was sie wirklich sind, ohne an seiner Achtung gegen die in demselben Buch enthaltenen wahrhaftig göttlichen Belehrungen zu verlieren? ohne an dem Glauben: Gott hat seine Verheißungen und Gebote zu meiner Beruhigung und Befolgung, durch von ihm erleuchtete Lehrer in der Bibel niederschreiben lassen, Einbuße zu leiden? Hier wäre wohl guter Rath theuer. Hätte doch Hr. Pfenninger den seinigen dazu gegeben! dadurch würde mehr als durch manche noch so starke Declamation gewonnen worden seyn. Ich sehe keinen andern Weg, als daß wir in der Folge auch dem gemeinen Volk den Unterschied zwischen heiliger Schrift und Gottes Wort in der Schrift offenherzig vorlegen und begreiflich machen. Da der gemeine Christ auch nach unsern bisherigen Uebersetzungen ganze Abschnitte in der Bibel immer lesen und wieder lesen; aber ihren wahren Sinn nicht recht verstehen, sondern, wie die Erfahrung lehrt, fernerhin gar sehr misdeuten wird, so möchte eine für das Volk verständlichere deutsche Uebersetzung wohl ebenfalls ein immer größeres Bedürfniß unserer Zeiten werden. Hülfe uns also der Himmel einmal auf Veranstaltung einer christlichen, an dem Wohl der Völker durch die Religion wahrhaftig Theil nehmenden Obrigkeit, zu einem von erleuchteten, dazu tüchtigen, rechtschaffenen Gottesgelehrten besorgten Auszuge der Bibel, der das eigentliche Wort Gottes enthielte, das heißt, nur alle in der heiligen Schrift niedergeschriebene Veranstaltungen Gottes zur menschlichen Glückseligkeit, alle darin verfaßte auf die sittliche Besserung und Beruhigung der Menschen abzielende göttliche Belehrungen, sie mögen nun in eigentlichen Worten ausgedrückt, oder in figürliche Vorstellungen, Geschichte, Erzählungen, Parabeln eingekleidet seyn, und der dann auch in Absicht der Uebersetzung vortrefflich wäre, so, daß jedermann den Text mit Hülfe einiger kurzen unentbehrlichen Anmerkungen darunter verstehen könnte; hülfe uns, sage ich, der Himmel einmal dazu: so, dünkt mich, würde dadurch einer großen Verlegenheit für das heutige Christenvolk abgeholfen werden, und zur Befestigung der biblischen Religion in unsern Zeiten ein sehr wichtiger Schritt gethan seyn. Wenn

mich nicht alles betrügt, so scheint es mir einmal dahin kommen zu müssen. Einzelne Gottesgelehrten haben uns schon, auch noch neuerlich, Versuche davon geliefert, die nicht zu verachten sind, aber einer größern Vervollkommung bedürften. Mich dünkt, es könne damit nicht füglich eines, auch des geschicktesten Mannes Sache allein seyn — Rec. hat sich nicht enthalten können, diese Gedanken, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen haben, bey dieser Gelegenheit niederzuschreiben, und sie Männern von größern Einsichten, als er ist, selbst Hrn. Pfenninger, der doch den Geist und die Bedürfnisse unserer Zeiten, die Religion betreffend, kennen muß, zur Prüfung vorzulegen.

Jesu Lehre ist immer mit der menschlichen Wohlfahrt innigst verknüpft; man sollte sie nicht in den theoretischen und praktischen Theil abtheilen, weil sie durchaus praktisch ist. — Seine Sittenlehre ist die vortrefflichste. Gereinigt und erhaben sind ihre Vorschriften, reich und passend ihre Hülfsmittel, groß und stark ihre Bewegungsgründe — Die Summe des Gesetzes ist Liebe Gottes und Menschenliebe — Jesus lehrt aber nicht bloß, „was der Mensch thun „soll, um glücklich zu werden, sondern immer auch, was Gott „gethan habe, thue, und thun wolle, um sie glücklich zu „machen." Die Quintessenz seiner Lehre ist: „Das Reich der „Himmeln ist genahet. Dies giebt einen ganz andern Haupt„gesichtspunkt der Lehre Jesu an, als wenn das Evangelium „nur vollkommenere Sittenlehre gewesen wäre." Hr. Pf. behauptet S. 110 u. folg.: Die jüdischen Begriffe vom Reiche des Messias oder Himmelreich, wären nicht so ganz falsch, sondern nur sehr unvollständig gewesen. Sie hätten sich nur von dem Zeitpunkt, der Ausdehnung und der Moralität desselben, die ein wesentliches Ingrediens davon gewesen, mangelhafte Vorstellungen gemacht. Die Hauptbegriffe der Juden von dem verheißenen Reich hätten allen Glanz der Sinnlichkeit haben dürfen, wozu die Beschreibung der Propheten sie berechtiget hätten. Jesus hätte sie nicht umgestossen, nicht widerlegt, sondern verbessert. Aus diesem Grunde eifert der V. S. 113 ziemlich stark wider diejenigen, welche die Lehre Jesu so haben vorstellen wollen, „als wann es nur einzig um „Einführung reinerer Gottesverehrung und höherer „Moral und um die Einrichtung einer neuen Religions„societät zu thun gewesen wäre; — daß also der wesentliche, „herrschende Grundbegriff eines Reichs auf die Seite ge„stellt,

„stellt, oder ganz verschwemmt worden; so daß man sagen kann: „die politische Seite des Reichs des Messias, in so fern „sie eigentlich in großem Sinne politische göttliche Anstalt „ist, hat man gerade mit eben der unrechtmaßigen Gewaltthätigkeit verdunkeln, oder mit eben der unverzeihlichen Ueberschielung nicht sehen wollen, um nur die moralische Seite „desselben zu sehen. Eben so, wie ehedem die Juden umgekehrt, nur die politische sehen, und die moralische ins „Dunkle stellen wollten." Man muß die folgenden Bogen selbst lesen, um sich zu überzeugen, zu welcher Hitze und Heftigkeit des Unmuths der V. sich gegen den Satz: Das Königreich Jesu besteht in dem Regiment seiner Lehre über die Herzen, und deren Vertheidiger aufbringen läßt. Das Evangelium Jesu wird ihm damit so ein trocken Ding, von Anfang bis zu Ende nichts als pur abstrakte dogmatisirende und moralisirende Religion, die nichts von Popularität hat, welche Wirkung auf das Volk thäte; dahingegen die Lehre vom versprochenem Reiche in dem Kreise der gemeinsten menschlichen Erkenntniß läge, und jedem gesunden Menschenverstande so genugthuend wäre. „Gott will ein Reich „aufrichten — Es soll ein größeres, allgemeineres Reich als „das Israelitische Königreich seyn — Der König soll von David abstammen — Der Sohn Gottes ist dieser König — „den sendet Gott vom Himmel — der ist Todesüberwinder, „Herr, Richter, der sein Volk glückselig machen soll, nachdem „er Knecht worden, gestorben und lebendig worden ist, und „das zweytemal wiederkommen wird." Diese Sätze, sagt Hr. Pf., sind Hauptlehren Jesu, und haben in vor Augen liegenden Thatsachen schon Erläuterung und Beweis zusammen. Die Begriffe von König, Königreich, Vater und Sohn, Gott hat einen Sohn, unser König hat einen Erbprinz, Jesus mußte sterben, um lebendig zu machen, haben doch eine so populäre Seite, daß sie nicht über den gemeinsten Horizont sind. „Man wende diese Sätze auf „die christlichen Kanzelvorträge an, und dann fühle man, wie „sehr unsre Predigten dem Inhalt nach mit einem Geist der „Popularität tingirt sind. Statt eines bloßen Amalgama von „Sittensprüchen und philosophischer Moral sind sie dann wahre „Darstellung der Lehre Jesu." Die Einwendung: Jesus habe sich bey dem Vortrage seiner Lehre nach den Begriffen der Juden von einem Reiche und Könige u. s. w. bequemt. — Alle diese Vorstellungen wären ein bloßes Vehikulum seiner Lehre —

welches der V. damit als ein Raisonnement, welches das Christenthum dem Zeitalter gleichförmig machen wolle, rügt: „daß „man den Geist der Lehre Jesu schlecht müsse studiert haben, „wenn man nicht bemerkt hätte, wie sehr es ganz gegen „Formen gehe, wie sehr Jesus die Juden aus dem Sumpfe „jüdischer Kleinigkeiten, in dem sie herum getrieben, habe „herausziehen wollen — wie es ihm mehr um Urbild statt Ge„bild, Wesen statt Schein, Körper für Schatten, Geist für „Körper darzustellen; vielmehr um Entschleyerung des „Kerns, als um Einhüllung, um Entschleyerung ei„nes mißkannten schon lange vorhandenen Kerns, als „um Einhüllung eines neuen Kerns in vorhandene leere „Schaalen zu thun gewesen wäre. (Viel Worte, in denen ich den Scharfsinn des V. um etwas vermisse. Daß Jesus mehrentheils seine klaren, geistvollen Lehren in Bilder, Allegorien, Parabeln, Gleichnißreden eingekleidet habe, ist doch unleugbar, und zeuget offenbar wider Hrn. Pf.) „Jesus verkündigte „ein Reich, nicht weil die Juden ein Reich erwarteten; sondern „die Juden erwarteten eins, und Jesus verkündigte es, weil „Gott es versprach.“

Sehr stark, sagt Hr. Pf. S. 126: „Ohne unsinnig zu seyn, „kann man nicht leugnen, daß ihre Schriften — ein eigentli„ches Reich erwarten hießen, waren auch gleich die zierlichen „Beschreibungen desselben noch so voll Allegorie — das Wesent„lichste ist immer der Begriff eines messianischen Reichs — „Ich sehe gar nicht, warum man die Begriffe von König und „Reich evacuiren und für allegorisch annehmen will, — was „der Philosoph daran zu ekeln haben soll, daß ein großes Reich „aufgerichtet werden soll, daß das ganze Menschengeschlecht ei„nen König haben, ein sichtbares Oberhaupt verehren soll! „Mag es auch ekeln, Brüder! wir sehen ja nichts als offen„bare Analogie“. (Die Chiliasten sprechen auch beynahe so. Zu denen wird Hr. Pf. doch nicht hinwollen. Dem Himmel sey Dank, daß uns der gute einfache Johannes, in seiner evangelischen Geschichte, Kap. 18, 33-37., die eigene Erklärung Jesu von seinem Reich und seiner königlichen Würde aufbehalten hat. Sie hilft uns auf einmal aus dem Traum, entscheidet völlig den Streit. Pilatus hört; Jesus habe sich für den König der Juden ausgegeben, denkt sich gleich sein Reich von einer politischen Seite, denkt sich in ihm ein sichtbares Oberhaupt, und will wissen, was es damit für eine Bewandniß habe. Er fragt ihn also, als Richter: Bist du ein

König?

König? Bist du der Juden König? Jesus antwortet positiv: Ja! Damit aber Pilatus ihn recht verstehe und sich sein Reich nicht etwa von einer politischen Seite vorstelle, so beugt er gleich aller Misdeutung vor, und zeigt ihm die moralische Seite, als die einzige, von der es müsse angesehen werden. „Mein Reich, sagt er, ist nicht von dieser Welt." Es hat gar keine politische Seite, kann, soll es nicht haben. „Ich bin dazu gebohren und in die Welt kommen, daß ich die „Wahrheit zeugen soll". Das König der Juden seyn, durch Lehrer, Zeuge der Wahrheit für die Juden seyn, erklären, heißt doch wohl alle politischen Begriffe von König und Reich, von einem sichtbaren Oberhaupt auf Erden evacuiren, und sie bloß für tropisch, allegorisch wollen genommen wissen. — So mögen denn die, denen das nicht recht ist, es mit Jesu selbst ausmachen, der in dem Augenblick, da er vor seinem Richter stand und von seiner Erklärung dessen Urtheilsspruch über ihn abhieng, eben dasselbe gethan hat. Und Johannes wird uns doch die Wahrheit von dem, was Jesus zum Pilatus gesprochen hat, gemeldet haben.

Hrn. Pf. „eckelt (S. 129.) etwas so Sonnenklares zu be„weisen, (nämlich, daß das Königreich, das Regiment Jesu auch eine politische Seite habe, die nicht übersehen werden müsse) „da die Apostel den Juden und Heiden auf dieselbe Weise das „Evangelium, als eine Lehre des Reichs verkündigten". Daß wir, denen Christi Lehre bekannt gemacht worden, übrigens alle einmal in dem zukünftigen Leben nach seinem Evangelium werden gerichtet werden, daß Jesus Christus nicht im politischen, sondern moralischen Verstande zum Herrn, Oberhaupt und Richter der Lebendigen und der Todten von Gott verordnet worden, wie die Apostel lehren, leugnet kein Christ. Auch bedarf es über die zukünftige Offenbarmachung der Herrlichkeit des Erlösers, zu der er von seinem Vater erhoben worden, und die Theilnehmung seiner wahrhaften Reichsgenossen an selbiger, keines Disputirens, denn die ist ebenfalls außer Streit. Nur müssen wir uns keine politische Verfassungen dabey erträumen; noch weniger unsinnig darüber werden wollen, daß andere, auch ehrliche Christen, in unsere lebhafte Einbildungen und Lieblingsideen davon nicht mit hineingehen. Ihnen zu sagen: Ihr seyd stockblinde Schriftverleugner, ihr verwandelt das Christenthum in puren Deismus, wenn ihr uns nicht beyfallet, dünkt mir wenigstens eben so thöricht, als ungerecht.

weiset der V. damit als ein Raisonnement, welches das Christenthum dem Deismus gleichförmig machen wolle, zurück: „daß „man den Geist der Lehre Jesu schlecht müsse studiert haben, „wenn man nicht beobachtet hätte, wie sehr es ganz gegen „Formen gehe, wie sehr Jesus die Juden aus dem Sumpfe „seelenloser Aeußerlichkeiten, in dem sie herum gekrochen, habe „herausheben wollen — wie es ihm mehr um Urbild statt Vorbild, Wesen statt Stein, Körper für Schatten, Geist für „Körper darzustellen; vielmehr um Entschlaubung des „Kerns, als um Einhülsung, um Entschlaubung ei„nes miskannten schon lange vorhandenen Kerns, als „um Einhülsung eines neuen Kerns in vorhandene leere „Schalen zu thun gewesen wäre. (Viel Worte, in denen ich den Scharfsinn des V. um etwas vermisse. Daß Jesus mehrentheils seine klaren, geistvollen Lehren in Bilder, Allegorien, Parabeln, Gleichnißreden eingekleidet habe, ist doch unleugbar, und zeuget offenbar wider Hrn. Pf.) „Jesus verkündigte „ein Reich, nicht weil die Juden ein Reich erwarteten; sondern „die Juden erwarteten eins, und Jesus verkündigte es, weil „Gott es versprach."

Sehr stark, sagt Hr. Pf. S. 126: „Ohne unsinnig zu seyn, „kann man nicht leugnen, daß ihre Schriften — ein eigentli„ches Reich erwarten hießen, waren auch gleich die zierlichen „Beschreibungen desselben noch so voll Allegorie — das Wesent„lichste ist immer der Begriff eines messianischen Reichs — „Ich sehe gar nicht, warum man die Begriffe von König und „Reich evacuiren und für allegorisch annehmen will, — was „der Philosoph daran zu ekeln haben soll, daß ein großes Reich „aufgerichtet werden soll, daß das ganze Menschengeschlecht ei„nen König haben, ein sichtbares Oberhaupt verehren soll! „Mag es auch ekeln, Brüder! wir sehen ja nichts als offen„bare Analogie". (Die Chiliasten sprechen auch beynahe so. Zu denen wird Hr. Pf. doch nicht hinwollen. Dem Himmel sey Dank, daß uns der gute einfache Johannes, in seiner evangelischen Geschichte, Kap. 18, 33-37., die eigene Erklärung Jesu von seinem Reich und seiner königlichen Würde aufbehalten hat. Sie hilft uns auf einmal aus dem Traum, entscheidet völlig den Streit. Pilatus hört; Jesus habe sich für den König der Juden ausgegeben, denkt sich gleich sein Reich von einer politischen Seite, denkt sich in ihm ein sichtbares Oberhaupt, und will wissen, was es damit für eine Bewandniß habe. Er fragt ihn also, als Richter: Bist du ein

König?

König? Bist du der Juden König? Jesus antwortet positiv: Ja! Damit aber Pilatus ihn recht verstehe und sich sein Reich nicht etwa von einer politischen Seite vorstelle, so beugt er gleich aller Misdeutung vor, und zeigt ihm die moralische Seite, als die einzige, von der es müsse angesehen werden. „Mein Reich, sagt er, ist nicht von dieser Welt.“ Es hat gar keine politische Seite, kann, soll es nicht haben. „Ich bin dazu gebohren und in die Welt kommen, daß ich die „Wahrheit zeugen soll“. Das König der Juden seyn, durch Lehrer, Zeuge der Wahrheit für die Juden seyn, erklären, heißt doch wohl alle politischen Begriffe von König und Reich, von einem sichtbaren Oberhaupt auf Erden evacuiren, und sie bloß für tropisch, allegorisch wollen genommen wissen. — So mögen denn die, denen das nicht recht ist, es mit Jesu selbst ausmachen, der in dem Augenblick, da er vor seinem Richter stand und von seiner Erklärung dessen Urtheilsspruch über ihn abhieng, eben dasselbe gethan hat. Und Johannes wird uns doch die Wahrheit von dem, was Jesus zum Pilatus gesprochen hat, gemeldet haben.

Hrn. Pf. „eckelt (S. 129.) etwas so Sonnenklares zu be„weisen, (nämlich, daß das Königreich, das Regiment Jesu auch eine politische Seite habe, die nicht übersehen werden müsse) „da die Apostel den Juden und Heiden auf dieselbe Weise das „Evangelium, als eine Lehre des Reichs verkündigten“. Daß wir, denen Christi Lehre bekannt gemacht worden, übrigens alle einmal in dem zukünftigen Leben nach seinem Evangelium werden gerichtet werden, daß Jesus Christus nicht im politischen, sondern moralischen Verstande zum Herrn, Oberhaupt und Richter der Lebendigen und der Todten von Gott verordnet worden, wie die Apostel lehren, leugnet kein Christ. Auch bedarf es über die zukünftige Offenbarmachung der Herrlichkeit des Erlösers, zu der er von seinem Vater erhoben worden, und die Theilnehmung seiner wahrhaften Reichsgenossen an selbiger, keines Disputirens, denn die ist ebenfalls außer Streit. Nur müssen wir uns keine politische Verfassungen dabey erträumen; noch weniger unsinnig darüber werden wollen, daß andere, auch ehrliche Christen, in unsere lebhafte Einbildungen und Lieblingsideen davon nicht mit hineingehen. Ihnen zu sagen: Ihr seyd stockblinde Schriftverleugner, ihr verwandelt das Christenthum in puren Deismus, wenn ihr uns nicht beyfallet, dünkt mir wenigstens eben so thöricht, als ungerecht.

Den dritten Theil der Vorlesung hat der V. nach nähern Betrachtungen über die Popularität der Sittenlehre an sich gewidmet. Er hatte im Vorhergehenden den Vorzug der christlichen Sittenlehre darin gesetzt: „daß sie nicht Gesetzesfurcht, „sondern Liebe zum Herrn, zum Principium der Tugend „mache“, und dann wieder auch darinn; „daß sie Gesetzgebung sey“. Den anscheinenden Widerspruch zwischen beyden sucht er nun zu heben. Ob je ein vernünftiger Christ oder Gottesgelehrter unter der Sittenlehre Jesu „eine Sammlung fein „nüancirter moralischer und halbmoralischer Sentiments, und „darüber angestellter feiner Reflexiönchen — einen Inbegriff „der Pflichten, die sich an jedem Ort, ohne singulär zu seyn, „ausüben lassen — oder eine Anweisung mit halber Tugend „sein Glück in der Welt zu machen, samt einem Kapitel Anhang von der Höflichkeit“ verstanden habe; ob jemand die christliche Moral darum je geringgeschätzt habe, „weil sie kein codex legum nach Kapiteln trocken hingesetzt, von Moralisten „und Juristen gesammelt, und aus den Gesetzbüchern verschiedener der weisesten Potentaten oder Moralisten gezogen ist“, daran sollte ich fast zweifeln. Indessen dem V. müssen solche Leute vorgekommen seyn, und er sagt ihnen S. 134 und 145. „daß sie in der Lehre Jesu so eine Sittenlehre nicht fänden“ — Die moralischen Gesetze Jesu sind a) mit göttlicher Autorität gegeben; b) sie rechtfertigen sich an dem moralischen Gefühl des Menschen; c) sie sind alle auf ein einziges Hauptgesetz zurückgeführt; d) sie gründen sich alle auf eine Neigung, in die das Principium aller einzelnen Tugenden wirken soll; e) sie zeichnen dem Menschen den einfachsten Wirkungskreis aufs simpelste und bestimmteste. Diese Eigenschaften der Sittenlehre Jesu, welche eine Beziehung auf die Popularität haben, werden hier in ein gutes klares Licht gesetzet. Nur besteht Hr. Pf. der, wie er sich selbst ausdrückt, sein Scherflein redlich dazu beytragen will, daß die politische Seite des Reichs Christi nicht übersehen, sondern schärfer ins Auge gefaßt werde, freylich auch hier wieder ohn Unterlaß darauf, daß in der Person Jesu ein König vor dem Volke da gestanden, und als König geredet, als König seine Gesetze bekannt gemacht habe, welches nach Jesu eigener Auslegung dann doch nicht mehr und nicht weniger heißt, als von Gott autorisirter Lehrer, von Gott gesandter Zeuge der Wahrheit, dessen Lehre, dessen Gesetz nicht sein, sondern des Vaters war, der ihn gesandt hatte.

Ich

Ich eile zu dem zweyten Bande, um von dem auch noch ein Paar Worte zu sagen. Es enthält zwo Vorlesungen, und eine Beylage einiger Versuche in dogmatischen Predigten. Die Vorlesungen haben das Thema zum Inhalt: Worin besteht eigentlich das Dogmatisiren, in wie fern es auf die Kanzel gehört? Wie hat ein Prediger mit solchen Materien umzugehen, die die eigentliche Glaubenslehre betreffen, um nicht entweder in ein kaltes Dogmatisiren zu fallen, oder dann auf der andern Seite seine Zuhörer ohne allen Unterricht zu lassen? Die erste Vorlesung ist polemisch, und wider die Herren Semler und Steinbart gerichtet. Semler unterscheidet christliche Erkenntniß von akademischer Theologie; Steinbart macht einen Unterschied zwischen wesentlicher Christenlehre für die, die nach Weisheit fragen, und zwischen Einkleidungen für die, die nach Zeichen und Wunder fragen. Jener will, daß man sich an das Volk wende und ihm sage: „das „und das ist Religion, das übrige ist Theologie“: dieser will, daß man sich an die wende, die nach Weisheit fragen, und sage: „das und das ist Religion, ist christliche Glückseligkeitslehre, „und das übrige ist gut für die, die nach Wunder und Zeichen „begierig sind.“ Hr. Pf. findet hierbey von beyden Gottesgelehrten Taschenspielerkünste und Fechterstreiche angebracht. Er sagt: „man müsse blind gebohren seyn, wenn man das „Spiel mit diesen sich wunderbar aufhebenden, und doch wunderbar und zweckmäßig correspondirenden Eintheilungen nicht „merken sollte. Jedermann sahe, daß sie gebraucht werden könnten, dem Volk gewisse Begriffe und Sätze aus den Händen zu spielen und unsichtbar zu machen; daß man damit einen Theil der biblischen Religion behalten, einen andern Theil derselben aber fortschaffen, in Vergessenheit und in die Geringschätzung, mit der man ihn selbst ansähe, bringen wolle. Wer begierig darauf ist, muß es selbst lesen, wie der V. die Sache mit den gewählten Gegnern, man kann denken mit ziemlicher Hitze, durchdisputirt. Der Raum verstattet mir nicht, einen Auszug davon zu geben. So viel kann ich sagen, daß es über alle Gottesgelehrte, die von Zusätzen der scholastischen Theologie zu der wesentlichen christlichen Religion, oder von biblischen lokalen Einkleidungen und Nachbequemungen nach damaligen Vorurtheilen und Denkungsarten sprechen, scharf hergeht. Dem Hrn. St., der freylich die Redensarten nach Weisheit und nach Zeichen und Wundern fragen, in einem andern Sinn

als

als Paulus, genommen hat, welcher sie 1 Cor. 1. beyde im tadelnden Sinne nimmt, setzt Hr. Pf. entgegen: „daß alle „Weisheit Resultat aus gesammelten Beobachtungen sey", folglich müßten die, die nach Weisheit fragen, doch auf Geschichte gewiesen werden, indem nicht alle Weisheit auf selbstgemachten Erfahrungen beruhen könnte; die Frager nach Zeichen und Wunder nähmen aber auch die heilige Geschichte zum Fundament ihrer Religion an. Hr. St. hätte also die Begriffe verwirrt, und nicht richtig contradistinguirt.

In der zwoten Vorlesung tritt der V. der Beantwortung seiner Frage näher: Zuerst die richtige Definition der Idee: biblische Glaubenslehre. In der Bibel reden durchweg Gesandten Gottes, die Glauben fodern; in der Bibel sind durchweg merkwürdige Geschichte, die mit den Personen und Reden dieser Gesandten in der engsten Verbindung stehen, und geschrieben sind, um geglaubt zu werden. — Die Verbindlichkeit, den Gesandten Gottes auf ihr Wort zu glauben, (denn die Vernunft soll gar nicht darein reden, weil aus Vernunftgründen etwas für wahr halten, das ein anderer uns sagt, nicht glauben, oder auf sein Zeugniß es für wahr annehmen heißt) und die Geschichte als wahr und wahrhaftig geschehen zu glauben, kann für keinen Menschen zu keiner Zeit aufhören. Es wäre wieder ein fataler Fechterstreich, es wäre Unsinn, sagt Hr. Pf. zu behaupten, die Propheten und Apostel wären für die damals lebenden aus ihrem Volk glaubwürdig gewesen, aber darum nicht für Menschen in den spätern Jahrhunderten. — Die Glaubenslehren aller in den heiligen Urkunden vorkommenden Gesandten Gottes sind von geschichtlicher Natur, auf Geschichte gegründet. Dies wird an der Predigt oder Dogmatik Johannes des Täufers, und des Paulus Doctrin von der Auferstehung 1 Kor. 15. gezeigt. Beyde Gesandten des neuen Bundes lehren 1. Erzählungen göttlicher Thaten. 2. Weissagungen göttlicher Thaten, Drohungen und Verheißungen. 3. Abstrakta oder allgemeine Sätze, die eben durch eine Reihe von Thaten Gottes, als durch Beyspiele erklärt und erläutert werden. Hr. Pf. geht der Induction halber noch den halben Matthäus durch, um eben das daraus zu beweisen. „Die Taufe Jesus ist historische Basis des miskannten und entstellten Dogma von dem „Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist. Diese „Geschichte ist abermal die hellste Leuchte in dies Heiligthum".

(Rec.

(Rec. möchte sie sich wahrlich von dem V. anzünden, und sich damit von ihm hineinleuchten lassen.) „Die Geschichte der „Versuchungen Jesu ist historische Basis des Dogma vom „großen Gegner Gottes und der Menschen" (doch nicht vom Manichäismus, will ich hoffen) — Sonach ergiebt sich die eigentliche Definition, was biblische Glaubenslehre sey, von selbst, nämlich: „Was in der h. Schrift erzählt, declarirt und „geweissaget ist, das Gott gethan habe, thue und thun „werde", so wie das biblische Sittenlehre ist, was in der Bibel gebothen und durch Beyspiele gezeigt ist, das der Mensch zu thun habe; und zwar die alttestamentische Reihe von Geschichten und Offenbarungen keinesweges ausgeschlossen, (auch die Geschichte von Bileams Esel und ähnliche nicht? Ich vermuthe fast, daß Hr. Pf. es so meynet.)

Und nun endlich die Antwort auf die Hauptfrage, als das Resultat der bisherigen Untersuchungen. Sie lautet S. 76. so: „Der Prediger behandle seine Glaubenslehre so, wie sie „bis in ihre innerste Natur ist, historisch. Er zeige ihre Ver„bindung mit Geschichte; zeige die Geschichte, mit der sie ver„bunden ist, auf der sie ruhet, aus der sie Wahrheit und Klar„heit hernimmt." Dies ist für Weise und das Volk gleich belehrend und rührend. — Der V. schließt mit dem Gedanken, er glaube, wenn die Coccejanische Bundestheologie nicht in Verachtung und Eckel gekommen wäre, in dieser am schicklichsten seine Sache zusammenfassen zu können; „Wer sich erin„nert, daß unser Erlöser bey der Stiftung des heiligen Abend„mahls sagt: dies ist das Blut des neuen Bundes — „der wird diese Vorstellungsart sicherlich eher christisch als „coccejanisch, eher neutestamentisch als scholastisch nen„nen". Der populärdogmatisirende Prediger soll also den Christen die Bundesurkunden, Bundesrechte, Bundesforderungen vorlegen, um sie zur Haltung des Bundes zu bewegen. Dies geschieht nicht besser, als durch Darstellung der Geschichte des Bundes und der ersten Bundeszeiten. Je mehr er das thut, je mehr wird er Lust an den Rechten und Respekt gegen die Forderungen des Bündnisses in die Herzen bringen.

Ich habe den V. durchgehends mit seinen eigenen Worten reden lassen. Die beygefügten fünf Predigten I. II. zwo Pfingstpredigten über Hebr. 8, 10. III. IV. über die Geschichte des geheilten und beruhigten Tropfschlägigen Luc. 5, 17-26. V. Eine Predigt nach Vorlesung des Sabbatmandats über

der Bibel steht, sey Gottes unmittelbares Wort, sey den Verfassern der biblischen Bücher auf eine übernatürliche Art vom heiligen Geist eingehauchet. Man lieset doch wirklich darin so manches, das durchaus räthselhaft und befremdend ist, nicht wenig auffallende, seltsame und auf so eine Art erzählte Geschichten, daß sie dem Leser eher von gewissen Unsittlichkeiten, eine ihm sonst unbekannt gebliebene Sensation machen, als daß sie eine lehrreiche Warnung dawider enthalten sollten, und dann noch vielerley Dinge mehr, die für uns itzt lebende Menschen gar kein Interesse haben, von uns zur Beförderung der wahren Religion gar nicht genutzt und angewendet werden können. Auch der gemeinste Verstand muß an solchen Dingen einen Anstoß nehmen, und der Gedanke scheint mir unvermeidlich: Wie gehören diese Dinge in ein Buch, das seinen unmittelbaren Ursprung von Gott haben, das für alle Menschen eine Richtschnur ihres Glaubens und sittlichen Lebens seyn soll? in ein Buch, das sie lehren soll, zu ihrer innerlichen geistlichen und ewigen Glückseligkeit von Jugend auf weise zu werden? So eine Geschichte z. B., wie die von Lot und seinen Töchtern 1 Mos. 19, 30-36., wie die von Juda und der Thamar Kap. 38, von der Dina und dem treulosen, blutdürstigen Verfahren ihrer Brüder gegen Sichem und Hemor, Kap. 34, von Simson und der Delila, B. d. Richter 16, und viele ähnliche Geschichten, welche diesen an Anstößigkeit oder Abentheuerlichkeit nichts nachgeben, die sollen Gottes Wort, die sollen den biblischen Schriftstellern vom heiligen Geist eingegeben, und zur sittlichen Belehrung der Menschen niedergeschrieben seyn? Ich frage: Kann ein Vater die beyden ersten mit seinen Kindern lesen? Kann ein Prediger die christliche Gemeine damit unterhalten? Sollten sie, wie man so oft sagt, zu einem moralischen Zweck, zur Warnungsanzeige für die Leser erzählt werden, so hätte wohl jeder gute, geschweige ein vom Geiste Gottes getriebene Schriftsteller die Thatsachen nicht so nackend, sondern in einem der Zucht und Ehrbarkeit anständigerem Gewande dargestellt. Wenn doch, um dem Bibelleser von dem abscheulichen Verfahren der Söhne Jacobs gegen Sichem und Hemor einen Eindruck zu geben, auch nur ein Wort von dem Verfasser hinzugesetzt wäre! Der Vater macht ihnen zwar Vorwürfe, aber sie geben ihm V. 31. eine Antwort, die dem Leser glauben läßt, als ob sie noch groß Recht übrig gehabt hätten. Mich dünkt, wer dergleichen Sachen oder solche Erzählungen, als die Geschichte von Bileam, Simson und Delila u. s. w.

in der Bibel mit einigem Nachdenken lieset, muß, wenn er es als unmittelbar von Gott geredetes Wort ansehen soll, unvermeidlichen Anstoß daran nehmen. In der letztern Geschichte ist doch viel wunderseltsames zusammengehäuft. Wie ist es also anzufangen, daß der gemeine Christ gewisse anstößige und ein fabelhaftes Ansehen habende Erzählungen in der Bibel für das schätzen lerne, was sie wirklich sind, ohne an seiner Achtung gegen die in demselben Buch enthaltenen wahrhaftig göttlichen Belehrungen zu verlieren? ohne an dem Glauben: Gott hat seine Verheißungen und Gebote zu meiner Beruhigung und Befolgung, durch von ihm erleuchtete Lehrer in der Bibel niederschreiben lassen, Einbuße zu leiden? Hier wäre wohl guter Rath theuer. Hätte doch Hr. Pfenninger den seinigen dazu gegeben! dadurch würde mehr als durch manche noch so starke Declamation gewonnen worden seyn. Ich sehe keinen andern Weg, als daß wir in der Folge auch dem gemeinen Volk den Unterschied zwischen heiliger Schrift und Gottes Wort in der Schrift offenherzig vorlegen und begreiflich machen. Da der gemeine Christ auch nach unsern bisherigen Uebersetzungen ganze Abschnitte in der Bibel immer lesen und wieder lesen; aber ihren wahren Sinn nicht recht verstehen, sondern, wie die Erfahrung lehrt, fernerhin gar sehr misdeuten wird, so möchte eine für das Volk verständlichere deutsche Uebersetzung wohl ebenfalls ein immer größeres Bedürfniß unserer Zeiten werden. Hülfe uns also der Himmel einmal auf Veranstaltung einer christlichen, an dem Wohl der Völker durch die Religion wahrhaftig Theil nehmenden Obrigkeit, zu einem von erleuchteten, dazu tüchtigen, rechtschaffenen Gottesgelehrten besorgten Auszuge der Bibel, der das eigentliche Wort Gottes enthielte, das heißt, nur alle in der heiligen Schrift niedergeschriebene Veranstaltungen Gottes zur menschlichen Glückseligkeit, alle darin verfaßte auf die sittliche Besserung und Beruhigung der Menschen abzielende göttliche Belehrungen, sie mögen nun in eigentlichen Worten ausgedrückt, oder in figürliche Vorstellungen, Geschichte, Erzählungen, Parabeln eingekleidet seyn, und der dann auch in Absicht der Uebersetzung vortrefflich wäre, so, daß jedermann den Text mit Hülfe einiger kurzen unentbehrlichen Anmerkungen darunter verstehen könnte; hülfe uns, sage ich, der Himmel einmal dazu: so, dünkt mich, würde dadurch einer großen Verlegenheit für das heutige Christenvolk abgeholfen werden, und zur Befestigung der biblischen Religion in unsern Zeiten ein sehr wichtiger Schritt gethan seyn. Wenn

mich nicht alles betrügt, so scheint es mir einmal dahin kommen zu müssen. Einzelne Gottesgelehrten haben uns schon, auch noch neuerlich, Versuche davon geliefert, die nicht zu verachten sind, aber einer größern Vervollkommung bedürften. Mich dünkt, es könne damit nicht füglich eines, auch des geschicktesten Mannes Sache allein seyn — Rec. hat sich nicht enthalten können, diese Gedanken, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen haben, bey dieser Gelegenheit niederzuschreiben, und sie Männern von größern Einsichten, als er ist, selbst Hrn. Pfenninger, der doch den Geist und die Bedürfnisse unserer Zeiten, die Religion betreffend, kennen muß, zur Prüfung vorzulegen.

Jesu Lehre ist immer mit der menschlichen Wohlfahrt innigst verknüpft; man sollte sie nicht in den theoretischen und praktischen Theil abtheilen, weil sie durchaus praktisch ist. — Seine Sittenlehre ist die vortrefflichste. Gereinigt und erhaben sind ihre Vorschriften, reich und passend ihre Hülfsmittel, groß und stark ihre Bewegungsgründe — Die Summe des Gesetzes ist Liebe Gottes und Menschenliebe — Jesus lehrt aber nicht bloß, „was der Mensch thun „soll, um glücklich zu werden, sondern immer auch, was Gott „gethan habe, thue, und thun wolle, um sie glücklich zu „machen." Die Quintessenz seiner Lehre ist: „Das Reich der „Himmeln ist genahet. Dies giebt einen ganz andern Haupt„gesichtspunkt der Lehre Jesu an, als wenn das Evangelium „nur vollkommenere Sittenlehre gewesen wäre." Hr. Pf. behauptet S. 110 u. folg.: Die jüdischen Begriffe vom Reiche des Messias oder Himmelreich, wären nicht so ganz falsch, sondern nur sehr unvollständig gewesen. Sie hätten sich nur von dem Zeitpunkt, der Ausdehnung und der Moralität desselben, die ein wesentliches Ingrediens davon gewesen, mangelhafte Vorstellungen gemacht. Die Hauptbegriffe der Juden von dem verheißenen Reich hätten allen Glanz der Sinnlichkeit haben dürfen, wozu die Beschreibung der Propheten sie berechtiget hätten. Jesus hätte sie nicht umgestoßen, nicht widerlegt, sondern verbessert. Aus diesem Grunde eifert der V. S. 113 ziemlich stark wider diejenigen, welche die Lehre Jesu so haben vorstellen wollen, „als wann es nur einzig um „Einführung reinerer Gottesverehrung und höherer „Moral und um die Einrichtung einer neuen Religions„societät zu thun gewesen wäre; — daß also der wesentliche, „herrschende Grundbegriff eines Reichs auf die Seite ge„stellt,

„stellt, oder ganz verschwemmt worden; so daß man sagen kann: „die politische Seite des Reichs des Messias, in so fern „sie eigentlich in großem Sinne politische göttliche Anstalt „ist, hat man gerade mit eben der unrechtmäßigen Gewaltthä„tigkeit verdunkeln, oder mit eben der unverzeihlichen Ueber„schielung nicht sehen wollen, um nur die moralische Seite „derselben zu sehen. Eben so, wie ehedem die Juden umge„kehrt, nur die politische sehen, und die moralische ins „Dunkle stellen wollten.“ Man muß die folgenden Bogen selbst lesen, um sich zu überzeugen, zu welcher Hitze und Heftigkeit des Unmuths der V. sich gegen den Satz: Das Königreich Jesu besteht in dem Regiment seiner Lehre über die Herzen, und deren Vertheidiger aufbringen läßt. Das Evangelium Jesu wird ihm damit so ein trocken Ding, von Anfang bis zu Ende nichts als pur abstrakte dogmatisirende und moralisirende Religion, die nichts von Popularität hat, welche Wirkung auf das Volk thäte; dahingegen die Lehre vom versprochenem Reiche in dem Kreise der gemeinsten menschlichen Erkenntniß läge, und jedem gesunden Menschenverstande so genugthuend wäre. „Gott will ein Reich „aufrichten — Es soll ein größeres, allgemeineres Reich als „das Israelitische Königreich seyn — Der König soll von Da„vid abstammen — Der Sohn Gottes ist dieser König — „den sendet Gott vom Himmel — der ist Todesüberwinder, „Herr, Richter, der sein Volk glückselig machen soll, nachdem „er Knecht worden, gestorben und lebendig worden ist, und „das zweytemal wiederkommen wird.“ Diese Sätze, sagt Hr. Pf., sind Hauptlehren Jesu, und haben in vor Augen liegenden Thatsachen schon Erläuterung und Beweis zusammen. Die Begriffe von König, Königreich, Vater und Sohn, Gott hat einen Sohn, unser König hat einen Erbprinz, Jesus mußte sterben, um lebendig zu machen, haben doch eine so populäre Seite, daß sie nicht über den gemeinsten Horizont sind. „Man wende diese Sätze auf „die christlichen Kanzelvorträge an, und dann fühle man, wie „sehr unsre Predigten dem Inhalt nach mit einem Geist der „Popularität tingirt sind. Statt eines bloßen Amalgama von „Sittensprüchen und philosophischer Moral sind sie dann wahre „Darstellung der Lehre Jesu.“ Die Einwendung: Jesus habe sich bey dem Vortrage seiner Lehre nach den Begriffen der Juden von einem Reiche und Könige u. s. w. bequemt. — Alle diese Vorstellungen wären ein bloßes Vehikulum seiner Lehre —

weiset der V. damit als ein Raisonnement, welches das Christenthum dem Deismus gleichförmig machen wolle, zurück: „daß „man den Geist der Lehre Jesu schlecht müsse studiert haben, „wenn man nicht beobachtet hätte, wie sehr es ganz gegen „Formen gehe, wie sehr Jesus die Juden aus dem Sumpfe „seelenloser Aeußerlichkeiten, in dem sie herum gekrochen, habe „herausheben wollen — wie es ihm mehr um Urbild statt Vorbild, Wesen statt Stein, Körper für Schatten, Geist für „Körper darzustellen; vielmehr um Entschlaubung des „Kerns, als um Einhülsung, um Entschlaubung eines misskannten schon lange vorhandenen Kerns, als „um Einhülsung eines neuen Kerns in vorhandene leere „Schalen zu thun gewesen wäre. (Viel Worte, in denen ich den Scharfsinn des V. um etwas vermisse. Daß Jesus mehrentheils seine klären, geistvollen Lehren in Bilder, Allegorien, Parabeln, Gleichnißreden eingekleidet habe, ist doch unleugbar, und zeuget offenbar wider Hrn. Pf.) „Jesus verkündigte „ein Reich, nicht weil die Juden ein Reich erwarteten; sondern „die Juden erwarteten eins, und Jesus verkündigte es, weil „Gott es versprach."

Sehr stark, sagt Hr. Pf. S. 126: „Ohne unsinnig zu seyn, „kann man nicht leugnen, daß ihre Schriften — ein eigentliches Reich erwarten hießen, waren auch gleich die zierlichen „Beschreibungen desselben noch so voll Allegorie — das Wesentlichste ist immer der Begriff eines messianischen Reichs — „Ich sehe gar nicht, warum man die Begriffe von König und „Reich evacuiren und für allegorisch annehmen will, — was „der Philosoph daran zu ekeln haben soll, daß ein großes Reich „aufgerichtet werden soll, daß das ganze Menschengeschlecht einen König haben, ein sichtbares Oberhaupt verehren soll! „Mag es auch ekeln, Brüder! wir sehen ja nichts als offenbare Analogie". (Die Chiliasten sprechen auch beynahe so. Zu denen wird Hr. Pf. doch nicht hinwollen. Dem Himmel sey Dank, daß uns der gute einfache Johannes, in seiner evangelischen Geschichte, Kap. 18, 33-37., die eigene Erklärung Jesu von seinem Reich und seiner königlichen Würde aufbehalten hat. Sie hilft uns auf einmal aus dem Traum, entscheidet völlig den Streit. Pilatus hört; Jesus habe sich für den König der Juden ausgegeben, denkt sich gleich sein Reich von einer politischen Seite, denkt sich in ihm ein sichtbares Oberhaupt, und will wissen, was es damit für eine Bewandniß habe. Er fragt ihn also, als Richter: Bist du ein

König?

König? Bist du der Juden König? Jesus antwortet positiv: Ja! Damit aber Pilatus ihn recht verstehe und sich sein Reich nicht etwa von einer politischen Seite vorstelle, so beugt er gleich aller Misdeutung vor, und zeigt ihm die moralische Seite, als die einzige, von der es müsse angesehen werden. „Mein Reich, sagt er, ist nicht von dieser Welt.“ Es hat gar keine politische Seite, kann, soll es nicht haben. „Ich bin dazu gebohren und in die Welt kommen, daß ich die „Wahrheit zeugen soll“. Das König der Juden seyn, durch Lehrer, Zeuge der Wahrheit für die Juden seyn, erklären, heißt doch wohl alle politischen Begriffe von König und Reich, von einem sichtbaren Oberhaupt auf Erden evacuiren, und sie bloß für tropisch, allegorisch wollen genommen wissen. — So mögen denn die, denen das nicht recht ist, es mit Jesu selbst ausmachen, der in dem Augenblick, da er vor seinem Richter stand und von seiner Erklärung dessen Urtheilsspruch über ihn abhieng, eben dasselbe gethan hat. Und Johannes wird uns doch die Wahrheit von dem, was Jesus zum Pilatus gesprochen hat, gemeldet haben.

Hrn. Pf. „eckelt (S. 129.) etwas so Sonnenklares zu beweisen, (nämlich, daß das Königreich, das Regiment Jesu auch eine politische Seite habe, die nicht übersehen werden müsse) „da die Apostel den Juden und Heiden auf dieselbe Weise das „Evangelium, als eine Lehre des Reichs verkündigten“. Daß wir, denen Christi Lehre bekannt gemacht worden, übrigens alle einmal in dem zukünftigen Leben nach seinem Evangelium werden gerichtet werden, daß Jesus Christus nicht im politischen, sondern moralischen Verstande zum Herrn, Oberhaupt und Richter der Lebendigen und der Todten von Gott verordnet worden, wie die Apostel lehren, leugnet kein Christ. Auch bedarf es über die zukünftige Offenbarmachung der Herrlichkeit des Erlösers, zu der er von seinem Vater erhoben worden, und die Theilnehmung seiner wahrhaften Reichsgenossen an selbiger, keines Disputirens, denn die ist ebenfalls außer Streit. Nur müssen wir uns keine politische Verfassungen dabey erträumen; noch weniger unsinnig darüber werden wollen, daß andere, auch ehrliche Christen, in unsere lebhafte Einbildungen und Lieblingsideen davon nicht mit hineingehen. Ihnen zu sagen: Ihr seyd stockblinde Schriftverleugner, ihr verwandelt das Christenthum in puren Deismus, wenn ihr uns nicht beyfallet, dünkt mir wenigstens eben so thöricht, als ungerecht.

Den dritten Theil der Vorlesung hat der V. nach nähern Betrachtungen über die Popularität der Sittenlehre an sich gewidmet. Er hatte im Vorhergehenden den Vorzug der christlichen Sittenlehre darin gesetzt: „daß sie nicht Gesetzesfurcht „sondern Liebe zum Herrn, zum Principium der Tugend „mache", und dann wieder auch darinn; „daß sie Gesetzgebung sey". Den anscheinenden Widerspruch zwischen beyden sucht er nun zu heben. Ob je ein vernünftiger Christ oder Gottesgelehrter unter der Sittenlehre Jesu „eine Sammlung fein „nüancirter moralischer und halbmoralischer Sentiments, und „darüber angestellter feiner Reflexiönchen — einen Inbegriff „der Pflichten, die sich an jedem Ort, ohne singulär zu seyn, „ausüben lassen — oder eine Anweisung mit halber Tugend „sein Glück in der Welt zu machen, samt einem Kapitel Anhang von der Höflichkeit" verstanden habe; ob jemand die christliche Moral darum je geringgeschätzt habe, „weil sie kein codex legum nach Kapiteln trocken hingesetzt, von Moralisten „und Juristen gesammelt, und aus den Gesetzbüchern verschie„dener der weisesten Potentaten oder Moralisten gezogen ist", daran sollte ich fast zweifeln. Indessen dem V. müssen solche Leute vorgekommen seyn, und er sagt ihnen S. 134 und 145. „daß sie in der Lehre Jesu so eine Sittenlehre nicht fänden" — Die moralischen Gesetze Jesu sind a) mit göttlicher Autorität gegeben; b) sie rechtfertigen sich an dem moralischen Gefühl des Menschen; c) sie sind alle auf ein einziges Hauptgesetz zurückgeführt; d) sie gründen sich alle auf eine Neigung, in die das Principium aller einzelnen Tugenden wirken soll; e) sie zeichnen dem Menschen den einfachsten Wirkungskreis aufs simpelste und bestimmteste. Diese Eigenschaften der Sittenlehre Jesu, welche eine Beziehung auf die Popularität haben, werden hier in ein gutes klares Licht gesetzet. Nur besteht Hr. Pf., der, wie er sich selbst ausdrückt, sein Scherflein redlich dazu beytragen will, daß die politische Seite des Reichs Christi nicht übersehen, sondern schärfer ins Auge gefaßt werde, freylich auch hier wieder ohn Unterlaß darauf, daß in der Person Jesu ein König vor dem Volke da gestanden, und als König geredet, als König seine Gesetze bekannt gemacht habe, welches nach Jesu eigener Auslegung dann doch nicht mehr und nicht weniger heißt, als von Gott autorisirter Lehrer, von Gott gesandter Zeuge der Wahrheit, dessen Lehre, dessen Gesetz nicht sein, sondern des Vaters war, der ihn gesandt hatte.

Ich

Ich eile zu dem zweyten Bande, um von dem auch noch ein Paar Worte zu sagen. Es enthält zwo Vorlesungen, und eine Beylage einiger Versuche in dogmatischen Predigten. Die Vorlesungen haben das Thema zum Inhalt: Worin besteht eigentlich das Dogmatisiren, in wie fern es auf die Kanzel gehört? Wie hat ein Prediger mit solchen Materien umzugehen, die die eigentliche Glaubenslehre betreffen, um nicht entweder in ein kaltes Dogmatisiren zu fallen, oder dann auf der andern Seite seine Zuhörer ohne allen Unterricht zu lassen? Die erste Vorlesung ist polemisch, und wider die Herren Semler und Steinbart gerichtet. Semler unterscheidet christliche Erkenntniß von akademischer Theologie; Steinbart macht einen Unterschied zwischen wesentlicher Christenlehre für die, die nach Weisheit fragen, und zwischen Einkleidungen für die, die nach Zeichen und Wunder fragen. Jener will, daß man sich an das Volk wende und ihm sage: „das „und das ist Religion, das übrige ist Theologie“: dieser will, daß man sich an die wende, die nach Weisheit fragen, und sage: „das und das ist Religion, ist christliche Glückseligkeitslehre, „und das übrige ist gut für die, die nach Wunder und Zeichen „begierig sind.“ Hr. Pf. findet hierbey von beyden Gottesgelehrten Taschenspielerkünste und Fechterstreiche angebracht. Er sagt: „man müsse blind gebohren seyn, wenn man das „Spiel mit diesen sich wunderbar aufhebenden, und doch wunderbar und zweckmäßig correspondirenden Eintheilungen nicht „merken sollte. Jedermann sahe, daß sie gebraucht werden könnten, dem Volk gewisse Begriffe und Sätze aus den Händen zu spielen und unsichtbar zu machen; daß man damit einen Theil der biblischen Religion behalten, einen andern Theil derselben aber fortschaffen, in Vergessenheit und in die Geringschätzung, mit der man ihn selbst ansähe, bringen wolle. Wer begierig darauf ist, muß es selbst lesen, wie der V. die Sache mit den gewählten Gegnern, man kann denken mit ziemlicher Hitze, durchdisputirt. Der Raum verstattet mir nicht, einen Auszug davon zu geben. So viel kann ich sagen, daß es über alle Gottesgelehrte, die von Zusätzen der scholastischen Theologie zu der wesentlichen christlichen Religion, oder von biblischen lokalen Einkleidungen und Nachbequemungen nach damaligen Vorurtheilen und Denkungsarten sprechen, scharf hergeht. Dem Hrn. St., der freylich die Redensarten nach Weisheit und nach Zeichen und Wundern fragen, in einem andern Sinn

als

als Paulus, genommen hat, welcher sie 1 Cor. 1. beyde im tadelnden Sinne nimmt, setzt Hr. Pf. entgegen: „daß alle „Weisheit Resultat aus gesammelten Beobachtungen sey", folglich müßten die, die nach Weisheit fragen, doch auf Geschichte gewiesen werden, indem nicht alle Weisheit auf selbstgemachten Erfahrungen beruhen könnte; die Frager nach Zeichen und Wunder nähmen aber auch die heilige Geschichte zum Fundament ihrer Religion an. Hr. St. hätte also die Begriffe verwirrt, und nicht richtig contradistinguirt.

In der zwoten Vorlesung tritt der V. der Beantwortung seiner Frage näher: Zuerst die richtige Definition der Idee: biblische Glaubenslehre. In der Bibel reden durchweg Gesandten Gottes, die Glauben fordern; in der Bibel sind durchweg merkwürdige Geschichte, die mit den Personen und Reden dieser Gesandten in der engsten Verbindung stehen, und geschrieben sind, um geglaubt zu werden. — Die Verbindlichkeit, den Gesandten Gottes auf ihr Wort zu glauben, (denn die Vernunft soll gar nicht darein reden, weil aus Vernunftgründen etwas für wahr halten, das ein anderer uns sagt, nicht glauben, oder auf sein Zeugniß es für wahr annehmen heißt) und die Geschichte als wahr und wahrhaftig geschehen zu glauben, kann für keinen Menschen zu keiner Zeit aufhören. Es wäre wieder ein fataler Fechterstreich, es wäre Unsinn, sagt Hr. Pf. zu behaupten, die Propheten und Apostel wären für die damals lebenden aus ihrem Volk glaubwürdig gewesen, aber darum nicht für Menschen in den spätern Jahrhunderten. — Die Glaubenslehren aller in den heiligen Urkunden vorkommenden Gesandten Gottes sind von geschichtlicher Natur, auf Geschichte gegründet. Dies wird an der Predigt oder Dogmatik Johannes des Täufers, und des Paulus Doctrin von der Auferstehung 1 Kor. 15. gezeigt. Beyde Gesandten des neuen Bundes lehren 1. Erzählungen göttlicher Thaten. 2. Weissagungen göttlicher Thaten, Drohungen und Verheißungen. 3. Abstrakta oder allgemeine Sätze, die eben durch eine Reihe von Thaten Gottes, als durch Beyspiele erklärt und erläutert werden. Hr. Pf. geht der Induction halber noch den halben Matthäus durch, um eben das daraus zu beweisen. „Die Taufe Jesus ist hi„storische Basis des miskannten und entstellten Dogma von dem „Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist. Diese „Geschichte ist abermal die hellste Leuchte in dies Heiligthum".

(Rec.

(Rec. möchte sie sich wahrlich von dem V. anzünden, und sich damit von ihm hineinleuchten lassen.) „Die Geschichte der „Versuchungen Jesu ist historische Basis des Dogma vom „großen Gegner Gottes und der Menschen" (doch nicht vom Manichäismus, will ich hoffen) — Sonach ergiebt sich die eigentliche Definition, was biblische Glaubenslehre sey, von selbst, nämlich: „Was in der h. Schrift erzählt, declarirt und „geweissaget ist, das Gott gethan habe, thue und thun „werde", so wie das biblische Sittenlehre ist, was in der Bibel gebothen und durch Beyspiele gezeigt ist, das der Mensch zu thun habe; und zwar die alttestamentische Reihe von Geschichten und Offenbarungen keinesweges ausgeschlossen, (auch die Geschichte von Bileams Esel und ähnliche nicht? Ich vermuthe fast, daß Hr. Pf. es so meynet.)

Und nun endlich die Antwort auf die Hauptfrage, als das Resultat der bisherigen Untersuchungen. Sie lautet S. 76. so: „Der Prediger behandle seine Glaubenslehre so, wie sie „bis in ihre innerste Natur ist, historisch. Er zeige ihre Ver„bindung mit Geschichte; zeige die Geschichte, mit der sie ver„bunden ist, auf der sie ruhet, aus der sie Wahrheit und Klar„heit hernimmt." Dies ist für Weise und das Volk gleich belehrend und rührend. — Der V. schließt mit dem Gedanken, er glaube, wenn die Coccejanische Bundestheologie nicht in Verachtung und Eckel gekommen wäre, in dieser am schicklichsten seine Sache zusammenfassen zu können; „Wer sich erin„nert, daß unser Erlöser bey der Stiftung des heiligen Abend„mahls sagt: dies ist das Blut des neuen Bundes — „der wird diese Vorstellungsart sicherlich eher christisch als „coccejanisch, eher neutestamentisch als scholastisch nen„nen". Der populärdogmatisirende Prediger soll also den Christen die Bundesurkunden, Bundesrechte, Bundesforderungen vorlegen, um sie zur Haltung des Bundes zu bewegen. Dies geschieht nicht besser, als durch Darstellung der Geschichte des Bundes und der ersten Bundeszeiten. Je mehr er das thut, je mehr wird er Lust an den Rechten und Respekt gegen die Forderungen des Bündnisses in die Herzen bringen.

Ich habe den V. durchgehends mit seinen eigenen Worten reden lassen. Die beygefügten fünf Predigten I. II. zwo Pfingstpredigten über Hebr. 8, 10. III. IV. über die Geschichte des geheilten und beruhigten Tropfschlägigen Luc. 5, 17-26. V. Eine Predigt nach Vorlesung des Sabbatmandats

über

über Luc. 6, 5. sind nach Hrn. Pf. Regeln ausgearbeitet; und wenn ein Meister seine abstrahirten Regeln so gut, wie der V. in Uebung zu bringen weiß, so muß man ihn loben. — Ich habe diese Predigten, wenigstens, was mir zu deklamatorisch zu seyn dünkt, abgerechnet, mit großer Zufriedenheit gelesen. Allerdings wird eine von der Kanzel so praktisch behandelte biblische Geschichte für jeden Zuhörer interessant und lehrreich. Nur möchte die Frage seyn, ob alle Geschichten des A. und N. Testaments sich so behandeln lassen? Ob nicht bey manchen das belehrende und herzrührende für das Volk sehr gezwungen müßte herbeygezogen werden? Ob sich nicht auch, ohne immer Geschichte zum Grunde zu legen, sehr populär und nützlich von der Kanzel dogmatisiren läßt? Wenn in allen und jeden Predigten nur immer Geschichte dargestellt wird, so fürchte ich, der Zuhörer wird ihrer zu gewohnt, und der Vortrag, wegen zu großer Einförmigkeit desselben für ihn langweilig werden. Wäre es nicht besser, man wechselte ab? dogmatisirte und moralisirte auch manchmal ohne unmittelbare Beziehung auf Geschichten? wie es von unsern besten populären Predigern öfters geschieht. Ich weiß nicht, wer Hrn. Pf. gesagt hat, „daß das Dogmatisiren über Schriftlehren auf „der Kanzel aus dem Gebiet der Popularität zu unserer Zeit „verbannt werden soll." In den gedruckten Predigten mehrerer würdigen Männer wird er doch auch viele dogmatischen Inhalts finden, und sehen, daß man es in unsern Gegenden wenigstens auf eine Verbannung aller Dogmatik von der Kanzel noch nicht anlegt. Und in der Schweiz, sollte ich denken, könnte man ein so thöricht Projekt auch nicht haben. Wäre es im Werk, nun so werden Er und seine Freunde auch durch diese Vorlesungen es wohl hindern.

Br.

D. Joh. Sal. Semlers theologische Briefe. Erste Sammlung. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1781. 8. 228 Seiten.

Diese Briefe sind großentheils polemisch und enthalten eine Kritik der freymüthigen Betrachtungen über das Christenthum, eine Revision der im 43sten Bande der a. d. Bibl. befindlichen Recension der Semlerischen Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekenntniß, und endlich eine Untersuchung

über

über den Ursprung der sogenannten Pseudepigrapha des A. T. Was die freymüthigen Betrachtungen über das Christenthum anbetrifft, so wird zuerst die Ursache angeführt, warum die Hallische theologische Fakultät dieser Schrift, nachdem sie bereits in Berlin censirt worden, die Druckfreyheit versagt habe. Hr. D. S. erzählt hierüber folgendes: „Die Handschrift, und „zwar allein der den freymüthigen Betrachtungen vorgesetzte „Dialog wurde zu Ende des Jahrs 1779, da ich nicht Dekanus „war, vom Buchdrucker H. bey dem Dekanus eingereicht. Der „Dekanus kommunicirte zwar diesen Aufsatz, aber mit seinem „Urtheil, daß er gerade wider die Statuta sey, daß ein hiesiger „Lehrer namentlich darin angegriffen würde. Das bin ich; es „ist andem, es ist wider die Statuta; indeß habe ich, wie es „natürlich war, nicht votirt. Sie sehen hieraus, daß ich ganz „unschuldig bin an dieser Begebenheit; unsre Fakultät handelte „auch ihres Theils ganz recht, sie ist auch übrigens weit genug „entfernt von alle dem, was intolerant ist, aber den Statutis „mußte sie folgen." Es ist uns angenehm, daß Hr. D. S. durch diesen Bericht den Verdacht der Intoleranz, den die versagte Druckfreyheit natürlich verursachen mußte, von sich und der theologischen Fakultät abgewandt hat. Aber ganz recht handelte doch unsres Erachtens der Dekanus nicht. Es ist, so viel wir wissen, nur den Statuten gemäß, daß ein Lehrer wider den andern nicht schreiben soll, um nicht kollegialische Feindschaft zu verursachen. Aber wie kann man dieses auf die Schrift eines fremden Gelehrten ausdehnen, dessen Verleger eine Schrift wider einen hallischen Lehrer bey einem hallischen Buchdrucker drucken läßt. Dieß hieße die Freyheit der gelehrten Meynungen zu widerlegen, einschränken wollen. Dieß wäre unrecht; wie es auch aus der Königl. Decision erhellet.

Nun kritisirt Hr. D. S. zuerst den vorgesetzten Dialog, worinn er angegriffen seyn soll. Er übergeht aber das, was darin seine Händel mit Hrn. D. Bahrdt betreffend, zu seinem Nachtheil vorgebracht wird; und nimmt sich nur der darin gleichfalls angegriffenen symbolischen Bücher an, von denen er behauptet, daß man ihre ganze Absicht vorsetzlich verkehrt und verändert habe. „Niemand von uns, heißt es, misbraucht den Ausdruck Gefangennehmung der Vernunft, wenn die „Rede von eignen Erkenntnissen ist, die sich auf ein Principium „cognoscendi beziehen; eben die ungleichen Auslegungen und „Erklärungen in den verschiedenen Partheyen, die ihnen niemand „unter diesem Vorwand nehmen will, beweisen es. Aber es ist

„doch

„doch wahr, die Ruhe der Societät, die kirchliche Freyheit „kann nicht, um des Einfalles willen, aufgeopfert werden: „man wolle auf einmal mehr Glückseligkeit schaffen, und dazu eine Universalreligion aufstellen.“ Ich merke hiebey an: daß, wenn man gleich den obigen Schriftausdruck nicht auf die Unterwerfung des peinlichen Urtheils unter den Aussprüchen der symbolischen Bücher wörtlich gedeutet hat, doch die strengere Parthey der Kirchenorthodoxen eine Gleichförmigkeit unsrer Urtheile und Einsichten mit den Aussprüchen der symbolischen Bücher allerdings fodert, wofern Jemand ein ächtes Mitglied der Kirche seyn soll; und wird dann nicht eine Unterwerfung nöthig seyn? Freylich Hr. D. S. fodert dies nicht, hält eine Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern zur moralischen Besserung und Vollkommenheit ganz gleichgültig; aber so denken die strengern Gottesgelehrten nicht, sondern sind eben um dieser Aeußerungen wegen so misvergnügt über ihn. Die ungleichen Auslegungen und Erklärungen in den verschiednen Parteyen, die, wie Hr. D. S. sagt, ihnen Niemand unter diesen Vorwand nehmen will, beweisen dies meines Bedünkens gar nicht, sondern vielmehr das Gegentheil. Selbst das Daseyn und die Erhaltung der verschiedenen Parteyen setzt Anhänglichkeit an symbolische Bücher (d. i. Unterwerfung des Privaturtheils unter den Aussprüchen derselben) wodurch diese Parteyen allein zusammengehalten werden, zum voraus. Ruft nicht der katholische Polemiker den Protestanten zu: du mußt deine Vernunft unter dem Gehorsam der Kirche und ihrer Vorschriften, unter das Tridentin. Concilium u. s. w. gefangen nehmen – und wirft nicht der Lutherische Orthodoxe dem Reformirten, der die reelle Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmal nicht erkennen will, einen Misbrauch der Vernunft und ein Nichtgefangennehmen derselben unter den klaren Aussprüchen der heil. Schrift vor, (d. i. ob er es gleich mit eben den Worten nicht sagt, unter den Entscheidungen seiner Kirche, nach welchen diese Schriftworte für ganz klar und buchstäblich zu nehmen sind. Und wenn nun der Katholik den Protestanten, den Lutheraner den Reformirten überzeugen und bekehren will, hat er denn nicht die Absicht, ihm seine verschiedenen Erklärungen und Auslegungen, eben unter dem Vorwande, daß er seine Vernunft gefangen nehmen soll, zu benehmen? Um sich hievon weiter zu überzeugen, lese man in Hrn. D. Ernesti bekannten Dissertation vom heil. Abendmahl, die Rathschläge für diejenigen Lutherschen Geislichen,

die

die an der Abendmahlslehre ihrer Kirche zweifeln. — Ueber die letztern Worte will ich jetzt noch nichts sagen, ich bitte aber die Leser sich die Ausdrücke Ruhe der Societät u. s. w. die nicht aufgeopfert werden soll, zu merken, weil wir sie in der Folge brauchen werden.

Wenn in dem Dialog gefragt wird: Wer gab Luthern und Melanchthon das Recht? (nemlich zu reformiren,) und geantwortet wird: Keinen andern Ruf hatte Luther dazu als Bahrdt, Semler und andere neuere Theologen, so sagt Hr. D. S.: diese Frage werde unanständig aufgeworfen und beantwortet. Er setzt hinzu: „Wer es eine neuere Denkungsart nennt, die Luther angefangen hätte, wer eine öffentliche Verbesserung des Lutherschen Religionssystems für eben so nöthig hält, als das Katholische im 16ten Jahrhundert bedurft habe, muß freylich in diesen Sachen sehr partheyisch seyn", d. i., wofern ich ihn hier recht verstehe, der muß und darf behaupten, daß ein jetziger Theolog eben das Recht zu reformiren habe, das Luther und Melanchthon zu ihren Zeiten hatten. Wir wollen sehen, wie weit diese beyden Gründe Hrn. D. S. Ausspruch über die Unanständigkeit der Frage und der Antwort bewähren. Luthers Denkungsart soll keine neue Denkungsart gewesen seyn, denn er soll nicht eine einzige Lehre oder Wahrheit neu, oder jetzt zum erstenmal aufgebracht haben, sie sollen alle schon in vielen Schriften und Büchern zu finden gewesen, und in vielen Predigten gesagt seyn — dem sey so; obgleich die Verbindung aller dieser in manchen Schriften zerstreuten antipapistischen Gedanken und Sätze, und noch mehr das Resultat derselben, die völlige Trennung von der allgemeinen Kirche, die Verwerfung des kanonischen Rechts, der Umsturz der bischöflichen Hierarchie, und die völlige Lossagung von der bisherigen allgemein geltenden und durchgehends festgesetzten Verfassung der Kirche gewiß eine neue und bis dahin, wo nicht ganz unerhörte, doch außerordentliche und ungewöhnliche Denkungsart anzeigte. Ich frage nur: sind denn die Sätze und Urtheile, welche das Bahrdtische Glaubensbekenntniß enthält, so schlechterdings neu? enthält Basedows Universalreligion nichts als indictum ore alieno? Ich denke nein! was beyde vorbringen, darunter ist kein Satz, der nicht in hundert Schriften und Predigten schon vorgebracht ist. Gewiß sind ihre Aeußerungen ihrem Zeitalter weniger neu und auffallend, als es Luthers Behauptungen für seine Zeitverwandten waren. Aber wozu dies alles? Hängt denn die Wahrheit und Richtigkeit der Sätze eines Reformators, und

 sein

sein Recht, sie öffentlich vorzutragen, lediglich davon ab, daß man vor ihm schon das in Predigten und Schriften behauptet, was er lehrt? Gewiß, dies giebt eine sehr sonderbare Theorie des Rechts zu reformiren — Der andere Grund, das größere Bedürfniß einer Reformation hat mehr Schein. Aber hier kann man fragen: wer soll dies Bedürfniß jedesmal bestimmen? aus welchen Gründen und in welcher Rücksicht soll es bestimmt werden? und da es hier auf ein mehr oder minder anzukommen scheint, wie läßt sich eine so genaue Grenzlinie ziehen, daß es Jedermann einleuchte, diesseits derselben sey es unerlaubt, und jenseits derselben erlaubt, zu reformiren? Soll Basedow dies Bedürfniß bestimmen, so wird er nur sagen, wo jemals ein dringendes Bedürfniß einer weitern Reformation gewesen, so sey es jetzund, da aus so manchen Ursachen, insonderheit, um des so sehr auffallenden Kontrastes des Kirchensystems mit vernünftigen Kenntnissen und berichtigten Einsichten in die Natur überhaupt und der menschlichen Seele insonderheit, mit dem Fortgange in der Kritik, Philologie, Geschichte und Philosophie, das Christenthum wenigstens bey dem denkenden und aufgeklärten Publikum in Gefahr stehet, sich ganz zu verlieren. Hört man Hrn. D. Semler; so hats damit gar keine Noth, weil dieses Kirchensystem blos etwas lokales und eigentlich gar nichts moralisches sey, und mit der innern Verbesserung und Vervollkommung der Christen in gar keiner nothwendigen Verbindung stehe. Soll ein Staatsmann dies Bedürfniß bestimmen, so wird er sagen: wozu soll jetzt eine Reformation unter Protestanten, da sie nur die Ruhe der Societät stören, aber dem Landesherrn nichts einbringen, und dem Staat nicht mehr Sicherheit, Festigkeit und Unabhängigkeit verschaffen kann! Soll diese letzte und zwar aus politischen Betrachtungen das Bedürfniß einer Religionsreformation entscheiden, soll der Theologus selbst sich nur aus politischen Gründen zu einer Reformation entschließen, und den Befehl seines Landesherrn abwarten, wie es Hr. D. S. bey Luthers Reformation vorzustellen scheinet. (Ich rede zweifelhaft, denn bey seiner dunkeln und verwirrten Schreibart kann ich mich in dem Sinn seiner Worte irren, sonst kommt es mir so vor, als wolle er behaupten, Luthers ganzes Recht zu reformiren, rühre von dem Befehl seines Landesherrn her; als der seine Religionsbewegungen nicht blos stillschweigend erlaubt. — dies war allerdings nöthig, wenn sie rechtmäßig seyn sollte, sondern der ihm aus politischen Gründen aufgetragen, wider den Papst zu schreiben; allein

allein da dies wider alle Geschichte ist, und Hr. D. S. insonderheit in seinem fruchtbaren Auszug aus der Kirchengeschichte, dergleichen politischen Einfluß bey der Reformation selbst geleugnet hat, so mag ich ihm Unrecht thun. Ich muß aber bekennen, daß falls er dergleichen nicht sagen will, er eigentlich gar nichts zur Sache gehöriges, nichts, woraus Luthers vorzügliches Recht zu reformiren erhelle, vorgebracht habe.) — Nun, dann war freylich zu Luthers Zeiten ein Bedürfniß, das jetzt nicht statt findet, und wenn dies Bedürfniß sein Recht allein begründete, so hatte er ein Recht zu reformiren, das unsern heutigen angeblichen Reformatoren fehlet. Allein soll und darf das Bedürfniß einer Reformation aus andern als politischen Betrachtungen beurtheilt und bestimmt werden, darf dabey auf Wahrheit, Richtigkeit, moralischen Werth und Einfluß der Religionssätze, auf Beförderung richtigerer, der Gottheit würdiger, dem Menschen heilsamerer Religionserkenntnisse und Gesinnungen gesehen werden, und sollte diese Rücksicht sogar die Hauptsache ausmachen — dann läßt es sich wahrlich so leicht nicht entscheiden, ob jetzt oder zu Luthers Zeiten ein größeres Bedürfniß statt finde zu einer Reformation, die freylich nicht mit dem Aufsehen, mit der Feyerlichkeit und Gewaltsamkeit der Lutherschen angefangen und durchgesetzt werden darf, sondern die ohne Geräusch, ohne Gewaltsamkeit unter Begünstigung größerer Freyheit zu lehren, dadurch geschehen kann, daß unser Systems Christenthum, der eigentlichen Wahrheit und dem Wesen der christlichen Lehre allmählich immer näher gebracht würde. Oder giebt es hier gar keine Wahrheit, gar keine auch nur ideale Vollkommenheit des christlichen Lehrbegriffs, die man zwar in dem theoretischen Theile der Volksreligion nie völlig erreichen, der man sich aber stufenweise nähern kann? Giebt es gar keine solche Wahrheit, oder ist sie nur für die gelehrte Theologie? soll sie sich nie auf die Volksreligion verbreiten? sollen die symbolischen Bücher oder Vorschriften des lokalen Christenthums, aller Berichtigungen und Aufklärungen in der gelehrten Theologie ungeachtet, ewig in ihrem mangelhaften Zustande, in ihrem Mißverhältniß gegen jene gelehrte und philosophische Berichtigungen bleiben? Nun was hilfts dann, so viele Mühe auf so unfruchtbare Studien zu wenden? was hilfts, dem künftigen Volkslehrer diese Berichtigungen vielleicht nur zu seiner Beunruhigung oder auch zu einem besorglichem künftigen Misbrauche beyzubringen? Doch hierüber ist schon in der Anzeige des Lavaterischen Urtheils über die Steinbartische Glückseligkeitslehre das Nöthige erinnert.

Wir kommen nun zu der Revision unsrer Recension, die Hr. D. S. auf eine solche Art vornimmt, daß es scheint, sie habe ihn aus aller Fassung gebracht. Er hat sie aus einem ganz unrichtigen Gesichtspunkt angesehen, und darin eine absichtsvolle künstliche und partheyische Vertheidigung des Hrn. D. B. und seines Glaubensbekenntnisses und einen Angriff auf seine Ehrlichkeit und theologische Rechtschaffenheit entdeckt. Diese Vorwürfe, die er mir dem Recensenten macht, sind hart und ernsthaft genug, daß ich verpflichtet bin, sie von mir abzuwenden, wenn ich auch darüber von der Weitschweifigkeit des Hrn. D. Seml. ein wenig angesteckt werden sollte. Der Recensent, der weder mit Hrn. D. Semler noch mit dem Hrn. D. Bahrdt in der geringsten Verbindung steht, dem Beyde persönlich so unbekannt sind, als beyden er ist, der nie Theil an irgend einem gelehrten Streite noch weniger an einer gelehrten Kabale genommen, noch jemals nehmen wird, hat weder über den Werth des Bahrdtischen Glaubensbekenntnisses, noch über den Werth der Semlerischen Antwort auf dasselbe absprechen wollen, er fand nur die Art der Antwort befremdlich, nicht mit der ihm sonst aus Schriften bekannten Denkungsart und den Grundsätzen des Hrn. D. S. übereinstimmend, und hielte sich bey der Anzeige dieser Antwort verpflichtet und berechtigt, dies öffentlich und freymüthig zu sagen. Dabey bin ichs mir bewußt, daß ich dies ohne persönliche Beleidigung und mit möglicher Schonung eines sonst Hochachtung und Dankbarkeit verdienenden Mannes habe sagen wollen; und ich hoffe, unparteyische Leser werden dies nicht ganz verkennen. Wie beweiset aber Hr. D. S. seine Beschuldigungen? Ich kann nichts finden, das einem Beweise ähnlich sehe, als etwa die Worte meiner Recension, daß blos gewisse politische Betrachtungen ihm seinen Eifer gegen das Bahrdtische Glaubensbekenntniß können eingegeben haben; daß ich gesagt, er sey seinen vorigen Grundsätzen und ehemaligen Aeußerungen ungetreu geworden, und ihm Schuld gegeben, daß er im Geiste der Goetze und Pieteritte alle weitere Berichtigung des Kirchensystems für unnöthig, und alle dahin abzielende Versuche für lächerlich und unmöglich erklärt habe — (Sicherlich hat Hr. D. S. mich nicht verstanden, wenn er unter den politischen Betrachtungen, die ihm seinen Eifer eingegeben, eigennützige, ehrgeitzige Nebenabsichten verstanden hat. Politische Betrachtungen sind solche, die von dem äußern Wohlstande, der Ruhe, der Sicherheit des Staats hergenommen

sind.

sind. Hierauf will ja Hr. D. S, wie wir eben gesehen haben, hauptsächlich Rücksicht genommen wissen, wenn man das Recht zu reformiren beurtheilen soll; heißt es dann, seine Ehrlichkeit und seine theologische Rechtschaffenheit angreiffen, wenn man sagt, daß er, der immer glaubt, daß Bahrdt eine neue Reformation, wie Luthers seine abzielet, darum gegen dessen Glaubensbekenntniß so aufgebracht sey, weil er sich alsdann Unordnung und Zerrüttung im Staate gedenkt? wie konnte er doch diesen so auffallenden Sinn meiner Worte verfehlen? — Ich soll ihn als einen Wetterhahn vorgestellt haben. — Freylich das habe ich behauptet, daß es ihm, nach seinen bisherigen gelehrten Bemühungen und vormaligen Aeußerungen nicht gezieme, in einem so unmuthsvollen Ton wider das Bahrdtische Glaubensbekenntniß zu eifern. Kann Hr. D. S. zeigen, daß sein jetziger Eifer für symbolische Orthodoxie, und seine vormalige, dem Anscheine nach, freyere Denkungsart wohl mit einander harmoniren; kann er beweisen, daß er selbst nie der Toleranz bedurft habe, nie über seine Religionssätze verketzert worden, noch in Gefahr gestanden, ein solches Schicksal zu erfahren, als Bahrdt schon jetzt hat, und als Hrn. D. Semlers Antwort auf dessen Glaubensbekenntniß es ihm in noch größerem Maaße zuziehen konnte — nun, so will ich ihm dies Glück gerne gönnen, so will ich mich an ihm geirrt haben; aber er bedenke auch, wie die Goetzen, die Piederitte vormals über ihn geurtheilt haben; er besinne sich, daß nicht nur Basedow, sondern lange vorher andere ihn des Naturalismus beschuldigt, daß man ihm sogar in öffentlichen Schriften ein naturalistisches Glaubensbekenntniß beylegen wollen. — Er denke daran, wie ihm zu Muthe war, als ihn Piederit beym Corpor. Evangel. zu Regenspurg denuncirte, und lerne daraus die Lage seines unglücklichen Mitbruders zu beurtheilen, mit ihm zu sympathisiren, und Sanftmuth bey dessen Verirrungen zu beweisen. Diese menschlichen mitleidigen Gesinnungen bey Hr. D. S. aufzuregen, dies, nicht aber seine Kränkung und Verhöhnung, war die Absicht, die ich bey Anführung seiner Paradoxien hatte. Es kann mir übrigens gleichgültig seyn, ob Hr. S. seine freyen Untersuchungen über den Canon, und seine Angriffe auf gewisse canonische Bücher, namentlich die Offenbarung Johannis, als mit seiner symbolischen Rechtgläubigkeit wohl bestehend, rechtfertigt oder nicht. Genug, aus dem Geschrey der Eiferer, das er hierdurch erregte, kann man schließen, daß er dabey der Toleranz bedurft habe — mag er übrigens, was ihm bey diesr

Stelle meiner Recension anstößig ist, lieber meiner Ungelehrsamkeit, die er mir auch hier unverholen genug vorwirft, als einer Parteylichkeit und bösen Absicht zuschreiben. Er kann immer glauben, ich habe aus Mangel der nöthigen Gelehrsamkeit es für eine anstößigere Paradoxie gehalten, den Glauben an das göttliche Ansehen der biblischen Bücher aufs Ungewisse und Schlüpfrige zu setzen, als eine und andre Kirchenlehre zu bestreiten. Daß er indessen auch dieses letztere nie gethan habe, kann er nicht behaupten, da die aus der Vorrede seiner Ascetischen Schriften wider die Formula Concordiae angeführte Stelle zu deutlich wider ihn zeugt. Es ist wunderbar anzusehen, was er für Wendungen nimmt, um sich aus der Verlegenheit zu helfen. Bald soll er nur auf Melanchthons 3 caussas conuersionis oder dergleichen unbedeutende Dinge gezielt haben, da er doch hier ausdrücklich das Abendmahl genennt hatte; bald will er es auf den Ausspruch zweyer oder dreyer Biedermänner ankommen lassen, ob er in der angeführten Stelle so geredet, wie B. in seinem Glaubensbekenntnisse — bald bezieht er sich darauf, daß in den Königl. Preußl. Landen die Formul. Concord. kein symbolisches Ansehen habe, als wenn die Lutherische Abendmahlslehre, die hier von ihm angefochten wird, nicht in den andern symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche eben so deutlich, obgleich nicht mit so vieler Genauigkeit und Spitzfindigkeit, als in der Form. Concord. ausgedrückt wäre. Er mag indessen sagen, was er will, so macht diese Stelle seine ehemalige symbolische Rechtgläubigkeit sehr verdächtig, und zeigt, daß Hr. D. S. damals in Ansehung der orthodoxen Lutherischen Lehrbestimmung und festgesetzten einzigen Redensart in dem Artikel vom h. Abendmahl eben das behauptet, was Hr. D. B. in seinem Glaubensbekenntniß von diesen Lehrbestimmungen in Ansehung mehrerer Artikel behauptet hat. — Mit der Rettung der andern angeführten Stellen sieht es gleichfalls etwas mißlich aus, doch ich kann mich darauf nicht einlassen. Nur über den Vorwurf einer vernachläßigten wichtigen Distinktion und begangenen Zweydeutigkeit muß ich etwas anmerken. Hr. D. S. findet es zweydeutig, wenn man ihn in der Recension sagen läßt: **du mußt lehren, wie es die symbolischen Bücher haben wollen**; man müsse nämlich wohl unterscheiden, ob materialiter oder formaliter! was er durch das materialiter verstehe, darüber erklärt er sich so: er heißt es: „du mußt dieselben Materialien, dieselben Lehrwahrheiten lehren „und erklären, welche in der Lutherischen Kirche, seit der Augs-

„burgi-

„burgischen Confession, ihrer Apologie, den Schmalkaldischen „Artikeln, dem Catechismus, pflegen den Gliedern Lutherischer „Kirchengesellschaft öffentlich vorgetragen, erklärt und einge„schärft zu werden, zu ihrem christlichen Leben und Sterben, „zu ihren moralischen eignen Bedürfnissen, zu ihrem Trost, zu „ihrer Ruhe — so ist gar kein Zweifel daran, ein jeder treuer „Lutherischer Lehrer soll und muß diese Lehrsätze, diese wichtigen „ewigen Wahrheiten, diesen Inhalt der christlichen Religion, „diese unaufhörlichen Consectaria der von Gott verordneten „Historie Christi, diesen wahren Grund unaufhörlicher Wohl„fahrt — rein, deutlich, gründlich, in dieser seiner Zeit, den „Lutherischen Gliedern seines Orts erklären und vortragen. — „Dieses Lehren aber ist eine sehr wirksame Beschäftigung des „Lehrers, der es weiß, daß er in dieser Zeit lebt, die folglich „ihm manche Reihe von Vorstellungen eröffnet, welche er nicht „geradehin eben so zum öffentlichen Unterricht, wenn gleich zu „eigener, und seiner gleichen Erbauung anwenden kann". — In dieser Beschreibung dessen, was materialiter den symbolischen Büchern gemäß ist, dürfte eher Zweydeutigkeit seyn. Es sollen die wichtigen ewigen Wahrheiten seyn, die den Lutherischen Christen zu ihrem christlichen Leben und Sterben eingeschärft zu werden pflegen, der wahre Grund unaufhörlicher Wohlfahrt u. s. w.; es ist also hiebey nicht einzig noch hauptsächlich an jenes Localsystem zu denken, das die symb. Bücher lehren und aufrecht erhalten, denn dieses soll mit der Besserung, der Beruhigung und Seligkeit der Christen in keiner nothwendigen Verbindung stehen. Wenn jenes materiale vortragen, materialiter mit den symb. Büchern übereinstimmen heißt, so dürfte sich selbst Bahrdt einer Uebereinstimmung mit den symb. Büchern rühmen können. — Die Dunkelheit dieser Erklärung wird auch durch das erläuternde Beyspiel von der Erlösung Jesu Christi, wie diese nämlich anders den Juden, anders den Heiden von den Aposteln vorgestellt und erklärt wurde, im geringsten nicht gehoben. Denn der V. hat die Predigt an die Heiden weggelassen, durch deren Vergleichung mit der Predigt an die Juden man hätte beurtheilen können, ob seiner Meynung nach, unter beyden nur ein scheinbarer, oder ein würklicher Unterschied gewesen, ob einerley Sache nur von verschiednen Seiten vorgestellt würden, oder ob wirklich eine ganz verschiedene Vorstellung, zwo ganz verschiedene Dinge in beyden Predigten enthalten gewesen. Hr. D. S. fragt bey dieser Gelegenheit: „muß der Lehrer die christlichen Lehrsätze von der Erlösung

„der Menschen nun geradehin wegwerfen? Genugthuung —
„ist eben so u. s. w." Ich antworte, nein, er muß sie nicht wegwerfen, wenn die heil. Schrift sie hat. Aber welcher christliche Lehrer hat sie auch geradehin weggeworfen? das hat ja auch Bahrdt nicht gethan, ob er gleich etwas anders darunter versteht, als das gewöhnliche System. Auch Genugthuung, ob es gleich kein biblischer Ausdruck ist kann man behalten; aber um die Zweydeutigkeit in Ansehung dessen, was materialiter mit den symbolischen Büchern übereinstimmen heißt, zu heben, wünschte ich, daß Hr. D. S. sich bey Gelegenheit erklären möchte, ob er den Vortrag des Lehrers, der das Wort Genugthuung beybehielte, und allenfalls sagte: Christus hat für uns Gott genug gethan; es aber so erklärte, daß diese Genugthuung, die uns zum Besten geschehen, darin bestehe, daß er dem Auftrage seines himmlischen Vaters, die unwissenden sündigen und unglücklichen Menschen zu erleuchten, zu bessern und zu beglücken, ein Genüge gethan, wie ein Gesandter seinem Fürsten durch getreue Ausrichtung des aufgetragnen Geschäfts ein Genüge thut — für ächt symbolisch quoad materiam erkenne oder nicht — oder nach einer andern Distinction des Hrn. D. S., ob dies nur verschiedne Lehrart, oder wirklich von symb. Büchern verschiedne Lehre sey? Auch durch das, was Hr. D. S. zur Erklärung des formaliter gemäß oder ungemäß seyn, wird die Zweydeutigkeit nicht gehoben: denn wenn er behauptet, daß keines Lehrers eigenthümliche Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit in den symbolischen Büchern abgezirkelt, vorgeschrieben oder enthalten sey, so erhellet hieraus noch nicht, ob seiner Meynung nach, die Geschicklichkeit sich nur darin beweisen dürfe, daß er eben das, was die symbolischen Bücher lehren, mit andern aber synonymischen Worten nur ausführlicher, deutlicher, beredter sage, und seine Gelehrsamkeit, daß er immer neue und stärkere Beweise für die symbolischen Lehren erfinde, oder ob sich beyde, Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit so beweisen dürfen, wie über die Genugthuung eben kommentirt ist.

Wider die dritte Beschuldigung, daß er im Geiste eines Goetze und Pieberits alle fernere Berichtigung des symbolischen Lehrbegriffs für unnöthig halte, und alle dahin zielende Versuche für lächerlich und unmöglich erkläre, und behaupte, daß es keinem Lehrer erlaubt sey, zur Berichtigung des öffentlichen Lehrbegriffs neue Vorschläge zu thun, erinnert er, daß Hr. D. Bahrdt nicht blos Vorschläge zur Berichtigung des Lehrbegriffs gethan habe, „denn dies hieße, der Lehrbegriff von Erbsünde,

„Bekehrung, Genugthuung, wobey gar ein Menschenopfer „zum Grunde liege, solle nur weiter berichtigt werden.“ — Er beschuldigt unsre Bibliothek, daß sie durch jene Behauptung, daß Hr. B. nämlich nur Vorschläge thun wollen, die historische platte Wahrheit, die Lage des Bekenntnisses, öffentlich verdrehen, und dadurch ihn, Hrn. D. S. vor den Augen des ganzen Deutschlandes unterdrücken wollen. Gesetzt, ich hätte mich in der Meynung geirrt, daß Hr. D. B. in seinem Glaubensbekenntnisse nur Vorschläge zur Berichtigung des Kirchensystems thun wollen, und Hr. D. S. urtheile richtiger, daß er eigentlich das ganze bisher behauptete Christenthum wegwerfen, und ein ganz neues einführen wolle, so konnte dies ja auf meiner Seite ein unschuldiger Irrthum seyn. Warum soll es mir zu einem boshaften Vorsatz, die Wahrheit zu verdrehen, und Hrn. D. S. zu unterdrücken *), ausgelegt werden? Er beurtheilt das Glaubensbekenntniß anders als ich, und als es der Verf. seiner wiederholten Betheurungen zu folge, will beurtheilt haben; und hieraus entstand, aufs gelindeste zu urtheilen, zum Theil wenigstens sein unmuthsvoller Eifer gegen dasselbe. Aber ist es denn so ganz falsch geurtheilt, daß Hr. D. B. Vorschläge zur Berichtigung des Kirchensystems thun wollen? Ich denke nein, denn derjenige, der solche Vorschläge thun will, muß doch erst das seiner Meynung nach Unrichtige anzeigen. Das sind nun nach Hrn. B. Ausspruche die Kirchenlehren von Erbsünde, von der Zurechnung der Sünde Adams — von der Nothwendigkeit einer Genugthuung u. s. w., als von welchen er unter andern behauptet, daß sie weder in der heil. Schrift noch in der Vernunft einigen Grund haben — was folglich von und in diesen Lehrsätzen, in der Schrift und Vernunft gegründet ist, und in sofern sie darin gegründet sind, verwirft er sie nicht. Heißt dies nun die Lehrsätze selbst z. B. von Bekehrung, von Rechtfertigung, die ausdrücklich mit einer Einschränkung und Bedingungsweise als unrichtig angegeben werden, überhaupt in jedem Verstande, und auch im biblischen Sinne verwerfen? Also in dem ersten, dem verwerfenden Theile des Glaubensbekenntnisses, finde ich nichts, warum ich nicht behaupten dürfte, der Verf. habe Vorschläge zur Berichtigung der angegebenen

*) Den Begriff des Unterdrückens hätte Hr. Semler lieber nicht berühren sollen. Wie wenn jemand, aus der heftigen Art zu verfahren, der sich Hr. S. wider Hrn. B. bediente, muthmaßen wollte: Er habe den schon unterdrückten Hrn. Bahrdt unterdrücken wollen? wie würde ihm das gefallen?

gebenen Lehrsätze thun wollen. Aber auch in dem andern Theile, wo er sagt, wie er über die angeschuldigten Artikel denke, finde ich nichts, was man nicht Vorschläge zur Berichtigung nennen könne, wofern nicht der dem Hrn. D. B. entwischte Ausdruck: tausend, und aber tausend sehnen sich mit mir nach Reform, nach Freyheit — weiter gehende Absichten anzeigen soll. Aber muß man denn nothwendig unter Reforme eine öffentliche, feyerliche gewaltsame Reformation verstehen, oder erklärt nicht vielmehr das folgende deutlich, daß er nur mehr Freyheit wünsche, eine solche Verbesserung des Kirchenwesens, daß solche Meynungen, als er vorgetragen, geduldet würden, oder daß Kirchenfrieden und Gewissensfreyheit vereinigt würde! Es ist auch ausgemacht, daß Hr. D. B. sich bisher nicht so gezeigt, daß man ihn in so hohem Grade für Dummkopf oder Fantast halten könne, um sich einzubilden, daß er mit seinem Scheermesser einen Marmorblock durchschneiden könne — So wenig nun Hr. D. S. erwiesen hat, oder erweisen kann, daß ich vorsätzlich die historische platte Wahrheit, die Lage des Bekenntnisses öffentlich verdrehen, und ihn unterdrücken wollen, so wenig ist er berechtigt, mich öffentlich aufzufordern, oder mich zu bitten, meinen Namen zu nennen. Ich muß dieses Verlangen aufs mindeste eine unverdiente starke Zudringlichkeit von seiner Seite nennen. Nicht den geringsten Nutzen kann die Nennung meines Namens haben, sie könnte blos zu Befriedigung einer ganz unnützen Neubegierde dienen — Zwar bin ichs mir bewußt, in der ganzen Folge von Recensionen A. d. B. 43. B. von S. 41 bis S. 74 (die alle von einem und eben demselben Recensenten sind, obgleich Hr. D. S. wissen will, daß sowohl die Recension des Schreibens an einen Freund in G. den Hrn. D. Bahrdt und sein Glaubensbekenntniß betreffend, als die Anzeige des wahren Charakters des Hrn. D. B. in vertraulichen Briefen, und das in den letzten von ihm selbst gerühmte Biedermännische Urtheil von einem andern Recensenten wären, woraus man sieht, daß er auch Träumereyen schreiben kann,) nichts geschrieben zu haben, wozu ich mich schämen dürfte, meinen Namen zu nennen; aber ich finde es bey den Gesinnungen und den Insinuationen des Hrn. D. S. nicht rathsam, ihn seiner Bitte zu gewähren, und seine Gründe nicht hinlänglich, mich dazu zu verpflichten. Die Leser mögen über die Triftigkeit dieser seiner Gründe urtheilen, wenn ich sie mit meinen Anmerkungen begleite. — „Es betrift, schreibt er, diese Sache

„von

„von nun an“, (vermuthlich weil er sie zu einem persönlichen Angriff auf seine Ehrlichkeit machen will,) „den moralischen „Charakter von uns beyden,“ (ich denke, wer meinen moralischen Charakter aus der Folge von Recensionen nicht erkennen kann, wird ihn durch Nennung meines Namens nicht näher und besser kennen lernen) „es ist der Sache selbst, die der Re„censent vertheidigt,“ (der Recensent vertheidigt eigentlich gar keine Sache, am wenigsten das Bahrdtische Glaubensbekenntniß, wenn er ja etwas vertheidigt, so ist es die christliche Sanftmuth und Schonung derer, die unserer Meynung nach irren, insonderheit, wenn sie unglücklich sind) „und ich bestreite, von nun an, daran gelegen, daß man in dem katholischen“ (ey, was gehet uns Beyde das katholische Deutschland an? kaum kann ich mich des Verdachts verwehren, diese Einmischung des katholischen Deutschlandes sey eine absichtsvolle Insinuation — denn noch einmal, was gehet uns das katholische Deutschland an, oder was gehet es das katholische Deutschland an, was ein Paar protestantische Gelehrte über die Art der Widerlegung des Bahrdtischen Glaubensbekenntnisses mit einander auszumachen haben?) „und protestantische „Deutschland wisse, wer der so eifrige, künstliche, so partheyische „Vertheidiger des Hrn. D. B. ist“ (ich bin, wie gesagt, kein Vertheidiger des Hrn. D. B., noch weniger ein eifriger, künstlicher und partheyischer, und wenn ich es wäre, würde meine Vertheidigung durch Nennung meines Namens zwar nichts gewinnen, denn mein Name ist in der gelehrten Republik von keinem Gewicht; aber auch gewiß nichts verlieren, denn es würde dann erhellen, daß ich mit dem grösten Recht von mir sagen könnte: sine ira et studio, quorum caussas procul habeo,) „daß er darüber auch einen Professor in königlichen Landen (in königlichen Landen! was thut dies zur Sache, mir wenigstens liegt dieser Umstand keine neue Verbindlichkeit auf,) „der 30 Jahr unbescholten war,“ (desto befremdlicher war nun dem Recensenten und vielen andern, insonderheit auch dem, vom Hrn. D. S. rechtschaffen genannten Verfasser des oben angeführten Sendschreibens über das Bahrdtische Glaubensbekenntniß, der über Hrn. D. S. fast eben so, wie der Recensent urtheilt, desselben Betragen gegen Hrn. D. B. und die Art seiner Antwort auf das Glaubensbekenntniß) „Preis giebt“, (wem gebe ich ihn Preis? nennt er das Preis geben, wenn ich sage, Hr. D. S. hat Hrn. B. und sein Glaubensbekenntniß auf eine ihm unanständige Weise widerlegt!) „und ihn als einen

nen untreuen, politischen Theologen öffentlich aufstellen will". (Wegen des Vorwurfs, daß ich ihn zum Politikus in der bekannten schlechten Bedeutung dieser Worte aufstellen wolle, ist oben schon hinlänglich geantwortet, untreu ist er nicht weiter, als daß er meiner Einsicht nach, in diesem ganzen Verfahren seinem bisherigen Grundsatze und seiner sonst geäußerten Art zu denken nicht getreu gewesen, haud sibi constat)" „Da ich mich „öffentlich genannt habe, und das Publikum nun es frey hat, „über mich zu urtheilen, (diese Freyheit hat das Publikum nicht „durch meine Recension bekommen, sondern dadurch, daß Hr. D. S. sich zu seinem Angriff auf Hr. D. B. selbst genannt hatte) „so liegt auch viel daran, den Mann zu kennen, der sich dies Geschäft gab, oder geben ließ, mich öffentlich um Hrn. D. Bahrdts willen, in übeln Ruf zu bringen *)", (es liegt nichts daran, mich zu kennen, denn habe ich falsch, seicht oder parteyisch geurtheilt, so verachte man mein Urtheil als eines Unbekannten, von keiner Bedeutung; habe ich aber wahr und richtig geurtheilt, so wird mein Urtheil durch Nennung meines Namens nicht mehr und nicht weniger wahr und richtig, als bey Verschweigung desselben) — „desto mehr", heißt es weiter, weil er nämlich glauben will, daß Hr. D. B. nicht selbst der Verfasser der Recension sey, wie viele (freylich sonderbar genug!) sollen geglaubt haben, „desto mehr ist es nöthig, daß der wahre Urheber sich nenne", (ich sehe die Folge nicht) „das Zutrauen gegen diese Bibliothek im theologischen Fache in unsrer Zeit wird sonst sich noch mehr vermindern, u. s. w." (Die Nennung meines Namens kann kein Mittel seyn, das Zutrauen zu der Bibliothek zu vermehren, oder die Verminderung des Zutrauens abzunehmen, nachdem ich erklärt habe, daß ich nicht Bahrdt, nicht einer seiner Freunde, nicht einer seiner Bekannten bin, ja ihm so unbekannt bin, daß er wahrscheinlich kaum wissen mag, ob ich in der Welt bin. — Sonst bedarf die allg. d. Bibliothek keines Zutrauens, das an Namen gebunden ist; sie verlangt auch kein anderes Zutrauen, als das auf den innern Werth ihrer Aufsätze und auf Wahrheitsgründe beruhet; mein Name ist so wenig als irgend ein vielberühmter Name irgend eines meiner Mitarbeiter ein Wahrheitsgrund. Aber wohl haben viele vernünftige Leser deshalb Zutrauen zur a. d. Bi-

*) Abermahl, die Idee in übeln Ruf bringen, sollte Hr. S. nicht berühren. Dachte er daran, ob er Bahrdten, durch seinen heftigen Angriff, in übeln Ruf bringen möchte.

Bibliothek, weil sie gründliche und verständige Recensionen darin gefunden haben.

Hiemit mag es genug seyn, wenns möglich wäre, den Hrn. D. S. zu beruhigen, mich wenigstens gegen seine gehäßigen Beschuldigungen nothdürftig zu rechtfertigen. Ungern habe ich mich in alle diese Erörterungen eingelassen, und viel lieber hätte ich über das manche Lesenswürdige, das diese theologische Briefe des Hrn. D. S. sonst enthalten, noch etwas angemerkt; aber ich war es mir und dem berühmten Manne, der mir so bittere Vorwürfe macht, schuldig, etwas darauf zu antworten, und dies hat schon zu viel Raum weggenommen. Schließlich muß ich ihn noch einmal bitten, das, was ich bey seinen Zusätzen zu Lavaters und eines Unbekannten Urtheil über die Steinbartsche Glückseligkeitslehre angemerkt habe, hiebey nachzulesen, die Fragen, die ihm dort vorgelegt sind, ruhig und gelassen zu beantworten, und sich aller solchen Schmähungen zu enthalten, womit er mich um der Schlußworte meiner Recension willen, meinen Kopf und mein Herz verächtlich zu machen sucht, indem er diese Worte eine matte und unwürdige Spötterey nennet — sie sollten indeß keine Spötterey seyn, und ich bitte ihn hierüber Joh. 18, 23. mit nöthiger Anwendung nachzulesen.

St.

Die allegorische Erklärung der drey ersten Kapitel Mosis, insonderheit des Sündenfalles, in ihrem Ungrunde vorgestellt von D. Johann Balthasar Lüderwald, Herzogl. Braunschw. Superintendenten — Helmstedt, bey Kühnlin. 1781. in 8. 223 Seiten.

Der Verleger hat diese kleine unbedeutende Schrift dem regierenden Herzoge von Braunschweig dedicirt. Hier hat es uns sehr befremdet, daß er in dieser Zueignung von kühnen Angriffen wider die reine Religion, von Entkräftungen des Unglaubens redet. Wenn man die schielende Anspielung dieser Worte auf die Schrift jenes großen Mannes, der doch hier eigentlich widerlegt werden soll, in Erwägung zieht: so kann man sich des äußersten Unwillens nicht enthalten. Ganz anders lautet des Verf. Vorrede. „Lautere Wahrheitsliebe,

gemischt, daß man am Ende gar nicht mehr weiß, was man denken soll. Bey dem listigen, allgemeinen Umherfressen der Schlange konnte Eva natürlicher Weise nichts anders denken, als: friß, bis du satt bist, am wenigsten aber, sich zu Gaste bitten zu wollen. Die mächtige Einwirkung eines bösen Geistes stellt sich der V. leichter vor, wie sie wirklich ist. Man nehme sie mittelbar oder unmittelbar, so ist immer eine Menge Schwürigkeiten da, die aus der Psychologie bekannt seyn müssen, und bey der Erwägung der allerhöchsten Aufsicht Gottes sich noch vermehren. Auch ist es falsch, daß, wie der V. behauptet, die Wirkung der Geister auf Körper unnatürlich, und dagegen die Wirkung der Geister auf Seelen natürlicher zu nennen. Wir sehen an der Verbindung der Seelen und Körper das Gegentheil. Wenn der V. nachmals beweiset, daß Jerusalem nicht der Erfinder der allegorischen Erklärung sey, sondern daß schon Philo selbige angeführt, so antworten wir: hat doch Jerusalem das auch nicht behauptet, er pralet mit seiner Erklärung nicht, sondern spricht im bescheidenen, demüthigen Tone, ob er gleich allerdings der Mann ist, der diese Erklärung so vollständig, bündig, zusammenhängend und überzeugend vorträgt, wie vor ihm, unsers Wissens, noch keiner gethan.

S. 86. setzt der V. gewisse Folgen aus seinem Lehrgebäude fest: 1) des Menschen Fall ist seinem vorhergehenden Vollkommenheiten proportionirlich gewesen. Dies unterschreibt Jerusalem auch. Ueberhaupt hat der Verf., bey seinen gemäßigtern Erklärungen dasjenige nicht auf sich anzuwenden, was Jerusalem von jenen härtern sagt, die sich in den Schriften der meisten Gottesgelehrten finden. 2) Die Veränderungen in der körperlichen und moralischen Natur geschehen *succesiue*. Das sagt Jerusalem auch. Aus einer kleinen Verblendung der Sinnlichkeit kann eine große werden. Wenn aber der Verf. mit dem sonst sehr berühmten Herrn D. Leß behauptet, das sittliche Verderben der jetzigen Menschen sey eine natürliche Folge jener ersten Sünde, so glauben wir zwar, daß sie diese Lehre nicht ohne Grund werden angenommen haben, wir haben aber auch unsere Gründe, warum wir nicht einstimmen können. Wir halten das sittliche Verderben für eine Folge der eingeschränkten menschlichen Natur, die von Adam freylich abstammt, nicht aber für Folge seiner einigen unrichtigen Handlung. Die Sünde Adams hatte auf die Nachkommen die Beziehung, daß sie nun einen Stammvater hatten, der wirkliche Sünde gethan, und

jeder

jeder Adamssohn kann so gut, wie der erste Mensch, durch seine Sinnlichkeit, auch betrogen werden. Herrschende böse Neigungen pflanzen sich zwar, ihrer besondern Art nach, zuweilen, auch nicht immer auf die Nachkommen fort, aber, daß eine einzige moralische Abweichung eines individui so ganz nothwendig durch alle Menschenalter, ihre unveränderliche schlimme moralische und physische Folge haben soll, davon sind wir nicht überzeugt.

Wenn S. 96 der V. dem Abt Jerusalem Schuld giebt, er habe vorsetzlich manches von der Imputation der Sünde Adams ins absurdum gestellt, um nur darüber triumphiren zu können, so verdreust uns das. Der Verf. kann es ja doch nicht läugnen, daß die genannten absurda bisher recipirte dogmatische Lehrsätze gewesen. In der Apologie der Augsburgischen Confeßion Art. 1. heißt die Erbsünde der allergrößte Erbjammer, wodurch die ganze Natur verderbt ist; eine grosse Todtschuld, die nicht allein *imputatio* und *reatus*, sondern auch *defectus et concupiscentia* ist.

S. 121 sagt der Verf.: „Wer bey Kain blos die „Schwäche der sinnlichen Vernunft sehen, und zum „Erklärungsgrunde machen will, und nicht vielmehr „einen hohen Grad der Bosheit wahrnimmt, über „den muß man sich höchlich wundern." Wir wundern uns über des V. Unmuthe auch. Diesem, und nicht dem Mangel des Scharfsinnes schreiben wir es zu, daß er nicht bedenken will, wie aus sinnlicher Schwäche, Unordnungen und Bosheiten entstehen können. Letztere wachsen nicht urplötzlich, sondern nehmen einen kleinen Anfang. Den Ausruf wollen wir also wegstreichen: Artige Schwachheit der sinnlichen Natur, die so tief herabsinkt! Wenn sie so tief gesunken, dann ist sie nicht artig mehr. Der V. weiß auch das alles selbst. S. 183 widerspricht er dieser Stelle mit folgenden dürren Worten: Der Mensch, den die Sinnlichkeit beherrscht, kann in die größten Vergehungen, bis zum Thier hinabstürzen.

S. 149 leugnet der V., daß sich Christus in seinen Ausdrücken zuweilen nach der Dämonologie der Juden bequemet, welches Jerusalem behauptet hatte, und nun verlangt er Beweise, daß die Juden solche Lehren unter sich gehabt. Sollte das des V. Ernst wohl seyn? Aus dem Talmud kann man sehen, wie die Rabbinen dem Teufel ein Auge ausgestochen, und zwar durch die Kraft des Schem Hamphorasch. Mit dem

Gestanke einer Wallfischleber vertrieb man den jüdischen Dämon. Der Kabbalist Abraham Kohen theilt die Dämonen in gewisse Klassen. Pirke Eliezer cap. 34. handelt von ihrer Verwandlung. Abraham in pneumatologia cabbal. von ihrer Vermehrung, Ioseph. de bell. jud. libr. 7. von der Vertreibung der Dämonen.

Sodann ist auch der Schluß ganz richtig: Wenn einige Wendungen der Reden Jesu nicht anders, als aus Herablassung in den jüdischen Aberglauben erklärt werden können; so ist diese Erklärung immer zu empfehlen, um den Worten eine verständliche Deutung geben zu können, die sie wiedrigenfalls nicht hätten. Wenn der V. sagt, Matth. 12, 43-45. komme nichts von jüdischer Vorstellungsart vor: so darf man nur seine gezerrete Erklärung beleuchten, um inne zu werden, daß ohne jüdische Vorstellungsart keine vernünftige Deutung statt habe.

Die Vergleichung, so im neuen Testament oft vorkommt, von der Wiederherstellung der moralischen Glückseligkeit durch Christum, zur Ersetzung des Schadens der Sünde Adams, dehnet der V. zu weit aus. Auch Jerusalem kann diese Vergleichung sehr wohl auf sein System ziehen. Der Misbrauch der untern Seelenkräfte, dem die Menschen, als Menschen, der Möglichkeit und Leichtigkeit nach immer unterworfen sind, soll durch die moralische Zurechtweisung Jesu gehindert werden. An der Lehre Jesu haben die Menschen nun eine starke Schutzwehr gegen sinnliche Verblendung. Auch ist das ganz vernünftig, daß von der Sünde Adams Folgen auf die Nachkommen entstanden. Jede Sache hat ihre Folge. Die Sünde Adams hatte die wirkliche Folge, daß nun die Nachkommen wusten, und bekannten, unser Stammvater hat gesündigt, auch wir können sündigen, denn wir haben seine Natur.

S. 157 tadelt der V. den Abt Jerusalem, daß er Natur und Wesen für Eins hält; darin hat der V. auch Recht. Wenn man bestimmt reden will, so muß beydes nicht verwechselt werden. Natur ist mehr als Wesen. Der Menschen Wesen ist blos die Verbindung eines menschlichen Leibes mit einer menschlichen Seele. Zur Natur gehören aber alle übrige innerliche Bestimmungen, die nun aus diesem Wesen folgen. Allein der V. gewinnt mit dieser Eintheilung weiter nichts. Auch die Natur im metaphysischen Verstande, ist durch Adams Fall nicht schlechter worden. Sie bleibt sich immer gleich, war und

ist noch arme, sinnliche, schwache Natur, bey der die moralische Zurechtweisung Jesu immer gleich nöthig und unentbehrlich bleibt.

Die Worte des Horaz Carm. L. III. od. VI. aetas parentum peior auis, tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem, sind dem V. gerade entgegen. Er leitet alles von Adams Sünde her, da könnte aber die Folge nicht größer als der Grund seyn. Für die Meynung des Hrn. Jerusalem ist die Stelle aber eben so recht, daß die Sinnlichkeit der Menschen nach Zeit und Umständen, nach Anleitung böser Exempel, schlechten Erziehungen &c. bald mehr bald weniger sich verirrt.

D. Johann Balthasar Lüderwalds Geschichte Bileams, deutlich und begreiflich erklärt. Als ein Anhang zu der allegorischen Erklärung der drey ersten Kapitel Mosis, insonderheit des Sündenfalles, in ihrem Ungrunde vorgestellt. Helmstädt, bey Joh. Heinr. Kühnlin. 1781. 8. 48 Seiten.

Unsern Lesern wird bekannt seyn, daß der Abt Jerusalem zu Braunschweig in seinen **Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion**, im 2ten Bande des 2ten Theils S. 372 die Geschichte mit dem Bileam eine moabitische Lüge nennt, die Moses nur mit eingerückt, so wie er sie bey dem Volke gefunden, etwan als ein merkwürdiges, zur Erläuterung dienendes Fragment der alten Geschichte. Jerusalem sahe sich zu dieser höchst wahrscheinlichen Hypothese gedrungen, weil er aus der bileamschen Geschichte nichts vernünftiges und Gotte anständiges herausarbeiten konnte. Unserm Verf. ist aber gedachte Hypothese gar nicht recht. Er will alles als wirkliche Geschichte vertheidigen, die Moses als Geschichtschreiber im buchstäblichen Verstande gemeldet. Er erklärt die ganze Sache, wie sie sich könnte zugetragen haben, auf folgende Art:

Die Eselin habe wirklich den Engel mit dem bloßen Schwerdte gesehen, Bileam aber sogleich nicht. Dies könnte vermöge eines Wunders, das in einer Stralenbrechung bestanden, erklärt werden. Hierauf habe Bileam die Eselin geschlagen. Das nun folgende Gespräch der Eselin mit dem Bileam

nirten Mitglieder aus ihr, zuzuziehen, so würde mirs übel ergehen. Es ist ja bekannt, wie gar leicht die Geistlichen, wo sie Gewalt haben und selbst Mitobrigkeit sind, ihre Sache zur Sache Gottes machen. Und wehe dann ihrem Widersacher, wenn ihnen das brachium saeculare auf den ersten Wink gleich zu Dienste stehen muß! Hr. Westhoff wird diese Anmerkung nicht aus einem bösen, gegen die Prediger gehäßigen Herzen, wie es der Urkundensammler haben soll, herleiten, da Rec. selbst von seinem Orden ist.) Das Proclama würde auch gewiß die Wirkung gehabt haben, daß die Unterobrigkeiten, die in das Religionswesen keine große Einsichten hatten, oder die Gerechtsame der Synode nicht kannten oder kennen wollten, und daher unter dem Vorwande, erst selbst den Grund oder Ungrund der Censur zu untersuchen, sonst öfters zauderten, dienstfertiger geworden wären, und die Herren Prediger gleich kräftiger unterstützt hätten. Die wahren Verehrer der Religion freueten sich ob des landesherrlichen Schutzes hoher Verträge, ob der muntern Bemühungen ihrer Seelenhirten, die Brüche Zions zu heilen, wenn der Freydenker gleich die Zähne zusammenbiß; man hatte gar nicht nöthig von dem Proclama Gebrauch zu machen, die Leute zeigten gleich durchgängig mehr Hochachtung gegen die Religion, (kamen vermuthlich merkbar häufiger zur Kirche und zum Beichtstuhl) kurz, es gieng alles herrlich, und man sahe in verschiedenen Gemeinen die schönsten Folgen davon, bis die Urkunden herauskamen, und diese Folgen des guten, redlichen, gesetzmäßigen Betragens der Synode wieder rückgängig machten. Ob nun gleich die Gerechtsame derselben dem ohnerachtet auf ihrem alten Grunde bestehen, und der Synode, was ihr gebührt, von der Landesobrigkeit gewährt werden muß, der V. auch gewiß überzeugt ist, daß jeder, der gesunden Menschenverstand und richtige Begriffe von dem Religionswesen hat, ihm beyfallen werde: so will er doch den Ignoranten, den blinden Lästerer, den gottlosen, boshaften Verläumder, den faden spielenden Schöngeist, wie er den Herausgeber der Urkunden im folgenden abwechselnd schimpft, um der Auswärtigen willen kurz und glücklich abfertigen.

In dieser Absicht stellt der V. in der Einleitung das häßliche schwarze Bild der Leute öffentlich aus, um derentwillen das Proclama nöthig gewesen wäre. Zum Theil sind es Schwärmer, die von allen öffentlichen Andachtsübungen und Religionsgebräuchen verächtlich reden, den Predigern grob begegnen

gegnen und öffentlich in ehrenrührigen Ausdrücken auf sie schimpfen. Wenn sie an Sonntagen arbeiten, so halten sie dafür gemeiniglich alle Abende mit den Brüdern und Schwestern Zusammenkünfte in den Häusern, treiben dabey die größten Gottlosigkeiten, ziehen das Land umher, die Brüder zu trösten, und Proselyten zu machen, und fressen unter diesem Vorwande die Reichen auf — zum Theil öffentliche Religionsspötter, die die Lehrer als Betrüger und Bauchdiener ausschreyen, alle Gesellschaften mit dem Gift ihrer Irreligion anstecken, und statt in die Kirche zu gehen, in den Wirthshäusern sitzen, lärmen und saufen: — Solchen Leuten, bey denen keine Ermahnungen fruchteten, hätte die Synode durch das Proclama Einhalt thun, und den Schaden, den sie anrichten, vorbeugen wollen. Daß sie allesamt und sonders, wenn die Geldbuße nicht hülfe, mit Leibesstrafe und Landesverweisung sollten bestraft werden, wäre die Meynung nicht gewesen. Letzteres hätte man nur in einigen Fällen verlangt, (in der Bittschrift stand das nicht, auch war darin keine Schilderung, die der obigen ähnlich war, sondern es wurde allgemein gebeten, diejenigen, bey denen die gelinderen Strafen nicht anschlügen, zu den härteren zu verurtheilen, und sie zur Leibesstrafe und Landesverweisung für reif zu erkennen.) Daher wär es denn naseweis und stolz, daß so ein Schöngeist, wie der Urkundensammler, eine ganze Gesellschaft alter, erfahrner, ehrwürdiger Lehrer der Religion, aus denen die Synode bestünde, als Unterdrücker der Gewissensfreyheit und Inquisitoren ausschrie (Rec. kennt das Lokale des Bergenschen Landes nicht, es kömmt ihm aber vor, als ob der V. auf das Gemälde, das er uns von vielen dortigen Einwohnern macht, die Farben viel zu stark aufgetragen hätte, und die Leute so gar arg und gottlos wohl nicht seyn möchten, als er sie uns beschreibt; auch Schwärmer und Separatisten sind nicht allemal gottlose Leute. Thatsachen hat er nicht angeführt, welches nöthig gewesen wäre, um sein Zeugniß außer allen Verdacht zu setzen).

Die Rechtfertigung des Proclama bestimmt, was unter Verächtern der Kirche und des Abendmahls für Leute verstanden würden, nämlich nicht Irrende und ehrliche Zweifler, die niemals verächtlich von der Religion sprechen, und sich in den meisten Fällen zurecht weisen lassen — sondern alle von Proselytensucht angesteckte Sektirer und Freygeister (der Begriff des Worts Freygeist ist sehr unbestimmt. An manchen Orten, gilt einer, der aus guten Gründen nicht alles

glaubt, was die Kirche glaubt, schon für einen argen Freygeist. Sagt doch der V. sogar S. 17. „So bald einer seine „Zweifel gegen das Abendmahl ausbreitet, ist er ein Schurk." (Wie unvernünftig ist das geurtheilt! Kann denn nicht ein rechtschaffener Christ an dem Lehrbegriff seiner Kirche vom Abendmahl Zweifel haben? Kann er nicht diese Zweifel gegen andere äußern, nicht seine gegenseitige Meynung, von deren Wahrheit er nach seiner Einsicht überzeugt ist, vertheidigen? Und macht ihn das zum Schurken, wenn er es thut?) — alle öffentliche Religionsspötter und Aergerniß gebende, Unruhe stiftende Schwärmer, die am Sonntage arbeiten, und mit der Arbeitskleidung an die Kirchthüren kommen, (der V. muß sich von dem christlichen Sabbath einen sehr jüdischen Begriff machen. Ich sehe die schreckliche Sünde nicht ein, die man mit jeder Arbeit am Sonntage begehen soll. Und in der Arbeitskleidung in die Kirche kommen, oder an der Kirchthüre stehen, wäre dann doch höchstens nur eine Verletzung des äußerlichen Wohlstandes, aber keine bürgerlicher Strafe würdige Verunehrung Gottes, der nicht auf das Kleid, sondern auf das Herz siehet) alle die in ärgerlichen Lastern leben, und deswegen Kirche und Abendmahl verachten. Nun entsteht die Frage: Soll man solchen Leuten kirchliche, bürgerliche, natürliche Duldung zugestehen? — kirchliche? d. h. soll man sie als Mitglieder unserer evangelisch lutherischen Religionsgesellschaft ansehen? „Nein! sagt „der V., denn das Gegentheil ist absurd, ein solcher hört ja „selbst auf ein Mitglied derselben zu seyn", er hat kein Theil mehr an den Rechten der Gesellschaft (S. 19), er ist nicht mehr von der Zunft oder Innung, denn er macht ihre Gebräuche nicht mit, oder verachtet sie gar, wird deswegen ohne Zwang und Unterdrückung ausgeschlossen (S. 20). (Gut! so banne man ihn hinaus, wie er sich selbst hinausbannet, aber nicht herein, welches das Proclama that, denn die darin gedrohten Strafen sollten doch die Leute, die bisher nicht zur Kirche oder zum Abendmahl gekommen wären, nöthigen, daß sie künftig hereinkämen. Oder wollte die Synode, daß alle diese Leute die lutherische Kirche verließen, zu andern Confessionen überträten, oder aus dem Lande giengen? Eines von beyden muß doch der Zweck gewesen seyn. Im letzten Fall hat sie hinausbannen wollen, welches ihr freystand, im ersten aber hereinbannen. Daher ist es höchst seltsam, wenn der V. hier und weiter unten (S. 27) darauf besteht, Ausschließung

von den Societätsrechten und Gewissenszwang sey ganz zweyerley. Nur jene hätte die Synode durch das Proclama intendirt, aber diesen nie gewollt, denn sie würde jeden lutherischen Christen, „der nicht mehr glaubt, daß unsere Religion die wahre sey, ruhig haben gehen und nach Gefallen „eine andere annehmen lassen.“ Freylich ist Ausschließung von unserer Kirchensocietät etwas anders, als Gewissenszwang. Aber wenn wir jemanden, durch angedrohte Strafen im Weigerungsfall, Motiven zu einer moralischen Handlung geben, die er außer dem freywillig nicht würde verrichtet haben, so ist das doch wohl nichts anders als Zwang. Das ganze Proclama war so abgefaßt, daß man wohl sahe, die Leute, die freywillig nicht zur Kirche und zum Abendmahl gekommen wären, sollten durch die angedrohte Excommunication oder Geldbuße, oder Leibesstrafe, oder Landesverweisung bewogen werden, sich hinführo dazu zu halten. Wenn dies nicht die Absicht des Proclama war, warum freute man sich denn über dessen gute Wirkung, die den Gebrauch der Schärfe unnöthig machte? Wir wollen einmal den Fall setzen. Hr. Westhof mit seiner Synode hätte das Recht, jeden Einwohner in Rade vorm Wald, der nicht zu einer bestimmten Stunde des Tages ein Gebet verrichtete, an Gelde, oder mit Gefängniß u. s. w. von der Obrigkeit bestrafen zu lassen; das Recht, gewisse Aufseher darüber zum vigiliren in die Häuser umher zu schicken, und die, die nicht zu der gesetzten Stunde beteten, gehörigen Orts anzuzeigen. Natürlicherweise würde jeder, der nicht Lust hätte, Geld zu verlieren, oder ins Gefängniß zu wandern, oder Haus und Hof im Stiche zu lassen, sich zur äußerlichen Andacht um die bestimmte Zeit halten, und wenn die Betglocke schlüge, jede anderweitige noch so dringende und nöthige Beschäftigung liegen lassen, um sein Gebet zu verrichten. Ich frage: beten alle diese Leute alsdenn freywillig oder unfreywillig, aus bloßem Nothzwang? Die Antwort ist leicht. Mit dem unfreywilligen zur Kirche und zum Abendmahl gehen hat es aber die nämliche Bewandniß als mit dem unfreywilligen Beten.) — Bürgerliche Duldung. Daran haben Freydenker, die Irreligion ausbreiten, (ob der V. völlige Atheisten oder Nichtchristen damit meyne, ist nicht ausdrücklich bestimmt) keinen Antheil, sondern müssen gestraft, und, wenn das nicht hilft, aus dem Lande gewiesen werden. Oeffentliche Feinde der christlichen Religion sind auch Feinde des Staats, der ohne Religion nicht bestehen kann. (S. 21. 22.) (Ich fürchte nur,

es da, coercere possint (und doch soll es nicht Zwang heißen) modo per gradus servato, et demum brachio saeculari implorato, quin tamen censurandi facultas ad mulctas pecuniarias, remotionem ab officio, aliasque poenas infamantes se extendat. (Da haben wirs. Das Gesetz ist da, und die Synode hat nach dem Gesetz gehandelt, was auch Vernunft, Billigkeit, Christenthum dagegen sagen mögen.)

Prüfung der Beylage und Anmerkungen zu den sogenannten merkwürdigen Urkunden zur Geschichte des Duldungsgeistes in unsern Zeiten. — Rec. hat sich vielleicht schon zu lange bey dem vorhergehenden aufgehalten. Aber die Sache interessirt die Rechte des Gewissens und die Ehre des ächten, nicht auf kirchliche Partheyen eingeschränkten Christenthums. Und wenn deren Schmälerung, deren Unterdrückung so keck, als ob man noch groß Recht übrig hätte, gerechtfertigt werden will, wer kann dazu schweigen? — Also auch hier einige Proben, wes Geistes Kind der V. sey. Wenn schimpfen und schelten auf den Gegner, wenn wiederholtes Berufen auf Observanzen, auf alte Landes- und Kirchengesetze, die streitige Sache prüfen heißt, so ist der V. ein großer Prüfer, und so sind des Urkundensammlers Einwendungen wider das Proclama gleich mit so einer Sentenz abgewiesen: „Jede „Obrigkeit muß nach den Gesetzen des Landes handeln, ohne „zu untersuchen, ob sie recht und die besten sind, oder sie „muß aufhören, Obrigkeit zu seyn, folglich muß auch die Sy„node“ (denn die ist im Bergischen, wie es scheint, Mitobrigkeit) „ihrer Kirchenordnung gemäß handeln, sonst helfe „Gott der Justiz.“ (S. 43). (O Gesetze! Gesetze! ihr dürfet also selbst in der christlichen Kirche Härten und Ungerechtigkeiten privilegiren?) „Gesetzt auch, heißt es S. 50, 51. es würden „durch das Proclama einige wenige, die sonst dem Abendmahl „sich entzogen haben, bewogen, es zu halten, und hielten es „unwürdig; so bitte ich, daß man nicht, wie gewöhnlich, die„ses als die erschrecklichste Sünde ausschreyet, ob es gleich immer Sünde ist“. — Wenn es im Bergischen Leute giebt, die sich in Fässer hinstellen und predigen, um die Kanzeln und Kirchen verächtlich zu machen (S. 59), so wird die Synode bey den im Proclama gedrohten Strafen auf so einen kindischen Muthwillen, der nur Verachtung verdient, doch wohl nicht mit Rücksicht genommen haben? — Bey der Anmerkung des Herausgebers der Urkunden, daß in dem landesherrlichen Befehl

sehr nicht wörtlich stünde: „es sollte von solchen Personen be„sondere Anzeige geschehen, wider welche, als der Kirche „und dem Staate gefährliche Personen, mit schwerern „Strafen zu verfahren sey", kam es auf den Zusatz, als gefährliche und unnütze Glieder des Staats an, den die Synode doch wirklich fälschlich eingeschoben hat, denn in der Resolution der Regierung auf die Bittschrift stehen diese Worte nicht. Der V. hätte daher nicht Ursache gehabt, ihn einen unredlichen blinden Lästerer zu schelten. Wiewohl er ist „durch erhebliche Ursachen zu Anzüglichkeiten wider ihn „gezwungen worden" (S. 61), deren er sich künftig gegen jeden, der mit mehr Höflichkeit und Lebensart gegen die Synode schreibt, enthalten wird. — Es ist uns ein halber Bogen unter der Ueberschrift:

Husam, oder das Bild des Königs. Ueberſetzt aus dem Arabischen. 1781.

zu Gesicht gekommen, welcher eine morgenländische Geschichte enthält, die es verdient, daß wir sie im Auszuge hersetzen:

Der gerechte milde König von Hebron, oder Mamre Abizael, zog außer Land, nachdem er Richter darüber bestellt hatte. Das Volk liebte ihn sehr, und errichtete ihm, auf des reichen Nabors Anstiften, unter einem Feigenbaum ein Bild, das man verehrte, und dem man Geschenke brachte, ein jeglicher von seiner Gabe. Chesed, einer von den Weisen im Volk, lobte die Leute darüber, sprach aber doch zum Nabor: Hüte dich, daß die von Hebron nicht über dem Bilde vergessen ihres Königs, wie er mild und gerecht ist, und seines Gebots, welches zu halten mehr nützt, denn Geschenke bringen. Chesed starb in sechs Monden. Da trat Husam auf und ordnete Jünglinge von seiner Freundschaft zu Dienern des Bildes, und setzte gewisse Tage, wo man kommen sollte und anbeten, und heischte Silber und Gold und Weihrauch. Aber sein Herz war erkaltet gegen Abizael, daß er nicht redete von der Liebe und Gerechtigkeit, sondern von dem Bilde, darum wurden die Männer von Hebron seiner Rede überdrüßig. Darauf ließ Husam ausrufen: Wer nicht will niederfallen, und opfern der Säule des Königs, der ist ein Abtrünniger und Aufrührer. Ihrer viele furchten sich und giengen, und hörten seine Stimme, doch vergaßen sie des Königs über der Säule

sagt er, „leitet mich, man kennt mich, wie sehr ich die „Grenzen der äussersten Bescheidenheit und Mässigung „in Acht nehme.“ Ja, so kennt man ihn. In seinem hohen Alter, welches sonst unverträglich, mürrisch und eigensinnig macht, ist er immer der gesetzte, kaltblütige, unbefangene Untersucher der Wahrheit. „Niemand, sagt er, als ein eben „so uneingenommener, von allen Affekten befreyeter „Denker, kann mich beurtheilen, und für diese habe ich „nur geschrieben.“ Wir hoffen, dies Lob verdienen zu wollen, und werden mit eben der gesetzten, kaltblütigen Wahrheitsliebe diese Abhandlung prüfen, wie es recht ist.

Alles was der Verf. im 1sten und 2ten §. sagt, daß nicht Geschmack, Gefühl, gute oder schlimme Folgen, persönliches Ansehen rc. die Wahrheit bestimmen, sondern allein Gründe, gute statthafte Gründe — dies alles unterschreiben wir von Herzen.

§. 3. wird die allegorische Erklärung mit ihren Gründen vorgestellt. Unsere Leser werden es nun wohl entdecken, daß hier des Abts Jerusalem Meynung vorgetragen wird, die er in seiner letztern herrlichen Schrift: Betrachtung über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, im 2ten Bande des 2ten Theils S. 465 bis 559 eingerückt hat, woselbst er die wörtliche Erklärung der Schöpfungsgeschichte von Kap. 1. bis Kap. 2. V. 3. annimmt, und mit dem 4ten Verse des 2ten Kap. bis zum Ende des dritten Kapitels die allegorische Erklärung, als die vernünftigste und beste empfiehlt. Wir müssen unsere Leser auf diese Jerusalemische Schrift selbst verweisen, weil die Kette von bündigsten Beweisen, für die allegorische Erklärung durch einen Auszug nicht verstümmelt werden darf, alsdenn werden sie die Lüderwaldischen Gegengründe desto besser prüfen können.

§. 4. ist der Anfang der Untersuchung unsers V. Er sagt, wenn Moses was prophetisches ausdrücken will, so giebt er davon keine undeutliche Anzeige. Z. B. 1 Mos. 48, 15. 16. 2 Mos. 15. 4 Mos. 10, 35. 36. In den angeführten Stellen findet aber Recensent die Anzeige des Mose theils so ausdrücklich nicht, theils ist es ein verschiedener Fall. 2 Mos. 15. sang Moses und das israelitische Volk wirklich das daselbst befindliche Lied ab, und davon ist Meldung gegeben. Jerusalem sagt aber nicht, daß Moses das Schöpfungslied auch abgesungen. Ferner behauptet der V., daß Moses nur ganz bekannte Begebenheiten poetisch vorgetragen habe, wie

wie solches im 5 Mos. 32. geschieht. Antw. Der Fall ist bey der Schöpfungsgeschichte auch. Nachdem vom ersten Kapitel, bis zum dritten Verse des zweyten Kapitels alles in eigentlicher Geschichtschreibersprache erzählt war, wodurch nun die Sache bekannt geworden, so wird hierauf dieselbe Sache poetisch ausgeschmückt. Ferner sagt der V.: wo Moses alte Lieder einrückt, da charakterisirt er sie auch. Wir fragen: womit charakterisirt er sie dann? damit daß die wörtliche Deutung ins ungereimte fallen würde. Fiat applicatio auf die Schöpfungsgeschichte. Der V. gestehet ein, daß die Lieder bey den alten Völkern sehr üblich gewesen, wenn sie auch die Kunst zu schreiben verstanden, wie aus Caesar. de bello gall. L. VI. cap. 14. zu ersehen; wir schließen also, daß dieser Gebrauch der Lieder, zum Behuf des Gedächtnisses, da noch häufiger und heiliger gewesen, wo die Schreibekunst noch nicht hülfreiche Hand geleistet.

Hr. Lüderwald sagt, man müsse den Historikus nicht mit Milton vergleichen wollen. Ganz recht, so lange er Historikus ist, daß aber Moses das nicht immer sey, hat er ja schon zugegeben. Wenns auf Erdichtungen angesehen ist, sagt der V., so hat wohl Moses gar die politische Verschlimmerung der Menschen beschreiben wollen. 1 Mos. 6, 4. Im Ernste, die Erdichtung wäre so schlimm nicht. Die politische Verschlimmerung folgt aus der moralischen; beyde sind viel begreiflicher als die physische. Der V. sucht hierauf zur Vertheidigung des buchstäblichen Verstandes, den bisherigen Erklärungen vom Ebenbilde Gottes, vom Baume des Lebens, vom Paradiese, vom Baume der Erkenntniß des guten und bösen solche Deutung zu geben, bey welcher die sonstige Härte zum Theil wegfällt, und alles einigermaßen erträglicher wird. Indessen können wir nicht rühmen, daß wir eine vollkommene Befriedigung erhalten hätten.

Was der V. zumal in einer langen Anführung von der Schlange sagt, o das hat uns sehr betrübt. Es sey nämlich 1) eine natürliche Schlange gewesen, die mit ihrem listigen Betragen, und dadurch, daß sie wacker umher gefressen, die Aufmerksamkeit der Eva auf sich gezogen; 2) die Einwirkung eines bösen Geistes in die Seele der Eva hinzugekommen, und so sey die Verführung ganz natürlich geschehen. Wie beschwerlich ist uns das alles zu lesen gewesen! Die Schwürigkeiten sind in der That dadurch nur gehäuft. Bald buchstäbliche Deutung, bald unvermeidliche Allegorie. Alles ist unter einander gemischt,

gemischt, daß man am Ende gar nicht mehr weiß, was man denken soll. Bey dem listigen, allgemeinen Umherfressen der Schlange konnte Eva natürlicher Weise nichts anders denken, als: friß, bis du satt bist, am wenigsten aber, sich zu Gaste bitten zu wollen. Die mächtige Einwirkung eines bösen Geistes stellt sich der V. leichter vor, wie sie wirklich ist. Man nehme sie mittelbar oder unmittelbar, so ist immer eine Menge Schwürigkeiten da, die aus der Psychologie bekannt seyn müssen, und bey der Erwägung der allerhöchsten Aufsicht Gottes sich noch vermehren. Auch ist es falsch, daß, wie der V. behauptet, die Wirkung der Geister auf Körper unnatürlich, und dagegen die Wirkung der Geister auf Seelen natürlicher zu nennen. Wir sehen an der Verbindung der Seelen und Körper das Gegentheil. Wenn der V. nachmals beweiset, daß Jerusalem nicht der Erfinder der allegorischen Erklärung sey, sondern daß schon Philo selbige angeführt, so antworten wir: hat doch Jerusalem das auch nicht behauptet, er pralet mit seiner Erklärung nicht, sondern spricht im bescheidenen, demüthigen Tone, ob er gleich allerdings der Mann ist, der diese Erklärung so vollständig, bündig, zusammenhängend und überzeugend vorträgt, wie vor ihm, unsers Wissens, noch keiner gethan.

S. 86. setzt der V. gewisse Folgen aus seinem Lehrgebäude fest: 1) des Menschen Fall ist seinem vorhergehenden Vollkommenheiten proportionirlich gewesen. Dies unterschreibt Jerusalem auch. Ueberhaupt hat der Verf., bey seinen gemäßigtern Erklärungen dasjenige nicht auf sich anzuwenden, was Jerusalem von jenen härtern sagt, die sich in den Schriften der meisten Gottesgelehrten finden. 2) Die Veränderungen in der körperlichen und moralischen Natur geschehen *succesfiue*. Das sagt Jerusalem auch. Aus einer kleinen Verblendung der Sinnlichkeit kann eine große werden. Wenn aber der Verf. mit dem sonst sehr berühmten Herrn D. Leß behauptet, das sittliche Verderben der jetzigen Menschen sey eine natürliche Folge jener ersten Sünde, so glauben wir zwar, daß sie diese Lehre nicht ohne Grund werden angenommen haben, wir haben aber auch unsere Gründe, warum wir nicht einstimmen können. Wir halten das sittliche Verderben für eine Folge der eingeschränkten menschlichen Natur, die von Adam freylich abstammt, nicht aber für Folge seiner einigen unrichtigen Handlung. Die Sünde Adams hatte auf die Nachkommen die Beziehung, daß sie nun einen Stammvater hatten, der wirkliche Sünde gethan, und

jeder

jeder Adamssohn kann so gut, wie der erste Mensch, durch seine Sinnlichkeit, auch betrogen werden. Herrschende böse Neigungen pflanzen sich zwar, ihrer besondern Art nach, zuweilen, auch nicht immer auf die Nachkommen fort, aber, daß eine einzige moralische Abweichung eines individui so ganz nothwendig durch alle Menschenalter, ihre unveränderliche schlimme moralische und physische Folge haben soll, davon sind wir nicht überzeugt.

Wenn S. 96 der V. dem Abt Jerusalem Schuld giebt, er habe vorsetzlich manches von der Imputation der Sünde Adams ins absurdum gestellt, um nur darüber triumphiren zu können, so verdreust uns das. Der Verf. kann es ja doch nicht läugnen, daß die genannten absurda bisher recipirte dogmatische Lehrsätze gewesen. In der Apologie der Augsburgischen Confeßion Art. 1. heißt die Erbsünde der allergrößte Erbjammer, wodurch die ganze Natur verderbt ist; eine große Todtschuld, die nicht allein *imputatio* und *reatus*, sondern auch *defectus et concupiscentia* ist.

S. 121 sagt der Verf.: „Wer bey Kain blos die „Schwäche der sinnlichen Vernunft sehen, und zum „Erklärungsgrunde machen will, und nicht vielmehr „einen hohen Grad der Bosheit wahrnimmt, über „den muß man sich höchlich wundern." Wir wundern uns über des V. Unmuthe auch. Diesem, und nicht dem Mangel des Scharfsinnes schreiben wir es zu, daß er nicht bedenken will, wie aus sinnlicher Schwäche, Unordnungen und Bosheiten entstehen können. Letztere wachsen nicht urplötzlich, sondern nehmen einen kleinen Anfang. Den Ausruf wollen wir also wegstreichen: Artige Schwachheit der sinnlichen Natur, die so tief herabsinkt! Wenn sie so tief gesunken, dann ist sie nicht artig mehr. Der V. weiß auch das alles selbst. S. 183 widerspricht er dieser Stelle mit folgenden dürren Worten: Der Mensch, den die Sinnlichkeit beherrscht, kann in die größten Vergehungen, bis zum Thier hinabstürzen.

S. 141 leugnet der V., daß sich Christus in seinen Ausdrücken zuweilen nach der Dämonologie der Juden bequemet, welches Jerusalem behauptet hatte, und nun verlangt er Beweise, daß die Juden solche Lehren unter sich gehabt. Sollte das des V. Ernst wohl seyn? Aus dem Talmud kann man sehen, wie die Rabbinen dem Teufel ein Auge ausgestochen, und zwar durch die Kraft des Schem Hamphorasch. Mit dem

Gestanke einer Wallfischleber vertrieb man den jüdischen Dämon. Der Kabbalist Abraham Kohen theilt die Dämonen in gewisse Klassen. Pirke Eliezer cap. 34. handelt von ihrer Verwandlung. Abraham in pneumatologia cabbal. von ihrer Vermehrung, Ioseph. de bell. jud. libr. 7. von der Vertreibung der Dämonen.

Sodann ist auch der Schluß ganz richtig: Wenn einige Wendungen der Reden Jesu nicht anders, als aus Herablassung in den jüdischen Aberglauben erklärt werden können; so ist diese Erklärung immer zu empfehlen, um den Worten eine verständliche Deutung geben zu können, die sie wiedrigenfalls nicht hätten. Wenn der V. sagt, Matth. 12, 43 - 45. komme nichts von jüdischer Vorstellungsart vor: so darf man nur seine gezierte Erklärung beleuchten, um inne zu werden, daß ohne jüdische Vorstellungsart keine vernünftige Deutung statt habe.

Die Vergleichung, so im neuen Testament oft vorkommt, von der Wiederherstellung der moralischen Glückseligkeit durch Christum, zur Ersetzung des Schadens der Sünde Adams, dehnet der V. zu weit aus. Auch Jerusalem kann diese Vergleichung sehr wohl auf sein System ziehen. Der Misbrauch der untern Seelenkräfte, dem die Menschen, als Menschen, der Möglichkeit und Leichtigkeit nach immer unterworfen sind, soll durch die moralische Zurechtweisung Jesu gehindert werden. An der Lehre Jesu haben die Menschen nun eine starke Schutzwehr gegen sinnliche Verblendung. Auch ist das ganz vernünftig, daß von der Sünde Adams Folgen auf die Nachkommen entstanden. Jede Sache hat ihre Folge. Die Sünde Adams hatte die wirkliche Folge, daß nun die Nachkommen wußten, und bekannten, unser Stammvater hat gesündigt, auch wir können sündigen, denn wir haben seine Natur.

S. 157 tadelt der V. den Abt Jerusalem, daß er Natur und Wesen für Eins hält; darin hat der V. auch Recht. Wenn man bestimmt reden will, so muß beydes nicht verwechselt werden. Natur ist mehr als Wesen. Der Menschen Wesen ist blos die Verbindung eines menschlichen Leibes mit einer menschlichen Seele. Zur Natur gehören aber alle übrige innerliche Bestimmungen, die nun aus diesem Wesen folgen. Allein der V. gewinnt mit dieser Eintheilung weiter nichts. Auch die Natur im metaphysischen Verstande, ist durch Adams Fall nicht schlechter worden. Sie bleibt sich immer gleich, war und

ist noch arme, sinnliche, schwache Natur, bey der die moralische Zurechtweisung Jesu immer gleich nöthig und unentbehrlich bleibt.

Die Worte des Horaz Carm. L. III. od. VI. aetas parentum peior auis, tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem, sind dem V. gerade entgegen. Er leitet alles von Adams Sünde her, da könnte aber die Folge nicht größer als der Grund seyn. Für die Meynung des Hrn. Jerusalem ist die Stelle aber eben so recht, daß die Sinnlichkeit der Menschen nach Zeit und Umständen, nach Anleitung böser Exempel, schlechten Erziehungen rc. bald mehr bald weniger sich verirrt.

D. Johann Balthasar Lüderwalds Geschichte Bileams, deutlich und begreiflich erklärt. Als ein Anhang zu der allegorischen Erklärung der drey ersten Kapitel Mosis, insonderheit des Sündenfalles, in ihrem Ungrunde vorgestellt. Helmstädt, bey Joh. Heinr. Kühnlin. 1781. 8. 48 Seiten.

Unsern Lesern wird bekannt seyn, daß der Abt Jerusalem zu Braunschweig in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, im 2ten Bande des 2ten Theils S. 372 die Geschichte mit dem Bileam eine moabitische Lüge nennt, die Moses nur mit eingerückt, so wie er sie bey dem Volke gefunden, etwan als ein merkwürdiges, zur Erläuterung dienendes Fragment der alten Geschichte. Jerusalem sahe sich zu dieser höchst wahrscheinlichen Hypothese gedrungen, weil er aus der bileamschen Geschichte nichts vernünftiges und Gotte anständiges herausarbeiten konnte. Unserm Verf. ist aber gedachte Hypothese gar nicht recht. Er will alles als wirkliche Geschichte vertheidigen, die Moses als Geschichtschreiber im buchstäblichen Verstande gemeldet. Er erklärt die ganze Sache, wie sie sich könnte zugetragen haben, auf folgende Art:

Die Eselin habe wirklich den Engel mit dem bloßen Schwerdte gesehen, Bileam aber sogleich nicht. Dies könnte vermöge eines Wunders, das in einer Stralenbrechung bestanden, erklärt werden. Hierauf habe Bileam die Eselin geschlagen. Das nun folgende Gespräch der Eselin mit dem Bileam

könnte damit erläutert werden, daß Bileam sich in einer Entzückung befunden, 2 Cor. 12, 2: 4. Die Allmacht Gottes habe der Eselin den Mund öffnen können, oder die Sinne des Bileams wären vielleicht von innen so gerührt worden, daß es ihm gedünkt, er höre die Eselin reden, wie dann dergleichen Nervenerschütterung auch sonst bekannt genug. 2 Petr. 2, 16.

Die ganze Erklärung ist nun freylich dreust genug und provocirt so sehr auf Gottes Allmacht, daß dem Recensenten, bey der Anführung angst und bange wird. Die Leser mögen nun kosten, welches Gericht ihnen am besten schmecket. Will jemand mit Parallelstellen sich die Sache deutlicher machen, der kann nachlesen, was Homer Iliad. 19, V. 701, von dem Xanthus, des Achills Pferde erzählet, welches auch seinen Herrn angeredet, und ihm seine Schicksale verkündiget. Auch kann man das parlierende Schiff der Argonauten nützlich nachlesen; auch was Schuster Mycillus beym Lucan mit einem Hahne philosophirt hat.

Unser V. fährt aber fort zu erklären, wie Gott dem Bileam in der Begeisterung die nöthige Eröffnung gegeben, diese habe Bileam auch dem Balak wiedergesagt, daß er nämlich Israel nicht verfluchen könne. Indessen gehen beyde an einen geheimen Ort, woselbst Bileam aufs neue göttliche Eingebungen bekommt, welche von der Gnade des Höchsten gegen Israel zeugen. Diese Eingebung geschieht zum drittenmal, und so bleibt es dabey, Bileam verwandelt den verlangten Fluch über Israel in einen Segen.

Den Knoten, wie Bileam, als ein notorischer Betrüger, der auch zuletzt Israel noch unglücklich macht, von Gott als ein Prophete habe können gebraucht, und mit himmlischen Eingebungen versehen werden, löset der V. damit sehr unvollkommen auf, wenn er sagt: es haben ehemals manche mystische Frömmlinge die größten Bosheiten ausgeübt. Das will man ja nicht wissen, sondern, wie Gott dabey so sichtbarlich concurriren können, wie bey dem Bileam. S. 42 sagt der V.: Moses dürfe diese Geschichte nicht eben aus besonderer göttlicher Offenbarung erfahren haben, sondern es wären mehr Wege, auf denen er selbige könne erfahren haben. Die Moabiter könnten ihm Nachricht davon gegeben haben; oder, man könnte nachmals bey der Gefangennehmung des Bileams diese Geschichte bey ihm notirt befunden haben. Wie aber, wenn im ersten Falle die Moabiter dem Moses was vorgelogen hätten; und im andern Falle Bileam eine Betrügerey began-

gen,

gen, und sich ein Ansehen zu geben gesucht hätte? Wer durch unsern Verfasser belehrt und überzeugt werden kann, dem wollen wir das gerne gönnen. Druck und Papier zu seinen Schriften ist immer schlecht.

Bm.

Rechtfertigung der Jülich- und Bergischen evangel. lutherischen Synode wegen des Proclama betreffend die Kirchen- und Abendmahlsverächter, veranlaßt durch die Schrift genannt Merkwürdige Urkunden zur Geschichte des Duldungsgeistes in unsern Zeiten. Nebst Beylage und Anmerkungen. 1781. 62 Seiten in 8.

Die dortige Synode schämet sich ihres antiprotestantischen Verfahrens mit der Bittschrift und dem Proclama (Bibl. XLIV. 2. 554-558) so wenig, daß sie es vielmehr noch öffentlich rechtfertigen zu können glaubt. Wenn Hr. Inspector Westhoff, wie er es doch, obgleich unter einem dritten Mann versteckt, aller Wahrscheinlichkeit nach ist, auch nicht Verfasser dieser Brochüre seyn sollte, so wird sie doch, wie Rec. in irgend einer Zeitung gelesen zu haben sich erinnert, an seinem Wohnort, zu Rade vorm Wald öffentlich verkauft, und sonach muß er sie wenigstens billigen. Daß seltsame Begriffe in dem Kopfe des Hrn. Inspekt. W. seyn müssen, sieht man aus folgender kleinen glaubwürdig bezeugten Geschichte. Da seit der Streitigkeit wegen des anstößigen Proclama, eine der Glocken, die seiner Gemeine gehören, umgegossen werden müssen: hat er auf derselben einen Seite seinen Namen und seine Dignitäten in extenso und auf der andern Seite die Worte: Bim! Bum! Vivat Lutherthum! gießen lassen.

In der vorangehenden kurzen Entstehungsgeschichte des Proclama wird es zu den Vorzügen des wohleingerichteten Jülich und Bergischen Staats gerechnet, daß die lutherische Synode uneingeschränkt, ohne vorhergehende Untersuchung der weltlichen Obrigkeit, ob wohl oder übel sentenzionirt oder censurirt sey, das brachium saeculare zur Bestrafung der Uebertreter der Kirchengesetze auffordern darf. (Ich möchte in so einem Staate nicht wohnen, denn wenn ich das Unglück hätte, mir den Zorn der Synode, oder einiger passio-

nirten Mitglieder aus ihr, zuzuziehen, so würde mirs übel ergehen. Es ist ja bekannt, wie gar leicht die Geistlichen, wo sie Gewalt haben und selbst Mitobrigkeit sind, ihre Sache zur Sache Gottes machen. Und wehe dann ihrem Widersacher, wenn ihnen das brachium saeculare auf den ersten Wink gleich zu Dienste stehen muß! Hr. Westhoff wird diese Anmerkung nicht aus einem bösen, gegen die Prediger gehäßigen Herzen, wie es der Urkundensammler haben soll, herleiten, da Rec. selbst von seinem Orden ist.) Das Proclama würde auch gewiß die Wirkung gehabt haben, daß die Unterobrigkeiten, die in das Religionswesen keine große Einsichten hatten, oder die Gerechtsame der Synode nicht kannten oder kennen wollten, und daher unter dem Vorwande, erst selbst den Grund oder Ungrund der Censur zu untersuchen, sonst öfters zauderten, dienstfertiger geworden wären, und die Herren Prediger gleich kräftiger unterstützt hätten. Die wahren Verehrer der Religion freueten sich ob des landesherrlichen Schutzes hoher Verträge, ob der muntern Bemühungen ihrer Seelenhirten, die Brüche Zions zu heilen, wenn der Freydenker gleich die Zähne zusammenbiß; man hatte gar nicht nöthig von dem Proclama Gebrauch zu machen, die Leute zeigten gleich durchgängig mehr Hochachtung gegen die Religion, (kamen vermuthlich merkbar häufiger zur Kirche und zum Beichtstuhl) kurz, es gieng alles herrlich, und man sahe in verschiedenen Gemeinen die schönsten Folgen davon, bis die Urkunden herauskamen, und diese Folgen des guten, redlichen, gesetzmäßigen Betragens der Synode wieder rückgängig machten. Ob nun gleich die Gerechtsame derselben dem ohnerachtet auf ihrem alten Grunde bestehen, und der Synode, was ihr gebührt, von der Landesobrigkeit gewährt werden muß, der V. auch gewiß überzeugt ist, daß jeder, der gesunden Menschenverstand und richtige Begriffe von dem Religionswesen hat, ihm beyfallen werde: so will er doch den Ignoranten, den blinden Lästerer, den gottlosen, boshaften Verläumder, den faden spielenden Schöngeist, wie er den Herausgeber der Urkunden im folgenden abwechselnd schimpft, um der Auswärtigen willen kurz und glücklich abfertigen.

In dieser Absicht stellt der V. in der Einleitung das häßliche schwarze Bild der Leute öffentlich aus, um derentwillen das Proclama nöthig gewesen wäre. Zum Theil sind es Schwärmer, die von allen öffentlichen Andachtsübungen und Religionsgebräuchen verächtlich reden, den Predigern grob begegnen

gegnen und öffentlich in ehrenrührigen Ausdrücken auf sie schimpfen. Wenn sie an Sonntagen arbeiten, so halten sie dafür gemeiniglich alle Abende mit den Brüdern und Schwestern Zusammenkünfte in den Häusern, treiben dabey die größten Gottlosigkeiten, ziehen das Land umher, die Brüder zu trösten, und Proselyten zu machen, und fressen unter diesem Vorwande die Reichen auf — zum Theil öffentliche Religionsspötter, die die Lehrer als Betrüger und Bauchdiener ausschreyen, alle Gesellschaften mit dem Gift ihrer Irreligion anstecken, und statt in die Kirche zu gehen, in den Wirthshäusern sitzen, lärmen und saufen. — Solchen Leuten, bey denen keine Ermahnungen fruchteten, hätte die Synode durch das Proclama Einhalt thun, und den Schaden, den sie anrichten, vorbeugen wollen. Daß sie allesamt und sonders, wenn die Geldbuße nicht hülfe, mit Leibesstrafe und Landesverweisung sollten bestraft werden, wäre die Meynung nicht gewesen. Letzteres hätte man nur in einigen Fällen verlangt, (in der Bittschrift stand das nicht, auch war darin keine Schilderung, die der obigen ähnlich war, sondern es wurde allgemein gebeten, diejenigen, bey denen die gelinderen Strafen nicht anschlügen, zu den härteren zu verurtheilen, und sie zur Leibesstrafe und Landesverweisung für reif zu erkennen.) Daher wär es denn naseweis und stolz, daß so ein Schöngeist, wie der Urkundensammler, eine ganze Gesellschaft alter, erfahrner, ehrwürdiger Lehrer der Religion, aus denen die Synode bestünde, als Unterdrücker der Gewissensfreyheit und Inquisitoren ausschrie (Rec. kennt das Lokale des Bergenschen Landes nicht, es kömmt ihm aber vor, als ob der V. auf das Gemälde, das er uns von vielen dortigen Einwohnern macht, die Farben viel zu stark aufgetragen hätte, und die Leute so gar arg und gottlos wohl nicht seyn möchten, als er sie uns beschreibt; auch Schwärmer und Separatisten sind nicht allemal gottlose Leute. Thatsachen hat er nicht angeführt, welches nöthig gewesen wäre, um sein Zeugniß außer allen Verdacht zu setzen).

Die Rechtfertigung des Proclama bestimmt, was unter Verächtern der Kirche und des Abendmahls für Leute verstanden würden, nämlich nicht Irrende und ehrliche Zweifler, die niemals verächtlich von der Religion sprechen, und sich in den meisten Fällen zurecht weisen lassen — sondern alle von Proselytensucht angesteckte Sektirer und Freygeister (der Begriff des Worts Freygeist ist sehr unbestimmt. An manchen Orten, gilt einer, der aus guten Gründen nicht alles

glaubt, was die Kirche glaubt, schon für einen argen Freygeist. Sagt doch der V. sogar S. 17. „So bald einer seine „Zweifel gegen das Abendmahl ausbreitet, ist er ein Schurk.“ (Wie unvernünftig ist das geurtheilt! Kann denn nicht ein rechtschaffener Christ an dem Lehrbegriff seiner Kirche vom Abendmahl Zweifel haben? Kann er nicht diese Zweifel gegen andere äußern, nicht seine gegenseitige Meynung, von deren Wahrheit er nach seiner Einsicht überzeugt ist, vertheidigen? Und macht ihn das zum Schurken, wenn er es thut?) — alle öffentliche Religionsspötter und Aergerniß gebende, Unruhe stiftende Schwärmer, die am Sonntage arbeiten, und mit der Arbeitskleidung an die Kirchthüren kommen, (der V. muß sich von dem christlichen Sabbath einen sehr jüdischen Begriff machen. Ich sehe die schreckliche Sünde nicht ein, die man mit jeder Arbeit am Sonntage begehen soll. Und in der Arbeitskleidung in die Kirche kommen, oder an der Kirchthüre stehen, wäre dann doch höchstens nur eine Verletzung des äußerlichen Wohlstandes, aber keine bürgerlicher Strafe würdige Verunehrung Gottes, der nicht auf das Kleid, sondern auf das Herz siehet) alle die in ärgerlichen Lastern leben, und deswegen Kirche und Abendmahl verachten. Nun entsteht die Frage: Soll man solchen Leuten kirchliche, bürgerliche, natürliche Duldung zugestehen? — kirchliche? d. h. soll man sie als Mitglieder unserer evangelisch lutherischen Religionsgesellschaft ansehen? „Nein! sagt „der V., denn das Gegentheil ist absurd, ein solcher hört ja „selbst auf ein Mitglied derselben zu seyn“, er hat kein Theil mehr an den Rechten der Gesellschaft (S. 19), er ist nicht mehr von der Zunft oder Innung, denn er macht ihre Gebräuche nicht mit, oder verachtet sie gar, wird deswegen ohne Zwang und Unterdrückung ausgeschlossen (S. 20). (Gut! so banne man ihn hinaus, wie er sich selbst hinausbannet, aber nicht herein, welches das Proclama that, denn die darin gedrohten Strafen sollten doch die Leute, die bisher nicht zur Kirche oder zum Abendmahl gekommen wären, nöthigen, daß sie künftig hereinkämen. Oder wollte die Synode, daß alle diese Leute die lutherische Kirche verließen, zu andern Confessionen überträten, oder aus dem Lande giengen? Eines von beyden muß doch der Zweck gewesen seyn. Im letzten Fall hat sie hinausbannen wollen, welches ihr freystand, im ersten aber hereinbannen. Daher ist es höchst seltsam, wenn der V. hier und weiter unten (S. 27) darauf besteht, Ausschließung

von den Societätsrechten und Gewissenszwang sey ganz zweyerley. Nur jene hätte die Synode durch das Proclama intendirt, aber diesen nie gewollt, denn sie würde jeden lutherischen Christen, „der nicht mehr glaubt, daß unsere Religion die wahre sey, ruhig haben gehen und nach Gefallen „eine andere annehmen lassen.“ Freylich ist Ausschliessung von unserer Kirchensocietät etwas anders, als Gewissenszwang. Aber wenn wir jemanden, durch angedrohte Strafen im Weigerungsfall, Motiven zu einer moralischen Handlung geben, die er außer dem freywillig nicht würde verrichtet haben, so ist das doch wohl nichts anders als Zwang. Das ganze Proclama war so abgefaßt, daß man wohl sahe, die Leute, die freywillig nicht zur Kirche und zum Abendmahl gekommen wären, sollten durch die angedrohte Excommunication oder Geldbuße, oder Leibesstrafe, oder Landesverweisung bewogen werden, sich hinführo dazu zu halten. Wenn dies nicht die Absicht des Proclama war, warum freute man sich denn über dessen gute Wirkung, die den Gebrauch der Schärfe unnöthig machte? Wir wollen einmal den Fall setzen. Hr. Westhof mit seiner Synode hätte das Recht, jeden Einwohner in Rade vorm Wald, der nicht zu einer bestimmten Stunde des Tages ein Gebet verrichtete, an Gelde, oder mit Gefängniß u. s. w. von der Obrigkeit bestrafen zu lassen; das Recht, gewisse Aufseher darüber zum vigiliren in die Häuser umher zu schicken, und die, die nicht zu der gesetzten Stunde beteten, gehörigen Orts anzuzeigen. Natürlicherweise würde jeder, der nicht Lust hätte, Geld zu verlieren, oder ins Gefängniß zu wandern, oder Haus und Hof im Stiche zu lassen, sich zur äußerlichen Andacht um die bestimmte Zeit halten, und wenn die Betglocke schlüge, jede anderweitige noch so dringende und nöthige Beschäftigung liegen lassen, um sein Gebet zu verrichten. Ich frage: beten alle diese Leute alsdenn freywillig oder unfreywillig, aus bloßem Nothzwang? Die Antwort ist leicht. Mit dem unfreywilligen zur Kirche und zum Abendmahl gehen hat es aber die nämliche Bewandniß als mit dem unfreywilligen Beten.) — Bürgerliche Duldung. Daran haben Freydenker, die Irreligion ausbreiten, (ob der V. völlige Atheisten oder Nichtchristen damit meyne, ist nicht ausdrücklich bestimmt) keinen Antheil, sondern müssen gestraft, und, wenn das nicht hilft, aus dem Lande gewiesen werden. Oeffentliche Feinde der christlichen Religion sind auch Feinde des Staats, der ohne Religion nicht bestehen kann. (S. 21, 22.) (Ich fürchte nur,

dem V. ist jeder, der nicht in die Kirche kommt, öffentlicher Feind des Christenthums.) Auch alle von Proselitensucht angesteckte Schwärmer, sie mögen Separatisten oder anders seyn, wenn sie die privilegirten Religionsgesellschaften in ihrem Gottesdienst stören, welches der Staat nicht dulden kann, (unter dieser Bedingung allerdings) müssen gestraft werden, (S. 23) wie man schändliche Müßiggänger — fremde Leute, die Geld von den sogenannten Brüdern aus dem Lande schleppen, oder sonst bürgerliche Verbrechen begehen, straft. (S. 24) — Natürliche Duldung und Gewissensfreyheit? — Die müssen alle Menschen auf Gottes Erdboden genießen. — Der wäre ein Unmensch und kein Christ, der jemanden seiner Religionsmeynungen wegen die Rechte der Menschheit entziehen, oder ihn zwingen wollte, einen Lehrsatz für wahr zu bekennen, den er für falsch hält. (S. 25. 26) (Ganz recht! Aber wenn nun nach des V. Grundsätzen z. B. Naturalisten, zu den Separatisten, die alle dem Christenthum oder den etablirten Kirchen abhold sind, in keinem christlichen Staat auf der Welt weder kirchlich noch bürgerlich geduldet werden können, weil sie Irreligion in der Kirche und dem Staat befördern würden, sobald sie ihren Lehrbegriff öffentlich behaupten und vertheidigen dürften: wo sollen denn die hin? Sie mögen zu den Wilden, zu den Hottentotten wandern. Auch das. Aber wenn die nun auch mit der Zeit alle zum Christenthum übertreten, wie dann? da müssen sie sich doch zuletzt ersäufen oder aufhenken. Nicht anders, denn ihnen werden am Ende überall auf Gottes Erdboden die Rechte der Menschheit entzogen. Ob der V. nicht überlegt hat, daß da, wo alle kirchliche und bürgerliche Duldung aufhört, auch keine natürliche statt findet?

Nachdem der V. das Proclama vor dem Richterstuhl des geraden schlichten Menschenverstandes gerechtfertiget zu haben meynet, beruft er sich zu dessen Vertheidigung auf 1 Kor. 5, 11 13. und Gal. 5, 19., unter welche Rubriken man auch die Verächter der Kirche und des Abendmahls bringen könne, „ob er gleich nicht behaupten wolle, daß auch noch in „unsern Zeiten alle diese Leute vom Abendmahl müßten aus„geschlossen werden“ (S. 28). (So widerspricht sich ja der Verf. selbst. Wenn diese Stellen auf unsere Zeiten nicht passen, wozu führt er sie denn zu seinem Behuf an? Der gerade schlichte Menschenverstand richte doch: Der fromme unbescholtene Separatist, dergleichen Rec. an seinem Orte kennet,

wenn er nicht zur Kirche und zum Abendmahl kommt, soll in dem Bergenschen Lande als ein irreligiöser Mensch, als ein Unchrist, am Gelde oder Gefängniß gestraft, oder gar aus dem Lande gejagt werden; hingegen den gottlosesten, dafür bekannten Buben, soll man zum heiligen Abendmal annehmen, und weil er doch communicirt, als ein christliches Mitglied der Gemeine ungekränkt dulden. O tempora! o mores!) — auf Stellen aus Luthers Schriften wider die Sacramentsverächter; (der wackere Luther sagt ja aber ausdrücklich: „Wir wollen „von keinem Zwang wissen, wer unsere Predigt und Vermahnung „nicht hört, mit dem haben wir nichts zu schaffen" (S. 80). Die Synode aber will die Leute zum Abendmahl und in die Kirche durch obrigkeitliche gedrohte Strafen zwingen, und wenn die Drohung in diesem Stück nur fruchtet, gern mit ihnen zu schaffen haben. Sie handelt also ganz antilutherisch) — auf Speners theol. Bedenken Th. 2. Kap. 3. S. 114 (Spener behauptet ganz richtig, die Theilnehmung an dem Abendmahl einer Kirche sey öffentliches Bekenntniß zu derselben; aber es steht keine Sylbe da, daß man die Leute dazu durch solche Mittel, als die Bergensche Synode gewählt hat, zu bewegen suchen müsse. Der vortreffliche Spener würde sich über das Proclama innigst betrübt, und verabscheuet haben.) — auf juristische Aussprüche der Kirchenrechtslehrer. (Das Kirchenrecht lehrt noch viel harte ungerechte, dem Geist des Evangelii widersprechende Gesetze, die da aufgehoben werden sollten, wo sie noch rechtskräftig sind. Der hat in hundert Fällen ein zerbrochen Schwerdt, der sich damit schützen will. Und gesetzt, es wäre alles gültig, vergißt denn der V. so ganz das Summum ius, summa iniuria?) — Auf einen summarischen Begriff, wie es mit der Kirchendisciplin im Fürstenthum Jülich und Bergen gehalten werden soll vom Jahr 1677, 1678, 1679, der den legibus ministerii beygefügt worden, aber, wohl zu merken, nicht einmal gedruckt ist. (Vor hundert Jahren gab es in der christlichen Kirche viel Proceduren, die wir, Gott sey Dank! heut zu Tage für unrecht und unchristlich erkennen, und höchlich misbilligen) — und endlich auf eine Dissertation des Hrn. Knapp, Sohnes des dortigen verehrungswürdigen Herrn Vicekanzlers Knapp; welcher Commissarius in Religionssachen ist, de iure Patronatus — in ducatibus Iuliae et Montium &c. worin alle Rechte der Consistorien, Klassen und Synoden schön entwickelt seyn sollen. Refractarios censuris, heißt

es da, coercere possint (und doch soll es nicht Zwang heißen) modo per gradus servato, et demum brachio saeculari implorato, quin tamen censurandi facultas ad mulctas pecuniarias, remotionem ab officio, aliasque poenas infamantes se extendat. (Da haben wirs. Das Gesetz ist da, und die Synode hat nach dem Gesetz gehandelt, was auch Vernunft, Billigkeit, Christenthum dagegen sagen mögen.)

Prüfung der Beylage und Anmerkungen zu den sogenannten merkwürdigen Urkunden zur Geschichte des Duldungsgeistes in unsern Zeiten. — Rec. hat sich vielleicht schon zu lange bey dem vorhergehenden aufgehalten. Aber die Sache interessirt die Rechte des Gewissens und die Ehre des ächten, nicht auf kirchliche Parteyen eingeschränkten Christenthums. Und wenn deren Schmälerung, deren Unterdrückung so keck, als ob man noch groß Recht übrig hätte, gerechtfertigt werden will, wer kann dazu schweigen? — Also auch hier einige Proben, wes Geistes Kind der V. sey. Wenn schimpfen und schelten auf den Gegner, wenn wiederholtes Berufen auf Observanzen, auf alte Landes- und Kirchengesetze, die streitige Sache prüfen heißt, so ist der V. ein großer Prüfer, und so sind des Urkundensammlers Einwendungen wider das Proclama gleich mit so einer Sentenz abgewiesen: „Jede „Obrigkeit muß nach den Gesetzen des Landes handeln, ohne „zu untersuchen, ob sie recht und die besten sind, oder sie „muß aufhören, Obrigkeit zu seyn, folglich muß auch die Sy„node" (denn die ist im Bergischen, wie es scheint, Mitobrigkeit) „ihrer Kirchenordnung gemäß handeln, sonst helfe „Gott der Justiz." (S. 43). (O Gesetze! Gesetze! ihr dürfet also selbst in der christlichen Kirche Härten und Ungerechtigkeiten privilegiren?) „Gesetzt auch, heißt es S. 50, 51. es würden „durch das Proclama einige wenige, die sonst dem Abendmahl „sich entzogen haben, bewogen, es zu halten, und hielten es „unwürdig; so bitte ich, daß man nicht, wie gewöhnlich, die„ses als die erschrecklichste Sünde ausschreyet, ob es gleich immer Sünde ist". — Wenn es im Bergischen Leute giebt, die sich in Fässer hinstellen und predigen, um die Kanzeln und Kirchen verächtlich zu machen (S. 59), so wird die Synode bey den im Proclama gedrohten Strafen auf so einen kindischen Muthwillen, der nur Verachtung verdient, doch wohl nicht mit Rücksicht genommen haben? — Bey der Anmerkung des Herausgebers der Urkunden, daß in dem landesherrlichen Befehl

sehr nicht wirklich stünde: „es sollte von solchen Personen be„sondere Anzeige geschehen, wider welche, als der Kirche „und dem Staate gefährliche Personen, mit schwerern „Strafen zu verfahren sey", kam es auf den Zusatz, als gefährliche und unnütze Glieder des Staats an, den die Synode doch wirklich fälschlich eingeschoben hat, denn in der Resolution der Regierung auf die Bittschrift stehen diese Worte nicht. Der V. hätte daher nicht Ursache gehabt, ihn einen unredlichen blinden Lästerer zu schelten. Wiewohl er ist „durch erhebliche Ursachen zu Anzüglichkeiten wider ihn „gezwungen worden" (S. 61), deren er sich künftig gegen jeden, der mit mehr Höflichkeit und Lebensart gegen die Synode schreibt, enthalten wird. — Es ist uns ein halber Bogen unter der Ueberschrift:

Husam, oder das Bild des Königs. Uebersetzt aus dem Arabischen. 1781.

zu Gesicht gekommen, welcher eine morgenländische Geschichte enthält, die es verdient, daß wir sie im Auszuge hersetzen:

Der gerechte milde König von Hebron, oder Mamre Abizael, zog außer Land, nachdem er Richter darüber bestellt hatte. Das Volk liebte ihn sehr, und errichtete ihm, auf des reichen Nabors Anstiften, unter einem Feigenbaum ein Bild, das man verehrte, und dem man Geschenke brachte, ein jeglicher von seiner Gabe. Chesed, einer von den Weisen im Volk, lobte die Leute darüber, sprach aber doch zum Nabor: Hüte dich, daß die von Hebron nicht über dem Bilde vergessen ihres Königs, wie er mild und gerecht ist, und seines Gebots, welches zu halten mehr nützt, denn Geschenke bringen. Chesed starb in sechs Monden. Da trat Husam auf und ordnete Jünglinge von seiner Freundschaft zu Dienern des Bildes, und setzte gewisse Tage, wo man kommen sollte und anbeten, und heischte Silber und Gold und Weihrauch. Aber sein Herz war erkaltet gegen Abizael, daß er nicht redete von der Liebe und Gerechtigkeit, sondern von dem Bilde, darum wurden die Männer von Hebron seiner Rede überdrüßig. Darauf ließ Husam ausrufen: Wer nicht will niederfallen, und opfern der Säule des Königs, der ist ein Abtrünniger und Aufrührer. Ihrer viele furchten sich und giengen, und hörten seine Stimme, doch vergaßen sie des Königs über der Säule

und

und der Gerechtigkeit über dem Opfer. Des entsatzten sich die Klügern im Volk und murreten und sprachen: Es verachten nicht alle das Bild, die sich nicht demüthigen vor Husam — Daß die Richter Urtheil sprechen über diejenigen, die Böses thun; sie mögen opfern oder nicht — Das kam Husam zu Ohren, und voll Zorns ließ er verkündigen: daß wer nicht hielt über seinem Gesetz, und nicht käm' an gewissen Tagen des Mondes zu schenken der Säule Abizaels, der sollte darlegen hundert Seckel Silbers, oder empfahen hundert Streiche, oder hinausgestoßen werden in die Wüste bey Berseba. — Und die Diener des Bildes lobten die Weisheit Husams und schnaubten wider das Volk, das ihr widersprach. — Zu der Zeit kam der König zurück über den Jordan — und flugs zog er Husam zur Rechenschaft. Husam rechtfertigte sich damit, daß so viel Rotten entstanden wären, die das Bild geschmäht hätten, und eitel Bosheit und Gräuel unter ihnen gewesen wäre; da hätte er gerathen, die Bösewichter hinauszuthun, damit die Frommen sicher blieben in ihren Thoren. Auch sey keiner im Volk gezwungen worden, seine Knie zu beugen vor dem Bilde, sintemal sie alle freundlich ermahnt, und nur die bedräuet worden, deren Herz sich verstockte. Fern sey es von uns, setzte er hinzu, daß wir hassen sollten unsere Brüder zu Mamre. So wahr der König lebt, hat unsre Seele sich derer erbarmet, die wir mußten umkommen lassen in der Wüste. — Aber Abizael antwortete: Du Schalk! Also befahlst du nicht allen Männern zu Mamre, daß sie knien sollten vor der Säule; du zwangest nicht, sondern bedräutest nur die daheim blieben, und deine Seele schonte derer, welche du ließest Hunger sterben in der Wüste? Wenn du also dein eigenes Gebot verkehrst, wie viel mehr wirst du verkehren das Gebot deines Herrn?

Ueber Gewissensfreyheit an den Hrn. J. F. Westhoff, Prediger der evangel. lutherischen Gemeine in Rade vorm Wald, und dermalen Inspector der evangel. lutherischen Geistlichkeit in Jülich und Berg; durch das Verfahren derselben gegen ihre Mitchristen veranlaßt. Creyfeld bey ter Meer. 1781. 8. 48 Seiten.

Lauter

lauter heilsame mit Kraft und Wärme gesagte Wahrheit, die der V., der sich im Vorbericht v. Br. zu Creyfeld unterschreibt, dem Hrn. W. ans Herz legt. Das öffentliche Aergerniß, das die Jülich- und Bergensche Synode durch ihr Verfahren gegeben hat; die Schädlichkeit der Intoleranz und jeder Art des Religionszwanges; die wahren Ursachen des zunehmenden Leichtsinns im Christenthum und der größer werdenden Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes; die zweckmäßigen rechten Mittel, die zur Abhelfung dieses Uebels von den Lehrern der Kirche gebraucht werden sollten; die große Ueberzeugung und Ungerechtigkeit, jeden Separatisten, der nicht in die Kirche kömmt, darum gleich den Religionsverächtern beyzuzählen — alles dies, und was dahin einschlägt, wird hier in ein so helles Licht gestellt, daß es dem unverschlossenem Auge des Lesers nothwendig einleuchten muß. Gewisse Wahrheiten, wozu auch die, welche den Inhalt dieses Schreibens ausmachen, gehören, können nicht oft und kräftig genug eingeschärft werden. Endlich wird man sie doch einmal einsehen lernen, und dann wird es besser um die christliche Religion stehen, aber eher gewiß nicht. „Ein zweckmäßiger, vernünftiger, und dem Bedürfniß unserer Zeit entsprechender Lehrvortrag, sagt der V. S. 15. f. „muß das Mittel seyn, um Menschen von allen Ständen und verschiedenen Geistesgaben zur Beywohnung des öffentlichen Gottesdienstes Bereitwilligkeit und Lust zu geben. Zwanggesetze in der Religion gereichen nie zur Ehre des Schöpfers, und vermindern die Zufriedenheit und Wohlfahrt des Bürgers, hatten auch nie heilsame Folgen, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt. — Es ist gewiß, daß sie ihre verderbende Macht oft im Stillen auf eine der Religion selbst noch nachtheiligere Art äußern; Sie wirken Gleichgültigkeit und Verachtung gegen dieselbe und den Gottesdienst, und erzeugen den Naturalismum und Atheismum, oder machen denkende Christen zu Heuchlern, oder versenken die ganze Nation in Aberglauben und Unwissenheit, wenn man ihr nicht vergönnt, durch das Licht, das Wissenschaften und Künste um sich her verbreiten, die Lehren und Vorschriften ihrer Kirche aufzuklären und zu berichtigen. Es ist der Natur des menschlichen Geistes gemäß, daß er immer mehr wissen will, und allemal die Wahrheit dem Irrthum vorziehet, wenn ihm jene nur kennbar genug dargestellt, das Nachdenken ihm erleichtert, und wenn er durch keine Zwangsgesetze eingeschränkt wird. Sollte die älteste Tochter der himmlischen Weisheit, die

Wahr-

„Wahrheit an ihren sie charakterisirenden Zügen, nicht von je„dem gesunden Menschenverstande erkannt werden, wenn man „ihr überall erlaubte, den Domino der Schulgelehrsamkeit ab„zulegen, und in ihrer natürlichen Gestalt zu erscheinen? Ist „es nicht eine nothwendige Eigenschaft solcher Kenntnisse, die „den Menschen bessern, und seine Sittlichkeit erhöhen sollen, „daß der Verstand so viel davon erforschen kann, damit Be„ruhigung und Tugend und Gottesverehrung in seinem Herzen „Wurzel fassen können? Finden schädliche Irrthümer da leich„ter Eingang, wo ächter protestantischer Geist lebet und webet, „und hat die Religion Jesu da weniger Anhänger und Vereh„rer? Wann und wo hat Freyheit im Denken einen Staat „unglücklich, und das lautere evangelische Christenthum ver„ächtlich gemacht?“ Wie wahr, und wie gut gesagt ist das!

Rec. ließ es sich schon bey Anzeige der merkwürdigen Urkunden merken, daß vielleicht höchst elende Predigten und Communionreden manchen sonst guten verständigen Christen dahin bringen möchten, vom öffentlichen Gottesdienst und Abendmahl zurück zu bleiben. Und S. 28. führt J. v. Br. etwas an, wodurch diese Muthmaßung bestätigt wird. „Ihre „Pfarrkinder, schreibt er, lesen solche (gute Andachtsbücher) „mit Vergnügen, und finden darin Nahrung und Aufmunte„rung für ihren Geist. Können diese sich wohl erbauen, wenn „sie ihren Seelsorger z. B. jeden Nagel an der Bundeslade, „und sogar die Hure Rahab als Vorbilder von Christo, oder „das eiserne Bette des Königes Og erklären — mit verschwen„derischer Belesenheit die trockensten Wörterklärungen vortra„gen, oder in einer hochtönenden Sprache und affektirter Wär„me mehr für die Einbildungskraft, als für den Verstand pre„digen hören. Oder wenn ihnen mit der größten Ernsthaftig„keit bewiesen wird, daß die menschliche Natur todt, und alles „moralische Gute durch einen Apfelbiß verscherzt und verloren „sey, dem doch das Selbstgefühl, alle Seelenanlagen und Fä„higkeiten, die ganze Natur und Bestimmung des Menschen „laut widerspricht, und wobey alle Seelsorge und der öffent„liche Gottesdienst unnöthig seyn würde. Oder wenn sie bey „dem Gedächtnißmahl des Todes ihres Erlösers das gewöhn„liche Formular und übliche Gesänge ihren Begriffen zuwider, „und ihrem Verstande undenkbar finden. Müssen solche Chri„sten nicht immer gleichgültiger gegen den öffentlichen Gottes„dienst werden, und können sie aus dem Vortrage ihres Lehrers

„Er-

„Erbauung, Trost und Unterricht schöpfen?“ Und was soll hier „der Zwang nützen?“ — Hr. Westhof müßte alles moralische Gefühl verlohren haben, wenn eine solche Gewissensrüge, als das Schreiben des Hrn. v. Br. enthält, nicht Eindruck auf ihn machte.

Fb.

Sammlung einiger Predigten. In der Hofkapelle zu * * * gehalten. Halle, bey Gebauer. 1781. 8. 178 Seiten.

Ihr Verfasser ist Hr. Hofdiakonus Petersen zu Darmstadt. Wer einen geschmückten blühenden Kanzelvortrag liebt, für den ist Hr. Petersen freylich nicht, denn mit rhetorischem Schmuck seine Reden auszuzieren, darauf kann niemand weniger bedacht seyn, als er. Wer aber über praktische Lehren des Christenthums etwas durchgedachtes, gründliches und überzeugendes lesen will; wer einen so ausgebildeten Verstand und Geschmack hat, daß ihm der Prediger am interessantesten ist, der ihm viel zu denken giebt; die Materie, womit er seine Andacht unterhält, beynahe jedesmal erschöpft; Licht in seine Religionserkenntniß zu bringen und durch das Licht der Wahrheit sein Herz dafür einzunehmen sucht; ihn die Bibel richtig verstehen lehrt; ihm nicht bloß sagt, wie er als Christ nach Jesu Lehre gesinnt seyn und handeln soll, sondern ihm auch die Hülfsmittel zur Gottseligkeit und Tugend in hinreichender Anzahl bey jeder Gelegenheit angiebt; ihm zeigt, wie er das Werk angreifen müsse, wenn er durch ein thätiges Christenthum dauerhaft glückselig werden wolle — der lese diese Sammlung, und er wird volle Nahrung für seinen Geist darin finden. Gewiß können Predigten von Seiten der Ausführlichkeit in den zur Sache gehörigen Vorstellungen, der philosophischen Klarheit und Bestimmtheit in den Begriffen, des gedrängten Reichthums der Gedanken, des bündigen Beweisens der vorgetragenen Lehren, aus Gründen der Vernunft, h. Schrift und Erfahrung, der Hebung mancher Zweifel und Einwendungen, des Zurückleitens aller Religionswahrheit auf thätige Frömmigkeit, auf wahre Herzens- und Lebensbesserung, keine Vorzüge haben, die den Predigten des V. nicht eigenthümlich zukämen.

Gleich der I. Vortrag von der Nützlichkeit der öffentlichen Religionsversammlungen über Ebr. 10, 25. ist mehr eine vollständige christlich philosophische Abhandlung dieser Materie, als eine Predigt darüber. Ihre Einrichtung, ihr Nutzen, die Obliegenheiten eines jeden in Beziehung auf dieselben, werden überaus einleuchtend gezeigt, und die Einwendungen, welche man so oft dagegen machen hört, gründlich beantwortet. „Ich diene Gott, dem Herzenskündiger, „nicht erst durch äußerliche Zeichen, sondern mit dem Geiste „allein — „So viel unheilige Menschen kommen in die Kir„che, mit denen der wahre Christ keine Gemeinschaft haben „soll — „Was sind manche Prediger für Geschöpfe? Leere „Köpfe, Bauchdiener, Geizige, die ihrem Hause nicht wohl „vorstehen? Wen können deren Vorträge erbauen? — Ich „kann zu Hause sowohl meine Erbauung für mich haben, als „in der Kirche, und ich habe sie da noch ruhiger und unge„störter — Ich weiß längst alles, was der Prediger vortra„gen mag — Die Predigten dieses und jenes Mannes sind „so elend — Unsere liturgische Einrichtungen beym öffentlichen „Gottesdienst sind nicht erbaulich genug.“ Allen diesen gewöhnlichen Ausflüchten sucht der V. zu begegnen, und wenn diejenigen, welche damit ihre Absonderung vom öffentlichen Gottesdienst zu rechtfertigen meynen, Gründe bey sich gelten lassen, so wird er sie eines bessern überzeugen. —

In der II. Predigt, die wahre Gottesverehrung über Jak. 1, 27. setzt der V. zuerst den Sinn des Textes auseinander, und giebt ihren weiten Umfang an, hierauf zeigt er, wie richtig beyde Stücke für wahre und nach Gottes Urtheil untadelhafte Gottesverehrung erklärt werden; beweiset, daß es jedem zukomme, dieselbe an seinem Theile zu leisten, und schließt mit einer kurzen Anzeige der Hülfsmittel, wodurch wir uns die Ausübung dieser Pflicht erleichtern können. —

III. Ermahnung zur Wachsamkeit über 1 Petr. 5, 8. Hr. P. vergißt keine der innerlichen Neigungen, und keinen der äußerlichen Zustände zu berühren, wo zur Bewahrung des Gewissens strenge Aufmerksamkeit auf uns selbst, und sorgfältiges tiefes Hineinblicken in unser Herz nöthig ist. Den Leuten von übler Laune, Grämeley und mürrischer Tadelsucht giebt er S. 86, 87. einen Rath, den man selten von der Kanzel hört. „Ihr bemerkt, sagt er, daß bey gewissen

„Witterungen und Dispositionen des Körpers diese leichter bey „euch aufgähren, als bey andern. O! wachet über euch selbst, „damit sie nicht zur Leidenschaft nach und nach erstrecken mö„gen. Oefters, öfters werde von euch bedacht, insbesondere „aber dann, wenn jene Unregelmäßigkeiten in euch sich zu regen „beginnen, erwogen — wie sehr unangenehme Stunden ihr „dadurch euren Gatten, Kindern, Dienstboten, Schülern, „Untergebenen, Gesellschaftern, Freunden verursachet, wie „empfindlichen Schaden ihr an ihrer Gesundheit ihnen zufüget; „wie ihr deren Werthschätzung, Liebe und Vertrauen gegen „euch in eben dem Maaße, als ihr jenen unordentlichen Re„gungen nachhänget, vermindert; wie ihr hiedurch zugleich „eure eigene Gesundheit schwächet, die Fähigkeit zur Verrich„tung eurer Berufsgeschäfte und anderer ernsthaften, nutzbaren „Arbeiten verringert; Freuden, die ihr in dieser Zeit hättet ge„nießen können, euch entziehet; eingebildetes Ungemach wirk„lich, und wirkliches schwerer machet; also anderer und „eure eigene Unvollkommenheit und Glückseligkeit vermindert; „wie ihr hingegen durch stete Gleichmüthigkeit, und noch mehr „durch immer heitern frohen Muth so viel gewisser anderer „als euer eignes Leben versüßet; die Achtung, die Liebe und „das Zutrauen eurer Gatten, Kinder, Dienstboten — Freunde „euch erwerbet und bewahret: die Ausrichtung eurer Berufs„und anderer Arbeiten euch erleichtert, euer äußerliches Wohl„gemach erhöhet, eure wirkliche Widerwärtigkeiten merklich „tragbarer (erträglicher) für euch machet. — Nehmet das Ge„bet zu Hülfe, flehet mit Ernst und Inbrunst öfters Gott an, „daß er euch im Kampfe mit euch selbst nicht unterliegen, son„dern als Sieger aus demselben herausgehen lassen wolle. Be„dienet euch dabey diensamer Arzneymittel, beobachtet eine „angemessene Lebensordnung; verändert, wenn eure Um„stände es erlauben, zuweilen euren Aufenthalt; leset so weit „es mit andern Pflichten vereinbar ist, von Zeit zu Zeit auf„weckende Schriften u. s. f. und es wird euch so viel eher ge„lingen, von übler Laune, Grämeley, mürrischer Tadel„sucht allmählich euch loszumachen".

IV. Von der Verbreitung und Dauer des Guten auf Erden nach jeder Pflichtthat, über Gal. 6, 9. verbunden mit Jes. 53, 10. 11. 12. Der V. hat von dem, was er sagen will, wie nämlich Christen Gutes in der Welt stiften, das Gute vervielfältigen und den Saamen dazu noch für die Nachwelt ausstreuen sollen, das Herz so voll, daß er gleich vom

 Anfang

Anfang speciell wird, und es bis ans Ende bleibt. Die Predigt ist durchaus lehrreich für Leute aus allerley Ständen, für den Beförderer des Land- und Ackerbaues, für den Gelehrten, den Schriftsteller, den Erzieher, für Eltern, Begüterte, Angesehene und Große. Ich entschuldige mich nicht, daß ich eine Stelle, die mit ihrer Wahrheit und auch der Neuheit wegen, von der Kanzel herab verdienstvolle Männer den Leuten ins Andenken zu bringen, so wohl gefallen hat, ganz abschreibe. „Reicher redet Hr. P. die Begüterten S. 114 folg. an, „wie weit und „lange vermöget ihr zu wirken, wie vielen Saamen könnet ihr „haben, wie mannigfaltige Früchte erndten, wie viel Zehende „ja Hunderte von Jahren im Andenken der Mitwelt und Nach„welt leben, wenn ihr euren Ueberfluß dazu anwendet, wozu „Gott ihn gebraucht wissen will! Canstein, wie vieles hat er „nicht durch den von ihm (mittelst stehenbleibender Lettern) ver„anstalteten wohlfeileren und fehlerfreyeren Bibeldruck gewir„ket? Im Segen blühet sein Andenken lange nach seinem Tode „fort, und wird Jahrhunderte hindurch noch blühen. Wie viele „tausend niedrige und unbemittelte Menschen unter seinen Zeitge„nossen und Nachkommen haben bereits Licht und Trost geschöpft, „wie viele tausend werden auch ferner noch Licht und Trost zie„hen aus diesem Gottesbuche, dessen Ankauf und Lesung er „ihnen durch jene seine milde Stiftung so leicht gemacht hat, „als sie vorher nie waren! Wie manche haben seitdem Muth „und Kraft daraus erhalten, regellose Begierden zu ordnen, „unedle Lüste zu zähmen, böse Gewohnheiten abzulegen, die „stärksten Versuchungen zur Unzucht und Ungerechtigkeit zu „bekämpfen und zu besiegen! Wie manche werden ferner Lust „und Kraft daraus erlangen zur Ueberwindung des Lasters, zur „Treue im Dienst der Tugend! zu danken ist alles dieses Gute, „Große, Erhabene Dir, nicht bloß dem Namen nach, sondern „in der That, edler Mann! Selig bist du, ruhest nun in „Gottes Himmel von aller irrdischen Mühseligkeit, deine gu„ten Werke aber folgen dir nach. Schon hast du ange„fangen zu erndten, was du hier gesäet hattest, erndtest „noch und wirst ohne Aufhören erndten. Ahm' ihm nach, „dem edlen Menschenfreunde, du, den Gott mit zeitlichen Gü„tern gesegnet hat! Verschenk unter die arme Jugend an dei„nem Aufenthaltsorte die nothwendigen Bücher; erleichtere auf „eine rechtmäßige Weise die Gemeinmachung der besten Er„ziehungsbücher, den Umlauf der gründlichsten und faßlichsten „Religionsschriften. Auf Mitwelt und Nachwelt wirkst

„du

„du hierdurch, hilfst das Reich der Unwissenheit und Dumm„heit, des Aberglaubens und Unglaubens, der Thorheit und „des Lasters schmälern, das der Wahrheit, Weisheit und Tu„gend hingegen vergrößern, die Summe der Unvollkommenheit „und Unglückseligkeit auf Erden vermindern, die der Vollkom„menheit und Glückseligkeit dagegen vermehren. — A. H. „Francke, wie weit hat er nicht gewirkt; auf wie viele Jahre „hinaus genützt durch das im Anfange des itzigen Jahrhun„derts von ihm zu Halle gestiftete Waisenhaus. Wie viele „hundert Kinder beyderley Geschlechts, die ohne diese seine „Anstalt zum größten Theil in den ersten Lebensjahren wieder „gestorben, oder herangewachsen entweder Taugenichtse und „Bettler, oder Diebe und Räuber geworden seyn, oder ihre „Körper jedem Wollüstling um Geld Preis gegeben haben „würden, sind durch dieselbe beym Leben bewahrt, dem Ver„derben entrissen, in der Religion unterrichtet, zu Handwer„kern ꝛc. oder Dienstboten zubereitet worden? Francke, wie „vieles Gute hat er nicht geschafft auch dadurch, daß er durch „seinen Vorgang an so manchen Orten gleiche Anstalten her„vorgebracht, durch die ebenfalls viele Hunderte solcher Kinder „der Verwilderung, Armuth, Schande entnommen worden? „Reicher! unterstütze wenigstens die in deinem Vaterlande be„reits errichteten Waysenhäuser! bedürfen sie deiner Beyhülfe „nicht; oder trägst du Bedenken, diese ihnen angedeihen zu „lassen: nun so gieb eine Waise, oder etliche einer wohl den„kenden und gutgesinnten Familie in einer Stadt oder auf ei„nem Dorfe zur Erziehung in ihr Haus; sorge, daß dieselbe „nach Maasgabe ihrer Kräfte und Neigungen zu einem Hand„werk, einer Kunst, einem Gewerbe, oder zum Ackerbau ange„führt, oder zu Dienstboten erzogen werden, und belohne die„jenigen, welchen Du sie zur Erhaltung und Unterweisung an„vertraust, für ihre Bemühungen gebührend; diejenigen, welche „Fähigkeit besitzen und Lust bezeugen, dem Staat in einem „Amte zu dienen, laß auf deine Kosten gehörig zubereiten, „u. s. w.“

V. **Der Mensch ist nicht im Stande, die natürlichen Folgen seines sündlichen Lebens in Absicht auf sich selbst und andere völlig aufzuheben.** Ueber Joh. 19, 16. Der V. nimmt vom Pilatus, (der nicht bedachte, daß ein Mensch einen Todten ins Leben zurück zu rufen nicht vermögend, er also auch die natürlichen Folgen einer rechtwidrigen Verurtheilung völlig aufzuheben außer Stand sey)

Anlaß, diese wichtige Wahrheit seinen Zuhörern an mehreren Beyspielen, an dem Exempel Unzüchtiger, Zeitverderbender, Ungerechter, Betrügerischer, Unbarmherziger, in ihrem Amte gemächlicher und achtloser Menschen, schädlicher Religionsspötter, und schlimmer Eltern, sehr anschauend darzustellen. VI. Der wahre Dank gegen Gott für die Wiedergenesung, über Luc. 17, 11-19. VII. Anleitung zum Nachdenken über die Anwendung eines Jahrs, über 1 Chron. 30, 15.

Bey so gründlich ausgearbeiteten Vorträgen, als die angezeigten, muß man denn auch geringere Mängel übersehen, die ich zum Beweise meines unparteyischen Urtheils nicht verschweigen will. So reichhaltig diese sämtlichen Predigten an gemeinnützigen Lehren zur Beförderung des wahren Christenthums sind, so sollte doch der Vortrag, besonders in den ersteren Reden an vielen Stellen etwas populärer seyn. Mich dünkt, der Verf. drückt sich öfters zu philosophisch, zu gelehrt für die meisten Klassen der Zuhörer und Leser aus. Z. B. „Sich verhältnißmäßige Vollkommenheit nach dem Tode bereiten. — Auf „eine seiner eigenen Natur und den Eigenschaften Gottes entsprechende Weise Gott verehren — Menschen in „das möglichst gründliche Wohlgemach, in die mög„lichst größte Vollkommenheit zu versetzen suchen. — Des V. Sprache ist nicht die gemeine gute Volkssprache, sondern eine gewisse neue Büchersprache, die für den größten Theil seiner Gemeinglieder wohl zu schwer seyn möchte. Z. B. S. 94. „95. Erwege, daß Gott Reichthum hauptsächlich dazu dir ver„liehen habe, damit du in seine große und gute Absichten der „möglichst höchsten Beglückseligung aller empfindenden und „denkenden Wesen so viel gewisser und völliger eingehen mögest „— daß außer dem belohnenden Bewustseyn recht gehandelt „und wohlgethan zu haben, Gott durch anderweitige, der „Reinigkeit deiner Absicht, der Innigkeit deiner Vorsätze, der „Größe der von dir bewirkten, oder doch aufrichtig bezweckten „Vollkommenheit und Glückseligkeit aufs genaueste angemessene „Vergeltungen sein Wohlgefallen an Beförderung seines gros„sen Plans dir beweisen möge.“ Dazu kömmt denn noch, daß die Perioden seiner Rede oft ungewöhnlich lang sind, Perioden von halben und ganzen Seiten, worin, weil Hr. P. nie ein unnützes überflüßiges Wort sagt, viel Gedanken zusammengedrängt, viel Sätze an einander gekettet werden. Der Zuhörer, der ihm folgen will, muß die äußerste Aufmerksamkeit anstrengen, und ich fürchte, ehe er mit dem Redner am

Schlusse

Schlusse der Periode ist, ist ihm doch von dem Anfange und aus der Mitte derselben manches entwischt. Beym Lesen wird es leichter, das Ganze zu fassen, aber auch dabey wollen die Gedanken zusammen genommen seyn, damit man den Faden der Rede nicht verliere. Ich vermuthe, da die Predigten nicht so im Druck erscheinen, wie sie gehalten worden sind, daß die mir aufgefallenen Stellen nachher hinzugesetzt worden, „um den Gedanken und dem Ausdruck mehr Bestimmtheit zu geben". Hr. P. gesteht selbst, „daß ihre Gemeinverständlichkeit beym „mündlichen Vortrage würde gelitten haben", daß er aber hoffe, denen nicht unfäßlich geworden zu seyn, die ihn lesen würden. Und das ist freylich wohl so. Der V. hilft sich bey seinen langen Perioden manchmal damit, daß er das Zeitwort, welches nach dem Gange unserer deutschen Sprache hinten käme, vornimmt, um es nicht zu weit von seinem Subject, dem Nennworte, zu entfernen; vermuthlich weiß er ihnen auch durch eine sehr richtige Deklamation, die sie nothwendig erfordern, die nöthige Hülfe zu geben; aber bey dem allen finde ich seinen Kanzelstyl doch zu schwer, und ich wünschte solchen trefflichen Predigten auch die Vollkommenheit einer etwas leichteren Schreibart. — Rec. kann auch zu erinnern nicht unterlassen, daß ihm gewisse, zwar analogisch gemachte, aber doch neue Wörter, deren sich der V. öfters bedient, nicht so recht gefallen. Z. B. **Wohlgemach** für Wohlstand, im Gegensatz des Ungemachs; **Erdeleben** für irrdisches Leben; **versinnlicht** für sinnlich gemacht; **Denkens- und Urtheilensweise** für Art zu denken und zu urtheilen; **misanwenden, Miskenntniß, Allherr, Allvater, bezielen, bezwecken; erhältlich**, was zu erhalten steht; **unermüdbar** für unermüdet; **aufhebbar, anwendbar, unwiderredbar, ertragbar** für was aufzuheben, anzuwenden, unwidersprechlich, erträglich ist; **jemandes Andenken in sich auffrischen**, und mehr dergleichen. Ich zweifele, ob einmal jeder deutsche Leser diese Wörter recht versteht, und möchte sie dem V. nicht nachbrauchen. Dem gemeinen Zuhörer müssen sie vollends räthselhaft seyn! Wozu wollen wir alte übliche Wörter unserer Sprache wegwerfen, und an ihrer Statt neue einführen, wenn die neuen nicht mehr ausdrücken, als die alten? Eine Bereicherung der Sprache kann das doch nicht heißen. Und wenn gar der Wohlklang für die alten und wider die neuen ist, so sollten jene wohl den Vorzug behalten. Ein **unermüdeter Arbeiter** z. B. klingt meinen Ohren besser, als ein **unermüdbarer Arbeiter; unwider-**

spruchliche Wahrheit besser als unwiderredbare Wahrheit. Von der Kanzel würde ich Gott lieber den Herrn und Vater über alles, als neologisch den Allherrn und Allvater, nennen hören.

Die Gewohnheit des Verf., überall am rechten Ort biblische Sprüche in seine Rede einzuflechten, auch, wo es nöthig ist, zur Erklärung ihres richtigen Sinnes ein Paar Worte hinzuzufügen, und sich nicht sclavisch an Luthers Uebersetzung zu binden, verdienet Beyfall. Gal. 5, 17. übersetzt er: Sinnlichkeit gelüstet stets wider die Vernunft. Gal. 5, 19. Offenbar sind die Ausbrüche herrschender Sinnlichkeit — von welchen ich euch bereits mündlich gesagt habe, und es itzt schriftlich wiederhole, daß alle, die denselben fröhnen, zur Glückseligkeit im Reiche Gottes nicht gelangen werden. 2 Petr. 1, 5. folg. Befleißiget euch als Christen alles dessen, was Beyfall verdient, insbesonders der Klugheit, nebst der Klugheit der Enthaltsamkeit, nebst der Enthaltsamkeit der Geduld, nebst der Geduld der Gottseligkeit, nebst der Gottseligkeit der Christenliebe, nebst der Christenliebe der allgemeinen Menschenliebe.

Cr.

Ueber die Verbindlichkeit des Unterthans zum Dienste für sein Vaterland, eine Predigt am dritten Sonntag nach Epiphanias gehalten, von D. Gottlieb Merkel. Chemnitz bey Stößel. 1781. 2 Bogen in 8.

Einzelne Predigten pflegen sonst in dieser Bibliothek nicht angezeigt zu werden, wo nicht Veranlassung, Inhalt oder vorzügliche Güte derselben eine Ausnahme machen. Und dies ist würklich auch der Fall bey der Predigt, die wir vor uns haben. Schon das Thema, das man sonst nicht so leicht von deutschen Kanzeln zu hören bekommt, macht die Predigt einer Anzeige und Empfehlung würdig. Denn da die Nothwendigkeit stehender Armeen immer dringender wird: warum soll denn der Prediger, der allgemeine Volkslehrer, der jedem Stande der bürgerlichen Gesellschaft die Forderungen, die das Christenthum an ihn macht, ans Herz legt; der Lehrer seiner Religion,

gion, die den Kriegsstand nicht verwirft, sondern nur in seine Pflichten einschränkt, und überhaupt von dem Unterthan Gehorsam gegen die Obrigkeit verlangt, — warum soll nicht auch der Prediger sagen können, daß auch das göttliche Ordnung und dem Geist der christlichen Religion gemäß sey, wenn die Obrigkeit von ihren Unterthanen den Dienst fürs Vaterland fordere? Aber auch wegen des Eindrucks, den diese Predigt gemacht haben soll, ist sie merkwürdig, und verdient eine Anzeige: denn seit des guten Nothankers Predigt von dem Tode fürs Vaterland, wird sich vielleicht keine andere Predigt, eine freywillige Entschließung zur Diensinehmung für das Vaterland gewürkt zu haben, rühmen können. Hauptsächlich aber ist es der eigene Werth, der diese Predigt einer rühmlichen Erwähnung würdig macht; sie empfiehlt sich durch Erfindung, Anordnung, und durch einen männlichen, reinen, dem Gegenstande angemessenen Ausdruck, und verräth an ihrem Verfasser, dem Hrn. D. Merkel, Superintendenten in Chemnitz, einen nicht gemeinen Kanzelredner. Ueberaus glücklich nutzt der V. ein jüngst vorhergegangenes Schrecken einer nächtlichen Feuerglocke, und das dadurch gewürkte Zudringen des Volks zu Befolgung der vorgeschriebenen Feueranstalten, und also zur Rettung der Vaterstadt, zum Uebergang auf seinen Hauptgedanken, daß es eben so auch Pflicht sey, dem gesammten Vaterlande zu dienen, und an dessen Gefahr Theil zu nehmen. Er betrachtet darauf diese Verpflichtung zum Dienst fürs Vaterland, 1) im Frieden, 2) im Krieg. Wir wollen doch in beyden Theilen die Folge seiner Gedanken kurz ausziehen. Erster Theil — eine Schilderung des Friedens als des eigentlichen Standes der Natur und der Menschheit, Erklärung, was es heiße: dem Vaterlande dienen, ein Bild eines guten Unterthanen an dem Hauptmann von Capernaum (von dem der Text handelt) nebst dem Grundsatz, daß es eine Angelegenheit der Pflicht, der Ordnung und des Ruhms sey, gut zu gehorchen; um dem Vaterland als ein guter Unterthan dienen zu können, muß derselbe selbst zuvor gewisse Kräfte besitzen, und etwas erlernt haben; dieß thut der Nahrungsstand durch Anwendung seiner Leibeskräfte, andre Glieder des Volks aber durch Unterricht, Erfindungen und andre nützliche Kenntnisse; Würdigung dieser Art vom Vaterlandsdienst; Nothwendigkeit der Unterobrigkeiten; und endlich Erweis der Verpflichtung eines jeden Unterthans, dem Vaterland mit seinem besten Vermögen zu dienen, aus dem göttlichen Ursprung unsrer Kräfte, äußern

Einrichtungen und Berufsarten, aus dem stillschweigenden Vertrag, den jedes in einem Staat gebohrnes Kind mit der Landesobrigkeit macht, aus dem eigenen Nutzen und aus dem Unterthaneneyd — zu dem dreyeinigen Gott im Himmel „schwuren der Landmann, der Bürger, der Kaufmann und der „Künstler, entweder selber, oder traten doch in den geschwornen „Eyd ihrer Väter ein, wodurch sie feyerlich versprachen, das „Beste des gemeinen Wesens zu suchen und zu befördern. Zu „dem dreyeinigen Gott im Himmel schwuren der Lehrer der „Religion und der Wissenschaften, schwur der Lehrer des Volks „und der Jugend und versprach feyerlich, nach seiner besten „Erkenntniß, Religion, Wahrheit, Gottesfurcht, Weisheit — „auszubreiten. — Christlicher, guter Unterthan! fühle, fühle „die ganze Macht des Eydes, welchen du auf dich nahmest, „und welchen du auf deiner Seele hast; die Stärke des Eydes „empfinde, durch welchen du dich anheischig machtest, in allen „Fällen deinem Vaterlande treu und gewärtig zu seyn!“ — Ob dieser Beweis, der eigentlich bey der ganzen Rede zum Grund liegen muß, hier am Schluß des ersten Theils, an seinem rechten Ort stehe, wollen wir nicht untersuchen. Zweyter Theil. Wir sind nicht immer gesund; der Text erwähnt eines Aussätzigen und Gichtbrüchigen; so haben wir auch nicht immer Frieden; gut angegebne Veranlassungen zum Krieg; rednerische Beschreibung des Kriegs, mit dem Schluß: „Krieg „führen ist sehr oft Pflicht; aber Krieg wünschen, ist der verabscheuungswürdigste Menschenhaß, und die unmenschlichste „Art sein Glück zu machen. Wie? die Pest über eine Fa„milie aufrufen, um erben zu können?“ Wenn die Menschen den Lehren Jesu und der natürlichen Billigkeit folgen wollten: so würde es nie zum Krieg kommen. Aber Krieg wird auch in Zukunft seyn, wie er vormals gewesen ist. Da nun der Krieg jederzeit gegen ganze Völker geführt wird (kann er nicht auch ausdrücklich nur gegen den Herrn mit Schonung des Unterthanen geführt werden? Es hätte daher auch in diesem Fall, wie es ganz leichte ist, die Pflicht des Unterthanen zum Kriegsdienst gezeigt werden sollen,) so ist auch die Verbindlichkeit zur Vertheidigung des Vaterlandes durchaus die Sache jeder einzelnen Person in diesem gemeinen Wesen. Weil es aber theils unnöthig, theils für die unentbehrlichsten Geschäfte nachtheilig wäre, wenn alle Unterthanen des Landes die Waffen führen sollten: so ist es die Glückseligkeit des Landes selbst, die gewisse Personen von der würklichen Dienstleistung freyspricht,

welche

welche entweder im Nahrungsstand unentbehrlich sind, durch Fleiß und Kunst die nothwendigsten Bequemlichkeiten verschaffen, oder durch Unterricht, Rathschläge und Gerechtigkeitspflege, Weisheit verbreiten, oder Ordnung erhalten. Folglich fällt der wichtigste Theil dieser Verbindlichkeit nur auf gewisse einzelne Personen, die entweder aus freyer Entschließung, Gefühl für Ehre und Vaterlandsliebe sich dem Kriegsdienst widmen, oder die nach gewissen Gesetzen dazu aufgefordert werden. Verpflichtungsgründe zum Kriegsdienst für solche Personen, die sich jung, stark, und ihren Familien auf eine Zeit entbehrlich fühlen. Eltern sollten selbst ihren Söhnen die dazu nöthige Vaterlandsliebe einflößen; schöne Prosopopöie, derselben zu dieser Absicht, unter der er freylich schicklicher, als in eigenem Namen dergleichen Ermunterungen vorträgt. Der Einwurf gegen den Kriegsstand aus den Ausschweifungen, die darin begangen werden, wird ganz richtig damit gehoben, daß dies nicht Fehler des Standes, sondern einzelner Personen seyen, die außer den Fesseln einer strengen Ordnung vielleicht noch ausschweifender und gefährlicher seyn würden. (Andre Einwendungen zu berühren oder zu beantworten, war vielleicht hier der Ort nicht.) Würde des Soldatenstandes, dessen Dienst eigentlich nicht bezahlt werden könne. Nochmalige Apostrophe der Eltern an ihre Söhne. — „Sobald dein Fürst und das Vaterland deine Kräfte, deinen Beystand, deinen Muth, und, lieber Sohn, auch dein Leben verlangen; alsdenn, alsdenn fühle deine ganze Pflicht und gehorche. Gehe hin, Sohn, aus den Armen deiner Eltern, die dich fürs Vaterland erzogen. Gehe hin, im Namen des dreyeinigen Gottes; gehe hin, es ist dein Beruf; Sohn, gehe hin, bete, streite, siege – stirb.“

Wer sich zu diesem Skelete rednerische Ausfüllung und Action denkt, wird es leicht begreifen können, daß diese Predigt Eindruck unter den Zuhörern gemacht habe. Es ist zu wünschen, daß Hr. D. Merkel unter seinen Amtsbrüdern viele finden möge, die ihm in dergleichen christlich politischen Kanzelvorträgen mit gleichem Glücke nachfolgen.

2. Rechtsgelahrheit.

Franz Xav. Sonnleithner's Beweiß, daß die geistlichen Freystätte nach ihrem Ursprunge, den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts nicht nur nicht entgegen, sondern denselben gänzlich angemessen waren. Wien, bey Kurzbeck. 1781. 8. 5 Bog.

Nicht von den Zeiten des Mittelalters, „worinnen die verworrenen Begriffe von der geistlichen Macht so viele unschickliche Rechte in Ansehung dieser geistlichen Freystätte hervorgebracht hätten,“ sondern von den Zeiten der ersten christlichen Kayser ist hier die Rede.

Sodann nimmt der V. aus des van Espen Abhandlung de Asylo templorum für ausgemacht an, dergleichen geistliche Freystätte wären dadurch entstanden, daß die Kirchenvorsteher für die Uebelthäter, die in die Kirchen flohen, und sich der öffentlichen Kirchenbusse unterwarfen, — Fürbitte (bey dem weltlichen Gewalthaber) eingelegt, und Nachlassung der (bürgerlichen) Strafen ausgewirkt hätten.

Unter den hier eintretenden Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts versteht er die Endzwecke aller bürgerlichen Bestrafung, deren er mit Seneca und Hugo Grotius vornemlich drey voraussetzt, die Besserung des Verbrechers, und wenn diese nicht zu hoffen wäre, — die Ausrottung desselben aus der menschlichen Gesellschaft; endlich — Beyspiel und Warnung für Andere.

Nur dieser dreyfache Zweck soll nach des Verf. Meynung durch die damalige Kirchenbuße wirklich und ungleich besser, als durch die sonst gewöhnlichen bürgerlichen Strafen erreicht worden seyn, und glaubt also hiedurch die geistlichen Freystätte nach ihrer ursprünglichen Verfassung und von der politischen Seite vollkommen gerechtfertiget zu haben.

Der Verf. mag es mit diesem allem recht gut gemeynt haben. Was er einigen mituntergestreuten Lehrsätzen seiner Kirche als z. B. von der Tradition, dem Verdienstlichen der Bußwerke u. s. f. — für eine feine Wendung gegeben hat, gehört nicht für unser Forum. Uebrigens stimmen wir mit ihm darinn vollkommen überein, daß, soferne manche Mishandlung,

die der Staat für Verbrechen erklärt, durch das Christenthum zur Sünde gemacht werden, — der christlichen Religion und Kirche vor allen andern ein politischer Nutzen und ein grosses Verdienst selbst um die äußerliche Wohlfahrt des Staats einzuräumen wäre.

Aber daß die geistlichen Freystätte — selbst nach ihrer ursprünglichen Verfassung und der noch so gut gemeynten Einrichtung der damaligen Kirchenbuße — als ein politisches Institut, wo nicht angepriesen, doch gerechtfertiget werden könnten, das hat weder der Verf. erwiesen, noch dürfte es je erweißlich seyn. Denn fürs erste soll eben darinn der Unterschied zwischen der bürgerlichen und Kirchenzucht bestehen, daß jene mehr auf äußerlichen Zwang gerichtet ist, und sich daher körperlicher Züchtigungen und Strafen bedient; dagegen diese in der innern Ueberzeugung und den dahin gehörigen moralischen Mitteln stehen bleibt. Gerade die vorsätzliche Vernachläßigung dieses Unterschieds hat nachher die so sehr verworrenen Begriffe von der geistlichen Gewalt, so vielen Misbrauch derselben und alle die daraus entstandene Zerrüttung des bürgerlichen Lebens und Zerstörung der kirchlichen Wohlfahrt hervorgebracht. Fürs zweyte ist es grundfalsch, was der V. behauptet, daß die Todesstrafe blos durch die Incorrigibilität des Uebelthäters begründet werde, hingegen in der gegründeten Hoffnung seiner Besserung eine der Hauptursachen von dem Majestätsrechte, die gesetzmäßige Todesstrafe zu mildern — zu setzen wäre. Hat aber die Todesstrafe einen andern Grund, und bestehe dieser vornemlich in den Schrecknissen derselben und den dadurch erzielten vortheilhaften Würkungen für das ganze Publikum, so ist offenbar, daß es um alle diese Vortheile durch die geistlichen Freystätte und die übelverstandenen Fürbitten der Bischöffe betrogen worden. Endlich fürs dritte waren zwar freylich die aufgelegten Bußwerke strenge genug, aber doch nichts weniger als politisch gut und zweckmäßig. Denn mußte z. B. Ehebruchs halber der Sünder vier Jahre unter den Weinenden, fünf Jahre unter den Zuhörern seyn, vier Jahre zur Erde liegen, und zwey Jahre stehend beten, folglich in allem siebzehn Jahre Buße thun: so war der arme Sünder seinem politisch-bürgerlichen Stande nach, mithin in ihm der Bürger und sein ganzes Hauswesen zuverläßig auf Zeitlebens unwiederbringlich ruinirt. Eine Verbesserung unserer Criminalgesetze ist allerdings zu wünschen: nur nicht die Wiederherstellung der ehe-

maligen

Dieser erste Band begreift die Buchstaben A. und B. Es ist nicht zu leugnen, daß das Buch für viele Leser interessant sey. Da es eine Uebersetzung eines ausländischen Produkts ist, so können wir davon keine genauere Anzeige machen.

Cb.

Danielis Nettelbladt, Systema elementare doctrinarum propaedevticarum iurisprudentiae positivae Germanorum communis. Praemissae sunt praecognitorum eruditionis generalium primae lineae. Halae. 1781. 221 Seiten in gr. 8.

Der berühmte Verf. hat sich entschlossen, an Statt einer neuen Ausgabe seiner Nova introductio in iurisprudentiam positivam Germanorum, und seines Systema elementare universae jurisprudentiae Germanorum communis diese Werke in drey Bücher zu zertheilen, wovon vorliegendes das erste ist, das zweyte den Titel: Systema elementare iurisprudentiae positivae Germanorum communis generalis, und das dritte den Titel: Systema elementare omnium partium iurisprudentiae positivae Germanorum communis specialis führen wird.

Die vorgedruckte primae lineae &c. sind aus den vom V. im J. 1755 herausgegebenen praecognitis eruditionis generalibus genommen; das Werk aber enthält: I. Praecognita generalia iurisprudentiae positivae Germanorum communis. II. Historiam legum positivarum Germanorum. III. Historiam literariam juridicam universalem. IV. Terminologiam & characteristicam iuridicam generalem. V. Theoriam artis, textus iuris allegandi evolvendique. VI. Theoriam artis computandi gradus et lineas cognationis.

Wir mißkennen nicht die großen und allgemein anerkannten Vorzüge der Schriften des V., seine große und auserlesene Litteratur, seinen Scharfsinn in Erfindung neuer Eintheilungen und Aufsteckung guter Beobachtungen, dergleichen auch in dieser Schrift z. B. S. 35, §. 3. vom Endzweck der Jurisprudenz, S. 53 §. 64. von Legaldefinitionen, S. 56 §. 68. von dem Sprüchwort: Nro erubescendum est, sine lege loqui

loqui u. s. w. vorkommen; seine Genauigkeit im Ausdruck, und geschickte Auswahl des Nützlichen.

Allein, so wie wir uns überhaupt gegen alle Systeme erklären, in welchen alle Theile der Rechtsgelahrheit unter einander gemischt werden, so können wir auch das System des V. nicht billigen, und finden schon in der vor uns liegenden Schrift manches, das uns misfällt.

Daß der V. seine Eintheilung der jurisprudentiae posit. comm. in generalem und specialem unerachtet dessen, was verschiedentlich, auch von uns eingewandt worden, beybehalten würde, war nicht anders zu erwarten; aber eben so sehr mißfällt uns, daß der V. die jurisprud. positivam in *divinam* und humanam eintheilt, da jene entweder ganz wegzulassen, oder nur als eine Gattung der peregrinae anzuführen gewesen wäre. Noch auffallender aber ist, wenn in der zwoten Abhandlung zuerst das Recht vor, hierauf das nach der Sündfluth abgehandelt, und letzteres wieder in das vor und nach Christi Geburt abgetheilt, und eben so in der dritten Abhandlung angemerkt wird, daß es weder vor, noch gleich nach der Sündfluth Rechtsgelehrte gegeben habe; überhaupt dünkt uns die zwote Abhandlung durch ihre bunte chronologische Ordnung vieles an ihrem Werth zu verlieren. Die sechste Abhandlung, welche mit mehreren Stammtafeln versehen, ist offenbar für eine solche Einleitung zu weitläuftig ausgefallen, und hätte unsers Erachtens nicht unter die doctrinas propaedevticas gehört.

Im.

Ueber die Rechtmäßigkeit der Lotterien, insonderheit der Zahlenlotterien, eine rechtliche Erörterung vom Geheimen Justizrath Pütter. Frankfurt, mit Eichenbergischen Schriften. 1780. 31 Seiten in 8.

Der Büchernachdruck und unsere gewöhnliche Zahlenlotterien sind gegenwärtig die auffallendsten Beyspiele, wie uneinig wir Menschenkinder über die Rechtmäßigkeit einer Handlung, welche sich durch ihre Einträglichkeit so sehr empfiehlt, seyn können. Doch wir rauben und plündern nicht mehr öffentlich — werden endlich auch einsehen, daß Diebstahl, sey er auch noch so vermummt — Diebstahl sey.

Hr. P. hat nach einigen allgemeinen Sätzen, die er über das Lotteriewesen überhaupt vorausgesetzt, die Unrechtmäßigkeit der Zahlenlotterien von ihrer innerlichen Einrichtung, ihrer ganz unverhältnißmäßigen Ungleichheit der Nieten gegen die Gewinner und den Verderben, welches sie besonders über die niedre Klasse von Menschen verbreiten, ins Licht zu stellen gesucht.

Vermischte Betrachtungen über Regenten und Unterthanen, Herrschaft und Landeshoheit, insbesondere deren Umfang, Einschränkungen und Gränzen. La Nature en tout sens a ses bornes prescrites; et le pouvoir humain serait seul sans limites! Voltaire. Frankfurt und Leipzig. 1780. 70 Seiten in 8.

Der V. wozu sich in der Vorrede Herr D. Graebe bekennt, zeigt Bekanntschaft mit unsern besten Schriftstellern über das Regierungswesen, seine Absicht kann auch ganz gut seyn; doch zweifeln wir, ob diese Blätter zur Menschheit was besonders beytragen werden? glauben aber mit dem Hrn. V., daß Spinnen und Insekten in diesen Zügen vergebens suchen werden. Denn er ist durchgehends beym Allgemeinen geblieben. Das Wohl des Staats legt er zum Grunde, — wie billig, auch schon Tyrannen und Thoren gethan haben — leitet daraus einige Hoheitsrechte ab, giebt uns, wo er von ihren Schranken reden sollte, einige Seiten aus Wielands goldenem Spiegel zu lesen, berührt mit einigen Worten die Rechte und Verbindlichkeiten der Unterthanen, und ruft zum Beschlusse fünfmal ein: Glücklich ist ꝛc. —

Versuch eines Entwurfs der Grundsätze des Forst- und Jagdrechts, von Johann Gotthold Pietsch. Leipzig, bey Sommer. 1779. 158 S. mit Titel, Vorr. und Zueignung, aber ohne das Register. in 8.

Das Forst- und Jagdwesen beruhet bey uns nicht auf allgemeinen Gesetzen, sondern auf besondern Verträgen, Lägerbüchern, Forstordnungen und Observanzien. Was wir aus dem

dem römischen Rechte haben, ist sehr wenig, und wird oft schief genug angewandt. So lange man also nicht genug von den bemerkten Quellen weis: so lange kann nichts Ganzes und Bestimmtes herauskommen. Wir würden folglich lieber Versuche über einzelne Länder sehen. Aus mehrern solchen Versuchen läßt sich darnach erst das Allgemeine abziehen, und in einen Versuch bringen.

Mit diesem Vorurtheil nahmen wir gegenwärtigen Versuch in die Hände, und fanden uns darinnen bestärkt. Ueberdies ist der Verf. wohl ein Mann, der außerordentlichen Fleiß und Geduld im Sammlen, mithin auch Belesenheit über seinen Gegenstand bewiesen hat. Allein es fehlt ihm noch die Gabe zu ordnen und zu prüfen. Er trägt seine Lehren in meistens kurzen §. §. vor, auf jeden §. folgen aber eine Menge Anmerkungen, die nicht eben blos Allegate, sondern Sätze, die in den Text gehört hätten, oft auf einigen Seiten enthalten. Dieß ist nun sehr unangenehm im Lesen, aber zuweilen hebt die Anmerkung, statt den Satz des §. zu beweisen, ihn sogar wieder auf. Z. B. er erzählt §. 14., was ein Landesherr, vermöge der Landeshoheit auch in Waldungen, wovon er nicht Eigenthümer sey, für Anordnungen mache. Er pflege, sagt er, darinnen zu bestimmen, wie es mit Abholzung der Wälder gehalten werden solle? — Der Preiß des Holzes, Fällung und Ausgrabung der Bäume, — — von Nutzpflücken, Eicheln lesen, Mastung — vom Preiß des Wildprets — vom Abliefern desselben, von Fütterung des Wildes ꝛc. — Kurz: er dehnt die Befugniß der Landeshoheit auch in nicht eigenthümlichen Waldungen des Landesherrn auf alles mögliche aus, das beym Forst- und Jagdwesen vorkommen kann. In der Note b) fügt er aber statt Beweises bey: „Jedoch pflegen „die mehresten dieser obigen Anordnungen nur in Ansehung „der Landes- oder Herrschaftlichen Forste allein gemacht, und „den Privateigenthümern, wenn für des Landes Wohl kein „Schaden daraus zu besorgen, deshalb ihre Freyheit gelassen „zu werden.“ — Der Landesherr pflegt dies zu thun; jedoch pflegt er dies meistens nicht zu thun? — Wer wird hieraus klug werden?

Ueberhaupt hat der Verf. in der Grundlage seines Versuchs einen Fehler gemacht, der ihn durch das Ganze mehr als einmal irre führt. Alle Rechte, die beym Forst- und Jagdwesen in Ausübung kommen können, leitet er nur entweder aus der Landeshoheit oder aus dem Privateigenthum her. Allein

ein anders ist Landeshoheit und Landesherr, ein anders Forstliche Obrigkeit, Forst und Jagdherr, ein anders wieder ein bloßer Privateigenthümer oder Inhaber eines Forsts, oder einer Jagd. Der V. scheint forstliche Obrigkeit nicht von der Landeshoheit trennen zu können, und das ist sie doch so oft, daß über einen und eben denselben Bezirk ein anderer als Landesherr, ein anderer als Forstherr, ein anderer als Jagdherr, im eigentlichen Verstande, und jeder in seinem Theile von dem andern unabhängig zu gebieten und zu verbieten haben. — Man siehet es dem V. an, daß er im Reiche nicht zu Hause ist. Denn sonst würde er, auch nur um der Ritterschaft willen, die Landeshoheit nicht zur Grundlage seines Versuchs gemacht haben.

Leonhard Christoph Lochner(s), Kayserl. geschwornen offenbaren Notarii und am wohllöblichen Burgermeisteramt verpflichteten Sollicitatoris, Einleitung in die Nürnbergischen Rechte. Nürnberg 1780. 510 Seiten.

Unsertwegen mag sich Hr. L. mit dem „Beyfall in öffentli„chen Blättern, den gegenwärtige Einleitung in die Nürn„bergischen Rechte und zwar schon ehe solche ganz erschie„nen war, erhalten hat“, und mit den auf der nürnbergischen Universität Altdorf hierüber angestellten öffentlichen (warum nicht auch offenbaren?) Vorlesungen trösten. Wir gestehen demselben das Verdienst zu, daß er die neuen Verordnungen, wo es sich gebührte, fleißig eingeschaltet haben mag. Aber alles ist übrigens so ohne alle Critik und einig weitere Aufklärung oder Erläuterung vorgetragen, daß seine Einleitung eben einem Realregister nach einer eigenen beliebigen Ordnung gleich siehet. Was nun Hr. L. bey einer solchen Arbeit für Schwierigkeiten zu erwegen, oder auf die Schwachheit seiner Kräfte besonders zu wagen gehabt habe, wie er auch in der Vorrede meldet, läßt sich nicht ergründen. Meynt er die römischen Lappen, welche er seinem Vaterstädtischen teutschen Rechte umhängt: so ist dies gerade das, was wir am meisten tadlen. Sollte man über kein deutsches Recht schreiben können, ohne ihm ein römisches Kleid anpassen zu wollen? Und was in aller Welt sollen Erklärungen von dem Dominio bonitario et quiritario und dergleichen in eine Einleitung dieser

dieser Art thun. Für den Gelehrten nicht, nicht einmal, für den Anfänger sind hier diese fremde ohnehin meistens nicht zum besten gerathene Brocken und für den Ungelehrten sind sie durchaus unverdaulich. Patrioten aber müssen mit Recht über einen solchen Mischmasch klagen. Hätte uns dafür Hr. L. eine pragmatische Geschichte seines Rechts und einzeln darinnen vorkommende Materien gegeben u. s. w.!

Seine Rechtschreibung und Sprachkunde charakterisirt sich schon auf dem Titelblatt, auch verdient der devote Kanzleyton, worinnen er die Herrn Obern in Nürnberg überall nennt, nach gerühmt zu werden.

Em.

---

3. Arzneygelahrheit.

Physikalische und medicinische Abhandlung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Lateinischen und Französischen übersetzt von J. L. C. Mümmler D. d. A. Erster Band. Gotha bey Ettinger. 1781. gr. 8. mit Kupfern. S. 462.

Bey dem grossen Verdienste, das die Schriften der academischen Gesellschaften der Wissenschaften um die Aufklärung und Erweiterung der Wissenschaften haben, verstattet es doch der hohe Preis nicht, daß so viele Gelehrte, als zu wünschen wäre, sich selbst in den Besitz dieser so schätzbaren Sammlungen setzen, und sie also vollständiger nutzen können. Daher haben schon verschiedene Gelehrte angefangen, aus diesen grossen Werken diejenigen Abhandlungen auszuheben, die zu besonderen Theilen der Wissenschaften gehören, um die Liebhaber derselben dadurch in den Stand zu setzen, sie zu nutzen, ohne sich zugleich die ganze grosse Sammlung anzuschaffen, in welcher viele Stücke für sie ganz unbrauchbat, andere weniger interessant sind. Diesem Beyspiele ist auch Hr. D. M. gefolgt, und die königliche Akademie in Berlin, die unter die ersten Gesellschaften der Wissenschaften in Europa, nach dem allgemeinen Urtheile, gehört, verdiente diese Arbeit am vorzüglichsten. Hr. M. hat den Anfang mit den Miscell. Berol. gemacht,

macht, welche die ersten Früchte der Akademie enthalten: aus diesen hat er verschiedene Abhandlungen sehr gut verkürzt, ohne das geringste Wesentliche auszulassen. Dieser Band, und der folgende werden die Miscellanen ganz enthalten; darauf werden die Memoires, der Reihe nach, folgen. Da das Original schon so lange erschienen, und einem großen Theile unserer Leser schon bekannt ist; so verstattet der Plan der allg. d. Bibl. nicht, uns umständlich bey den Abhandlungen selbst aufzuhalten. Wir werden also nur für diejenigen, welche jenes eben nicht kennen, den Inhalt anzeigen, damit sie wissen, was sie in diesem Bande zu suchen haben, und womit sie ihre Wißbegierde befriedigen können. Den Anfang macht Leibnitz's Geschichte des Phosphorus: alsdenn beschreibt Schmid den Abdruck von einem Krebse auf dem Ilmenauer Steine: und 3. Spener das metallisirte Skelet eines Krokodils auf einem Schiefersteine; worüber 4. Leibnitz einige Anmerkungen macht. 5. Chauvin und 6. Leibnitz von der Ausdünstung. 7. Behrens Heilart des Podagra. 8-11. V. X*, Seidel, Kirch und Leibnitz vom Nordlichte. 12. Valentin vom Backenfistel. 13. Scheuchzer metereologische Beobachtungen von 1708 in Zürich. 14. Eine Art, Leichname zu balsamiren und Gemälde durch einen Firniß zu erhalten. 15. Leibnitz chemische Erklärung eines griechischen und deutschen Räthsels. 16. Vom Berlinerblau. 17. Reihers dreyßigjährige Beobachtung der Winterkälte. 18. Buddeus anatomische Beobachtungen. 19. J. H. B. über den Blumenstaub. 20-28. Frisch andere Auflösung des obigen Räthsels — unschädliches Abscheelen der Rinde um einen ganzen Baum — von einer in Kanälen wohnenden Raupe — von den Blattläusen — vom Eisvogel — Bandwurme in Gänsen, in Fischen, in Vögeln; Spulwürmer in Fischen und Mäusen, und Hypothese, daß sie blos Larven der Bandwürmer wären. 29-32. Holst, Neumann vom sogenannten Blutwasser oder Regen. 33. Holzendorf Augenentzündung und Beinfraß der Augenhöhle. 34. Johrenius vom Hygroscop 35-37. Neumann vom Kampher — Trüglichkeit der Franzbrandteweins Probe — caustischer Harngeist. 38. Spieß Extrahirung wesentlicher Pflanzensalze durch höchstgereinigten Weingeist. 39. Pott von der Auflösung des ungelöschten Kalkes im Salpetergeiste. 40. 41. Scheuchzer meteorologisch medicinische Beobachtungen des J. 1724. und Krankengeschichte daraus — 42. Frisch Regenbogen um die Sonne. 43. Belidor vom Schiespulver. 44. Hermann vom

vom Mastrichtischen marmornen Conchiten. 45. Rudolf freywilliges Niedersteigen des grünen Staars. 46-48. Neumanns trügliche Probe flüßiger Materien mit Veilchensyrup — über das Rübesamenöl — von der kaustischen Kraft und der Verwandlung fixer Laugensalze in Mittelsalze in freyer Luft. 49. Pott von Scheidung des vitriolisirten Weinsteins. 50. Schilling von der elektrischen Kraft des Glases, und anderer Körper. 52. Frisch von Spulwürmern und Heuschrecken. — Was die Uebersetzung betrifft; so ist sie treu und fließend, und die Fortsetzung derselben wird ohne Zweifel recht vielen Naturkundigern sehr angenehm seyn.

Dw.

Commentatio de nuper natorum vmbilico et pulmonibus, auctore *Christ. Fried. Daniel*, Halle, bey Hendel, 1780. 14 Bogen in 8.

Da die Meynungen der Aerzte und Rechtsgelehrten über die Lungenprobe, und über die Nothwendigkeit der Unterbindung der Nabelschnur bey neugebornen Kindern, in Absicht gewisser bey gerichtlichen Untersuchungen daraus zu ziehenden Folgerungen, noch immer getheilt, und außerdem auch in vielen Schriften zerstreut sind; so war es eine lobenswürdige Arbeit des Verf., daß er alles das, was darüber gesagt worden, gesammelt und in der Kürze vorgetragen, auch hin und wieder seine eigene Meynung beygefügt hat.

Zuerst werden die Sätze derjenigen angeführt und geprüft, welche die Unterbindung der Nabelschnur für unnöthig gehalten haben. Hr. D. äußert hiebey, daß die ganze Frage über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der Unterbindung der Nabelschnur unnütz sey, weil diese Unterbindung in der Hebammenkunst zwar nicht unentbehrlich nöthig, aber doch nützlich sey, und deshalb beybehalten werden müsse; in Absicht gerichtlicher Untersuchungen aber komme es hierauf nicht an, sondern darauf, ob das Kind wirklich an einer Verblutung durch die Nabelschnur gestorben sey? weil nämlich eine boshafte Person erst nach dem Tode des Kindes eine Ligatur anlegen, und weil ein Kind, dem die Nabelschnur nicht unterbunden worden, aus einer ganz andern Ursache gestorben seyn kann. Auf die Verblutung überhaupt könne man aus dem in den größern Gefäßen des Kindes leicht zu bemerkenden Blutmangel sicher

 schließen,

schliessen; wenn auch zugleich an einigen Theilen des Körpers Extravasationen angetroffen werden. Es braucht auch nicht gerade gar kein Blut in den Gefäßen zu seyn, weil es hinreichend ist, den aus einer Verblutung entstandnen Tod des Kindes zu beweisen, wenn man nur so wenig Blut antrifft, daß das Kind davon nicht weiter leben konnte. Man habe ferner den mütterlichen Blutverlust (haemorrh. vterina) welcher vor der Geburt in der Gebärmutter entstehe, von dem kindlichen (haem. infantilis) wohl zu unterscheiden. Von beyden werden daher auch einige Kennzeichen angegeben, S. 67 u. f. – Unter den Gegnern, mit denen Hr. D. es zu thun hat, steht Hr. Fischer in Ingolstadt oben an, welcher einige Beobachtungen des Vaters von unserm Verf. angegriffen hat, und deswegen zurecht gewiesen wird.

Der zweyte Theil dieser Schrift, welcher von der Lungenprobe handelt, zerfällt in 4 Abschnitte. Im ersten werden alle Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, die diesen Gegenstand entweder ausführlich oder nur beyläufig behandelt haben, der Reihe nach angeführt, und ihre Hauptsätze ausgezogen. Im zweyten Abschnitt kommen die Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts vor. Hr. D. hat diese Verzeichnisse vollständig geliefert, und nicht blos die Meynungen der Aerzte, sondern auch verschiedener Rechtsgelehrte ausgezeichnet. Galen lehrte schon, daß die Lungen durchs Athemholen blaß, schwammigt und leicht würden; Thrusten und Rayger aber machten 1670 die ersten Versuche über die Lungenprobe bekannt. Im dritten Abschnitt trägt der Verf. verschiedne Anmerkungen über die Lungenprobe überhaupt vor, die theils zu ihrer Vertheidigung theils auch zu ihrer genauern Berichtigung dienen sollen. Die Farbe der Lungen, auf welche Kaltschmied und Baumer insbesondere Rücksicht genommen, beweise eben so wenig in allen Fällen das vorhergegangene Othemholen des Kindes, als die von Büttner angemerkte Ausdehnung der Blutgefäße und der Luftbläschen der Lunge. In der Gebärmutter könne das Kind nicht Othem holen, auch nicht in der Mutterscheide, den einzigen Fall ausgenommen, wenn Kopf, Brust und Bauch schon geboren worden, und die um den Fuß geschlungene Nabelschnur das Kind nur noch zurückhält. Beym Othemholen dehne sich auch die Brust aus, worauf man daher ebenfalls zu merken habe. Man müsse nicht vergessen, zu bestimmen, ob das Kind in der Geburt, oder nach derselben, oder gar nicht Othem geholt habe? Hrn. Ploucquets Vorschlag, die Luftpumpe bey

der

der Lungenprobe anzuwenden, sey aus mancherley Ursachen nicht zu bewerkstelligen, wohl aber Hrn. D-s neue nach hydrostatischen Gesetzen bestimmte Lungenprobe, deren besonderen Nutzen der Verf. S. 205 u. f. anzeigt. Sie gründet sich vorzüglich auf den Satz, daß ein fester Körper in einem flüßigen so viel von seinem Gewicht verliert, als das Gewicht des Flüßigen beträgt, welcher in dem Raum, den jener einnimmt, Platz haben könnte; und daß, nach Verhältniß der Ausdehnung des versenkten festen Körpers, auch die Ausdehnung und das Gewicht des flüßigen um so viel zunimmt. Man müsse also die Lungen unter dem Wasser abwägen, das zunehmende Gewicht des Wassers, worin die Lungen abgewogen werden, anmerken und Acht geben, wie viel von dem Wasser aus dem Gefäß heraustrete, so bald die Lungen hineingebracht werden, auch das Gewicht der Lungen mit dem des ganzen Körpers vergleichen. Vorher aber seyn noch sorgfältige Versuche anzustellen, um das Verhältniß des Gewichts der Lungen zu ihrer Ausdehnung, sowohl bey Kindern, die gar nicht Othem geholt, oder denen nur Luft eingeblasen worden, als bey solchen, die wirklich geathmet haben, zu bestimmen. — Endlich wird noch die Lungenprobe gegen einige neuere Einwürfe vertheidigt, und im 4ten Abschnitt der Schrift der Nutzen der Lungenprobe in gerichtlichen Fällen, nebst dem, was dabey zu beobachten ist, angedeutet.

Die ganze Schrift, der man es ansieht, daß ihr Verfasser viel gelesen und auch selbst gedacht hat, verdient Aufmerksamkeit, so wie Hrn. D-s oben angeführter Vorschlag gründliche und mit Versuchen begleitete Untersuchung.

Sk.

Specimina Medica, Auctore *Carolo Christiano Engel*, M. D. Accedit Sylloge Epistolarum *P. G. Werlhoffi*, selectiora quaedam consilia continentium. Berolini. Voss et Fil. 1781. In gr. 8. 14 Bogen.

Die Specimina sind in einem zierlichen und doch leichtem Style geschrieben, und lassen sich angenehm lesen. Es sind ihrer fünfe. 1. *Quaedam de usu corticis Mezerei externo.* Die Vorrede hat auch vom innern Gebrauche der Seidelbastrinde ein Paar Zeugnisse, und Rec. weiß, daß ein ange-

gesehener deutscher Arzt dieselbe ebenfalls innerlich versucht hat, wovon er vielleicht das Resultat dem Publicum noch mittheilen wird. Daß zum äußerlichen Gebrauche das Einweichen besser in Wasser als in Essig geschehe, ist keine neue Bemerkung, und Geoffroy erwähnt schon, daß man glaube, der Essig schwäche die Wirkung derselben. Hr. E. hat einige chemische Versuche damit angestellt, S. 5. die freylich ihre Wirkungsart wenig aufklären. Er erzählt einige Fälle, wo er sie äußerlich mit Nutzen gebraucht hat, nachdem er den von Junker übersetzten Versuch über den Gebrauch und die Wirkungen der Seidelbastrinde des Le Roi gelesen. Sie ist oft von großer Wirksamkeit gewesen, wo die Blasenpflaster nicht hinlänglich waren, und führt eine erstaunliche Menge Feuchtigkeiten (zuweilen in 24 Stunden 8 bis 10 Loth) ab. S. 13. Es ist also hier von keiner Modearzney die Rede, womit man etwa die Blasenpflaster, die doch eben so gut wären, verdrängen wollte; sondern von einem Zugmittel besondrer Art, das nur in bestimmten Fällen anzuwenden ist, wo die spanischen Fliegen die Absicht der Cur nicht erfüllen, ob sie gleich in andern noch immer dieser Rinde den Vorzug wiederum streitig machen. Wegen des Gebrauchs und der Wirkung berichtiget Hr. E. verschiedenes in Le Roy's Abhandlung S. 12. ꝛc. Die ungleichen Wirkungen bey verschiedenen Subjecten sind nicht zu leugnen, und es geht auch anfänglich langsam genug mit der Wirkung. Um sie zu beschleunigen, weiß Rec. kein besseres Mittel, als daß man die Stelle zuvor ein Paar Stunden lang mit einem Blasenpflaster bedecke, und dann die Rinde mit der auswendigen Seite, von welcher nach der Erweichung das Oberhäutchen abgezogen worden, an die schon etwas gereizte Haut anlege. Ist die Wirkung zu lebhaft, so kann man die Rinde von Zeit zu Zeit wieder abnehmen, so daß sie z. E. alle 24 Stunden nur 4 oder 6 Stunden aufliege, und in der Zwischenzeit die Wunde mit lindernden Mitteln behandeln. So geht gemeiniglich alles sehr gut von Statten. Für verschiedene Nebenzufälle ertheilt Hr. E. guten Rath. Er empfiehlt die Rinde mit Recht vorzüglich in chronischen Uebeln, wo ein häufiger Ausfluß des Serum und ein langwährender Reiz nöthig ist, und in diesen Fällen hat sie sicherlich vor den Blasenpflastern und Fontanellen den Vorzug. S. 21. Dergleichen sind hartnäckige seröse Congestionen an den Augen und Ohren, rheumatisch-gichtische Schmerzen von einem Ueberflusse scharfer Säfte, asthmatische Zufälle von dergleichen Schärffen, die sich zur Lunge

gewendet haben, langwierige Krankheiten von zurückgetriebenen Ausschlägen oder schlecht behandelten Geschwüren; vorzüglich die sogenannten salzigen Flüsse, oder flechtenartige Hautgeschwüre u. s. w. Einen Greis, der an einer Seite gelähmt und wiederhergestellt worden war, hat Hr. E. durch einen sechswöchentlichen Gebrauch der Rinde am gesunden Arme, der einen häufigen Ausfluß des Serum unterhielt, vor neuen Zufällen bewahrt. Vermuthlich würde sich auch dieses Mittel bey Milchgeschwülsten empfehlen. S. 22.

2. *De Vertigine, nausea et vomitu eorum qui curru vehuntur.* Hr. E. vertieft sich hier in die Untersuchung dieser schweren Materie, die wohl schwerlich jemals völlig ergründet werden wird. Inzwischen ist das, was er davon sagt, lesenswürdig, auch nicht blos speculativisch. Wir überlassen den Aufsatz den Liebhabern.

3. *Historia Vomitus chronici cum Cardialgia.* Vermuthlich von einer Verengerung beym rechten Magenmunde. Die Section fand nicht Statt.

4. *Tumor linguae ex vsu Mercurii.* Von einer Latwerge wider den Bandwurm, worinn Quecksilber war, entstand nach einer Erkältung eine heftige Salivation, und eine so arge Geschwulst der Zunge, daß dieselbe kaum mehr im Munde Raum hatte. Die Person war kränklich und hatte scorbutische Säfte. Hr. E. kurirte sie durch Abführungen, Blutreinigungen und Fieberrinde. Der Fall ist merkwürdig genug.

5. *Febris tertiana complicata, aliquoties recidiva.*

Nach diesen eignen Aufsätzen des Hrn. D. Engel, den wir, bey seiner sehr guten Anlage zum praktischen Schriftsteller, mit Recht zu mehrern solchen Proben seiner Geschicklichkeit ermuntern können, folgt eine praktische Correspondenz des sel. Werlhoff mit dem Hrn. Hofrath und Leibarzt Becker in Schwerin, über folgende medicinische Vorfälle.

1. *Haemorrhoides per vesicam.* Selter Wasser, Schwefelmilch und eine Auflösung des Extrakts der Fieberrinde in versüßtem Salzgeist; und wider die Harnstrenge innerlich Anodyna und äußerlich das Bilsenkrautpflaster, sind die Hauptmittel, die Werlhof vorschlug, ohne daß sie etwas fruchteten. Zuletzt rieth er dem siebzigjährigen Greise des Morgens binnen einer Stunde eine Auflösung von zwey Loth Salpeter in zwölf Loth destillirtem Wasser zu trinken! Allein die Harnstrenge verschlimmerte sich; der Kranke verwarf alle weitere Arzneyen, und

starb.

starb. Es folgt ein ähnlicher Fall, wo Verdacht auf Steine war.

2. *Morbus cachectico Convulsivus.* Der Kranke war Hr. Becker selbst, und der Zufall eine Epilepsie. Durch Eisenarzneyen ward sie auf immer gehoben.

3. *Adfectus vertiginosi et semiparalytici scorbutici.* Sie rührten bey einem 55jährigen Prediger, der zugleich schlechte Säfte hatte, von unordentlichen Hämorrhoidalbewegungen her. Molken, monatlich zweymal eine Purganz aus den pil. de Succino mit ein Paar Gran Gummi Gutt, Schwefelblumen und ein Fontanell im Nacken, waren Werlhofs Räthe. Sie wurden aber schlecht befolgt, und nach überhand nehmenden Zufällen rieth er zu einem langwierigen Gebrauche der Meerzwiebeln in kleinen Dosen alle drey Stunden. „Ita, sagt er, „et inter scorbuti antidota ex praecipuis est, et sanguini „eiusque sero liberiorem fluxum conciliat, et oris vitiis „medetur, et nervos liberat solutosque excitat, et vti inter „emmenagoga, ita inter haemorrhoidagoga eminet.“ S. 165. Der Erfolg ist nicht gemeldet.

4. *Symptomata polypum cordis mentientia.* Es war ein Herzklopfen mit außenbleibendem Pulse; ein gar gewöhnlicher hypochondrischer Zufall. Werlhof rieth eine Woche um die andre täglich alle vier Stunden ein halbes Quentlein Fieberrinde, als unfehlbar. Auch hier ist der Erfolg nicht gemeldet.

5. *Morbus ex arthritide anomala, in cachexiam hydropicam transiens.* Es war anfänglich ein Asthma von einer auf die Brust gewendeten arthritischen Materie. Werlh. schlug den pulv. pleuriticum Mynsichti, alle 4 Stunden zu einem Skrupel vor. „Dici non potest, quam lenis haec medicina evacuans pectus a materiae arthriticae congestioni„bus liberet, et hanc vel in artus detrudat, vel e corpore „eliminet.“ S. 178. Gleichwohl hat W., wie Hr. E. anmerkt, diese so sehr gerühmte Arzney nach der Zeit gar nicht mehr verordnet. Zugleich rieth er hier, eine Camphermilch dazwischen zu nehmen, und bey zunehmenden Asthma die Squille mit Ammoniakgummi. Das obige Pulver verursachte erst einen starken Schweiß, dann täglich einige Abführungen, und das Asthma verschwand. Bald aber fand sich eine Geschwulst der Schenkel ein, die hydropisch zu werden dräuete. W. rieth zur Squille, die Schweiß und Urin beförderte, und die Geschwulst minderte. Allein es folgten Anfälle vom Chiragra, wowider er eine Cam-

pher-

phermilch mit Salpeter verordnete, und nach überwundenem Schmerz die Geschwulst wieder mit dem Essige der Squille zu verfolgen befahl. Jenes Mittel that nicht die gehoffte Wirkung, und griff den Kranken heftig an. Man blieb also bey der Squille. W. schlug den liquorem aperitivum Penoti, (der aus spir. tartari & vitrioli aquoso besteht) täglich viermal zu einem Quentl. vor, und zuletzt martialia. Der Kranke besserte sich allmählig. Allein ohngefähr nach ein Paar Monaten hatte er Aergerniß bey Tische, trank Burgunder und erkältete sich. Er starb nach sechs Wochen.

6. *Chorea St. Viti.* Die Patientin war ein Kind von 11 Jahren. Es fand kein Verdacht auf Würmer Statt, aber ein Bluttrieb zum Haupte war offenbar. W. verstund diese Krankheit sehr wohl. Summum Medicamentum, sagt er, est cortex peruvianus. Er rieth, die Rinde täglich fünfmal zu einem halben Quentlein zu nehmen, bis die Zufälle verschwunden wären; sollten sie aber nach langem Gebrauche doch anhalten, so empfahl er das dippelsche, oder das Kajeputöl, alle 4 Stunden zu sechs Tropfen, um es damit zu verbinden. In leichten Fällen ist nicht einmal die Fieberrinde dabey nöthig. Eine leichte Diät und vorhergängiges Blutlassen werden gemeiniglich erfordert. Zuweilen hilft schlechterdings gar nichts, und die Krankheit vergeht doch endlich von selbst. Gefährlich und immerwährend ist sie nie, Niemand stirbt daran, und die Fieberrinde heilt sie fast immer. Auch hier gab sie große Erleichterung nach einem monatlichen Gebrauche, und als man sie nach einem dazwischen gegebenen Brechmittel vom rulandischen Brechweine fortsetzte, verschwanden alle Zufälle, und die Kranke ist itzt eine Mutter vieler Kinder. So wenig ist es wahr, daß diese Krankheit die Frauenzimmer unfruchtbar mache.

7. *Adfectus hypochondriacus cum convulsionibus epilepticis et insigni decremento corporis.* Die Cur war glücklich, aber die Beschreibung würde zu weitläuftig werden.

Alle diese Casus sind von einigen 20 bis 30 Jahren her, und Rec. hat beym Lesen derselben oft die großen Fortschritte bewundert, welche die Kunst seit dieser Zeit gemacht hat.

Wm.

Johann

art der Pocken zu halten und zu wählen, und wie diese Krankheit nach den besten Grundsätzen eigentlich zu behandeln seye. Die Käufer wurden einmal getäuscht, da sie bey Auslieferung des Werkchens noch 24 Kr. Reichsgeld über den Pränumerationspreis nachzahlen mußten, und ganz waren sie in ihrer Erwartung betrogen, da sie anstatt einer kernhaften Abhandlung, die Pockengeschichte des höchstseligen Churfürsten von Bayern nochmals aufgewärmt bekamen. Hierzu fügte nun der Verf. seine Kritik, einen ziemlichen Theil Alltagsreflexionen, und hieng am Ende zwo langweilige Erzählungen der Pockengeschichte seiner Kinder an, wobey auch die Bemühungen der Frau Gemahlinn, (so heißt sie der Verfasser) nicht vergessen wurden.

3.

Anatomisch-physiologische Abhandlung vom Gehirn, Rückmark und Ursprung der Nerven, von Joh. Christoph Andr. Mayer, der Phil. und Med. D. — für Aerzte und Liebhaber der Anthropologie bestimmt. Berlin, bey Decker, 1779. 68 S. in 4. mit neun Kupfern.

Hr. M. hat sich bereits durch seine Beschreibung der Blutgefäße als einen geschickten Zergliederer gezeigt, und davon giebt auch gegenwärtige Schrift einen Beweis ab. Zwar wird der Anatom von Profession darin keine Befriedigung finden, wohl aber der Arzt, dem es an Gelegenheit zu öftern Leichenöfnungen fehlt, und der Philosoph, dem es ohnehin um die anatomischen Subtilitäten nicht zu thun ist; für letztere ist auch, dem Titel zufolge, das Buch eigentlich bestimmt. Es ist durch einige dem Königl. Staatsminister und Obercurator der Preußischen Akademien, Freyherrn von Zedlitz, gehaltene Vorlesungen veranlaßt, und gewissermaaßen auf Befehl dieses großen und für jede Art von nützlicher Kenntniß eifrigen Ministers ausgearbeitet worden.

Die anatomische Beschreibung des Gehirns, welche durch 9 gute Abbildungen; von denen 8 original und unter des Verf. Aufsicht gezeichnet sind, intuitiv gemacht worden, nimmt allein die Hälfte der ganzen Schrift ein. An Deutlichkeit im Vortrag fehlt es unserm Verf. nicht. Einige kleine Unrichtigkeiten

selten können wir hier nicht ganz übergehen, z. B. daß die harte Hirnhaut alle aus dem Gehirn fortgesetzten Theile umgiebt, S. 3., daß die valvula cerebri durch Falte des Gehirns übersetzt wird, S. 15, daß der Verf. menynx, coronarium, ventriculus Aurantii schreibt und dgl.; den Trichter hält er durchaus für hohl, S. 12.

Der zweyte Abschnitt des Buchs enthält einige physiologische Sätze, über den sogenannten Sitz der Seele, welchen Hr. M. in das verlängerte Mark verlegt, über den Sitz verschiedner Seelenkräfte, über den Nervensaft, für welchen Hr. M. sich nicht erklärt, über die Spannung der Nerven und über die Absonderung im Gehirn. Auch hier wird der Liebhaber seine Wißbegierde befriedigen können. In die Betrachtung einzelner Sätze und in deren Beurtheilung uns einzulassen, dürfte überflüßig seyn.

Az.

Nicolai Rigler, Physici Ducatus Bielicensis in Silesia austriaca, constitutio epidemica annorum 1775. 76. 77. 78. 79. adiectis nonnullis selectioribus casibus practicis. Vratislaviae 1780. 8. 158 S.

Die Unsauberkeit der Stadt Billtz, wo meistens Wollenarbeiter wohnen, ist außerordentlich, und daher natürlicher Weise eine sehr unreine ungesunde Luft, woraus denn fast beständig endemische und epidemische Faulfieber dort gewöhnlich sind. Der Verf. beschreibt hier die Krankheit, welche in den Jahren 1775, 776, meistens aber 1778, 79. epidemisch war. Es war ein bösartiges, ansteckendes, manchmal pestartiges Faulfieber, mit Auflösung der Säfte. Eine sehr genaue Krankheitsgeschichte wird vorausgesetzt. Hierauf wird von den Ursachen, endlich von den Heilungsanzeigen, von der Prognosis und den Vorbauungsmitteln, von den gewöhnlichen Heilmitteln besonders, und dann von einzelnen Zufällen gehandelt. Das Ganze ist mit Scharfsinne, Belesenheit, Beobachtungsgeiste, manchmal noch ziemlich in der Schulsprache abgefasset, und lesenswerth.

Sechshundert Soldaten büßeten ihr Leben ein, fast keiner von den Bürgern, wenn der Verf. zeitlich gerufen wurde. Es ist dieses ein Beweis der Schädlichkeit der Spitalluft, wo in einem 30 Schuhe langen und 19 breiten Zimmer immer mehr als zwanzig kranke Soldaten, und zwar zween in einem Bette lagen. Die nächste Ursache war hier die Ansteckung. Sogar das Berühren der Leiche, die meistens gegen acht Stunden ihre Wärme behielt, war ansteckend. Alte und Junge, Reiche und Arme blieben nicht frey hiervon. Wer alte Geschwüre hatte, bekam die Krankheit nicht. Nur einer, der einen alten Tripper hatte, bekam das Faulfieber. Der Tripper stopfte sich und kam nach 21 Tagen wieder, wo sich das Fieber verlor. Unter die vorhergehenden Ursachen wurden gerechnet, feuchte Luft in ungesunden ungeöfneten Zimmern, kühle Nachtluft nach heißem Tage, heftige Bewegung bey Tageshitze; der Misbrauch der Fleischbrühen (vielleicht bloß die Ueberladung) soll Recidiven verursacht haben; Würmer, häufige Galle, faules Wasser, Misbrauch hitziger Getränke, kaltes Trinken bey erhitztem Körper, (welches bey den Kranken fast allezeit tödtliches Halsweh verursachte): das Schmelzen mit Oele an den Fasttägen; Gemüthsaffekten, Traurigkeit, Furcht, Schrecken, verhaltene Ausdünstung, zurückgetriebene Krätze, Ansteckung durch Betten, Kleider. Die Krankheit war mit oder ohne Ausschlag, mit Beulen, mit entzündbarer Zähigkeit der Säfte, oder, wie meistens, mit Auflösung.

Niemand kam davon, wenn er sich selber überlassen und hülflos blieb. Je länger beym ersten Anfalle die Kälte anhielt, desto gefährliche wurde die Krankheit. Starke und blutvolle Leute lagen härter als schwache. Allen Schwangeren gieng die Geburt ab, und sie starben. Eben so gieng es Kindbetterinnen. Kinder kamen selten davon: das Verhältniß war wie 1 : 100. Je schwächer, oftmaliger und ungleicher an Stärke der Pulsschlag war, desto schlimmer war es. Keiner mit einer klingenden, heiseren oder scharfen Stimme kam davon. Seufzendes Athemholen, nebst andern bösen Zeichen, war sehr gefährlich. Zween oder drey Tage vor dem Tode gieng schnarchendes Athemholen voraus. Kraftlosigkeit bis zur Ohnmacht war sehr schlimm. Das Liegen auf dem Rücken bedeutete kein Irreseyn. Es war bös, wenn der Kranke alsbald die Hand zurückzog, wenn ihm der Puls gefühlet war: es folgte meistens Irreseyn darauf. Wildes Irreseyn war nicht sonderlich gefährlich; überhaupt lagen jene härter, die gar nicht irre waren.

Wenn

Wenn die Kranken gähling zur Vernunft kamen, so war der Tod vor der Thür. Je geschwinder der Schweiß ausbrach, desto schlimmer war es. Kalte klebrige Schweiße bedeuteten Unheil. Je geschwinder sich gelbe Farbe in den Augen äußerte, desto schlimmer war es: die Gelbsucht war immer gefährlich. Brennen in dem Magen mit Schluchzen war bös. Wenn die Kranken den vierzehnten oder funfzehnten Tag taub wurden, so war es meistens gut. Wenn der ganze Körper bey Verhaltung des Urins schwoll, so bedeutete es nichts böses. Wenn aber Geschwulst mit Springen der Sehnen, mit Beulen und Carbunkeln da war, so gab es tödtliche Convulsionen. Wenn die Unterdrückung des Urins über 24 Stunden dauerte, und kein Catheter half, so war sie tödtlich. Kälte der äußern Theile, verletztes Schlingen, anhaltendes Schluchzen waren unheilbar. Es bedeutete eben nichts böses, wenn die Kranken Urin und Stulgang unwissend ins Bett ließen. Schlafsucht mit Kälte der äußern Theile, und Schnarchen bey offenen Munde war tödtlich. Durchfall mit geschwollenem Leibe und großem Gestanke war gefährlich. Schwarze misfärbige Schwämmchen im Munde zeigten den Tod an. Es war ein übles Zeichen, wenn die Ausschläge tief unter der Haut hiengen. Petechien waren desto besser, je kleiner sie waren, desto schlimmer, je häufiger. Purpurfarbene Flecken waren nicht immer tödtlich. Es war Gefahr, wo Ausschläge zurückgiengen, ohne daß sonst eine kritische Ausleerung folgte. Beulen, Carbunkeln waren immer tödtlich. Wenn rothe Flecken im Gesicht oder auf der Nase erschienen, so war der Tod gewiß. Jene, welche sterben sollten, rochen schon 8 bis 10 Tage vorher aashaft. Der 11te, 17te, 21ste Tag waren die schlimmsten. Wenn der Kranke bey guter Vernunft wieder Eßlust bekam, so war es ein gutes Zeichen.

Die Vorbauungskur bestand in Reinigung der Luft, durch Erfrischung, Essigdampf u. dgl. Fixe Luft war auch dienlich hierzu. Die Zimmer wurden rein gehalten. Man käute Angelicawurzel. Der Verf. selber spülte den Mund mit Chamillendecoct und Essig aus. Die Nahrung war mäßig, antiseptisch. Wein würkte vortrefflich. Man gab täglich 80 bis 90 Tropfen von Mixtura simplex, Essig, Absud von Fieberrinde und Tamarinden. Die Bewegung mußte mäßig seyn. Zorn, Traurigkeit, Furcht mußte man zu vermeiden suchen. Es war schädlich, Krätze zurück zu treiben, gut, täglich offenen Leib zu haben.

Zur Heilung setzte sich der Verf. vier Anzeigen. 1. Fäulniß zu bessern und fortzuschaffen. 2. Lebenskräfte zu unterhalten und aufzurichten. 3. Den dringenden Zufällen abzuhelfen. 4. Rückfälle zu verhüten.

Hier müssen nun einzelne Heilmittel die Musterung passiren. Aderlassen wird aus Tissotischen Gründen verworfen. Welche nach Misbrauch geistiger Getränke krank wurden, und harten Puls, rothes Gesicht, und aufgedrungene Adern hatten, denen wurden etwa 4 oder 5 Unzen Blut genommen, aber nicht jenen, die angestecket waren. Im Anfange wurden salzige auflösende Dinge gegeben, hierauf das Brechmittel. Wo Gegenanzeigen waren, wurden gelinde Purganzen gegeben, nach Stahls Methode. (Stracks Methode würde Jalappenwurzel gewesen seyn.) Clystiere wurden mit Honig, nicht mit Oel vermischet. Vitriolgeist im Tranke, und Absud von Fieberrinde, gekochtes Obst, die durch alle Prädikamenten gelobte Fieberrinde, außer bey verstopften Eingeweiden, wo sie mit Salzen verbunden wurde; Verf. gab sie im Absud, in Clystieren, und bey größerer Schwäche mit Arnica, Baldrianwurz, Schlangenwurz, versetzet. Collins gepriesene Arnica machte immer Brechen und Angst, und ward daher weggelassen. Das Mieverische Mittel, oder fixe Luft, half langsamer als Fieberrinde und Schlangenwurz.

Opium wird verworfen; Verf. hält es septischer Art. Wein dient bey großer Schwäche, beym Springen der Sehnen, Schluchzen, zurückgetriebenem Ausschlage, nicht bey Irreseyn, noch bey geschwinderm und starkem Pulse. (Rec. sah das Irreseyn nach Wein weichen, distinguendum est.) Senfpflaster wurden bey rothem Gesichte, Irreseyn, wilden Augen alle zwölf Stunden auf die Waden gelegt. Von Blasenmitteln pro et contra: Sie werden schläfrigen Patienten, wo schwacher, kleiner, aussetzender, ungleicher Puls, Zittern in Gliedern ist, wo trübe Augen, wildes Irreseyn, auf Arm und Waden gesetzt. Im Anfange der Krankheit hielt sie der Verf. für schädlich. Wenn die Stelle brandig wurde, so wurde scarificirt und zweymal im Tage Terpenthinöl eingerieben. Wo der Puls zitternd ungleich und aussetzend war, aber doch weich, da wurde eine Mischung aus Hirschhorngeist und Bibergeilessenz gegeben: ward hierauf der Puls hart, so wurde Moschus gewählet. Moschus half, wo es am ärgsten war, bey Schluchsen, Convulsionen, Irreseyn. Alle drey Stunden wurden sechs Gran mit Zucker gegeben.

Nun

Nun die Zufälle. Bey Ohnmacht wurden die Glieder mit wollenen Tüchern gerieben: es wurde flüchtiger Salmiakgeist unter die Nase gebracht. Beym Nasenbluten wurde innerlich von einer Mixtur aus Fieberrinde, Vitriolgeist u. s. w. gegeben: es wurde Alaun in Rosenwasser aufgelöst, und mit einem Leinwandzäpfchen in die Nase gebracht. Beym Husten wurde ein Absud von Rad. Alth. Flor. Verbasc. mit oxymel simpl. gegeben, anstatt des Gerstendekokts mit Vitriolgeist.

Wider die Schwämmchen, Alaun, Salzgeist, Fieberrinde, Salbey, Scordium, Rosenhonig, wie es sonst gewöhnlich. Beym Harnzwang wurde die Schaamgegend mit geräucherten Tüchern, hernach mit einer Mischung aus Altheesalbe und Kampfer gerieben: im ärgeren Fall wurde Leinöl eingespritzt. Die Schlaflosigkeit ließ sich oft dadurch hindern, daß man Tücher mit Wasser und Rosenessig auf das Vorder- und Hinterhaupt und auf die Schläfe legte, und innerlich Emulsion von sem. papav. alb. gab. Bey dem aufgeschwollenen Unterleib (Tympanit. abdom.) wurden Bähungen aus Mentha, Roßmarin, Scordium, marrubium, oder Weinraute, in Wein gekocht, auf den Leib gelegt, und Clystiere von Fieberrinde und Chamillen gegeben. Bey abnehmender Geschwulst wurde eine breite Binde angelegt, und immer enger gemacht. Die Beulen brachen einige Tage vor dem Tode aus. Nichts half; sie giengen allezeit einige Stunden nach aufgelegten Breyumschlägen aus erweichenden und reitzenden Dingen wieder zurück. (Weickard hielt ähnliche Beulen in einem bösartigen Scharlachfieber mit Blasenpflaster mit gutem Erfolge auswärts.) Bey Carbunkeln, Brandflecken, wurde voraus scarificirt, alsdenn Butyrum antimonii bis auf das Lebendige gebracht, hernach mit einer Auflösung von Salmiak in Vitriolgeist gebähet, damit sich das Todte absonderte und Eyterung folgte. Innerlich ward Fieberrinde, Wein, Kampfer und mineralische Säure gegeben, aber alles dieses ohne Wirkung. Bey böser scorbutischer Mundfäule waren ebenfalls die gewöhnlichen Mittel fruchtlos.

Die Diät war wider die Fäulung gerichtet. Jenen, welche auf dem Wege der Besserung waren, wurde starke Fleischbrühe mit Sauerampfer oder anderer Säure mäßig gegeben.

Die Krankheit endigte sich sodann in die Gesundheit oder in den Tod, oder in andere Krankheit. Die Abfälle geschahen durch Brechen, Schweisse, Urin, Durchfall, Irreseyn, Paro-

tides, Taubheit, Salivation. Von jeder Ausleerung wird hier noch einzeln gehandelt. Es war bisweilen nöthig, sie zu befördern oder zu vermindern. S. 96 bis 110.

Die Krankheiten, welche vielmal nach diesem bösen Faulfieber gefolget sind, waren Hundshunger, Fußgeschwulst, Wassersucht, wässerige Flüsse, langwieriges Hüftweh, Lähmung, faule Krätze, Zehrfieber, Blindheit. Hiergegen sind die gewöhnlichen meistens bekannten Mittel verordnet worden.

Als Zugabe folgen einige praktische Fälle. I. Ein Fräulein war hysterisch, hatte hysterisches Kopfweh und Cardialgie. Sie ward von einem Stümper durch vieles Aderlassen mishandelt. Die Cardialgie war zeithaltend, und die Krankheit artete endlich in Convulsionen. Der V. gab krampflindernde und stärkende Arzeneyen. Immer ward Versuch mit der Fieberrinde gemacht, wenn sie schon die Patientinn nie vertragen konnte, und am Ende noch glaubt der Verf. zuversichtlich, daß dann doch die Fieberrinde das einzige Heilmittel seyn müsse, besonders da die convulsivischen Zufälle periodisch seyn sollten. Ein dazu gekommenes tägliches Fieber hob auf einige Zeit Convulsionen und andere Unpäßlichkeit. II. Schlagflüßige Anfälle (ein masquirtes Fieber) wurden mit Fieberrinde getilget. III. Periodische Kolik, periodische Augenentzündung, wurden außer den gewöhnlichen Mitteln zur Zeit der Apyrexie mit Fieberrinde gehoben. IV. Sieben Kinder an der Atrophie wurden durch Fleischbrühe mit Kirbel und dem Gelben vom Eye und dann mit folgendem Safte kurirt: ℞. Extr. cort. peruv. aq. Extr. Taraxac. aa dr. ij. Extr. Cicut. dr. ß. Bilis taur. inspiss. dr. j. Syrup. menth. q. s. ad linctum S. alle Stunden einen Löffel voll. V. Von Würmern kam Veitstanz, Sprachlosigkeit, Convulsion u. s. w. Der Verf. verschrieb eine Lattwerge aus Fieberrinde, Baldrianwurz, Jalappenwurz, Bibergeil und Honig, und gab dreymal im Tage dem Mädchen von zehn Jahren einer wälschen Nuß groß. Alle Abende ward ein Clystier von Milch gegeben, worinn Tanacetum und ein Skrupel Bibergeil, in Brantewein aufgelöst, zugesetzt war. Täglich wurde das Mädchen bis an den Nabel in kaltes Wasser gesetzt. Es giengen 30 Würmer ab. Die Sprache kam; die Convulsionen verloren sich. Nachher wurde Bisam mit Baldrianwurz gegeben, auf das Rückgrad wurden Schröpfköpfe gesetzt. Zuletzt wurden stärkende Dinge, Fieberrinde und Eisen gegeben. VI. Ein Mann bekam Zittern im Arm nach heftigem

gem Zorne, blieb unkurirt. Ob wohl das auch unter Casus practicos selectiores gehört, wie hiervon die Aufschrift ist? VII. Etwas zur Warnung für geile Weiber, daß sie die eheliche Pflicht von betagten Männern nicht zweymal in einer Nacht verlangen sollen. VIII. Eine Frau ward wahnsinnig und wütend aus Eifersucht. Sie bekam täglich dreymal Tabacksklystiere, und ward besser. Hernach bekam sie noch täglich anderthalb Unzen Tartarus Solubilis in Wasser aufgelöst. Uebrigens Obst, dünne Fleischbrühe.

Am Ende dieses Werkchens hängen 33 Formeln der gebrauchten Recepte. Von ihrer Zusammensetzung läßt sich freylich manches für und wider disputiren.

Briefe eines Arztes an einen Hypochondristen, von Claude Revillon, der Arzneykunst Doktor. Aus dem Französischen übersetzt, von L. C. L. Gotha, bey Ettinger. 1781. 8. S. 120.

Der Verfasser und Uebersetzer waren beyde mit hypochondrischen Zufällen beschweret, und beyde wollen nach der in diesem Werkchen vorgetragenen Methode Hülfe gefunden haben; beyde wollen aber auch diese erhaltene Hülfe ihren leidenden Nebenmenschen bekannt machen: und so entstand das Werkchen und seine Uebersetzung.

Der Verf. hatte beynahe ein halbes Jahr lang das Fieber, welches sich immer mit vielem Schweiße endigte. Während dieser Zeit blieb er von seinen hypochondrischen Plagen frey, und bekam sie wieder, da das Fieber einige Wochen ausgeblieben war. Hieraus fiel er auf den Gedanken, daß ihm die Schweisse solche Hülfe gegen Hypochondrie gebracht hätten, daß also verminderte Ausdünstung die ganze Ursache der Nervenkrankheit seyn möchte. — Das Fieber konnte aber wohl auch auf eine andere Art eine Aenderung im Körper und besonders im Nervensysteme machen, wodurch die Nervenzufälle unterdrücket wurden. Es ließ sich hierüber vielfältig theorisiren.

Der Verf. schreibt in Briefen. In den ersten ist Beschreibung der Krankheit sammt ihren Zufällen. Hysterische und hypochondrische Qualen werden von einerley Ursprung geleitet. Verstopfungen und Verhärtung sind mehr die Wirkung als Ursache der Nervenkrankheit. Verhaltene Ausdünstungs-

oder Schweißmaterie soll endlich die Ursache des hysterischen Uebels seyn. Sie macht verschiedene Zufälle, so wie sie sich auf diese oder jene Theile des Körpers setzet. Verf. behauptet, sich immer desto besser befunden zu haben, je mehr die Ausdünstungsmaterie das Gewicht der übrigen sichtbaren Ausleerungen übertraf. Zu diesem Ende wird zuletzt ein Auszug aus seinem Tagebuch in Rücksicht auf die Ausdünstung und den Einfluß der Witterung angehängt. Denn alle Morgen war er mit seiner Waage bey der Hand, um das Verhältniß der Ausleerungen zu erfahren. Wenn man aber das Tagebuch genau durchgeht, so nimmt man dennoch wahr, daß nicht immer das Befinden des Patienten so gar genau mit der Tiefe des Barometers und der geringeren Menge an Ausdünstungsmaterie im Verhältnisse stand. Rec. kennt einen andern Hypochondristen, der bey allen seinen Qualen sich leidentlicher befindet, wenn er mehrere und flüßige Stüle hat. Dieser würde nun sein Befinden nach der Menge seiner Stüle abmessen, so wie der Verf. das seinige nach der Menge der Ausdünstungsmaterie. Gar oft wird die Wirkung für die Ursache genommen. Vielleicht ist schon die verminderte Ausdünstung eine Wirkung von unthätigern oder mit Krämpfen gearbeiteten Nerven, von einer leichteren Luft, oder einer räuberischen Luft, die wie ein Siroccowind unser Lebensprincipium, unser Elektrisches raubet oder unterdrücket, oder kurz eine Wirkung von hysterischer Unpäßlichkeit. Ueberhaupt wird man über die nächste Ursache des hysterischen Uebels noch so bald nicht einig werden. Revillon behauptet das von seiner Ausdünstungsmaterie, was bey Weickard die Gichtmaterie wirken soll. Beyde wollen übrigens für gute Dauung gesorget haben, lieben die Fleischspeisen, verwerfen Gemüs, Mehlspeis, Fische. Wenn man nun noch Stevens Versuche, die er an einem Vielfresser und an Hunden machte, zur Hand nimmt, so muß man ihnen beypflichten, daß dem Menschen, besonders dem schwachen mäßigen Menschen, gute Fleischspeisen am besten behagen müssen. Unser Verf. will zwar bey der Mahlzeit nur einerley Fleisch gestatten, welches freylich nicht jedem gefallen wird, im Grunde aber das nützlichste seyn möchte.

Außerdem hat der Verfasser noch gewisse Pillen aus Extrakt von Cascarill und Genipi (Absynthium alpinum minus) Bibergeil, Agtstein, und dem Harze von Kinkina. Nachmittags bey Blähungen giebt er Thee von Genipi. Er schreibt noch von Bewegungen, vom Schlafen u. s. w. Hypochondristen

sten werden das Werkchen nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen. Sie finden hier und dort Waffen, um jenen auszupariren, welche ihnen vorwerfen, daß ihre meiste Krankheit nichts als Einbildung wäre.'

3.

Iacobi Wernischek — Medendi norma, ad dignoscendas evellendasque ipsas morborum causas. *Pars I.* de causis actionum omnium et motuum effectricibus. Editio altera in breves paragraphos redacta, et multis practicis animadversionibus locupletata. Viennae, apud Wapplerum. 1781. In 8. auf 261 Seiten ohne Dedication und Vorrede.

Die erste Auflage dieser Schrift ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen, daher er die Vermehrungen und Verbesserungen dieser zweyten Auflage nicht bestimmen kann. Ein System der Heilkunde in den jetzigen Zeiten, wo fast alle schriftstellerischen Aerzte nur Krankengeschichten, Heilmittel, und Kompilation bekannt machen, verdient allerdings eine frühe Anzeige; doch muß man in dessen Beurtheilung behutsam seyn, weil dies nur der erste Theil ist, und das ganze aus drey Theilen bestehen soll; alsdenn erst kann man das Endurtheil fällen, jetzt aber nur Data darzu sammlen. Der Verf., der Leibarzt bey dem Kardinalerzbischof zu Wien, besorgte zu Weizen in Ungarn, wo der Herr Kardinal, während seines Aufenthaltes, allen armen Kranken die Arzeneyen ohne Entgeld reichen ließ, eine große Anzahl von mancherley Krankheiten, und fand mit vielem Mißvergnügen, daß viele langwierige Krankheiten sich nicht mit den von andern Schriftstellern in ähnlichen Fällen gerühmten Mitteln heilen ließen, und daß auch die Bezähmung der Zufälle die Krankheit nicht hob. Er bemühete sich also die Ursachen der Krankheiten ausfindig zu machen und wegzunehmen, und fand, daß diese Heilungsmethode die beste, einfachste, vernünftigste und sicherste war. Er entschloß sich nun, eine solche Heilungsmethode zu seinem Privatgebrauch zu entwerfen, und fand bey der Ausarbeitung, daß man sein Augenmerk vorzüglich auf die Zeichen richten müsse, wodurch sich die Ursache

einer jeden Krankheit offenbaret; er muste also genau die Zufälle der Krankheitsursache von den Zufällen aus andern Ursachen zu unterscheiden suchen, und da bemerkte er, daß alle Zufälle nur aus viererley Ursachen entstehen; und diese sind der Organismus oder Mechanismus, die Seele, ungleichartige oder fremde Körper, und die Natur, er nennt diese vier Ursachen der Kürze wegen potentiae. In diesem ersten Theil handelt der Verf. von den Wirkungen dieser Ursachen im gesunden Körper; im andern wird er von ihren Wirkungen bey Krankheiten, und im dritten von der Anwendung der Arzneyen zur Hebung der Ursachen handeln. Den ersten Theil theilt er wieder in drey Abschnitte; im ersten lehrt er die allgemeinere Wirkungen dieser Ursachen, in dem andern ihre Wirkungen nach der Beschaffenheit des Alters, Geschlechts, Temperaments und der Gewohnheit, und im dritten handelt er von denjenigen Wirkungen dieser Potenzen, die wieder Ursachen zu andern Wirkungen abgeben: z. E. Wärme und Ausdünstung des Körpers. **Erster Abschnitt, erstes Kapitel. Von der Natur.** Insgemein schreiben die Aerzte jede Erscheinung im menschlichen Körper, die weder eine Wirkung des Mechanismus noch der Seele ist, der Natur zu. Der V. erzählt die Meynungen der Helmontianer, der Stahlianer und der Mechaniker, und sucht sie zu berichtigen. Die Natur ist, nach unserm Verf., nichts vor sich bestehendes, (ens peculiare) nichts geistiges, nicht die Seele selbst, noch der Organismus des Körpers; sondern das uns angebohrne Verlangen, uns selbst und unsere Gattung zu erhalten und zu vermehren; eine Kraft, die dem Mechanismus und der Seele zugleich mitgetheilt worden ist, die aber von allen Kräften des körperlichen Mechanismus und der Seele unterschieden ist: er vergleicht sie mit der centripedal Kraft der andern Körper. Der V. sucht verschiedene Einwürfe zu heben, die man gegen seine Meinung machen könnte, und erläutert sie durch Beyspiele. Z. E. Der Durst, der aus Mangel des flüßigen Wesens im Blut besteht, die Begierde, besondere Sachen zu genießen, als der Mädchen, die an einer Säure krank sind, nach Kreide, Kalch, die Hitze nach dem Fieberfrost, die Wärme nach dem Reiben der Hände mit Schnee u. s. w. sind Triebe der Natur, oder Naturinstinkte. (Dieser Begriff von der Natur, so sehr sich der Verf. auch bemüht, ihn zu beweisen, bedarf meines Bedünkens noch vieler Läuterung und Erleuchtung, so wie er da liegt, ist er in der That weiter nichts als ein Wortbegriff, und die Sache selbst läßt sich sehr wohl

aus einer gemeinschaftlichen Handlung oder Wirkung der Seele und des Mechanismus erklären, und der Verf. hatte nicht nöthig, die Natur als die vierte Potenz aufzustellen, er vervielfacht die Dinge ohne Noth, denn ich glaube, daß sich alle Naturtriebe oder Instinkte, ohne diese neue Eintheilung, würden erklären lassen; oft ist seine Natur auch nur der medius terminus zu der conclusio, die die Seele macht — doch jetzt ist es noch nicht Zeit, des Verf. Philosophie zu beurtheilen, die zwey noch folgenden Theile werden mehr Beweise für oder wider liefern, bis dahin verspahrt Rec. seine Kritik. — Das zweyte Kapitel handelt umständlicher von den Wirkungen der Natur. Die Naturtriebe sind dreyfach; entweder zwecken sie auf die Beschützung des Lebens und der Gesundheit seiner selbst, oder auf die Erhaltung des ganzen menschlichen Geschlechts, oder auf die Vermehrung ab. Zur ersten Klasse gehören: die Eßlust, der angenehme Geschmack der Speisen, das Gefühl des Sattseyns, die Begierde, die Handlungen auszuüben, wodurch das Leben erhalten, oder ein gegenwärtiges Uebel abgewendet wird, die Fieberbewegungen, Absetzungen und Auswürfe verdorbener Feuchtigkeiten u. s. w. Zur zweyten Klasse gehören die Liebe der Eltern für ihre Kinder, und die allgemeine Menschenliebe; zur dritten Klasse gehört die Liebe zu der Gesellschaft mit dem andern Geschlecht, und die Begierde nach Kindern. Das dritte Kapitel handelt von dem Vermögen und den Kräften der menschlichen Natur. Sie haben Macht über die Nerven der Seele und des Organismus, und vermögen Begierden, Widerwillen und Bewegungen zu erregen, wodurch eine mangelnde Feuchtigkeit wieder ersetzt, ein Uebel abgewendet, eine schädliche Materie ausgeworfen, oder doch gedämpfet, und der schläfrige Mechanismus aufgeweckt werden kann. Sie muß also den gesunden Zustand des Organismus kennen, sie muß die Art, die Menge der fehlenden Feuchtigkeit kennen, und wissen, wie und in welchem Grad sie wieder ersetzt werden muß. Eben so muß sie das ihm drohende Uebel kennen, und die Mittel wissen, sich davon zu befreyen u. s. w. Die Natur ist im jüngern Alter und beym weiblichen Geschlecht kraftvoller und mächtiger. Viertes Kapitel. Von dem Mechanismus des Körpers. Hierdurch versteht der Verf. den Bau des menschlichen aber lebendigen Körpers, oder nichts anders als den Umlauf der Feuchtigkeiten durch alle Gefäße: Alle Wirkungen des Organismus entstehen aus der Zusammenziehung des Herzens. Der gesunde Zustand des Mechanismus

ist zweyfach, im Wachen und im Schlaf. Vollkommen ist er im Schlaf, denn wenn wir wachen, irrt ihn die Seele. Fünftes Kapitel. Von der Mitleidenheit. Die Mitleidenheit ist zweyfach; entweder theilt der leidende Theil seinen Schmerz oder seine Bewegung den mitleidenden auch mit, z. E. ein Stein in den Harngängen reizt den Magen zum Brechen, oder es wird nicht der gereizte oder leidende Theil, sondern nur der mitleidende krank, z. E. ein überladener Magen, schmerzt selten selbst, sondern gewöhnlicherweise der Kopf. Die Mitleidenheit geschieht vermittelst der Gefäße, wodurch die Theile mit einander verbunden werden, nemlich entweder durch die großen Gefäße als Schlag- und Blutadern, oder durch die kleinern als Nerven. Oft wird die Krankheitsmaterie durch den mitleidenden Theil ausgeworfen, und nur diese Krise ist vollkommen, z. E. ein Durchfall scheidet die Krankheiten des Kopfs, aber nicht der Lungen, und die Krankheiten der Lungen werden durch den Harn geschieden. Das gemeinschaftliche Empfindungswerkzeug steht in Mitleidenheit mit den äußern Sinnenwerkzeugen und mit den Muskeln des Willens. Die Werkzeuge der äußern Sinne leiden mit den Muskeln des Willens, vermittelst des gemeinschaftlichen Werkzeugs der Empfindung und mit dem Herzen. Das allgemeine Empfindungswerkzeug steht auch in Mitleidenschaft mit dem Herzen, mit dem Magen bey verschiedenen Menschen auch mit besondern andern Theilen, und mit der Gebärmutter; und dies ist die allgemeine Mitleidenschaft, die besondere ist, die des Kopfs mit dem Magen, mit dem Darmkanal, vorzüglich dem Mastdarm, mit den Zeugungswerkzeugen, mit den Fußsolen; die Nase steht in Mitleidenheit mit dem Zwergfell, dem Magen, den Gedärmen; der Rachen mit dem Magen; das Herz mit jeder Schlagader, mit der hohlen Hand und mit den Fußsolen; die Lungen mit den Nieren, den Hoden, den Gliedern, der Haut und mit den Schienbeinen; der Magen mit allen Eingeweiden des Unterleibes und mit der Gebärmutter; die Gedärme mit den Fußsolen; der Mastdarm mit der Harnblase und der Gebärmutter; diese mit den Augen, den Fußsolen und den Brüsten. Auch die Theile von gleichem Organismus, z. E. ein Auge, eine Miene mit der andern; und die Theile einer Seite stehen in Mitleidenschaft mit einander. Keine Mitleidenschaft mit einander haben das gemeinschaftliche Empfindungswerkzeug mit den Eingeweiden des Unterleibes, und die Gebärmutter mit dem Herz. Sechstes Kapitel. Von der Seele, von dem Sitz und den

Werk-

Werkzeugen der Seele, von der dem Willen der Seele unterworfenen Muskelbewegung, von den Leidenschaften und den Gedanken, von ihrer Macht über die Natur und über den Organismus. **Siebentes Kapitel. Von den fremden Körpern.** Jeden Körper, der den Organismus oder die Seele angreift, und Schmerzen, Bewegungen, angenehme Empfindungen, Kühlung u. s. w. verursacht, nennt der V. einen fremden Körper (corpus heterogenum) also jede Speise, Arzeney, Gift, Luft, selbst die verdorbenen Körpersäfte u. dgl. Der V. bestimmt ihre verschiedenen Arten und ihre verschiedenen Wirkungen. **Zweyter Abschnitt, von den vorbereitenden Ursachen. Erstes Kapitel, von dem Alter.** Eine Beschreibung der Erscheinungen und Eigenschaften eines jeden Alters, sogar des Embryo. **Zweytes Kapitel, von dem Geschlecht.** Die Unterscheidungszeichen zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht. Der Verf. trägt auch eine neue Ursache des weiblichen Monatsflusses vor. Er glaubt, daß das Monatsblut zur Zeit einer Schwangerschaft unschädlich, bey Nichtschwangern aber schädlich sey. Er nimmt an, daß die Gebärmutter während der Schwangerschaft eine nährende Flüßigkeit aus dem in ihr befindlichen Blut ausarbeite, und eben diese Ausarbeitung findet auch, obgleich in mindern Grad, bey der nichtschwangern Gebärmutter Statt; da nun diese nährende Feuchtigkeit nur zur Nahrung der Frucht bestimmt ist: so muß sie sich in der Gebärmutter einer nichtschwangern Weibsperson anhäufen, stocken, verderben, und den Monatsfluß veranlassen. Der Verf. sucht alle Erscheinungen und Zufälle bey dem Monatsfluß aus seiner Hypothese zu erklären; aber die feste Periode scheint er vergessen zu haben. **Drittes Kapitel, von den Temperamenten und der Idiosyncrasie.** Der Verf. verwirft die alte Eintheilung der Temperamente, und unterscheidet das Temperament des Organismus vom Temperament der Seele, und theilt es nach der Beschaffenheit der Gefäße und nach der verschiedenen Größe (Statur) des Körpers ein, bestimmt also neue Temperamente des Mechanismus; und zählt außer diesen noch fünf Seelentemperamente. Seine Seelentemperamente sind 1) temperamentum cholericum; 2) melancholicum; 3) sanguineum; 4) mobile; 5) indifferens seu phlegmaticum. Die Temperamente des Organismus sind 1) alto-macre; 2) alto-pingue; 3) parvo-macre; 4) parvo-pingue; 5) medio-macre; 6) medio-pingue; 7) alto-neutrum; 8) parvo-neutrum; 9) medio-neutrum. Vier-

tes Kapitel, von der Gewohnheit. Ein jeder Mensch ist an irgend etwas gewöhnt, z. B. an eine besondere Beschaffenheit der Luft, an Taback, an Kaffee; muß er dieser entsagen, so wird er krank; dies beweißt, daß selbst der Organismus durch die Gewohnheit verändert wird, z. E. der Magen der Weinsoffinge verdaut nicht ohne Wein, und keine andere magenstärkende Mittel haben diese Schwäche der Verdauungskraft, als der Wein. Die Gewohnheit verdient also sowohl zur Erklärung und Heilung der Krankheiten, als auch zur Vorhersagung ein vorzügliches Augenmerk. Es ist höchstschädlich, sich an scharfe reizende oder arzneyartige Sachen zu gewöhnen. Die Gewohnheiten lassen sich in drey Klassen bringen: Gewohnheit an Handlungen, z. E. an Leibesübung, an Sitzen, an Studieren, an Arzney nehmen; Gewohnheit an Sachen, z. E. an Schnupftoback, und Gewohnheit an eine bestimmte Zeit. Der V. giebt die Folgen, die Wirkungen und den Schaden von diesen Gewohnheiten umständlich und sehr praktisch an. Dritter Abschnitt. von den hauptsächlichen Wirkungen der Potenzen. Erstes Kapitel, von der Wärme des menschlichen Körpers. Der V. betrachtet die Wärme erstlich als Wirkung, hernach als Ursache von andern Bewegungen. Die Aerzte sind über die Ursache und über die Materie der Wärme streitig. Unser Verf. glaubt, daß die kleinen von den Gefäßen und Feuchtigkeiten abgeriebenen und in unordentliche Bewegung versetzten Theilchen die Materie der Wärme ausmachen; er theilt die Wärme in natürliche und in widernatürliche; für die Ursache der natürlichen Wärme, hält er das Anreiben der flüßigen Theile an die festen; die vermehrte oder widernatürliche Wärme theilt er wieder in die Wärme, die man empfindet, das Quecksilber mag im Wärmemesser steigen oder nicht, und in die Wärme, die das Quecksilber im Wärmemesser über den 92sten Grad hebt. Die erste Art besteht in einer solchen Empfindung des empfindenden Nervens, die wir mit dem Wort Wärme ausdrücken, und hier ist alles scharfe, brennende, die Nerven reizende, auch Ursache der Wärme. Das Quecksilber steigt, wenn seine kleinen Theilchen von fremden kleinen, und in verwirrter Bewegung sich befindenden Theilchen in eine verwirrte Bewegung gesetzt werden, folglich ist die Wärme des menschlichen Körpers, die man durch den Wärmemesser entdeckt, eine besondere Bewegung der kleinsten Theile unsers Körpers, die der Verf. verwirrt (conturbatus) nennt, die aus dem Körper herausgehen und sich durch das Glas hindurch mit dem Quecksilber vermischen. Die

Ursache

Ursache dieser Wärme ist also alles, was die kleinen Theilchen der Flüßigkeiten in die genannte Bewegung versetzt, also sehr mancherley, z. E. das Anreiben, die Fäulniß, Wein, Gewürze. Beyde Arten der Wärme können mit einander verbunden seyn, jede kann aber auch allein statt finden. Die Wärme des Gefühls ist ächt, wenn zugleich der Umlauf der Feuchtigkeiten schneller ist, unächt, wenn nur die Nerven gereizt werden. Weder das Gefühl noch der Wärmemesser ist ein sicherer Prüfstein der Wärme. Nach dieser Theorie beurtheilt der V. auch die kühlenden Mittel. Die Kälte ist nicht ein Mangel der Wärme, sondern eine besondere Materie. Der V. erklärt sie aus eben den Grundsätzen wie die Wärme, und schließt endlich mit einer Untersuchung der Kräfte und Wirkung der Wärme und der Kälte. **Das zweyte Kapitel, von der Kochung.** Die Kochung ist zweyfach; die eine, wodurch die Nahrungsmittel in Blut verwandelt werden, und die geschieht im gesunden Körper; die andere, wodurch eine rohe Materie so verdünnet und verändert wird, daß sie mild und unschädlich, doch aber nicht zu einer unserm Körper eigenthümlichen Feuchtigkeit wird; und diese findet bey Krankheiten statt. Der V. betrachtet nun die Kochung erst als ein Mittel, den Körper gesund zu erhalten; hernach als ein Mittel, den Körper von einer Krankheit zu befreyen; dann als eine Quelle verschiedener Krankheiten, und endlich als eine Wirkung der Potenzen. Folgen kann Rec. hier ihm nicht, es würde zu weitläuftig seyn. **Drittes Kapitel von den Absonderungen und den Ausleerungen.** Vorzüglich handelt der Verf. hier die Ausdünstungen ab. Er glaubt, daß wir durch die Ausdünstung die Feuchtigkeit der Nerven verlieren, und sucht diese neue und sonderbare Meinung gegen verschiedene Einwürfe zu behaupten und zu beweisen. **Viertes Kapitel, vom Schlaf und Wachen. Fünftes Kapitel, von den übrigen Wirkungen der allgemeinen Ursachen oder Potenzen.** Die Fieberbewegungen, Durchfälle, die Begierde nach Säuren sind in hitzigen Krankheiten Zufälle oder Wirkungen der Natur, und man darf ihnen nicht entgegen arbeiten. Auch in langwierigen Krankheiten giebt es solche Wirkungen, z. E. kalte Ausschläge, Rothlauf, Begierde nach besondern Dingen. Der Verf. bestimmt auch die ächten und die unächten Naturtriebe oder Instinkte, die ächten und die unächten Bewegungen der Feuchtigkeiten und andere Zufälle. Aecht sind sie, wenn sie blos eine Wirkung der Natur sind, unächt, wenn sie von einer andern Ursache ent-

entstehen, z. E. der Durst ist ein ächter Naturinstinkt, wenn er aus dem Mangel der das Blut verdünnenden Feuchtigkeit entspringt, unächt aber, wenn er von Säuren, Gewürzen, scharfen Mitteln herrührt, oder eine Folge der Einbildung ist. Die ächten Instinkte und Bewegungen theilt er wieder in mäßige und in unmäßige. Dies wären nur einige Data zur Beurtheilung der Theorie des Verf. Wortphilosophie und Neuerungssucht scheint hie und da Meteoren zu erzeugen. Die Fortsetzung des Werks wird mehr Entscheidungsgründe mittheilen.

Yz.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Der deutsche Hausvater, oder die Familie. Ein Schauspiel in fünf Akten, von Otto Freyherrn von Gemmingen. Berlin, 1781; bey Himburg in Kommission. 9 Bogen in 8.

Von Seiten der Erfindung hat dies Schauspiel weniger Verdienst, als von Seiten der Ausführung. Der deutsche Hausvater ist offenbare Kopie des französischen, und der Hauptinhalt ist der nämliche. Auch ist wenig Kunst auf die Anlage und Verbindung des Plans verwandt; man übersieht ihn gar bald, und erräth gar leicht den Ausgang. Die Charaktere sind freylich abstechend, aber mit weniger Stärke des dramatischen Kolorits geschildert. Noch mehr verlieren sie dadurch, daß sie am Ende alle in moralische Güte verschmelzen, daß selbst die Gräfinn Amaldi, die vorhin, das ganze Stück hindurch, sich nur durch vorzüglichen Verstand auszeichnet, am Ende, gleich den übrigen, auch edle Gesinnungen des Herzens entdeckt. Und dieß ist auch wohl das einzige Unvorhergesehene bey der Entwickelung. Dagegen ist die Sprache der Personen natürlich und schicklich, und verräth durchgehends des Verf. eigne Weltkenntniß. Hie und da hätten wir mehr Korrektheit gewünscht; z. B. S. 11, seiner fast ganz entsagen; S. 70, wie es sich eines Mannes geziemt. Einige Situationen sind sehr glücklich angelegt, und auf sichre theatralische Wirkung berechnet, vornehmlich die Scenen des vierten Akts in dem

Zimmer

Zimmer der Gräfinn Amaldi, wenn gleich die dortige Zusammenkunft so mancher Personen nicht ganz wahrscheinlich ist.

Bk.

Die Räuber, ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig, 1781. 14 Bogen in 8.

Ein erschreckliches Gemälde des bejammernswürdigsten menschlichen Elendes, der tiefsten Verirrung, des schrecklichsten Lasters — Menschen dargestellt, die voll Kraft zu bessern Dingen gebohren, hinabgesunken, nicht mehr an Würde der Menschheit zu glauben, durch eine Reihe von Versührungen, ach! und von unglücklichen Schicksalen dahin gestoßen werden, tollkühn und verzweifelnd dem Abgrunde entgegen zu eilen. So erschütternd dies Gemälde ist, Schlag auf Schlag, Abscheulichkeit auf Abscheulichkeit; so wenig es zu wünschen seyn mag, daß man sein Herz an den Anblick dieser gräßlichen Scenen gewöhne; so untauglich dies Stück vielleicht zu einer Vorstellung auf dem Theater ist; so wohl (wir müssen es gestehen) ist es gezeichnet, so stark ausgemalt; so lebhaft ist das Colorit, so äußerst fein auch hin und wieder ausgearbeitet und nüancirt. Gewiß ist der Verfasser kein gemeiner Kopf. — Aber wer würde das aus der langweiligen schleppenden Vorrede ahnden? Die Charactere der Räuber sind, unserm Gefühle nach, meisterhaft bearbeitet. Franz hingegen (das wollen wir zur Ehre der Menschheit hoffen) ist ein Geschöpf, wie es deren nie gegeben hat. So ganz von Grunde aus verderbt, vergiftet, ohne daß man weiß woher; in dem Schooße des besten Vaters erzogen, ohne je etwas gelitten, ohne je etwas erfahren zu haben, welches das Feuer einer wilden Leidenschaft anzünden konnte; blos aus dem einzigen Gefühle, daß er allein Herr seyn will, ein so eingefleischter Teufel! — Nein! das ist nicht möglich!

Belmont und Constanze, oder: die Entführung aus dem Serail. Eine Operette in drey Akten von C. F. Bretzner. Komponirt vom Hrn. Kapellmeister André in Berlin. Leipzig bey Schneider. 1781. 5½ Bogen in 8.

Elwine ein Schauspiel mit Gesang in drey Aufzügen, von dem Freyherrn von Drais in Carlsruh. Nürnberg bey Monath. 1781. 5 Bogen in 8.

Viel Mühe hat das erste Stück wohl nicht gekostet. Der Plan ist ohngefähr aus einigen französischen Operetten zusammengeflickt, und die Behandlung so ganz alltäglich, wie in den andern (im 2ten Stücke des 41sten Bandes dieser Bibliothek Seite 458) angezeigten Stücken desselben Verfassers. Die Arien sind mehrentheils matt und unpoetisch. Der Dialog geht noch an. Elwine ist ein gar übelgerathenes Schauspiel. Die ganze Intrigue gemein, die Behandlung ohne alle Vernunft, die Sprache unerträglich, die Poesie der Arien unter aller Critik, (schon das erste Recitativ mag dies Urtheil rechtfertigen) und das Ganze abscheulich geschmacklos.

Der Tausch der Brüder oder das Schenie. Eine Farce. Erfurt, bey Keiser. 1781. 6 Bogen. 8.

Die Gewinnsucht lächerlich zu machen, ist seit einigen Zeit manche Satyre geschrieben worden. Diese hier ist nicht ganz ohne Witz, aber die Einfälle sind doch nicht alle neu, noch außerordentlich fein gefaßt. Die Handlung des Stücks selbst aber ist ungereimt, die Charaktere grob angelegt, und die Entwickelung (da der Minister sich in kleine Familienhändel mischt, und dort als ein Schulmeister einem jeden sein Theil giebt,) äußerst platt.

G.

Vermischtes Theater der Ausländer. Zum Gebrauch der deutschen Bühne herausgegeben von J. C. Bock. Vierter Band. Leipzig bey Hilscher. 1781.

Der erste Theil ist in dieser Bibl. 38sten B. 1 St. der zweyte 41. B. 2. St. der dritte 46. B. 1. St. beurtheilt. Wir beziehen uns im Ganzen auf diese Recensionen. Im gegenwärtigen Theile sind enthalten: I. Kayser Adrian in Syrien, ein Schauspiel in drey Aufzügen, nach Metastasio. II. Hanno, Fürst in Norden, ein Schauspiel. III. Der

[illegible]

Verschlag, oder: Hier wird Versteckens gespielt, ein Lustspiel in drey Aufzügen, nach Calderon.

Metastasio's Stücke bekommen ihren größten Werth von seiner süßen Versification und von der Musik, denn übrigens sind sie ganz nach dem gemeinen italienischen Opernschnitt. Wenn man ihnen nun das nimmt, was allein sie interessant machen kann, so bleibt freylich ein sehr kaltes Drama übrig, obgleich so viel Stoff, so herrliche Situationen, und eine gute Oeconomie, alle Gelegenheit gegeben hätten, etwas Vortreffliches zu liefern. Hr. B. hat aber das Stück beynahe ganz so gelassen, wie es war; folglich sieht man noch die Stellen, wo die Arien gestanden haben, und wo sich immer die Scenen mit einer feinen Sentenz schliessen. Das zweyte Stück hat sehr viel Handlung, Feuer und Interesse, und das dritte einige komische Situationen.

Der schöne Leutnant, oder die Verwandlung; ein Lustspiel in fünf Akten. Erfurt, bey Keyser. 1781. 6 Bogen in 8.

Obgleich dies Stück wirklich manche Unwahrscheinlichkeiten enthält, und hie und da feiner ausgearbeitet seyn könnte; so ist es doch nicht ohne Interesse. Des Generals Character ist recht gut gerathen; manche Situationen sind artig, und die Entwickelung ist überraschend.

Yr.

---

5. Romanen.

Leben, Meynungen, Reisen, Grillen und Bockstreiche des Herrn Jochen Jeremis. Erster Theil. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1781. 475 Seiten 8.

Kilian Pips, eine Candidatengeschichte. Liberius si dixero quid &c. Horat. Leipzig, bey Böhme. 1781. 12 Bogen in 8.

Ernst Platner. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1781. 8.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Inhalt der Humischen Gespräche selbst ausziehen wollten, und er ist auch bereits so bekannt, daß er unserer Anzeige nicht bedarf. Was bey dieser Uebersetzung neu, und für den deutschen Leser vorzüglich interessant ist, besteht in dem Gespräch über den Atheismus, womit Hr. Platner die Eindrücke auszulöschen gesucht hat, die von der Humischen Schrift in dem Gemüth des Lesers zurückbleiben könnten, und er verdient dafür den aufrichtigen Dank eines jeden Freundes der Religion. Auf keine Art, als mit einem solchen Verwahrungsmittel konnten die Humischen Gespräche dem deutschen Leser unschädlich werden. Wir wollen die Hauptsachen aus Hrn. P. Zugabe so gut und zusammenhängend auszuziehen suchen, als es bey einem Gespräche sich thun läßt. Er fängt mit einer Betrachtung über den Skepticismus an, der kein System ist, sondern die Wirkung einer Gemüthsbewegung, (S. 267) welches letztere bey den meisten Skeptikern auch wohl der Fall seyn mag. Die Schnelligkeit des Gesprächs hat hier ohne Zweifel nicht zugelassen, daß Theophil genauer gezeigt hätte, wie es folge, daß der Skepticismus, weil er die Wirkung eines Affekts ist, kein System sey. Die Religion kann auch bey einem Menschen anfänglich die Wirkung einer Gemüthsbewegung seyn, und hernach zum System bey ihm werden, ja, einige behaupten, es sey dies der Fall bey dem ganzen menschlichen Geschlechte würklich gewesen. Alsdann müßten doch die Sophistereyen des Skeptikers, die eine Wirkung dieser Gemüthsbewegung wären, in ihrer Blöße gezeigt werden. Auch möchte es die Erfahrung schwerlich bestätigen, daß der Dogmatiker eine Reihe von Begriffen immer könne für wahr halten; da gewiß auch die Ueberzeugung des Dogmatikers von einzelnen Umständen abhängt, die ihm den Genuß seiner Ueberzeugung erschweren können. In der Untersuchung über den Atheismus läßt sich Theophil bisweilen zum Philaleth, welcher die Person des atheistischen Philo übernimmt, sehr herab, ohne Zweifel, um ihm die Ueberzeugung zu erleichtern, welches im Ganzen zu loben ist, da es dem Theophil darum zu thun seyn muß, ihn für die Religion zu gewinnen, und ihm also ihre Begriffe faßlicher zu machen. S. 276 stößt sich Philaleth an dem Begriffe der Ewigkeit ohne Zeit — ohne Veränderung des innern Zustandes — und Theophil erläßt ihm

diese

diese schwere Bestimmung desselben, als einen eigenmächtigen Zusatz seines Professors, mit welcher Gefälligkeit ein strenger Platoniker wohl schwerlich zufrieden seyn möchte. Theophil rechnet überhaupt wenig auf die Beweise des Daseyns Gottes aus dem Begriffe des vollkommensten Wesens (S. 278) und der Zufälligkeit der Welt, (S. 279) wie er überhaupt „es nicht „für möglich hält, daß der Mensch in dem Daseyn wirklicher „Dinge Nothwendigkeit oder Zufälligkeit finden sollte. Diese „metaphysische Denkart, setzt er hinzu, von Nothwendig und „Zufällig paßt nur allein auf allgemeine Begriffe, aber in den „Schranken unsers Erkenntnisses schlechterdings nicht auf „wirkliche Dinge“. Daher hält er auch (ebend.) die Schöpfung aus Nichts „für eine christliche Lehre, nicht aber für einen rein„philosophischen Begriff, und die Unmöglichkeit eines Progressus in infinitum zu behaupten, für schwer, oder vielmehr für gefährlich. Wir können uns nicht bey dem aufhalten, was Theophil über die Nichtigkeit des Unterschiedes unter der geometrischen und moralischen Gewisheit (unter welcher letztern er die Gewisheit aller zufälligen Wahrheiten zu verstehen scheint) sagt, um ihn zu überzeugen, daß er, ungeachtet er die sogenannten geometrischen Beweise für das Daseyn Gottes verworfen habe, dennoch davon geometrisch überzeugt sey; und wir gehen zu dem Beweise aus der Ordnung der Welt über, welche nothwendig Verstand und Denkkraft zur Ursach haben müsse. Theophil bedient sich hier des bekannten Beyspiels von einer solchen Zusammensetzung der Buchstaben, durch welche sinnvolle Worte herauskommen, welche nur durch eine Ursach könne entstanden seyn, die ebenfalls Ideen gehabt habe. Eben so ist die Welt ein Werk der Kunst, weil wir in ihrer Zusammensetzung Ideen entdecken. Diese Ideen müßten nun die Endursachen der Zusammensetzung seyn; diesen ist aber Philaleth nicht hold, seitdem sie Bako, oder vielmehr (wie Theophil bemerkt) seine Ausleger verworfen, gegen die sie Reimarus gerettet. Indeß verwirft Theophil selbst den ganzen Unterschied zwischen wirkenden Ursachen und Endursachen. „Alle Ursachen — sagt er S. 315 — sind wirkende, caussae efficientes ohne Unterschied.“ Nur, setzt er hinzu, weil es zweyerley Arten der Wesen giebt, Geister und Körper, so giebt es zweyerley Ursachen, geistige und körperliche. Die letztern, meynt er, habe man allein caussas physicas, und sodann die erstern caussas finales genannt, weil man von jeher unter physisch so viel als körperlich verstanden, und das sey der Ursprung der ganzen Irrung. Es scheinen

aber, wenn es eine Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Ursachen giebt, daß es nicht ganz unrecht sey, sie auch nach ihrer Verschiedenheit zu benennen. Die in den Körpern möglichen Veränderungen sind Bewegungen in den einfachen Vorstellungen. Diese werden verändert durch Begehren und Verabscheuen, welches Vorstellungen des Guten voraussetzt, um dessentwillen die Kraft bestimmt wird. Wenn nun die Hervorbringung dieser Idee, um derentwillen die Kraft bestimmt wird, ein Zweck ist, so ist sie eine Endursach der Bestimmung der vorstellenden Kraft. Das scheint daher kein übler Grund, warum man das, was Theophil geistige Ursachen nennt, gar wohl Endursachen nennen kann. Theophil meynt zwar, (S. 317) die Idee, der Wille, die Absicht, oder Endursach, ein gewisses Buch zu langen, worin ich lesen will, sey auch die wirkende Ursach von dem Ausstrecken des Arms." Der Bewegungsgrund, dünkt uns, würde jedermann sagen, oder der Grund, warum die Seele die Bewegung des Arms will, weil sie vorhersieht, daß sie ein Mittel zur Erreichung ihres Zwecks, nämlich das Buch vor sich zu haben, und darin zu lesen, seyn werde. Wenn nun das Mittel die wirkende Ursache des Zwecks ist: so ist der Zweck die Wirkung. Wie kann er nun die wirkende Ursach von dem Mittel seyn? Als wirkende Ursach müßte er vor dem Mittel vorhergehen und als Wirkung darauf folgen. — Ja noch mehr! Wenn die Idee, der Wille, die Absicht, wie Th. sagt, die wirkende Ursach der Bewegung des Arms wäre, so müßte sie auch erfolgen, sobald die Seele die Idee, den Willen, die Absicht hätte. Wie aber, wenn der Arm paralytisch ist? Ein Vorwurf den Ph. dem Th. macht, daß „er die Gottheit mit der Natur vermenge," weil er behauptet, „die Ideen des unendlichen Geistes ergössen ihre Thätigkeiten in die Materie." S. 318. 319 giebt Th. Gelegenheit, sich gegen den gewöhnlichen Gebrauch des Worts Natur zu erklären. Er will schlechterdings nicht, daß Natur je mit der Welt einerley sey. Man könnte also nicht sagen, das Natürliche werde unmittelbar durch Kräfte der Welt gewirkt, es gäbe also keine Kräfte der Welt, sondern alle ihre Veränderungen würden — unmittelbar von der göttlichen Natur und Kraft gewirkt? wären Accidenzien der göttlichen Substanz? (denn wenn es eine Natur der Welt giebt, so muß auch durch ihre Kräfte etwas können gewirkt werden, und das wird man ihr natürlich heißen; da sie aber eine endliche Natur ist, so wird auch etwas übernatürliches in

der

der Welt möglich seyn.) — So weit will freylich Th. nicht gehen, und Ph. dringt nicht so weit in ihn. — Was den Th. gegen den Sprachgebrauch, der freylich allgemein ist, und überall bey den Wörtern natürliche und übernatürliche Veränderung in der Welt zum Grunde liegt — was ihn gegen diesen Gebrauch des Worts so aufbringt, ist die Besorgniß, „die Atheisten möchten uns mit Recht vorwerfen, daß wir die Entstehung „der Welt aus Wundern erklären.“ Wir sehen nicht, was an diesem Vorwurfe so entehrend sey. Die Welt ist freylich durch ein Wunder entstanden, oder der Begriff von Wunder ist ein falscher Begriff, es giebt gar kein Wunder. Denn wenn sie nicht Begebenheiten sind, die bloß eine außerweltliche Ursach haben, was sind sie denn? Und kann die Schöpfung der Welt eine andere als solche haben? Wenn wir nun die Begebenheiten in der Welt, welche nur eine außerweltliche Ursach haben, natürlich nennen, weil ihre Verursachung Gott natürlich ist, was haben wir dann gewonnen? Wir wollen zwey Ausdrücke für zwey mögliche und unterscheidbare Begriffe haben, für Begebenheiten, die ihren Grund in Kräften haben, die zur Welt gehören, und für solche, die darin nicht ihren Grund haben. Dazu hat man bisher die Wörter natürliche und übernatürliche Begebenheit sehr bequem gebraucht. Warum sollen wir sie wegwerfen, wenn ihr Verwerfen Verwirrung verursacht?

Endlich wird Philaleth von dem Daseyn eines verständigen Weltschöpfers, insonderheit durch die Betrachtung des künstlichen Baues des thierischen Körpers überzeugt, ohne daß Th. nöthig gehabt hat, ihn über alle mögliche Chikanen des epikurischen Systems zu beruhigen, oder die Wirklichkeit einer ähnlichen zufälligen Ordnung in den übrigen Theilen der Welt zu zeigen. Diese Ueberzeugung reichte auch zu der Absicht des Verf. vollkommen hin; denn die meisten Leser der Humischen Dialogen werden sich bey dieser sinnlichen Ueberzeugung beruhigen. Um sie noch mehr zu erleichtern, räumt Th. auch noch die Schwierigkeit, die dem Ph. gleich vom Anfang der Unterredung an, bey dem Begriffe des unendlichen Wesens war anstößig gewesen, aus dem Wege. Er giebt dem Ph. (S. 344) Recht, wenn er sagt: „die Welt, so sagen die Herren Metaphysiker, ist ein endliches zufälliges Ding; also kann sie den Grund ihres Daseyns „nicht in sich selbst haben; also muß es außer ihr ein unendliches nothwendiges Wesen geben. Diesem unendlichen Wesen „müssen alle gedenkliche Vollkommenheiten unendlicher Weise „zukommen. Also besitzt es unendlichen Verstand, unendliche

Der dritte von den Irrthümern, die aus den Mängeln der Religionserkenntniß entstehen; von der Atheisterey und Gottesleugnung, von der Vielgötterey oder dem Polytheismus, von dem religiosen Aberglauben. Viertens: die Geschichte der natürlichen Religion. Das zweyte Hauptstück enthält eine praktische Anleitung zur Mittheilung der Religionserkenntniß, und handelt im ersten Abschnitt von der sinnlichen Mittheilungsart durch Ansehen, Glauben u. s. w.; im zweyten von der vernünftigen, durch die Kenntniß der Natur und dann durch Uebung in allgemeinen Begriffen.

Der V. bemüht sich, die allgemeinen Begriffe, die er hier gebraucht, so rein und allgemein, als möglich darzustellen; wenn man ihm dies zum Verdienst anrechnet, so ist auch nicht zu leugnen, daß der Beweis für das Daseyn und die Natur Gottes für alle diejenigen, die sich nicht zu einer sehr großen Abstraktion im Denken geübt haben, desto schwerer wird, und hiernächst die Anwendung dieser so transcendenten Begriffe von der Gottheit, auf die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt desto mehr Schwierigkeit findet — Schwierigkeiten, auf deren Erörterung sich der Verf. hier nicht eingelassen hat, wie es auch sein Plan und seine Absicht nur die ersten Grundlinien der natürlichen Religion zu entwerfen, nicht erfodert.

Sg.

---

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Grundriß einer Mineralogie. Braunschweig, in der Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung. 1781. 7 Bogen in Fol.

Der Verfasser dieses Grundrisses ist, nach der Unterschrift der Vorrede, der Königl. Grosbrittan. Berghauptmann von Veltheim, welchen Recens. durch die Einrichtung seines herrlichen Mineralienkabinets, (das er dem Gerüchte nach, kennt) und aus der in Abschrift herumgehenden Mineralogie, (welche sich von gegenwärtiger Schrift nur wenig unterschied), schon seit vielen Jahren für einen unserer ersten metallurgischen Mineralogen hielt. Dieser Grundriß ist nur eine Skizze einer voll-

vollständigen Mineralogie, welche der Hr. Verf. unter der Feder hat, worin er alle Arten und Abarten, die äußern Kennzeichen, die innern Bestandtheile, die Gebirge und Gegenden, wo die Mineralien gefunden werden, den Nutzen im gemeinen Leben, die verschiedenen Benennungen, vortragen wird. Bey der Lagerstädte der Fossilien soll eine petrographische Charte von der ganzen Welt folgen, wo er die Erfahrungen der besten Schriftsteller und seine eigenen benutzen; zugleich eine vollständige mineralogische Charte und Beschreibung vom Harze beyfügen wird. Die bey den Lagerstädten angeführten, schon jetzt sehr schätzbaren allgemeinen Erfahrungen, sollen demnächst geordnet, vermehrt, und die speciellen von den bekanntesten Hauptgebürgen beygebracht werden. Die Bescheidenheit, mit der der Hr. V. bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen, dem innern Gehalte seiner Schrift und seinem Stande, von seinem Grundrisse spricht, (den er nicht für fehlerfrey und alle seine Sätze nicht für erwiesen hält) contrastirt sehr besonders mit dem hohen Tone, in dem Männer und Gelehrte von gestern, von ihren unbedeutenden, durch die Kraft ihrer Hand blos entstandenen Werken reden — Der Basalt habe seinen Ursprung allerdings wol aus den Laven; aber nicht, als sie noch im Flusse waren: der Schörl sey indessen nicht aus jenen entstanden; und der in den Laven befindliche sogenannte Schörl habe eben den Ursprung, als ähnliche Crystallisationen beym schnellen Erkalten der Kießschlacken. — Die Folgeordnung der Hauptgebirgsarten wären nicht immer in völlig parallelen Gehängen und Ketten neben einander gelagert; so einfach könne die Natur bey ihren ungeheuren Revolutionen schlechterdings nicht handeln. — Mit Recht wird es als ein Hauptmangel der Mineralogie gerügt, daß man bisher die Lehre von den Lagerstädten, nicht damit verbunden habe: der Bergmann werde durch eine solche richtige Kenntniß zur Ausrichtung neuer Gänge und Aufschliessung eines edlen Gebirges unendlich besser geleitet, als durch den, unser Zeitalter entehrenden Ruthengänger, welcher ein sicherer Beweis eines sehr kränkelnden Zustandes solcher Bergwerke sey. Bey dieser Gelegenheit verspricht uns der Hr. Verf. eine freymüthige Abhandlung von den Ursachen des jetzt fast allgemeinen Verfalls der Bergwerke, welcher nicht in der Naturgeschichte der Gebürge, sondern allein in der Naturgeschichte des Menschen liege: (ein sehr wünschenswerthes Werk! hoffentlich von nicht geringem Nutzen! — Recens. könnte selbst einen ziemlich starken sachreichen Commentar, über jene nachdrücklichen

Worte schreiben; er kennt mehrere Bergwerke in verschiedenen Gegenden, wo der Beruf zum obersten Vorsteher derselben nicht etwa auf nur einer mäßigen Kenntniß der Mineralogie und der Chymie, sondern bey einem gänzlichen Mangel derselben, auf Geburt, Verwandschaft mit den Großen, und auf Verfertigung mechanischer Spielereyen beruhte: herrliche Eigenschaften zur nutzbaren Direction einer das ganze Land interessirenden, so verwickelten Anstalt.) Sollten auch jene allgemeinen Erfahrungen von den Lagerstädten edler Gebürge, zuweilen eine Ausnahme leiden; so wären diese doch viel seltner, als die Uebereinstimmung mit jenen: man könne oft dadurch, mit mäßigen Kosten, neue Schätze aufschließen, wo andere alle Hoffnung zum fernern Bergbau aufgegeben hätten. Indessen werde hierzu mehr erfordert, als in ein Paar Monaten die ganze Mineralogie aus Büchern oder unvollständigen Sammlungen erlernt zu haben, und sich gleich alsdenn fähig zu halten, zu weissagen und Wunder und Zeichen zu deuten: allein solche Leute führten, für den prüfenden Bergmann, auch gleich ein unverkennliches Zeichen an der Stirne. — So viel von diesen Vorerinnerungen, die Recens. gern, der gründlichen kraftvollen Bemerkungen wegen, ganz abgeschrieben hätte, wenn er nicht durch die Gränzen einer Recension und die Hoffnung zurückgehalten wäre, daß wahre Mineralogen diesen Grundriß selbst besitzen und durchstudieren würden. Bey dem Mineralreiche sind 1) die Fossilien, 2) ihre Lagerstädte, 3) die verschiedenen Theorien von der Entstehung der letzten, und 4) die Schriftsteller zu betrachten. Die Fossilien sind entweder Metalle oder Salze, oder Erden, oder Inflammabilien. Die vollkommenen im Feuer beständigen Metalle: Gold, Platina, Silber: das Gold ist gediegen, verlarvt, vererzt: (eine sehr gute Eintheilung, von der Rec. gewünscht hätte, daß sie gleichförmig bey allen Metallen beobachtet wäre.) Unter den Silbererzen findet sich natürliches Electrum (gediegenes, vom Golde reiches blasgelbes Silber, wie man zu Königsberg findet) Buttermilcherz (ein bloßer, ehemals zu Andreasberg schmierigt gefundener, weißer oder blauer Silberkalch) das Arseniksilber (blos von Arsenik vererzt, weiß) — Die vollkommenen, im Feuer unbeständigen Metalle: das Eisen, (worunter sich auch das mit Erdpech vererzte, und das mit Kiesel- Alaun- Bittersalz- Kalcherde verbundene Eisen befindet,) das Zinn (den von Born beschriebenen, von Einigen noch bezweifelten, hier auch aufgeführten Zinnspath, hat Recens. gleich-

falls

falls geschehn.) Der Zink findet hier (vermuthlich, nach Sage'ns Versuchen) unter den vollkommenen Metallen seinen Platz. Unter dessen Erzen vermißt Rec. den Zinkspaht, der in den Kärnthischen Galmeywerken zuweilen geträufelt, zuweilen krystallinisch, und auch in England sich befindet: vielleicht hat ihn aber der Hr. Verf. mit andern unter die Galmeyarten gerechnet. — Die unvollkommenen Metalle: das Quecksilber: (Rec. vermißt das Quecksilbercorallenerz, das bey der besondern Erwähnung des Lebererzes, auch hier eine Stelle allerdings verdient habe) der Wismuhr: Nikel: Arsenik; Antimonium (mit Recht findet sich auch hier der gediegene, von Manchen geleugnete, Spiesglaskönig, von dem man neuerlich in Siebenbürgen beträchtliche Anbrüche gemacht hat) Kobold; Braunstein; mit einem ? bezeichnet ist hier auch das Wasserbley, und der Wolfram aufgeführt. Ob jenes zu den Metallen gehöre, ist noch freylich nicht ganz entschieden; inzwischen halten es die Mehresten für eine (Luft) Säure, und Brennbares, da der Wolfram, nach Brünnich mit der Kochsalzsäure in haarigten Crystallen anschießt, die am Feuer getrocknet, eine rothe Farbe annehmen, der Glasfritte eine Amethystfarbe, und mit Borax ein gelbes Glas geben; so scheint die hier aufgeworfene Frage viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. — Die Salze bestehen oft aus einer Säure und Metallen: hier findet man die Vitriole (auch den Nickelvitriol:) das Silberhornerz und den natürlichen Sublimat (beyde aus Kochsalz- und Vitriolsäure). Die Koboldblühten und Beschlag (aus Vitriol- und Arseniksäure: auch andere Säuren, als die vitriolische geben rothe Koboldkalche; z. B. nach Rec. Erfahrung, die salpetrige: doch ist jene allerdings die wirksamste, besonders im Mineralreiche; der Arsenik pflegt dagegen eine, mehr oder weniger weißliche Farbe zu verursachen) die Wismuhtblühten und Beschlag (Vitriolsäure) die phosphorescirenden blendenden (Flußspahtsäure) die Bleyspahte und Erden: (die Phosphorsäure: obgleich Recens. die von Bergmann auf Hahns Ansehen angeführte Phosphorsäure nicht schlechterdings läugnen will; so hätte doch die von jenen zugleich angeführte Luftsäure hier vorzüglich bemerkt werden sollen.) Das Eisen in Gesundbrunnen (Luftsäure). Die aus einer Säure und einem Alcali bestehenden Salze sind das Kochsalz, das Glauberische Salz, der Borax, der Salpeter und der Salmiak: aus einer Säure und Erden das Bittersalz (welches sich jetzt auch häufig in den Kupferbergwerken zu Samabor in Croatien findet) der Alaun, das Kreidensalz, Sedativsalz,

erdsalz; die Gypsarten; die Schwer- und Flußspahte. Unter den Säuren und Inflammabilien findet sich die feste Vitriolsäure von Siena, (die wohl immer noch vielen Zweifeln unterworfen ist, da die angesehensten italienischen Chemisten ihr Daseyn leugnen.) Als Mischung aus mineralischem und vegetabilischem Alcali findet man das Natrum und die Salze einiger Gesundbrunnen (?) Die Erden theilt der Hr. Verf. in einfachere, die größtentheils aus einer Grunderde bestehen, und keine beträchtliche Beymischung haben (denn sonst möchte sich in der Natur keine absolut einfache, selbst nicht bey den Edelgesteinen, befinden) und in zusammengesetzte. Die einfachern sind die Kieselalaunige, Bittersalz- und Kalcherden (also keine Edel- und Schwererde! Rec. scheinen, die Wahrheit zu gestehen, auch beyde noch nicht bis zur Evidenz erwiesen). Die Kieselerden sind wieder Quarz-, Hornstein- oder Jaspisarten: unter der ersten Art finden sich auch Versteinerungen; und die sogenannten Flüße aus den Vulkanen: unter den Hornsteinarten stehen auch die Augensteine (worunter vermuthlich der Hr. Verf. mit Brückmann, den Beloculus, Lycophthalmus u. s. w. versteht) und die Katzenaugen (welche wohl richtiger unter den Feldspaht aufgeführt worden wären). Unter den Bittersalzerden steht der Trippel oben an (nach Rec. Meynung müßte dieser doch wohl zu denen, aus Bittersalz- und alauniger Erde bestehenden Steinen gerechnet werden). Die Kalcherden sind in reine, mit Säuren, mit Metallen, mit Inflammabilien verbundene eingetheilt. Unter den Kalcherden findet sich nicht der herrliche in Kärnthen entdeckte Marmor, der weit schönere Farben, als der Labradorstein spielt, und das Hängende eines Bleyganges ausmacht. Da diese Farben nur durch die Fragmente der äußern farbigten Schaalenlagen der versteinten Conchylien entstehen; so wird der Hr. Verf. diese Steine in seinem System vermuthlich unter dem Marmor aufführen; indessen verdienten sie ihrer sich auszeichnenden Schönheit wegen, doch wohl einen besonderen Namen. Unter der letzten Art der Kalcherden befindet sich auch die Wasserblende, mit der vermuthlich Cronsteds Leberstein bezeichnet ist: allein jener Name scheint uns sehr provinziel zu seyn. Die zusammengesetzten Erden hat Hr. Verf. sehr passend in zweyartige (Bigener.) dreyartige (Trigen.) vierartige (Tetragen. besser wohl Quadrigen.) eingetheilt: eine unveränderliche vortreffliche Abtheilung, so lange die vier, bis jetzt bekannten Erden bleiben; denn wenn, selbst manche Arten aus den verschiedenen Klassen, nach neuern Entdeckun-

gen

ausgemustert werden sollten; so musten sie doch unter eines der andern wieder gesetzt werden. Die erste Ordnung der zweyartigen (die Kiesel und Alaunerde) enthält, die Opale, Weltaugen, den Chrysopras, Feldspaht, fetten undurchsichtigen Quarz, bunten Jaspis, Puddingstein, Porphyr, Granit, Gneiß, Storka, Hornberg, den unächten Filtrirstein, den gemeinen Sandstein und Thon, einige Breschen und Laven. Die zweyte Ordnung, aus Kiesel- und Bittersalzerde; der Mandelstein, (aus Jaspis und Serpentin,) der Ophyles, einige Breschen und Laven. Dritte Ordnung, aus Kiesel und Kalch; Mandelstein, (aus Jaspis und Kalchnieren) L. Lazuli, Pechstein, (daß dieser gewiß Kalcherde enthalte, ist wohl sehr zu bezweifeln. Rec. würde ihn eher unter die erste Ordnung rechnen.) Vierte Ordn. aus Alaun- und Bittersalzerde: P. p.rino, Tarras, Puzzolana; einige Laven. Fünfte Ordn. aus Alaun und Kalcherde — Schwerspath, Mergel — Schieffer: unreiner Dachschieffer. Sechste Ordn. aus Bittersalz- und Kalcherde — Aschengebirge, Salzstein; die Tophen der warmen Bäder. - Der dreyartigen erste Ordnung, (Kiesel, Alaun- Bittersalzerde) Basalt, einige Schiefer und Breschen. Zweyte Ordnung. (Kiesel- Alaun- Kalcherde) Zeolith, Flußspaht, (dieser gehört wohl richtiger unter der zweyartigen Ordnung) einige Breschen, der gemeine Leim. Dritte Ordnung (Kiesel- Bittersalz und Kalcherde) Peperino di Mar. Grünstein, graue Felsbresche, einige Schieffer. Vierte Ordnung, (Alaun- Bittersalz- Kalcherde) Trapp, Wetzstein, Gang Gebirg's- Schieffer; einige Breschen. Die vierartigen enthalten den Porphyrell, Sax. metall. Born., einige Breschen; die gemeine Feld- und Gartenerde. — Diese ausgezogene Eintheilung der zusammengesetzten Erden sey ein Beweis, mit welcher mühsam durchgedachten Ordnung der Hr. Verf. die mineralischen Körper ordnet. — Die Inflammabilien sind Schwefel, Bergöl, Bergharz, Bergpech (in dieser Klasse hätte der gediegene Arsenik, das Auripigment und der Sandarac nochmals aufgeführt werden müssen); daß der Kopal unter den Bergharzen aufgestellt ist, billigt Rec. recht sehr, da er überzeugt ist, daß zu dem, von so vielen Chemisten aufgeworfenen Zweifel, die große Seltenheit des ächten, und daher zu den Untersuchungen genommenen falschen, Kopals Gelegenheit gegeben hat.

Die Lagerstätte der Fossilien theilt der Hr. Verf. in fünf Hauptgebirgsarten ein: I. das Uranfängliche Gebirge (Montes primar.) 1. vom Verhalten derselben im Ganzen: (sie sind

die Grundlagen der Hauptgebirge). 2. die Gebirgsarten Granit. 3. Von den Gängen und Erzarten (sehr selten edle Gänge; etwa nur Zinn, Eisen, Kobold, Kieß.) 4. Von den Gangarten: (Glimmer, Steinmark, Schörl, Feldspaht, Quarz, Krystall. — Den Kalkspath findet man bekanntlich zu Scharfenberg, auch als eine Gangart in dem Granit: vielleicht hat ihn der Hr. V. mit Vorsatz übergangen, da dort nur der einzelne Fall, und es also nichts Allgemeines ist.) 5. Salze, Inflammab. und Versteinerungen finden sich nur äußerst selten. II. Das einfache Thon- oder Ganggebirge (Mont. secundarii) 1. Verhalten (bestehen aus gleichartigen festen Gebirgslagern, und sind der Hauptsitz der edlen Gänge). 2. Gebirgsarten. 3. Von Gängen und Stockwerken, und deren Verhalten (sehr richtige, fornigte, aus vieler eigner Erfahrung und Vergleichung gesammlete Beobachtungen, die alle verdienen erwogen zu werden; von denen Rec. nur die anführen will, daß die Crystallisation der Erden und Erze sich in den obern Regionen der Gänge weit häufiger finden, als in den tiefsten.) 4. von den gewöhnlichen Gangarten. 5. von den gewöhnlichen Erzarten (alle Metalle: doch finden sich mehr edle Gänge im Schieffer, Gneiß, Sax. metall. Born; als in den übrigen Gebirgsarten. Sehr merkwürdig ists, daß die härtesten Edelsteine, und das Gold sich am häufigsten näher nach dem Aequator zu, das Eisen am häufigsten in den nördlichen Ländern findet.) 6. Von den gewöhnlichen Salzarten; Vitriole, Silberhornerz; natürlicher Sublimat; Gypsfluß- und Schwerspahte; Schwefel- und Arsenikerze. 7. Von den Inflammabilien, Vererzungen durch Schwefel, metallhaltiges Erdpech. 8. Versteinerungen: sie finden sich nicht in denselben. III. Das einfache Kalchgebürge (Mont. tertiar.) 1. Verhalten (gleichartige feste Gebirgslager: nur selten edle Gänge). 2. Gebirgsarten: (fornigter und schuppigter Kalchstein). 3. Gänge und Erzarten (Eisenstein- Kupfer- Bleyglanz- Quecksilbergänge). 4. Salze (Natrum, und Kreidensalz). 5. Inflammab. (Schwefelkiese und dessen Vererzungen). 6. Versteinerungen (nur allein im fornigten, nicht im schuppigten Kalchsteine: sie sind weit zerstörter, als in den Flözgebürgen. Nach Rec. Bemerkungen, findet man auch hier nur äußerst selten Versteinerungen und Abdrücke von Landthieren und Pflanzen; häufiger von Conchylien; die jedoch nie so Familienweise beysammen sind. IV. Flözgebirge (Mont. quartar.) 1. Verhalten derselben (sie liegen auf den einfachen Kalchgebirgen; sind aber auch zuweilen von den ältern auch

vulka-

vulkanischen Gebirgen durchbrochen. In den Flözgebirgen der nördlichen Länder findet man viele Producte der südlichen Länder: aber nicht umgekehrt (eine äußerst merkwürdige Beobachtung!) 2. Verschiedene Erdschichten und Steinlager (die Kalcharten, Sandsteine, Thone, Mergel, Gypsarten, Dachschiefer, Granit, Leim, Tripel, Aschengebirge, alle Versteinerungen). 3. Erzarten und Mineralien (Kupfer-Glas und Fahl-Erz - Kiese Pecherz, - Spahte, - Ochern; alle in Schieffern – Eisenerze — alle Salze, alle Inflammabilien. 4. von dem Rücken oder Wechseln dieser Gebirge. 5. Gangarten (Kalch - Gyps - Fluß-Feld - schwerer Spaht; Quarz (daß Fluß - und Feldspaht und Quarz als Gangarten sich in den Wechseln gewöhnlich finden sollten, muß Rec. noch wohl bezweifeln, wenigstens wird man sie hier nur äußerst selten antreffen.) 6. Erzarten dieser Wechsel (Kobold, Nickel, gediegen Kupfer; Kupfer - Glas, - Fahlerz, - Kies, Bleyglanz, Schwefel - Arsenik-Kies. V. Vulkanische Gebirge (Mont.-Vulc.) 1. Verhalten (sie durchbrechen zuweilen alle drey Hauptgebürge: die noch brennenden befinden sich alle in der Nachbarschaft der Meere; dahergegen so häufige Spuren ausgebrannter im jetzigen festen Lande sind) 2. Gebirges - und Erdarten (glasigte und Schörlähnliche Schlacken; Peperino; erdige Laven; der ächte Filtrir - der Bimstein; vulkanische Aschen und Puzzolana). 3. Minern (Salmiak, Arsenik, gediegener Schwefel, und dessen Leber; Alaun; Vitriole). 4. parasitische Steinarten (durch den nassen Weg wahrscheinlich gebildete: Basalt, Chalcedon, Zeolith, Granaten, Schörl). So gründlich, den Bestandtheilen angemessen, und beyfallswürdig die ganze Eintheilung der Foßilien auch ist; so bekennt Recens. doch frey, daß er den Abschnitt von den Lagerstädten als den wichtigsten des ganzen trefflichen Grundrisses ansieht; denn so viele theoretischpraktische Kenntnisse der Bergwerke mit einem so glücklichen das Allgemeine umfassenden Beobachtungsgeiste verbunden, findet man selten vereint — Theorien von Entstehung dieser Lagerstädte und der Foßilien überhaupt (hier sind nur blos die Schriftsteller über diese Materie angeführt: doch scheint dem Zusammenhange nach, der Hr. Verf. die Theorie von gleichzeitiger Entstehung der Gebirge nicht anzunehmen, welche doch sonst zur Erklärung aller vorkommenden Phänomene, so sehr gemächlich wäre.) Die Schriftsteller über das Mineralreich sind 1. systematische, 2. solche, die nur von einzelnen Theilen handeln. 3. Wörterbücher. 4. Nachrichten von merkwürdigen Mineraliensammlungen. 5. Oryctologien einzelner

aber, wenn es eine Verschiedenheit der geistigen und körperlichen Ursachen giebt, daß es nicht ganz unrecht sey, sie auch nach ihrer Verschiedenheit zu benennen. Die in den Körpern möglichen Veränderungen sind Bewegungen in den einfachen Vorstellungen. Diese werden verändert durch Begehren und Verabscheuen, welches Vorstellungen des Guten voraussetzt, um dessentwillen die Kraft bestimmt wird. Wenn nun die Hervorbringung dieser Idee, um derentwillen die Kraft bestimmt wird, ein Zweck ist; so ist sie eine Endursach der Bestimmung der vorstellenden Kraft. Das scheint daher kein übler Grund, warum man das, was Theophil geistige Ursachen nennt, gar wohl Endursachen nennen kann. Theophil meynt zwar, (S. 317) die Idee, der Wille, die Absicht, oder Endursach, ein gewisses Buch zu langen, worin ich lesen will, sey auch die wirkende Ursach von dem Ausstrecken des Arms." Der Bewegungsgrund, dünkt uns, würde jedermann sagen, oder der Grund, warum die Seele die Bewegung des Arms will, weil sie vorhersieht, daß sie ein Mittel zur Erreichung ihres Zwecks, nämlich das Buch vor sich zu haben, und darin zu lesen, seyn werde. Wenn nun das Mittel die wirkende Ursache des Zwecks ist: so ist der Zweck die Wirkung. Wie kann er nun die wirkende Ursach von dem Mittel seyn? Als wirkende Ursach müßte er vor dem Mittel vorhergehen und als Wirkung darauf folgen. — Ja noch mehr! Wenn die Idee, der Wille, die Absicht, wie Th. sagt, die wirkende Ursach der Bewegung des Arms wäre, so müßte sie auch erfolgen, sobald die Seele die Idee, den Willen, die Absicht hätte. Wie aber, wenn der Arm paralytisch ist? Ein Vorwurf den Ph. dem Th. macht, daß „er die Gottheit mit der Natur vermenge," weil er behauptet, „die Ideen des unendlichen Geistes ergössen ihre Thätigkeiten in die Materie." S. 318. 319 giebt Th. Gelegenheit, sich gegen den gewöhnlichen Gebrauch des Worts Natur zu erklären. Er will schlechterdings nicht, daß Natur je mit der Welt einerley sey. Man könnte also nicht sagen, das Natürliche werde unmittelbar durch Kräfte der Welt gewirkt, es gäbe also keine Kräfte der Welt, sondern alle ihre Veränderungen würden — unmittelbar von der göttlichen Natur und Kraft gewirkt? wären Accidenzien der göttlichen Substanz? (denn wenn es eine Natur der Welt giebt, so muß auch durch ihre Kräfte etwas können gewirkt werden, und das wird man ihr natürlich heißen; da sie aber eine endliche Natur ist, so wird auch etwas übernatürliches in

der

der Welt möglich seyn.) — So weit will freylich Th. nicht gehen, und Ph. dringt nicht so weit in ihn. — Was den Th. gegen den Sprachgebrauch, der freylich allgemein ist, und überall bey den Wörtern natürliche und übernatürliche Veränderung in der Welt zum Grunde liegt — was ihn gegen diesen Gebrauch des Worts so aufbringt, ist die Besorgniß, „die Atheisten möchten uns mit Recht vorwerfen, daß wir die Entstehung „der Welt aus Wundern erklären.“ Wir sehen nicht, was an diesem Vorwurfe so entehrend sey. Die Welt ist freylich durch ein Wunder entstanden, oder der Begriff von Wunder ist ein falscher Begriff, es giebt gar kein Wunder. Denn wenn sie nicht Begebenheiten sind, die bloß eine außerweltliche Ursach haben, was sind sie denn? Und kann die Schöpfung der Welt eine andere als solche haben? Wenn wir nun die Begebenheiten in der Welt, welche nur eine außerweltliche Ursach haben, natürlich nennen, weil ihre Verursachung Gott natürlich ist, was haben wir dann gewonnen? Wir wollen zwey Ausdrücke für zwey mögliche und unterscheidbare Begriffe haben, für Begebenheiten, die ihren Grund in Kräften haben, die zur Welt gehören, und für solche, die darin nicht ihren Grund haben. Dazu hat man bisher die Wörter natürliche und übernatürliche Begebenheit sehr bequem gebraucht. Warum sollen wir sie wegwerfen, wenn ihr Verwerfen Verwirrung verursacht?

Endlich wird Philaleth von dem Daseyn eines verständigen Weltschöpfers, insonderheit durch die Betrachtung des künstlichen Baues des thierischen Körpers überzeugt, ohne daß Th. nöthig gehabt hat, ihn über alle mögliche Chikanen des epikurischen Systems zu beruhigen, oder die Wirklichkeit einer ähnlichen zufälligen Ordnung in den übrigen Theilen der Welt zu zeigen. Diese Ueberzeugung reichte auch zu der Absicht des Verf. vollkommen hin; denn die meisten Leser der Humischen Dialogen werden sich bey dieser sinnlichen Ueberzeugung beruhigen. Um sie noch mehr zu erleichtern, räumt Th. auch noch die Schwierigkeit, die dem Ph. gleich vom Anfang der Unterredung an, bey dem Begriffe des unendlichen Wesens war anstößig gewesen, aus dem Wege. Er giebt dem Ph. (S. 344) Recht, wenn er sagt: „die Welt, so sagen die Herren Metaphysiker, ist ein endliches zufälliges Ding; also kann sie den Grund ihres Daseyns „nicht in sich selbst haben; also muß es außer ihr ein unendliches nothwendiges Wesen geben. Diesem unendlichen Wesen „müssen alle gedenkliche Vollkommenheiten unendlicher Weise „zukommen. Also besitzt es unendlichen Verstand, unendliche

„Weisheit, unendliche Güte, unendliche Macht u. s. w. Kann „etwas abgeschmackter gedacht werden, als diese Art zu schliesz„sen? Theophil! ich bin ganz ihrer Meynung.“ — Das würden wir nicht sagen. Die Herren Metaphysiker, wie sie Ph. nennt, dem man es freylich nicht vorwerfen wird, daß er diesen Spottnamen verdiene, — diese Hrn. Metaphysiker also haben doch einige gute Gründe, warum sie außer dem Unendlichen der Mathematiker noch ein eigentliches Unendliches annehmen, das gerade dasjenige ist, was Ph. beschreibt, und worauf sie, wie er etwas kavalierement sagt, durch eine abgeschmackte Art zu schließen kämen. Wir sind nicht in Abrede, daß der Mensch nicht geneigter sey, nur bey der erstern Art des Unendlichen stehen zu bleiben: denn er kann nicht längnen, daß er nicht aller Orten mit Dingen umgeben ist, deren Gränzen sich nicht bestimmen lassen. Allein diesen leichtern Begriff können wir nun auch bey der Theorie von Gott nicht gebrauchen. Denn da dieses Unendliche der Mathematiker von dem gründlichsten und scharfsinnigsten unter ihnen für etwas Endliches gehalten wird; so fehlt uns nun hier der Uebergang von der Möglichkeit dieses Unendlichen zu seiner Wirklichkeit. Denn nur bey dem eigentlichen Unendlichen ist die Wirklichkeit in der Möglichkeit gegründet. Was kann es nun helfen, daß wir die Schwierigkeit den Grund des Wirklichen zu finden, weiter hinaus geschoben haben? denn irgendwo muß es ein innerer seyn, wenn wir uns nicht in einem ewigen Rückgange der Ursachen, die wieder Wirkungen sind, ermüden wollen. Zwar hält es, wie wir oben angezeigt haben, Th. für gefährlich, diesen Rückgang zu verwerfen; da er uns aber nicht die Gründe seiner Meynung angezeigt hat; so muß es wohl vor der Hand bey dem Alten bleiben. Th. verfolgt endlich Philalethiens Atheismus bis in seine letzten Verschanzungen, und hebt auf eine siegreiche Art nach seinem Zwecke die Zweifel gegen die Güte Gottes, die aus dem Uebel in der Welt dagegen gemacht werden.

Wir können diese Anzeige nicht beschließen, ohne dieses Gespräch über den Atheismus nochmals empfohlen zu haben. Der wenigen Erinnerungen ungeachtet, die wir geglaubt haben, gegen einige Stellen machen zu müssen, sind wir doch überzeugt, daß es bey vielen Lesern zu einem kräftigen Gegengift gegen den skeptischen Atheismus dienen werde.

Gb.

Vor-

Vorbereitung zur natürlichen Theologie; zum Gebrauche akademischer Vorlesungen von Johann August Eberhard. Halle, im Waysenhause. 1781. 8. 105 Seiten.

„Diese wenigen Bogen“, so heißt es in dem Vorbericht, „sind zu öffentlichen Vorlesungen bestimmt, worinn angehende Liebhaber der philosophischen Wissenschaften auf das „Studium eines so edlen Theils derselben, als die natürliche „Theologie sollen vorbereitet werden. Daher ist alles darin zu„sammengetragen, wovon man erwarten kann, daß es den „Wißbegierigen für die Wissenschaft interessiren, und in seinem „Gange leiten könne. Die erste Absicht soll durch die Abhand„lung von den Irrthümern in der natürlichen Theologie erreicht „werden, die man nicht anders, als durch eine wissenschaftliche „Erlernung derselben vermeiden kann; die andre, durch die „Anweisung, wie die zur Erkenntniß Gottes gehörigen Be„griffe rein dargestellt werden. Zu eben dieser Absicht sind die „Versuche anderer Gottesgelehrten und Weltweisen, die eines „oder das andre Feld mehr oder weniger glücklich bearbeitet „haben, mit Billigkeit, aber genau beurtheilet, und einem jeg„lichen sein Nutzen bestimmt worden. Um den Wißbegierigen „in den Stand zu setzen, hierüber selbst zu urtheilen, und zu„gleich die Hülfsmittel zu kennen, wodurch sie durch eignen „Fleiß ihre Kenntniß in der natürlichen Gottesgelahrheit ver„mehren können, ist gelegentlich etwas von der Litteratur die„ser Wissenschaft hinzugesetzt worden.“ Diesem angegebenen Plan zufolge enthält diese Vorbereitung, oder, wie es der Verf. auch nennt, diese Vernunftlehre der natürlichen Theologie einen theoretischen Theil, worin die Entstehung der Erkenntniß Gottes und die Regeln ihrer Vollkommenheit vorgetragen werden, und einen praktischen Theil, der die Regeln der Mittheilung dieser Erkenntniß vorträgt. Vorläufig wird gehandelt, von der Wahrheit der Erkenntniß Gottes; von den Irrthümern derselben; von den Schwierigkeiten bey der Wahrheit der Erkenntniß Gottes, die aus zwo Quellen entstehen, aus der Geistigkeit und der Unendlichkeit Gottes. Wir wollen noch die Hauptabtheilung anzeigen. Der erste Abschnitt handelt von der innern Wahrheit des Begriffs von Gott; der zweyte von der äußern, wo der Beweis der äußern Wahrheit, oder der Wirklichkeit Gottes a priori und a posteriori beurtheilt wird.

Der

Der dritte von den Irrthümern, die aus den Mängeln der Religionserkenntniß entstehen; von der Atheisterey und Gottesleugnung, von der Vielgötterey oder dem Polytheismus, von dem religiosen Aberglauben. Viertens: die Geschichte der natürlichen Religion. Das zweyte Hauptstück enthält eine praktische Anleitung zur Mittheilung der Religionserkenntniß, und handelt im ersten Abschnitt von der sinnlichen Mittheilungsart durch Ansehen, Glauben u. s. w.; im zweyten von der vernünftigen, durch die Kenntniß der Natur und dann durch Uebung in allgemeinen Begriffen.

Der V. bemüht sich, die allgemeinen Begriffe, die er hier gebraucht, so rein und allgemein, als möglich darzustellen; wenn man ihm dies zum Verdienst anrechnet, so ist auch nicht zu leugnen, daß der Beweis für das Daseyn und die Natur Gottes für alle diejenigen, die sich nicht zu einer sehr grossen Abstraktion im Denken geübt haben, desto schwerer wird, und hiernächst die Anwendung dieser so transcendenten Begriffe von der Gottheit, auf die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt desto mehr Schwierigkeit findet — Schwierigkeiten, auf deren Erörterung sich der Verf. hier nicht eingelassen hat, wie es auch sein Plan und seine Absicht nur die ersten Grundlinien der natürlichen Religion zu entwerfen, nicht erfodert.

Sg.

---

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Grundriß einer Mineralogie. Braunschweig, in der Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung. 1781. 7 Bogen in Fol.

Der Verfasser dieses Grundrisses ist, nach der Unterschrift der Vorrede, der Königl. Grosbrittan. Berghauptmann von Veltheim, welchen Recens. durch die Einrichtung seines herrlichen Mineralienkabinets, (das er dem Gerüchte nach, kennt) und aus der in Abschrift herumgehenden Mineralogie, (welche sich von gegenwärtiger Schrift nur wenig unterschied), schon seit vielen Jahren für einen unserer ersten metallurgischen Mineralogen hielt. Dieser Grundriß ist nur eine Skizze einer

voll-

vollständigen Mineralogie, welche der Hr. Verf. unter der Feder hat, worin er alle Arten und Abarten, die äußern Kennzeichen, die innern Bestandtheile, die Gebirge und Gegenden, wo die Mineralien gefunden werden, den Nutzen im gemeinen Leben, die verschiedenen Benennungen, vortragen wird. Bey der Lagerstädte der Fossilien soll eine petrographische Charte von der ganzen Welt folgen, wo er die Erfahrungen der besten Schriftsteller und seine eigenen benutzen; zugleich eine vollständige mineralogische Charte und Beschreibung vom Harze beyfügen wird. Die bey den Lagerstädten angeführten, schon jetzt sehr schätzbaren allgemeinen Erfahrungen, sollen demnächst geordnet, vermehrt, und die speciellen von den bekanntesten Hauptgebürgen beygebracht werden. Die Bescheidenheit, mit der der Hr. V. bey seinen ausgebreiteten Kenntnissen, dem innern Gehalte seiner Schrift und seinem Stande, von seinem Grundrisse spricht, (den er nicht für fehlerfrey und alle seine Sätze nicht für erwiesen hält) contrastirt sehr besonders mit dem hohen Tone, in dem Männer und Gelehrte von gestern, von ihren unbedeutenden, durch die Kraft ihrer Hand blos entstandenen Werken reden — Der Basalt habe seinen Ursprung allerdings wol aus den Laven; aber nicht, als sie noch im Flusse waren: der Schörl sey indessen nicht aus jenen entstanden; und der in den Laven befindliche sogenannte Schörl habe eben den Ursprung, als ähnliche Crystallisationen beym schnellen Erkalten der Kießschlacken. — Die Folgeordnung der Hauptgebirgsarten wären nicht immer in völlig parallelen Gehängen und Ketten neben einander gelagert; so einfach könne die Natur bey ihren ungeheuren Revolutionen schlechterdings nicht handeln. — Mit Recht wird es als ein Hauptmangel der Mineralogie gerügt, daß man bisher die Lehre von den Lagerstädten, nicht damit verbunden habe: der Bergmann werde durch eine solche richtige Kenntniß zur Ausrichtung neuer Gänge und Aufschließung eines edlen Gebirges unendlich besser geleitet, als durch den, unser Zeitalter entehrenden Ruthengänger, welcher ein sicherer Beweis eines sehr kränkelnden Zustandes solcher Bergwerke sey. Bey dieser Gelegenheit verspricht uns der Hr. Verf. eine freymüthige Abhandlung von den Ursachen des jetzt fast allgemeinen Verfalls der Bergwerke, welcher nicht in der Naturgeschichte der Gebürge, sondern allein in der Naturgeschichte des Menschen liege: (ein sehr wünschenswerthes Werk! hoffentlich von nicht geringem Nutzen! — Recens. könnte selbst einen ziemlich starken Sachreichen Commentar, über jene nachdrücklichen

Worte schreiben; er kennt mehrere Bergwerke in verschiedenen Gegenden, wo der Beruf zum obersten Vorsteher derselben nicht etwa auf nur einer mäßigen Kenntniß der Mineralogie und der Chymie, sondern bey einem gänzlichen Mangel derselben, auf Geburt, Verwandschaft mit den Großen, und auf Verfertigung mechanischer Spielereyen beruhte: herrliche Eigenschaften zur nutzbaren Direction einer das ganze Land interessirenden, so verwickelten Anstalt.) Sollten auch jene allgemeinen Erfahrungen von den Lagerstädten edler Gebürge, zuweilen eine Ausnahme leiden; so wären diese doch viel seltener, als die Uebereinstimmung mit jenen: man könne oft dadurch, mit mäßigen Kosten, neue Schätze aufschließen, wo andere alle Hoffnung zum fernern Bergbau aufgegeben hätten. Indessen werde hierzu mehr erfordert, als in ein Paar Monaten die ganze Mineralogie aus Büchern oder unvollständigen Sammlungen erlernt zu haben, und sich gleich alsdenn fähig zu halten, zu weissagen und Wunder und Zeichen zu deuten: allein solche Leute führten, für den prüfenden Bergmann, auch gleich ein unverkennliches Zeichen an der Stirne. — So viel von diesen Vorerinnerungen, die Recens. gern, der gründlichen kraftvollen Bemerkungen wegen, ganz abgeschrieben hätte, wenn er nicht durch die Gränzen einer Recension und die Hoffnung zurückgehalten wäre, daß wahre Mineralogen diesen Grundriß selbst besitzen und durchstudieren würden. Bey dem Mineralreiche sind 1) die Fossilien, 2) ihre Lagerstädte, 3) die verschiedenen Theorien von der Entstehung der letzten, und 4) die Schriftsteller zu betrachten. Die Fossilien sind entweder Metalle oder Salze, oder Erden, oder Inflammabilien. Die vollkommenen im Feuer beständigen Metalle: Gold, Platina, Silber: das Gold ist gediegen, verlarvt, vererzt: (eine sehr gute Eintheilung, von der Rec. gewünscht hätte, daß sie gleichförmig bey allen Metallen beobachtet wäre.) Unter den Silbererzen findet sich natürliches Electrum (gediegenes, vom Golde reiches blasgelbes Silber, wie man zu Königsberg findet) Buttermilcherz (ein bloßer, ehemals zu Andreasberg schmierigt gefundener, weißer oder blauer Silberkalch) das Arseniksilber (blos von Arsenik vererzt, weiß) — Die vollkommenen, im Feuer unbeständigen Metalle: das Eisen, (worunter sich auch das mit Erdpech vererzte, und das mit Kiesel- Alaun- Bittersalz- Kalcherde verbundene Eisen befindet,) das Zinn (den von Born beschriebenen, von Einigen noch bezweifelten, hier auch aufgeführten Zinnspath, hat Recens. gleich-

falls

falls geschehn.) Der Zink findet hier (vermuthlich, nach Sage'ns Versuchen) unter den vollkommenen Metallen seinen Platz. Unter dessen Erzen vermißt Rec. den Zinkspahť, der in den Kärnthischen Galmeywerken zuweilen geträufelt, zuweilen krystallinisch, und auch in England sich befindet: vielleicht hat ihn aber der Hr. Verf. mit andern unter die Galmeyarten gerechnet. — Die unvollkommenen Metalle: das Quecksilber: (Rec. vermißt das Quecksilbercorallenerz, das bey der besondern Erwähnung des Lebererzes, auch hier eine Stelle allerdings verdient habe) der Wismuth: Nikel: Arsenik; Antimonium (mit Recht findet sich auch hier der gediegene, von Manchen geleugnete, Spiesglaskönig, von dem man neuerlich in Siebenbürgen beträchtliche Anbrüche gemacht hat) Kobold; Braunstein; mit einem ? bezeichnet ist hier auch das Wasserbley, und der Wolfram aufgeführt. Ob jenes zu den Metallen gehöre, ist noch freylich nicht ganz entschieden; inzwischen halten es die Mehresten für eine (Luft) Säure, und Brennbares, da der Wolfram, nach Brünnich mit der Kochsalzsäure in haarigten Crystallen anschießt, die am Feuer getrocknet, eine rothe Farbe annehmen, der Glasfritte eine Amethystfarbe, und mit Borax ein gelbes Glas geben; so scheint die hier aufgeworfene Frage viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. — Die Salze bestehen oft aus einer Säure und Metallen: hier findet man die Vitriole (auch den Nickelvitriol:) das Silberhornerz und den natürlichen Sublimat (beyde aus Kochsalz- und Vitriolsäure). Die Koboldblühten und Beschlag (aus Vitriol- und Arseniksäure: auch andere Säuren, als die vitriolische geben rothe Koboldkalche; z. B. nach Rec. Erfahrung, die salpetrige: doch ist jene allerdings die wirksamste, besonders im Mineralreiche; der Arsenik pflegt dagegen eine, mehr oder weniger weißliche Farbe zu verursachen) die Wißmuthblühten und Beschlag (Vitriolsäure) die phosphorescirenden Blenden (Flußspathsäure) die Bleyspahte und Erden: (die Phosphorsäure: obgleich Recens. die von Bergmann auf Hahns Ansehen angeführte Phosphorsäure nicht schlechterdings läugnen will; so hätte doch die von jenen zugleich angeführte Luftsäure hier vorzüglich bemerkt werden sollen.) Das Eisen in Gesundbrunnen (Luftsäure). Die aus einer Säure und einem Alcali bestehenden Salze sind das Kochsalz, das Glauberische Salz, der Borax, der Salpeter und der Salmiak: aus einer Säure und Erden das Bittersalz (welches sich jetzt auch häufig in den Kupferbergwerken zu Samabor in Croatien findet) der Alaun, das Kreidensalz, Sedativsalz,

riolsalz; die Gypsarten; die Schwer- und Flußspahte. Unter den Säuren und Inflammabilien findet sich die feste Vitriolsäure von Siena, (die wohl immer noch vielen Zweifeln unterworfen ist, da die angesehensten italienischen Chemisten ihr Daseyn leugnen.) Als Mischung aus mineralischem und vegetabilischem Alcali findet man das Natrum und die Salze einiger Gesundbrunnen (?) Die Erden theilt der Hr. Verf. in einfachere, die größtentheils aus einer Grunderde bestehen, und keine beträchtliche Beymischung haben (denn sonst möchte sich in der Natur keine absolut einfache, selbst nicht bey den Edelgesteinen, befinden) und in zusammengesetzte. Die einfachern sind die Kieselalaunige, Bittersalz- und Kalcherden (also keine Edel- und Schwererde! Rec. scheinen, die Wahrheit zu gestehen, auch beyde noch nicht bis zur Evidenz erwiesen). Die Kieselerden sind wieder Quarz- Hornstein- oder Jaspisarten: unter der ersten Art finden sich auch Versteinerungen; und die sogenannten Flüße aus den Vulkanen: unter den Hornsteinarten stehen auch die Augensteine (worunter vermuthlich der Hr. Verf. mit Brückmann, den Beloculus, Lycophthalmus u. s. w. versteht) und die Katzenaugen (welche wohl richtiger unter den Feldspaht aufgeführt worden wären). Unter den Bittersalzerden steht der Trippel oben an (nach Rec. Meynung müßte dieser doch wohl zu denen, aus Bittersalz- und alaunigter Erde bestehenden Steinen gerechnet werden). Die Kalcherden sind in reine, mit Säuren, mit Metallen, mit Inflammabilien verbundene eingetheilt. Unter den Kalcherden findet sich nicht der herrliche in Kärnthen entdeckte Marmor, der weit schönere Farben, als der Labradorstein spielt, und das Hängende eines Bleyganges ausmacht. Da diese Farben nur durch die Fragmente der äussern farbigten Schaalenlagen der versteinten Conchylien entstehen; so wird der Hr. Verf. diese Steine in seinem System vermuthlich unter dem Marmor aufführen; indessen verdienten sie ihrer sich auszeichnenden Schönheit wegen, doch wohl einen besonderen Namen. Unter der letzten Art der Kalcherden befindet sich auch die Wasserblende, mit der vermuthlich Cronsteds Leberstein bezeichnet ist: allein jener Name scheint uns sehr provinziel zu seyn. Die zusammengesetzten Erden hat Hr. Verf. sehr passend in zweyartige (Bigener.) dreyartige (Trigen.) vierartige (Tetragen. besser wohl Quadrigen.) eingetheilt: eine unveränderliche vortreffliche Abtheilung, so lange die vier, bis jetzt bekannten Erden bleiben; denn wenn selbst manche Arten aus den verschiedenen Klassen, nach neuern Entdeckungen

ausgemustert werden sollten; so musten sie doch unter eines der andern wieder gesetzt werden. Die erste Ordnung der zweyartigen (die Kiesel und Alaunerde) enthält, die Opale, Weltaugen, den Chrysopras, Feldspaht, fetten undurchsichtigen Quarz, bunten Jaspis, Puddingstein, Porphyr, Granit, Gneiß, Storka, Hornberg, den unächten Filtrirstein, den gemeinen Sandstein und Thon, einige Breschen und Laven. Die zweyte Ordnung, aus Kiesel- und Bittersalzerde; der Mandelstein, (aus Jaspis und Serpentin,) der Ophyles, einige Breschen und Laven. Dritte Ordnung, aus Kiesel und Kalch; Mandelstein, (aus Jaspis und Kalchnieren) L. Lazuli, Pechstein, (daß dieser gewiß Kalcherde enthalte, ist wohl sehr zu bezweifeln. Rec. würde ihn eher unter die erste Ordnung rechnen.) Vierte Ordn. aus Alaun- und Bittersalzerde: P. perino, Tarras, Puzzolana; einige Laven. Fünfte Ordn. aus Alaun und Kalcherde — Schwerspath, Mergel — Schieffer: unreiner Dachschieffer. Sechste Ordn. aus Bittersalz- und Kalcherde — Aschengebirge, Salzstein; die Tophen der warmen Bäder. — Der dreyartigen erste Ordnung, (Kiesel, Alaun- Bittersalzerde) Basalt, einige Schiefer und Breschen. Zweyte Ordnung. (Kiesel- Alaun- Kalcherde) Zeolith, Flußspaht, (dieser gehört wohl richtiger unter der zweyartigen Ordnung) einige Breschen, der gemeine Leim. Dritte Ordnung (Kiesel- Bittersalz und Kalcherde) Peperino di Mar. Grünstein, graue Felsbresche, einige Schieffer. Vierte Ordnung, (Alaun- Bittersalz- Kalcherde) Trapp, Wetzstein, Gang Gebirg's- Schieffer; einige Breschen. Die vierartigen enthalten den Porphyrell, Sax. metall. Born., einige Breschen; die gemeine Feld- und Gartenerde. — Diese ausgezogene Eintheilung der zusammengesetzten Erden sey ein Beweis, mit welcher mühsam durchgedachten Ordnung der Hr. Verf. die mineralischen Körper ordnet. — Die Inflammabilien sind Schwefel, Bergöl, Bergharz, Bergpech (in dieser Klasse hätte der gediegene Arsenik, das Auripigment und der Sandarac nochmals aufgeführt werden müssen); daß der Kopal unter den Bergharzen aufgestellt ist, billigt Rec. recht sehr, da er überzeugt ist, daß zu dem, von so vielen Chemisten aufgeworfenen Zweifel, die große Seltenheit des ächten, und daher zu den Untersuchungen genommenen falschen, Kopals Gelegenheit gegeben hat.

Die Lagerstätte der Foßilien theilt der Hr. Verf. in fünf Hauptgebirgsarten ein: I. das Uranfängliche Gebirge (Montes primar.) 1. vom Verhalten derselben im Ganzen: (sie sind

die Grundlagen der Hauptgebirge). 2. die Gebirgsarten Granit. 3. Von den Gängen und Erzarten (sehr selten edle Gänge; etwa nur Zinn, Eisen, Kobold, Kieß.) 4. Von den Gangarten: (Glimmer, Steinmark, Schörl, Feldspaht, Quarz, Krystall. — Den Kalkspath findet man bekanntlich zu Scharfenberg, auch als eine Gangart in dem Granit: vielleicht hat ihn der Hr. V. mit Vorsatz übergangen, da dort nur der einzelne Fall, und es also nichts Allgemeines ist.) 5. Salze, Inflammab. und Versteinerungen finden sich nur äußerst selten. II. Das einfache Thon- oder Ganggebirge (Mont. secundarii) 1. Verhalten (bestehen aus gleichartigen festen Gebirgslagern, und sind der Hauptsitz der edlen Gänge). 2. Gebirgsarten. 3. Von Gängen und Stockwerken, und deren Verhalten (sehr richtige, kernigte, aus vieler eigner Erfahrung und Vergleichung gesammlete Beobachtungen, die alle verdienen erwogen zu werden; von denen Rec. nur die anführen will, daß die Crystallisation der Erden und Erze sich in den obern Regionen der Gänge weit häufiger finden, als in den tiefsten.) 4. von den gewöhnlichen Gangarten. 5. von den gewöhnlichen Erzarten (alle Metalle: doch finden sich mehr edle Gänge im Schieffer, Gneiß, Sax. metall. Born; als in den übrigen Gebirgsarten. Sehr merkwürdig ists, daß die härtesten Edelsteine, und das Gold sich am häufigsten näher nach dem Aequator zu, das Eisen am häufigsten in den nördlichen Ländern findet.) 6. Von den gewöhnlichen Salzarten; Vitriole, Silberhornerz; natürlicher Sublimat; Gypsfluß- und Schwerspahte; Schwefel- und Arseniкerze. 7. Von den Inflammabilien, Vererzungen durch Schwefel, metallhaltiges Erdpech. 8. Versteinerungen: sie finden sich nicht in denselben. III. Das einfache Kalchgebürge (Mont. tertiar.) 1. Verhalten (gleichartige feste Gebirgslager: nur selten edle Gänge). 2. Gebirgsarten: (körnigter und schuppigter Kalchstein). 3. Gänge und Erzarten (Eisenstein- Kupfer- Bleyglanz- Quecksilbergänge). 4. Salze (Natrum, und Kreidensalz). 5. Inflammab. (Schwefelkiese und dessen Vererzungen). 6. Versteinerungen (nur allein im körnigten, nicht im schuppigten Kalchsteine: sie sind weit zerstörter, als in den Flözgebürgen. Nach Rec. Bemerkungen, findet man auch hier nur äußerst selten Versteinerungen und Abdrücke von Landthieren und Pflanzen; häufiger von Conchylien; die jedoch nie so Familienweise beysammen sind. IV. Flözgebirge (Mont. quartar.) 1. Verhalten derselben (sie liegen auf den einfachen Kalchgebirgen; sind aber auch zuweilen von den ältern auch vulka-

vulkanischen Gebirgen durchbrochen. In den Flözgebirgen der nördlichen Länder findet man viele Products der südlichen Länder: aber nicht umgekehrt (eine äußerst merkwürdige Beobachtung!) 2. Verschiedene Erdschichten und Steinlager (die Kalcharten, Sandsteine, Thone, Mergel, Gypsarten, Dachschiefer, Granit, Leim, Tripel, Aschengebirge, alle Versteinerungen). 3. Erzarten und Mineralien (Kupfer-Glas und Fahl-Erz-Kiese Pecherz, Spahte, Ochern; alle in Schieffern – Eisenerze – alle Salze, alle Inflammabilien. 4. von dem Rücken oder Wechseln dieser Gebirge. 5. Gangarten (Kalch-Gyps-Fluß-Feld-schwerer Spaht; Quarz (daß Fluß- und Feldspaht und Quarz als Gangarten sich in den Wechseln gewöhnlich finden sollten, muß Rec. noch wohl bezweifeln, wenigstens wird man sie hier nur äußerst selten antreffen.) 6. Erzarten dieser Wechsel (Kobold, Nickel, gediegen Kupfer; Kupfer-Glas, Fahlerz, Kies, Bleyglanz, Schwefel-Arsenik-Kies. V. Vulkanische Gebirge (Mont.-Vulc.) 1. Verhalten (sie durchbrechen zuweilen alle drey Hauptgebürge: die noch brennenden befinden sich alle, in der Nachbarschaft der Meere; dahergegen so häufige Spuren ausgebrannter im jetzigen festen Lande sind) 2. Gebirges- und Erdarten (glasigte und Schörlähnliche Schlacken; Peperino; erdige Laven; der ächte Filtrir- der Bimstein; vulkanische Aschen und Puzzolana). 3. Minern (Salmiak, Arsenik, gediegener Schwefel, und dessen Leber; Alaun; Vitriole). 4. parasitische Steinarten (durch den nassen Weg wahrscheinlich gebildete: Basalt, Chalcedon, Zeolith, Granaten, Schörl). So gründlich, den Bestandtheilenangemessen, und beyfallswürdig die ganze Eintheilung der Foßilien auch ist; so bekennt Recens. doch frey, daß er den Abschnitt von den Lagerstädten, als den wichtigsten des ganzen treflichen Grundrisses ansieht; denn so viele theoretischpraktische Kenntnisse der Bergwerke mit einem so glücklichen das Allgemeine umfassenden Beobachtungsgeiste verbunden, findet man selten vereint — Theorien von Entstehung dieser Lagerstädte und der Foßilien überhaupt (hier sind nur blos die Schriftsteller über diese Materie angeführt; doch scheint dem Zusammenhange nach, der Hr. Verf. die Theorie von gleichzeitiger Entstehung der Gebirge nicht anzunehmen, welche doch sonst zur Erklärung aller vorkommenden Phänomene, so sehr gemächlich wäre.) Die Schriftsteller über das Mineralreich sind 1. systematische, 2. solche, die nur von einzelnen Theilen handeln. 3. Wörterbücher. 4. Nachrichten von merkwürdigen Mineraliensammlungen. 5. Oryctologien einzelner

zelner Gegenden. 6. Werke, worinn sich Abhandlungen über Gegenstände aus dem Mineralreiche finden. 7. Schriftsteller, worinn das Mineralreich betreffende Nachrichten und Anmerkungen zerstreuet sind. (Diese Sammlung von alten und neuen nützlichen Schriftstellern ist schon ziemlich vollständig; inzwischen hätte auch Monnet (Nouv. System de Mineralog.) wohl angeführt zu werden verdient. Dies ist der Grundriß der Mineralogie, welchen Rec. mit vielem Vergnügen durchforscht hat, und dem er gern seinen ganzen Beyfall ertheilt: seine hie und da eingestreuten freymüthigen Bemerkungen werden dem Hrn. Verf. nach seiner Erklärung nicht mißfallen, wenn sie auch gleich von einem ihm unbekannten, Freunde der Mineralogie sind. Nach diesem Plane, vorzüglichem Kenntnissen und glücklichem Beobachtungsgeiste, den die Ausführung desselben zeigt, können wir in der vollständigen Mineralogie ein Werk erhalten, dergleichen noch keine Nation über diesen Gegenstand besitzt; und Rec. bittet den Hrn. Verf. recht dringend, wenn seine Stimme etwas gilt, um die beschleunigte Herausgabe desselben.

Dw.

Epochen der Natur; übersetzt aus dem Französischen des Hrn. Grafen von Büffon. Erster Band mit Kupfern. Petersburg, bey Logan. 1781. gr. 8. S. 204. Zweyter Band. S. 190.

Wenn eine Reihe zusammengeketteter unerwiesener Geschichten, die unerwartet, wunderbar und unwahrscheinlich sind, und die man zugleich in einer einnehmenden Schreibart vorgetragen hat, die charakteristischen Kennzeichen eines Romans sind; so kann man ohne Bedenken dieses Buch einen physikalischen Roman nennen.

Der Verf. will die Entstehung, die erste Beschaffenheit und folgenden Revolutionen unserer Erde sehr weit über alle schriftliche Nachrichten von derselben hinaus, aus Vernunftschlüssen entwickeln: und seine unbegrenzte Einbildungskraft, sein lebhafter Witz, selbst seine vielfältigen großen Kenntnisse thun ihm hier die besten Dienste. Nur ists Schade, daß die kaltblütige verweilende Vernunft, die nicht blos über die Oberfläche der Dinge hinschwebt, durch Vergleichung der Beobachtungen der Natur, so oft auf Thatsachen stößt, die das luftige, ins Unermeß-

ermeßliche sich erhebende Gebäude bis zum Zusammensinken erschüttern. Der Verf. theilt die Geschichte der Naturbegebenheiten, vom angeblichen Anfange der Erde an, bis auf unsere Zeiten, selbst mit einigen Blicken auf die Zukunft in sieben Epochen. Hr. v. B. schickt einige allgemeine Grundsätze voraus; als 1) daß unsere Erde unter dem Aequator erhaben, unter den Polen mehr platt gedruckt sey; 2) daß sie eine eigenthümliche, von der Sonne unabhängige Wärme besitze; und die von jener herrührende, sey 3) sehr geringe, und nicht hinreichend, um Leben in der Natur zu erhalten. Die angeführten Beobachtungen von der innern Wärme der Erde in Bergwerken, sind nicht erweisend, da theils Andere in eben so tiefen Gruben, keine andere Wärme, als die bey 84' unter der Erde gewöhnliche, bemerkt haben: und theils von der zuweilen beobachteten größern Wärme, sich leicht Gründe aus der vorgehenden Auflösung und Verwitterung der Erze (z. B. des Schwefelkieses u. A. m.) angeben lassen. Hr. v. B. stützt sich übrigens auf Mairans Schrift vom Eise, der die Sonnenwärme aber gar zu mathematisch, blos aus der geraden oder schiefen Wirkung der Strahlen, aus der Erwärmung fester Körper und dgl. berechnet, aber das physische, die von lebenden Thieren, von Fäulniß, Gährung, Verwitterung, durch Verbrennen erzeugte Wärme übersehen hat. Und wie? wenn das schon so einnehmende Crawfordische System über das Feuer, immer mehr bestätigt werden sollte, welche Quelle von Wärme würden wir da an der Luft haben, da die dephlogistisirte eine Hitze von 32000° mittheilen soll, wenn sie durch das Brennbare in fixe Luft verwandelt wird. Bey dem 4) Satze, daß die Grundlage aller unserer Körper Glas sey, ist der große Unterschied übersehen, unter Körpern, die schon Glas sind, und solchen, die es werden können: das letzte möchte man zwar bey dem heftigsten Feuer, von allen Körpern behaupten können: aber das erste wohl von gar keinen natürlichen Körpern, die vulkanischen Produkte ausgenommen. Aus jenen Sätzen, und besonders aus der Gestalt unserer Erde, folgert nun der Verf., sie müsse bey ihrem Ursprunge durchaus flüßig gewesen seyn; und da das wenige, nur wenig Körper auflösende Wasser hier nicht zureiche, müsse sie durch das Feuer flüßig gemacht, d. i. geschmolzen seyn. (Allein, wenn das Wasser, wie Hr. B. S. 140 selbst angiebt, 9000' aller Orten über der Oberfläche unsers jetzigen Meers stand; sollte diese ungeheure Masse nicht vermögend gewesen seyn, die Oberfläche unsers

bodens, auf eine beträchtliche Tiefe, in eine Art des Schlamms zu verändern? [wozu keine eigentliche Auflösung, sondern nur ein mechanisches Schweben der schweren Theile im Wasser nöthig ist.] Sollte diese dicke schlammigte Erdschichte nicht hinlänglich gewesen seyn, um bey ihrer Umwälzung, die Erhebung unter dem Aequator, die Zusammendrückung unter den Polen zu bewirken? Da dies an sich gar nicht unmöglich, aus ähnlichen Erscheinungen vielmehr wahrscheinlich ist: so fiele dadurch die aus der jetzigen Gestalt der Erde gezogene Folgerung weg, daß unsere Erde ehemals nothwendig eine fließende Glasmasse gewesen wäre: und fällt diese unwahrscheinliche Nothwendigkeit weg; so stürzt das ganze, einzig darauf gestützte B. System ein; so sind die Epochen blos nichts, als Traum.) Da diese geschmolzene Erde eine ungeheure Zeit von 75000 Jahren erfordere, ehe sie unter ihrer gegenwärtigen Lage habe erscheinen können, diese Angabe aber der heil. Schrift widerspreche; so macht der Verf. eine Analyse und Commentar über die ersten Verse der Schöpfungsgeschichte nach Moses, und hebt nicht allein den anscheinenden Widerspruch, sondern zieht selbst noch Folgerungen zu Beweisen seines Systems heraus. Wer diese Stelle der Bibel, von **Buffon** kommentirt, aus Neugierde zu kennen wünscht, der lese das Buch selbst. **Erste Epoche, da die Erde und die Planeten ihre Gestalt bekamen.** Unsre Erde ist ein Theil der geschmolzenen großen Glasmasse der Sonne: aus dieser wurde jene zugleich mit unsern übrigen Planeten durch einen einzigen Stoß herausgeworfen. Dieser Stoß sey wahrscheinlich von einem, unserer Sonne sehr nahe gekommenen Kometen bewirkt: die Sonne selbst habe ihre eigne alles verglasende Hitze von andern Kometen erhalten, welche sich nämlich um sie bewegten; und „das Gewicht dieser Kometen, und die ganze Wirkung ihrer durchdringenden Kraft auf die Sonne, nebst der heftigen Wirkung des Reibens der innern Theile von ebenderselben, habe die ganze Sonnenmasse flüßig, leuchtend und brennend machen müssen.“ Diese Kometen selbst wären durch die Zersprengung einer andern Sonne entstanden, die nahe bey der unsrigen ihre Stelle gehabt hätte. (Diese Art der Erklärungen zugegeben, ob sie gleich kaum etwas mehr als Worte enthält: so geht es doch unserer erregten Neubegierde noch, wie den Indiern, mit ihren Elephanten, die die Erde tragen. Wir müssen zu unserer Befriedigung noch wissen, was denn unsre Sonne war, ehe ihre Nachbarinn zersprengt wurde, und die daraus gewordenen Kometen unsre Sonne

ne anzündeten? Sollte Hr. v. B. uns erlauben wollen, diesen letzten Knoten zu zerhauen; und hierzu eine unmittelbare Einwirkung des Schöpfers anzunehmen; so hätten wir ja der vielen hier geschürzten Knoten gar nicht nöthig: so könnte ja eben die schöpfende Macht eben so leicht unsrer Erde ihre gegenwärtige Gestalt und Bestandtheile [ohne Entwandelung von einer glasigten Masse] gegeben haben. Wollte Hr. v. B. aber eine Welt aufbauen, ohne dazu des Daseyns einer schaffenden Gottheit nöthig zu haben; oder sollte diese wenigstens sich nicht mehr darum bekümmern dürfen als die Götter Lucrezens, [dessen übrigen Glauben Rec. inzwischen Hrn. v. B. nicht zuschreibt, weil das Gegentheil aus einigen Stellen zu deutlich zu folgern ist] so mußte der Verf. uns hier nicht unbefriedigt lassen; mußte die Geschichte unsrer und der benachbarten Sonne, vor ihrer Entzündung und Zersprengung schreiben, um nicht den Anschein zu haben, als wenn sein schöpfrischer Geist jenes nicht wissen, dieses nicht erklären könnte, und also stillschweigend bekennen mußte, daß es, ohne Zutritt eines mächtigen weisen Wesens, mit dem Baue der Welt eine mißliche Sache sey)

II. Epoche. **Wie die Materie ihre Härte bekam, den innern Felskern der Erdkugel, und die großen glasartigen Massen auf der Oberfläche bildete.** — Wie die Erde nach 25000 Jahren, ihr Leuchten und Hitze, wie eine Sonne verlohr, und 2936 Jahre hernach sich erhärtete; so entstanden auf ihrer Oberfläche (wie auf jeder Masse geschmolzenen Glases) Löcher, Wellen, Unebenheiten; unter derselben leere Räume und Höhlen: und diese herausgetriebenen erhöhten Glastheilchen sind unsre Berge, die auch wirklich glasartig sind. (Unsere gegenwärtigen ältesten Gebirge von Granit, auch die von Gneuß, Trapp u. s. w. gleichen keinesweges jetzt einer bey dem heftigsten Feuer, gleichförmig gemischten und durchgeschmolzenen Glasmasse. Bey dem Granit z. B. findet man größere oder kleinere Brocken reinen crystallisirten Quarz, an welchen ebenfalls ungleichförmig große reine Stücken Feldspaht, Glimmer, Granat u. dgl. das eine bald in großen, das andere bald in kleineren Stücken liegen. Schmelzt man den Granit durch die Kunst; so erhält man aus demselben eine gleichvertheilte, gleichförmig geflossene Glasmasse, die also dem gegenwärtigen Granit höchstunähnlich ist. Wollte man diese Verschiedenheit auf die, durch tausendjährige Einwirkung von Luft und Wasser bewirkte Veränderung der Glasmasse schieben; so müßte doch diese Art der Verwitterung gleichförmig auf alle Theile

wirken, und in der verwitterten Masse die gleiche Vertheilung der Bestandtheile, so wie in der geschmolzenen, vorhanden seyn. Ferner sind alle, im Verwittern begriffene Körper, weich und zerreiblich; der Granit, Porphyr u. dgl. hergegen von einer fast unbezwinglichen Härte; zugeschweigen, daß das Innere der höchsten Spitze der mehresten Granitberge, eben so beschaffen ist, wie die Oberfläche, da doch jenes nicht durch Luft und Wasser verändert werden konnte. Unsre ältesten Berge sind also so wenig geschmolzene, als verwitterte Glasmassen). In den ersten 37000 Jahren unserer Erde bildeten sich, durch Sublimation, alle metallhaltige Trümmer und Gänge; die metallischen Substanzen wurden von den andern glasartigen Materien, durch die lange und anhaltende Hitze, abgesondert verflüchtigt, und aus dem Innern der Erdmasse in alle Erhöhungen der Oberfläche getrieben. (Daß unsre Erze durch Sublimation entstanden wären, scheint allen chemischen Grundsätzen entgegen: denn Schwefel und Arsenik, die eigentlichen Vererzungsmittel, trennen sich schon bey gelindem, wie vielmehr bey dem heftigsten Feuer von den Metallen: bey einem solchen Grade, der diese in die Höhe treiben sollte, wären Schwefel und Arsenik schon längst vorher in die Höhe gestiegen: die Metalle müßten sich also immer unter reinen Schwefelschichten, und zwar, als Kalche, oder in metallischer Gestalt, nicht vererzt finden. Auch das Entstehen der Erze durch Schmelzen, hat seine Schwierigkeiten. Auch hier würde der größte Theil der Vererzungsmittel durch den langen Fluß verpflogen; die mehresten Metalle also gediegen, oder verkalcht seyn; welches aber der Fall nicht ist. Die viele, so oft ganz reine, nicht von geschmolzenen metallischen Theilen gefärbte Bergart mitten zwischen den Erzen (bald in größern bald in kleinern Massen,) läßt sich auch bey angenommenen Schmelzen, nicht wohl erklären, da verglaßte Substanzen sich nie mitten zwischen den geschmolzenen metallischen Körpern aufhalten können, sondern sich immer nur auf der Oberfläche befinden.)

III. Epoche. Wie das Wasser unsern Erdboden bedeckte. Nach den ersten 30 bis 35000 Jahren war unsere Erde so abgekühlt, daß Wasser und andere flüchtige Theile sich auf der Oberfläche niederlassen konnten, ohne gleich wieder in Dünste verwandelt zu werden. Dies angesammlete Wasser machte durch seine Einwirkung die Höhlen auf der Oberfläche einstürzen, und bewirkte dadurch dessen Senkung. Eben dasselbe verwandelte das von den Bergen abgeriebene und zermalmte

malmte Glas und Sandstein in kurzer Zeit in Thon (ob gleich Hr. v. B. sich auf einen Versuch des Hrn. Nadault stützt, so ist dieser doch zu einem Erweiß viel zu wenig genau und reinlich: denn die Thontheilchen sind gewöhnlich der Kitt des Sandes im Sandsteine, und der Versuch würde schwerlich mit gestoßenem Quarz erfolgen; überdem ist das einfache Thongebirge (Montes secundar.) viel zu fest und dicht; die Gebirgskette zu regelmäßig verbreitet; die Gänge sind zu sehr nach dem Perpendikel sich senkend, und der ganze Unterschied von den Flözgebürgen zu weit abstechend, als daß man jener ganzen Ursprung einer in so vielen Jahrtausenden nach und nach erfolgten Absetzung der aus zermalmtem Glase entstandenen Thonerde zuschreiben könnte.) So wie sich von der Erde das Wasser zurückzog, erzeugten sich in beyden, obgleich das letzte lange fast noch kochend war, eine Menge von Thieren und Pflanzen; diese waren die Urbilder der in Versteinerungen noch vorhandener Geschöpfe, die mehrentheils von ungeheurer Größe waren, weil die organische Materie weniger mit andern Theilen vermischt war, und deshalb sich zu größern Massen vereinigen konnten, um größere Werke zum Vorschein zu bringen. Die Natur, die die Meere befruchtete, breitete auch zugleich die Keime des Lebens über die trockengewordenen Länder aus, und besetzte sie mit Thieren und Pflanzen, die eine größere Hitze, als die gegenwärtige aushalten konnten. Aus den organischen Partikeln bildeten sich auf den höhern Theilen des Erdbodens eine unendliche Menge von Vegetabilien; im Wasser eine unendliche Menge Muscheln, Schalenthiere, und Fische: jene organischen Partikeln selbst erzeugen sich durch die Einwirkung der Sonne in zähe Materien. Ja wir würden selbst neue Geschlechter der Thiere entstehen sehen, wenn plötzlich die gegenwärtigen zum Theil zerstört würden, weil die organischen Partikeln nicht aufgelöst werden können, und sich also wiederum vereinigen würden, um neue organische Körper zu bilden. (Also ist Sonne und Wasser und zähe Materien, oder, mit andern Worten, nach den Lehren der alten Philosophen, der blinde regellose Zufall, der einzige Urheber der regelmäßigsten, künstlichen, organischen Geschöpfe). Aus der Menge der, in 15-20000 Jahren verweßten Thiere entstand alle Kalcherde, und aus den Vegetabilien der Schieffer, und die Steinkohlen. (So gewiß viele unserer Kalcherden vorher animalisch gewesen zu seyn scheinen; eben so unwahrscheinlich ist doch wohl der Ursprung alles Kalchs aus Thieren, besonders desjenigen, in den einfachen schuppigten

Kalchgebürgen (Montes tertiar.) die nach ihrem festen Gewebe, dem innern Bau und dem ordentlichen Streichen ihrer Bergketten, durch ein allmähliges Ansetzen der losen Erde wohl nicht entstanden seyn können. Auch die Kunst verläßt uns ganz und gar, aus Thon oder Glas Kalch zu erzeugen. Wahrscheinlicher möchte es seyn, daß die Thiere aus den Nahrungsmitteln nach und nach in ihrem Körper, die eben so gut als die glasartige Erde ursprünglich vorhandene Kalcherde ausziehen, und wenn sie dann verwesen, eine angehäufte Kalcherde zurücklassen.)

IV. Epoche. Da das Wasser abfloß, und die Vulkane zu brennen anfiengen. Die unterirrdische Elektricität, deren Urstoff die eigenthümliche Wärme der Erdkugel ist, ist die allgemeine, und das Feuer, das durch das Aufbrausen der kiesartigen und brennbaren Materien entzündet wird, die besondere Ursach der Vulkane. Diese Veränderungen nahmen einen Zeitraum von 10000 Jahren ein.

V. Epoche. Da die Elephanten und andere südliche Thiere die nördlichen Länder bewohnten. Der Aequator wurde, wegen der größern Dicke der Erde, der Mitwirkung der Sonnenhitze, des spätern Aufnehmens des Wassers, wenigstens der wärmern Dünste wegen, später (10000 Jahre) abgekühlt, als die Pole; daher konnten diese eher von größern Thieren, als den Elephanten u. a. m. bewohnt werden, weil die innre Wärme der Erde auch zur Erhaltung derselben das ihrige beytrug. Da aber dieselbe binnen 10000 Jahren sehr abnahm; so wanderten die Elephanten, denen die Gegenden nun zu kalt wurden, nach Süden *) (die Ursach dieser angenommenen Hypothese sind die häufig gefundenen Geripppe von solchen Thieren in den Nordländern. Allein zu geschweigen, daß unter dem Südpole sich keine Elephantengerippe finden, da sie doch, nach der Hypothese, dort eben so gut als unter dem Nordpol hätten leben können; so wäre doch, zu der Erklärung jener Erscheinungen, vielleicht hinlänglich, daß eine große Ueberschwemmung, deren Direction von Süden nach Norden kam, die noch lebenden Elephanten von südlichen Gegenden weg, und nach Norden geschwemmt hätte, welche sich aus eignen Gründen dort konnten, bey Ablauf des Wassers, todt ange-

*) Es finden sich die Elephanten nicht blos, wie Hr. B. im nördlichen America, bis an die hohen Gebirge von Panania: sondern man hat allerdings ein Geripp und Zähne derselben, in Brasilien, und bey Lima gefunden.

gehäuft haben, und so versteint seyn. Der Umstand, daß man diese Thiere dort Hecatombenweise einige ganz unverändert, und noch gefroren, in den Bänken von Flüßen findet, ist viel eher aus einer Anschwemmung begreiflich, als wenn jene, in den dortigen Gegenden als ihrem Wohnorte, eines natürlichen Todes gestorben seyn sollen *): denn wie sollten solche Thiere Hecatombenweise sich versammlet haben, und dann auf einmal gestorben seyn? Die Direction einer großen Fluth von Süden nach Norden erweisen die Menge südlicher Geschöpfe in den nördlichen Flözgebirgen, da man vom umgekehrten Falle keine Beyspiele weiß. Will man dieses durchaus nicht gelten lassen; so ließe sich vielleicht annehmen, daß die Axe unserer Erde parallel mit der Weltaxe gestanden habe, und deshalb die Nordländer wärmer gewesen wären: und daß durch ihre hernach erfolgte Neigung der Axe, deren Folge die allgemeine fast documentirte Ueberschwemmung; (ich nenne sie, um nicht gleich verlacht zu werden, nicht Sündfluth:) gewesen war; daß diese Neigung, sage ich, die gegenwärtige Kälte derselben verursachte.) Nachdem endlich alle diese erwähnten Begebenheiten sich ereignet hatten, entstand zuletzt, unserer gewöhnlichen Zeitrechnung gemäß, der Mensch.

VI. Epoche. Da die festen Länder von einander getrennt wurden. Europa hieng ehemals mit Grönland, Asien mit America, Kanada mit Spanien zusammen. Durch Erdbeben und Vulkane versanken eine Menge Länder, unter andern die berühmte Atlantis, (die doch nichts als das Hirngespinste eines griechischen Philosophen ist.) Die Trennung von America erfolgte 10000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung.

VII. Epoche. Da die Kraft des Menschen die Kraft der Natur unterstützte. Das erste, mit Kenntnissen und Künsten versehene Volk fand sich in dem hohen Lande von 40° – 55° Breite, das jetzt einen Theil des südlichen Sibiriens und der Tartarey ausmacht. Die innere Wärme der Erde müsse immer nach und nach abnehmen: doch könne der Mensch das Clima eines Landes wärmer machen, indem man es gesünder macht, Wälder niederhaut, Moräste austrocknet, sie anbaut,

*) Die Erklärung einiger Neuern, daß die Elephanten durch Feldzüge südlicher Nationen nach Norden, zugleich mitgebracht wären, läßt sich nicht wohl annehmen, weil sich bey ihnen auch andere südliche Thiere, als Rhinoceros finden, welche doch die Armeen wohl nicht in ihrem Zug führten.

sam; bevölkert; wodurch man ihm auf viele 1000 Jahre Wärme mittheilt. Jeder Mensch und jedes Thier ist ein kleiner Brennpunkt von Wärme, deren Vermehrung also auch die ehemalige Temperatur der Gegenden sehr erhöht: hierzu kommt auch noch die Summe von allen den verschiedenen künstlichen Feuern. Obgleich unsere Erde schon 75000 Jahre alt ist; so wird sich doch die belebte Natur noch 93000 Jahre erhalten.

Dies ist das Büffonische System, das Rec. unmöglich als das seinige annehmen kann. Ihm scheint die Theorie des blinden Zufalls mit gutem schlichten Menschenverstand schon ganz unverträglich: und einige Kenntniß und Aufmerksamkeit auf den Bau organischer Körper, und ihre, aus sich selbst erfolgende gleichförmige Fortpflanzung, müssen ein unleidenschaftliches Gemüth unwiderstehlich auf die nothwendige unmittelbare Einwirkung einer mächtigen Weisheit führen. Und nimmt die Vernunft, gezwungen, einen Schöpfer organischer Substanzen an: warum sollte eben dieser, Seiner Erde die ihr bestimmte Gestalt, ihre Hauptgebirge, alle in ihr befindlichen (Thon- und Kalch-) Erdarten, die Metalle, und ihre jetzige Anlage im Ganzen genommen, u. s. w. nicht auf einmal gegeben haben? (deren verschiedene nachherige Abänderungen durch Fluthen, Erdbeben, Vulkane, doch Niemand dabey leugnen wird.) Oder ist es einem so weisen und mächtigen Wesen, als aus der Einrichtung der unzähligen, eben so sehr vervielfachten organischen Körper erhellt, anständiger, die Erde und alle Planeten 60000 Jahre um die Sonne herumrollen zu lassen, damit sie sich abkühlten, und alle die Revolutionen erlitten, die sie zu seiner Bearbeitung und der Schaffung ihrer eigentlichen Bewohner, der Menschen, tüchtig machten? Doch so urtheilen vielleicht nur schwerfällige Deutsche: (denn Rec. hält sich der Beystimmung seiner nachforschenden Landsleute versichert:) ein französisches schöpferisches Genie weiß wohl besser dem Urgeiste mit klugen Rathschlägen zu Hülfe zu kommen, die er etwa bey einer neuen Schöpfung, zu seiner Erleichterung und weisern Einrichtung befolgen kann. Uns mag man es daher nicht übel deuten, daß wir diese Epochen für romantische Träume halten, und uns wundern können, daß der Verf., bey seinen sonst ausgebreiteten und nutzbaren Naturkenntnissen so träumen, und seine Visionen uns für Wahrheit verkaufen könne. Wir dürfen es bedauren, daß seine Kenntnisse, sein Witz, seine blühende Schreibart, vielleicht manchen seiner jungen Landsleute

wider seinen Willen zu epikurischen Theologen bildet, deren Daseyn leyder den größten Grad der Erniedrigung des menschlichen Verstandes erweißt.

Kmz.

Blochs ökonomische Naturgeschichte der Fische, besonders in den Preußischen Staaten. Berlin, in Commission bey Wewer. 4. Erster Heft. Ohne Vorerinnerung 48 Seiten. Zweyter Heft. 24 S. 1781. Beyde mit bemalten Kupferblatten. Dritter und Vierter Heft. Pl. XIII. - XXIV. Textbogen K - U.

Was Schreber für die Naturgeschichte der Säugthiere nun, wie wir hoffen, bald vollenden wird, das unternimmt B. für die Naturgeschichte der Fische; ein Unternehmen, das ihm desto mehr Ehre macht, da ihm, besonders in guten Zeichnungen so wenig vorgearbeitet ist, und dem Naturforscher desto willkommener seyn muß, der sich schon so lange nach kunstmäßigen und treffenden Abbildungen für diesen Theil seiner Wissenschaft vergebens gesehnt hat; denn die Schäfferische haben diese Lücke gewiß nicht ausgefüllt; die Proben, welche uns B. in diesen beyden Heften vorgelegt hat, entscheiden so sehr für den Vorzug vor diesen, daß man weder Kunstkenner noch Naturforscher seyn darf, um ihn zu fühlen, und beleben die Hoffnung eines jeden für seine Wissenschaft eifrigen Zoologen, daß Maler und Zeichner, so wie der Schriftsteller diesem Werke gewachsen seyn werden. Vielleicht entschließt sich B. wenn er, wie er verdient, genug Unterstützung findet, seinen Plan, bey welchem er sich übrigens keine systematische Ordnung festgesetzt hat, weiter auszudehnen, und auch solche Fische, welche außerhalb den preußischen Staaten zu Hause sind, darein aufzunehmen. Im ersten Hefte voran die allgemeine Naturgeschichte der Fische, die Terminologie und Litteratur der Ichthyologie, dann die Beschreibung des Karpfengeschlechts, welche noch durch das ganze zweyte Heft fortgesetzt wird. Auf den Platten sind sechzehn Arten, darunter zwo neue, welchen B. die Beynamen bipunctatus und amarus beylegt, abgebildet; die Giebel trennt er mit Recht von dem Ballerus. Der Text geht nur bis auf die vierzehn ersten Arten; der V. hat sie nicht

nur

nur sehr genau beschrieben, sondern auch die gleichbedeutenden Namen und Umschreibungen anderer Schriftsteller, und ihre Namen in ausländischen Sprachen beygefügt; doch vermissen wir die russische, welche V. leicht bey Lepechin und Gmelin hätte finden können, auch einige, die in deutschen Provinzen gebraucht werden.

Auch der dritte und vierte Heft verdienen, so wie die erstern, unsern ganzen Beyfall; es sind darinn noch einige Karpfenarten, der Brachsem, der Schley, der Karpfen und der Barbe, und als Spielarten des zweyten und dritten der Goldschley und der Spiegelkarpfen, und von dem zweyten Geschlechte, von dessen gemeinschaftlichen Eigenschaften hier eine kurze Erzählung vorausgeschickt wird, nämlich dem Lachsgeschlechte, der Lachs, die Lachsforelle, die Goldforelle, und die Asche, und als eine Spielart der vorletztern die Waldforelle beschrieben und abgebildet. Der V. hat nicht nur alles gesammlet, was dem Naturforscher und Landwirthe wichtig seyn kann, sondern sich auch als einen Mann gezeigt, der vieles selbst beobachtet, richtig und scharfsinnig beobachtet hat. Vielen Dank verdienen vornehmlich seine, die Zeugungsgeschichte der Fische betreffende Wahrnehmungen; sehr genau ist die Entwickelung des Fisches aus dem Ey, wie sie nach und nach erfolgt, geschildert; auch hier trägt das weibliche Geschlecht den Keim des künftigen Thiers in sich, und das männliche giebt ihm Bewegung; die Verbindung der Eingeweide mit dem Dotter geschieht hier durch den Mund, nur der Dotter dient dem Keim zur Nahrung. Die Wassereulen verzehren die junge Brut gerne.

Rz.

Tabellen über die Versteinerungen zum ersten Unterricht, entworfen von Johann Georg Lenz, der Weltweisheit Magister, auf der Universität Jena. Jena, bey Cröckers Wittwe. 1780. 6 Bogen lang Fol.

Diese Tabellen, welche ein Auszug aus Walchs systematischem Steinreiche sind, hat der V. blos für Anfänger der Naturkunde entworfen, und hofft, daß dadurch die lithologische Terminologie mit weniger Mühe, und in besserer Verbindung könne erlernt werden. Recensent will den Nutzen der Tabel-

Tabellen nicht läugnen: aber diese werden nicht anders nützen, als bey mündlicher Erklärung eines Lehrers. Hr. L. hätte sie aber nützlich machen können, wenn er die vorgegebenen Versteinerungen, die sich aber in Natur nicht finden, von den wahren unterschieden hätte, wenn er eine kurze richtige Bestimmung der Arten hinzugesetzt, oft neuere Schriftsteller, und deren ihre Abbildungen angeführt hätte. Alles dieses ist aber nicht geschehen: sondern die versteinten Regenwürmer, Spinnen, Ameisen, Fliegen, Schmetterlinge u. s. w. stehen als eben so glaubwürdig angeführt, als wahre Versteinerungen. Nothwendig hätte er bey den versteinten Conchylien auf ihre Originale verweisen sollen: aber auch dieses vermissen wir. Der Roggenstein, von dem es doch mehr als gewiß ist, daß er keine Versteinerung ist, steht hier treulich als versteinerte Eyerstöcke von Fischen. Kurz, für jetzige Zeiten scheinen diese Tabellen sehr wenig brauchbar zu seyn.

D.

Chr. Gottl. Azes Naturlehre für Frauenzimmer, Breslau und Leipzig bey Gutsch. 1781. 8. S. 560.

Wie man aus der Zueignung an zwo Gräfinnen von Hochberg sieht, hat der V. den Complimentenstil in seiner Gewalt, aber ein Naturforscher, ein Prediger und Rektor sollte nicht so kriechen. In der Einleitung sagt er, daß diese Bogen nur ein besonderer Abdruck des sechsten Theils aus dem Lehrbuche für Frauenzimmer seyen. Er fängt mit der Astronomie an, wiewohl wir glauben, daß man damit, besonders bey Frauenzimmern, beschließen müsse. Hernach führt er sein Julchen auf der Erde herum, und geht hernach zur Physik über. S. 144 fängt er das Thierreich, wie billig, mit dem Menschen an, aber S. 157 irrt der Verf., wenn er vom Geruch behauptet, daß uns dieser Sinn nie zur Ausschweifung verleiten könne. Rec. weiß von einem Wollüstling, der sich ein eignes Zimmer hielt, worinn die kostbarsten Gerüche beysammen waren. Da gieng er oft von der fetten Tafel hin, ließ einige Gläser öffnen, hielt sich einige Minuten in der süßen Atmosphäre auf, und gab seiner Nase ein Fest, das großen Aufwand erforderte. Das können wir aber nicht billigen, daß der Verf. seinen schönen Zuhörerinnen beym Menschenkörper sonst nichts vorträgt, als die Lehre von den Sinnen. Wem

ist

ist die Kenntniß des Magens, der Gedärme, des Blutlaufs und der Absonderungen nöthiger, als den Damen, die in ihrer Lebensart so viele Fehler gegen die Diätetik machen? Auch über die Seele gleitet Hr. A. zu schnell weg. Wie viel Gutes läßt sich dabey den Töchtern sagen! Nicht nur die Schmetterlinge, alle Insekten haben Fühlhörner. Falsch ist es, was der V. S. 169 sagt, daß alle Thiere aus Eyern entstehen. Vergleichen Unrichtigkeiten werden durch die Compilatores und Compendienschreiber, die die neuesten Entdeckungen nicht kennen, immer in Menge verbreitet. So nennt er S. 249 beym Hippopotamus den Behemoth im B. Hiob, geht die Thiere nach den Zehen durch, braucht viele unbestimmte Namen, sammlet Wahres und Falsches, und versteht überhaupt die Kunst nicht, alles, was er sagt, den Frauenzimmern angenehm und interessant zu machen. Um der Zehen willen ist der Straus vom Casuar getrennt. Die Wallfische und Linnei Amphib. Nant. stehen noch in der Klasse der Fische. Der Verf. redet von Rochen, die einen Rattenschwanz hätten, und vergiften können, aber beydes ist offenbar falsch. Auch rechnet er die Kröten insgesammt zu den giftigen Thieren, wiewohl er keine einzige Erfahrung auf seiner Seite haben kann. Wir sehen nicht ein, warum die Klasse der Amphibien von ihrer Stelle versetzt werden mußte. Mager ist die Lehre von den Schlangen, und falsch ist es, daß die Klapper des Crotal. horridus L. oft aus 40 Gelenken bestehe. Kann man nur die Schmetterlinge in einem dreyfachen Zustande betrachten, wie der V. S. 471 sagt? Sind nicht alle Insekten erst Larven? Im Mist haben wir noch nie einen Regenwurm gesehen. Die Infusionsthierchen vermengt der V. mit den Essigaalen. Man braucht eben kein Hofmannisches Mikroscop, um den Unterschied einzusehen. In der Botanik hält der V. gar keine Ordnung, redet von Kräutergewächsen, nimmt noch zwey Gattungen von Thee an und läßt alles weg, was schön und unterhaltend ist. Auch in der Mineralogie sagt er seinem werthesten Julchen schnell hinter einander eine Menge Namen vor, die gewiß kein Frauenzimmer so trocken, wie sie da stehen, behalten wird. Wir wiederholen also auch hier unsre alte Klage, daß dadurch der schönsten unter allen Wissenschaften kein Dienst geschieht, wenn Leute, deren eigentliches Fach die Naturgesch. nicht ist, sich immer hinsetzen, und aus andern Schriften, freylich in der besten Absicht, ein Pelemele zusammenschreiben.

Fw.

Genaueste

Genaueste Beschreibung des in der Herrschaft Schmalkalden üblichen Eisenschmelzens und Schmiedens nebst einer vorzüglichen Anleitung zum Stahlmachen, entworfen und mit einer Nachricht über die Blecharbeit im Hennebergischen vermehrt von Engelhard Herwig, Hochfürstl. Hessischen Hütten-Inspektor. Mit einem Kupfer. Zweyte und vermehrte Auflage. Biedenkopf, bey Zicklar. 1780. 8. 2¼ Bogen. 1 Kupfer.

Aus einer so kurzen und in Detail gehenden Schrift läßt sich nichts ausziehen; sie ist aber gut gerathen, und zeigt von einem Verfasser von praktischen Einsichten in die Sache, worüber er schreibt. Was die Theorie und chymische Erklärung betrifft, so wäre dabey verschiedenes zu erinnern; aber wer diese praktische Nachrichten mit Einsicht lesen kann, dem wird auch das Fehlerhafte in den Erklärungen, ohne Erinnerung, leicht in die Augen fallen.

Hb.

P. Fr. Uebelakers System des Carlsbader Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke, samt einem Versuch einer mineralischen Geschichte desselben und dahin einschlagenden Lehre über die Farben. Erlangen, auf Kosten Walthers. Fol. Erste Abtheilung. 1781. Zehn Kupfertafeln nebst 7 Bog. Text.

Sehr ausführlich, und wie wir sagen müssen, etwas zu mikrologisch sind hier acht und siebenzig zugleich in schönen bemahlten Kupfern vorgestellte Spielarten dieses in seiner Art immer merkwürdigen Steins beschrieben; eigentlicher verdiente er freylich den Namen Toffstein; er bildet in der Gegend von Carlsbad ganze Hügel und kleine Berge. Der V. theilt sie in Erden, in Sinter, und in Rogensteine. Mit mehreren hat er zwar chemische Versuche angestellt; wir haben aber in dem erzählten Resultat nichts neues finden können, und wünschen, daß der V. bey den drey folgenden Abschnitten eine bessere

Wahl in derselbigen treffe. Ueberhaupt können wir nicht einsehen, was die Naturgeschichte durch solche Werke gewinnt.

Rz.

---

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Neue Nordische Beyträge zur physicalischen und geographischen Völkerbeschreibung, Naturgeschichte und Oekonomie. Erster Band, mit vier Kupfertafeln. 342 S. in 8. Petersburg und Leipzig. 1781. Zweyter Band. Sechs Kupfertafeln. 375 S. 8. 1781.

Wir zeigen unter diesem Titel eine der merkwürdigsten deutschen Schriften an, die über Völkerbeschreibungen und Naturkunden ungemeines Licht verbreiten, und aus den unbekannten Gegenden des Russischen Reichs, und den Ländern seiner asiatischen Nachbaren manche Seltenheit bekannt machen, und manche verjährte Meynung über den Haufen werfen wird. Und was kann man nicht von einem Pallas erwarten, der durch seine Reisen und Beschreibungen mogolischer Völkerschaften unsere historische und naturhistorische Litteratur so herrlich bereichert hat, und dem seine Lage in Petersburg und Verbindung mit Beobachtern in dem weitläuftigen russischen Staat, die beste Gelegenheit geben, uns mit den wichtigsten und neuesten Beobachtungen zu unterhalten. Doch wir wollen unsere Leser selbst in den Stand setzen, sich von dem Werth dieser Beyträge zu überzeugen, und die Aufschriften der vornehmsten Abhandlungen hersetzen. 1) Beschreibung des tangutischen Büffels mit dem Pferdeschweif, nebst allgemeinen Bemerkungen über die wilden Gattungen des Rindviehes. Aus den Actis Petropolitanis übersetzt. Hr. P. vergleicht darinn zuerst aus auf der Stelle gemachten Beschreibungen, den Nordamerikanischen Bison mit dem Auerochsen in Polen und Litthauen; darauf folgt die Beschreibung des tangutischen Büffels mit dem Pferdeschweif, der tibetanisch Jak heißt; Aelian kennt diesen Büffel

schon,

schon, und beschreibt ihn L. 162. c. 11. und libr. 15. c. 14. kurz aber richtig. Rubruquis, Marco Polo und andere Reisende im Mittelalter durch das östliche Asien kennen ihn auch. Hier wundert uns nur, wie Hr. Pallas, der doch hier die vorzüglichsten Stellen der Reisebeschreiber liefert, wo von diesem Büffel die Rede ist, den Marco Polo blos aus dem du Halde citirt. Sie steht beym Polo im 62sten Kapitel des ersten Buchs. Die Schweiffe dieser Büffel werden bey den asiatischen Völkern sehr gesucht, deren Haare oft einer Ellen lang sind, und von den Chinesern roht gefärbt, als Quasten auf ihren Sommerhüten getragen werden. 2) Naturgeschichte des Korsaks, einer besondern Art kleiner Füchse, in den südlichern Wüsteneyen des mittlern Asiens. Man findet dies Thier in den Steppen zwischen dem Urakfluß und Irtisch, auch weiterhin nach Süden, in den Gegenden längst dem östlichen Ufer des caspischen Meeres. Gegen Westen scheint das Caspische Meer und die Wolga, den Ort seines Aufenthalts zu begränzen. Er nährt sich von Vögeln und kleinen Steppenthieren, und trinkt beinahe gar nicht. Im Winter verändert er an den meisten Theilen seines Leibes seine gelbe Haare in graue. Die Kirgisen, Korakalpacken und andere Steppentataren geben sich vorzüglich mit dem Fang dieser Thiere ab, und nach Orenburg werden jährlich auf 40 bis 50000 von ihren Fellen den Russen zum Kauf gebracht. 3) Bemerkungen über die Bandwürmer in Menschen und Thieren. Eigentlich beträchtliche Vermehrungen und Zusätze, zu der 1760 in Leiden vertheidigten Inauguraldissertation des Verfassers. Er beschreibt 21 Arten dieser Würmer, und erläutert diese durch zwey Kupfertafeln. 4) Vergleichung einiger in Schweden, Rußland, Sibirien, und den daran gränzenden Wüsteneyen, bemerkten tödtlichen Krankheiten, die man unter dem Namen der Brandbeulen zusammenfassen kann. Der V. findet eben dieselben Zufälle bey Thieren und Menschen, in den Wüsteneyen des Russischen Reichs, die Hr. von Linne von der Furia infernalis beschrieben hat. Aehnliche Zufälle sind auch von andern in der Gegend von Petersburg, Narva, Nowogrod, wie umständliche Berichte zeigen, bey trockenen und heissen Sommern bemerkt worden. 5) Bemerkungen über die Fortsetzung der schwedischen Gebirge, welche zwischen dem weissen Meer und den Seen Onega und Ladoga auf russischen Boden eintritt. Sie sind von Hrn. Renowanz, jetzigen Oberhüttenverwalter bey den Koluwanischen Werken, einem erfahrnen Bergwerksverständigen aufgesetzt, und leiden keinen Auszug.

In diesen Gebirgen findet man bey Tiawdeiwa und Pereguba, Marmor, auch am nordlichen Ufer des Ladogensees; er ist an Farbe schön, wird in ansehnlichen Bruchstücken gewonnen, verliert aber an Feinheit und Politur gegen dem Marmor bey Catharinenberg. Der Woritzerberg hat Goldstuffen von einigen Mark Goldes; man hat ihn von 1744 bis 1768 bearbeitet. Seit 1778 wird der Bergbau von neuem betrieben, weil die Goldnester aber nur sparsam vorkommen, noch nicht viel über die Kosten gewonnen. Dies Goldbergwerk ist doch also wirklich vortheilhafter, als die andern Nordischen in Norwegen und in Schweden. Am Ende eines jeden Stücks, deren zwey einen Band ausmachen, giebt Hr. P. interessante Auszüge seiner ausgebreiteten Correspondenz, die zum Theil einzelne Puncte der vorhergehenden Abhandlungen ergänzen und bestätigen.

Im zweyten Stück des ersten Bandes laufen die Abhandlungen mit gleicher Nummer fort, und es folgt 7) ein Bericht von Gebeinen großer ausländischer Thiere, die man 1776 im Kasanschen aufgegraben hat. 8) Umständliche Nachricht von den berühmten Bestüchewschen Nerventincturen, oder sogenannten Lamottischen Tropfen. Auch die Geschichte dieser Arzney wird umständlich mitgetheilt. 9) Hablizl von der angefangenen Cultur des Kunschuts in der Gegend von Astrachan. Dies ist der persische Name der Pflanze, welche Botaniker Sesamum genannt haben. Sie wächst häufig in Aegypten, Syrien, den Inseln des Mittelländischen Meers, in Indien, Persien und der Bucharey. Das daraus gepreßte Oel kommt am Geschmack und Farbe dem Baumöl so nahe, daß es die Stelle desselben vertreten, und Rußland 147000 Rubel ersparen kann, die es jährlich den Ausländern für Baumöl bezahlen muß. Der Kunschut kommt besser in niedrigen, als hohen Gegenden fort. 10) Nachrichten von Tybet, aus Erzählungen tangutischer Lamen. Ein herrlicher Beytrag zur Kenntniß dieses auch Lesern des P. Georgi und Stewarts immer unbekannten Landes. Die Mogolen nennen Tybet, Bavoon-tala, rechter Hand, weil es ihnen so belegen ist. Der Name Butan, den auch dies Land führt, ist wahrscheinlich aus Tebudun gemacht worden, sonst heißt Tybet bey den Morgenländern Tangut. Außer dem Delai Lama verehren die Tybetaner und Calmücken, den sogenannten Bogdo Lama, als den zweyten im Rang, und er herrscht unabhängig im südlichen Tybet. Noch verehrt die Lamaische Geistlichkeit sieben Kutuchten oder Kardinäle, denen gleichfalls ein göttlicher Geist zugeschrieben wird.

Delai

Delai Lama ertheilt nur Landesfürsten und Chanen den Segen mit der bloßen Hand, andern Laien mit einer Art von Zepter. Von den Ablaßbriefen, dergleichen der Delai Lama zu ertheilen pflegt, wird hier einer abschriftlich mitgetheilt. Dieser ist im Namen oder auf Befehl des Kaysers von China ausgefertigt, der über den Theil von Tybet herrscht, wo Delai Lama residirt. 11) Beschreibung des altaischen Gebirges aus dem chinesischen Buche Daizyn-itundschi übersetzt. Ein wichtiger Zusatz zur Geographie des östlichen Asiens, wenn gleich fast lauter unbekannte Namen vorkommen. Altai alin, der mogolische Name dieses Gebirges heißt goldenes Gebirge, eben dasselbe drückt die alte chinesische Benennung Gin-Schan aus. Von den Chinesern allein haben wir von diesen Gegenden nähere Aufklärung zu erwarten, die einige Jesuiten um 1770 in diese Gegenden schickten, doch verbreitet nach Hrn. P. Islenieffs Charte des obern Irtisch und der Soongaren sehr viel Licht über diese weitläuftigen Wüsteneyen. 12) Tagebuch einer Entdeckungsreise nach den gegen die Mündung des Flusses Kowyma im Eismeer gelegenen Bäreninseln, nebst einer Beschreibung derselben. Coxe giebt in einer Note S. 324 Nachricht von dieser Reise, aber dies Journal beschreibt die Mühseligkeiten derselben, und die Inseln, welche man lange für ein großes festes Land hielt, genauer. Die Reise ward auf Handschlitten angestellt. Auf den Inseln wächst nichts, sie haben auch keine Einwohner, und die Russen fanden nur Trümmern von verlassenen Hütten aus Treibholz am Ufer aufgeführt dorten. 13) Geographische Beschreibung des Anadyrflusses, der aus dem nördlichen Theile von Kamtschatka in die Südsee fällt. 14) Besondere Nachrichten über die Tschukotskische Landspitze, und benachbarte Inseln. Wie der vorige Aufsatz aus dem Russischen. Auch diesen hat Coxe in seiner Geschichte der Russischen Entdeckungen benutzt, oder wie einige andere, von Hrn. Pallas erhalten. Diese Nachrichten enthalten das neueste und zuverlässigste, was wir von diesen Gegenden wissen. Die Tschucktschen gaben doch einige Nachrichten von dem gegenüberliegenden America. 15. Bericht von Crenitzins und Lewaschefs 1768 und 1769, nach den neuentdeckten Inseln, und bis an das feste Land angestellten Seereisen. Es ist dieselbe Reise, welche Hr. Pr. Sprengel nach Coxe in den Beyträgen zur Länder und Völkerkunde bekannt gemacht hat, daher auch beyde meistens wörtlich übereinstimmen; Hr. P. aber hat doch allerhand Anmerkungen beygefügt, worunter vorzüglich das Reisejournal der spanischen Schiffe

gehört, die 1775 die Nordamericanische Küste von 21 bis zum 58 Gr. N. Breite untersucht haben. Der vorige Aufsatz erhält von dem nachfolgenden 16) Erläuterungen über die Entdeckungen im östlichen Ocean treffliche Aufklärungen, so wie die ganze Landgegend, und Meer und Inseln, zwischen Cooks Straße und den Fuchsinseln. Coxe hat zum Theil Hrn. Pallas Materialien genutzt, und aus ihm und einigen andern Nachrichten Hr. Pr. Sprengel seine Beschreibung in der angeführten Abhandlung. Hr. P. hält die aleutischen, andreanofskischen und weiter gegen Osten liegenden Inseln für einen in die See fortgesetzten Zweig des Kamtschatkischen Gebirges, das sich mit den beyden östlichen Vorgebirgen Stelbafskoi und Kronozkoi endigt. Seine Etymologie des Namens Aleuten hat ganz unsern Beyfall, und ist sicher die richtige. Alait heißt bey den Kamtschatkischen Russen jede einzeln in die See liegende Klippe, jeder aus dem Meer hervorragender Berg, daher auch eine der Kurilischen Inseln diesen Namen führt. Wie nachher mehr gegen Osten entdeckt wurde, so theilte man sie in die nähern und die entfernten Aleuten. Die Gewohnheit der Fuchsinsulaner, die Unterlippen auf jeder Seite des Kinns zu durchbohren, und mit Knochen und Zähnen zu verzieren, würden wir nicht als etwas Unterscheidendes von andern Wilden angegeben haben. Wirklich fanden die Portugiesen, wie der alte deutsche Reisebeschreiber Hans Staden bemerkt, und mit Holzschnitten zeigt, unter den Brasiliern diese Sitte. Nur daß diese in den Oefnungen der Backen und Lippen graue Steine stecken. Eine sehr deutlich und nach den richtigsten Observationen entworfene Karte, von den nördlichsten Theilen der Südsee, von 48 bis 71 Gr. Nord. Br. macht diese Beschreibung und die Entdeckungen der Russen völlig verständlich. Sie hat große Vorzüge vor der Karte, die eben diese Gegenden in Forsters und Sprengels Beyträgen abbildet, welche nicht nur durch Knickerey des Verlegers äußerst schlecht gestochen ist, sondern auch manche Nachrichten, die Hr. P. in Rußland benutzen konnte, mitten in Deutschland schwerlich habhaft werden konnte. Aber einer dritten Karte von diesen Gegenden, Hrn. Forsters Karte zu Cooks letzten Seereisen, welche die Küste von Amerika mit den neuesten spanischen Entdeckungen verzeichnet, gebürt nach unsern Bedünken der Vorzug, nur Schade, daß sie nicht nach einem etwas größern Maasstabe angelegt worden. 17) Kurze Beschreibung der Gebräuche, welche 1729 in dem Flecken Urga am Fluß Elbina bey Kundmachung der Wiedergeburt des Kutuchta, eines der vornehm-

vornehmsten Götzenpriester in der Mongoley beobachtet worden. Sehr lesenswerth für alle, denen Gang und Wachsthum menschlichen Aberglaubens, Zeitverkürzungen roher Völker und Sitten der asiatischen halbaufgeklärten Hirtenhorden interessiren. 18) Beschreibung der in Astrachan üblichen Art Schagren oder gekörntes Pergament zu verfertigen, umständlicher, als Hr. Beckmann diese orientalische Erfindung aus den Briefen des Verf. bekannt gemacht hatte. Valentin hat sie doch, wie Hr. Pallas sagt, in seinem Museum museornm ziemlich richtig beschrieben. 19) Ueber die am Wolgastrom bemerkten Wanderungen der großen Wassermäuse. Unter den kurzen Nachrichten und Auszügen aus Briefen ist folgende für die Geographie und Kenntniß von Nordamerica ausnehmend merkwürdig, daß auf Veranstaltung der englischen Hudsonsbaygesellschaft eine Landreise von Fort Churchill westwärts, bis an das Eismeer gelungen, wodurch alle Hoffnung einer nordwestlichen Durchfahrt auf ewig verschwinden muß. Möchte nur diese Handelscompagnie, die sich bisher allen Versuchen, eine solche Fahrt zu entdecken, und die westliche Küste der Hudsons Bay zu untersuchen, so eifersüchtig widersetzte, zu dieser Reise einen tüchtigen, ihrem Interesse weniger untergeordneten Mann gewählt haben.

Bey den fünfzehn eben so reichhaltigen Aufsätzen des zweyten Bandes, zwingt uns der Raum, und der jede Messe wachsende Schwarm deutscher Brodscribenten, oder Handlanger in den deutschen historischen Büchermanufacturen, bey diesem, so wie, bey manchen andern, unsere Litteratur wirklich erweiternden Werke, die Manier unserer meisten Mitbrüder in der gelehrten Zeitung nachzuahmen, und bloße Ueberschriften des Inhalts abschreibermäßig zu wiederholen. 1) Naturgeschichte des wilden Halbesels Dsiggetai, in den östlichen Wüsteneyen des mittlern Asiens. Der V. hat Gelegenheit gehabt, eines dieser Thiere zu seciren, und giebt daher die vollständigste Beschreibung. Aristoteles gedenkt desselben unter dem Namen Halbesel. Mit dem mogolischen Kulan muß man es nicht verwechseln. Noch ist kein Beyspiel vorhanden, daß es je gezäumt worden, aber an der Möglichkeit zweifelt Hr. P. nicht. 2) Bemerkungen über den Onager der Alten, oder dem eigentlichen wilden Esel. Dieser findet sich in Syrien, Arabien, und bey den Hirtenvölkern des östlichen Asiens. Beyde hat der V. mit natürlichen Farben abbilden lassen. 3) Nachricht von ein Paar americanischen Sangfinchen, welche in St. Petersburg

ihr Geschlecht fortgepflanzt haben. 4) Beschreibung des sogenannten surinamischen Sonnenreigers, ebenfalls durch eine colorirte Kupfertafel erläutert. 5) Beschreibung zweyer merkwürdigen Fische, mitgetheilt von D. Boddaert aus Utrecht. 6) Einige Erinnerungen, die Bandwürmer betreffend, gegen Hrn. Staatsrath Müller in Kopenhagen. 7) Tagebuch einer 1727 und 1728 über Kiachta nach Peking unter Anführung des Agenten Lorenz Lange gethanen Karawanenreise, vom Herausgeber mit unterrichtenden Anmerkungen begleitet. Sie giebt eine deutliche Vorstellung von den Schwierigkeiten und dem fast unüberwindlichen Mangel und Ungemach, mit dem Reisende in den Wüsten um China zu kämpfen haben. Futter, Feuerung und Wasser müssen sie beynahe in allen Stationen entbehren, daher sie auch bey jedem Nachtlager einige von Hunger, Durst und Kälte ausgemergelte Pferde liegen lassen mußten. Die mannigfaltigen Handelseinschränkungen in Peking, und die Formalitäten, denen die Russen unterworfen waren, geben hinlänglichen Aufschluß, warum die Karawanen in neuern Zeiten aufgehoben wurden. 8) Tagebuch einer andern 1736 von Zuruchaitu durch die Mongoley angestellten Karawanenreise. 9) Geographisch-historische Beschreibung der Stadt Peking. Sie besteht aus zwey Städten, deren jede mit einer Mauer umgeben ist. Die vornehmste, in deren Mitte der kayserliche Pallast liegt, heißt King-Tsching, und war 1267 von Cublai Chan erbauet. Der V. erläutert die Geschichte der alten Nordischen Hauptstädte in China und ihre Veränderungen sehr gut, auch ihren durch die Araber in Europa bekanntern Namen, Kanbalu oder Chanbaleck, der so viel als Königsstadt bedeutet. Noch werden die merkwürdigsten Gebäude umständlich beschrieben. 10) Einige Bemerkungen über den Labradorstein, verbessern und ergänzen den Aufsatz des Hrn. Leske, über eben diese Materie im Naturforscher. 11) Topographische und physikalische Beschreibung der Beringsinsel, vom sel. Steller aufgesetzt, und sehr genau und umständlich. Die nächste Spitze dieser Insel liegt von Kamtschatka 20 Meilen. Sie ist 165 Werste lang und von verschiedener Breite. Wegen ihrer Höhe kann man die Insel bey heiterm Wetter zehn bis zwölf Meilen in See sehen. Auf der ganzen Insel ist kein Ort, der zum Hafen auch nur für kleine Fahrzeuge dienen könnte. Sollte dies auch nicht vielleicht Ursache seyn, warum sie keine Einwohner hat? dahergegen die Andreanofskischen und Fuchsinseln bewohnt sind. Die Dreistigkeit der Eisfüchse, während des Auf-

enthalts der Russen, war beynahe unglaublich. Sie fraßen ihnen das Fleisch aus den Händen, und die Schuhe von den Füßen. Niemand konnte ohne einen Stock in der Hand seine Nothdurft verrichten. 12) Kurze Beschreibung der sogenannten Kupferinsel. Diese ist 1755 von dem Hüttenverwalter Peter Jacowlef verfertigt worden, wie er das gediegene Kupfer untersuchen sollte, das man von hier häufig nach Kamtschatka brachte. Das große Stück des hiesigen Kupfers wiegt über zehn Pfund. In Kamtschatka verbraucht man es zu allerhand Zierrathen. Das Pfund gilt dorten drey bis fünf Rubel, wird aber schon selten. 13) Bericht von einer 1772 angetretenen vierjährigen Seereise, zu den zwischen Kamtschatka und Amerika belegenen Inseln, unter Dmitrei Bragins Anführung. Die vorigen Beschreibungen derselben erhalten dadurch mancherley Aufklärungen und Zusätze, worunter die kurzen Nachrichten von dem Unalaschka gegen Westen und Osten liegenden, ziemlich unbekannten Inseln, Unalga Akutan, Kadjuck, das Beste sind, was wir von diesen Gegenden zur Zeit wissen. 14) Auszug aus Solowiefs Tagebuch einer Reise nach Alaschka in den Jahren 1770 bis 1775. Ueber diese Nordamerikanische Landspitze enthält sie nichts neues; aber desto mehr Proben von den mannigfaltigen Gefahren der russischen Seefahrer nach den Pelzinseln, und der Mordbegierde der Eingebohrnen gegen diese neuen Ankömmlinge. Sie betrügen die Russen oft durch die Geissel, welche sie zum Zeichen des Friedens und Sicherheit geben. Dies sind oft Gefangene, die sie von andern Inseln geraubt haben. Die vermischten kurzen Nachrichten sind abwechselnd, und mancherley, und großentheils aus Briefen gezogen, die der V. von seinen Freunden aus verschiedenen russischen Provinzen erhielt. Die von Griselini beschriebenen Kolumbachischen Mücken finden sich auch an der Wolga, und im südlichen Sibirien, wo sie Moschkera heißen, und Menschen und Vieh grausam plagen. S. 355 wird ein außerordentliches Perlgewächs beschrieben, das 578 Karat wiegt, und auch im Kupfer abgebildet ist. Die berühmte Peregrina Philipp des zweyten wog nur 25 Karat. Nachrichten von dem Bergbau im altaischen Gebirge, und den Daurischen und Nertschinskischen Erzgebirgen. 1780 war die ganze Silberausbeute in Nertschinsk. 450 Pud. Zwölf Werste von dem Schlangenberge hat man kürzlich eine andere ergiebige Grube entdeckt. Ein Pud Erz enthält 15 - 80 Solotnick Silber, aber ohne Goldgehalt. Ueberdem geben diese Erzte etwan sechs Pfund Bley, und vier Pfund Kupfer.

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen von Joh. Beckmann, Prof. der Oeconomie zu Göttingen. Erster Theil. Leipzig bey Kummer. 1780. 148 Seiten 8. Zweyter Theil. 8 Bogen. 1781.

Herrliche Materialien sind in diesen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen, und mancher nützlichen Anstalten aus alten und neuen, verlegenen und unbekannten Büchern, mit grossem Fleiß zusammengetragen, und sicher wird jedermann, der diese Nachrichten zu nutzen weiß, dem Verf. mehr für die rohe Materialienform seiner Beyträge danken, als wenn er sie geschichtsmäßig wie andere wohl gethan, verarbeitet hätte. Im ersten Stück hat sich Hr. B. über 13 verschiedene Erfindungen ausgebreitet. Zuerst vom Italienischen Buchhalten. Ueber den ersten Erfinder derselben, Lucas von Bürge, einen italienischen Minoritenmönch, der im J. 1494 ein Buch über die doppelte Buchhandlung schrieb, hat er nichts neues sagen können, da der V. das Buch dieses Lucas nicht gesehen. Die älteste deutsche Anleitung zum Doppelbuchhalten ist Johann Newdorfers schönes und allen Handelsleuten nützliches Kunststück. Augsb. 1585. 2) Vom Wegmesser Odometer. Die Römer können dergleichen gekannt haben, wie eine Stelle beym Vitruv, noch mehr aber Jul. Capitolinus im Leben des Cäsar Pertinax beweist, wenn er unter den verkauften Sachen des Kayser Commodus bey seinem Fuhrwerke alia iter metientia anführt. In diesem Aufsatze ist eine sehr interessante Nachricht über das Leben und Erfindungen des berühmten Berliner Mechanicus Helfeld eingeschaltet. 3) Notensetzer. Hier wird Ungers Erfindung, Hesfelds Maschine, die Sulzer in den Berliner Memoiren 1771 beschrieb, angeführt, und gegen Burney, der in seinen musikalischen Reisen, sie für eine englische Erfindung hält, weil ein Geistlicher, Namens Creed, die Möglichkeit einer Maschine bewies, die das von selbst in Noten setzte, was ein anderer auf einem Instrumente spielt, die Verdienste der Deutschen um diese Erfindung gerettet. 4) Brandtewein. Eigentlich über den Anfang und das Modewerden des Brandteweintrinkens in Deutschland; dann über dessen orientalischen Ursprung und Ausbreitung durch die Araber hat der V. sich nicht eingelassen. Aus Michael Schricks höchstseltenen Verzeichniß der gebrannten Wasser, Augsburg 1484. Fol. sind einige sehr unterhaltende Proben von der ehemals vermeynten Wunderkraft des Brand-

teweins eingerückt. Hier heißt es: „wer alle Morgen trinkt in halben Löffel voll geprantes Weins, der wird nimmer krank. Item wenn eins sterben solle, so giesse man ihm ein wenig geprantes Weins in den Mund, so wird es reden vor seinem Tod“. Wir wollen Hrn. Beckmanns Nachrichten noch mit einer ältern Probe des Brandtweins in Deutschland vermehren, die wir in einer Sammlung Frankfurter Gesetze vom Jahr 1360 gefunden haben; sie steht in Senkenbergs Selectis iuris T. I. p. 44. Ez en sale nyman Keynen Wyn machin, *mit gebranten Wyne*, noch mit Keinerley ander Stucken. 5) Scheidung des Goldes und Silbers durch Quecksilber. Die Alten kannten diese vermeynte Erfindung der Spanier schon. 1571 führte man sie in Peru ein. In Mexiko war sie schon lange vorher bekannt gewesen. (Aber auch in Ungarn, wie Bowles in seiner Histoire naturelle de l'Espagne p. 53. bemerkt, und da die Fugger die Minen in Spanien so lange bearbeiteten, und gewiß manchen bergmännischen Handgriff nach Spanien brachten, so können sie auch vielleicht diese Scheidung aus Ungarn, wo sie ebenfalls den Bergbau trieben, weiter verpflanzt haben.) Von Alonso Barba Metallkunst, das die Spanier lange geheim hielten, werden einige litterarische Nachrichten mitgetheilt. 6. u. 7) Trockene Vergoldung und Erfindung des Goldfirnisses. Ein Künstler aus Palermo, Antonino Cento, erfand den Goldfirnis 1680 und Hr. Beckmann hat bereits im 10. Theil S. 12. seiner physikalischen Bibliothek die Bereitung desselben mitgetheilt. 8) Erleuchtung der Gassen. Wir glauben mit Hrn. B., daß die Alten unsere heutige Gassenerleuchtungen nicht kannten, und wirklich passen viele angeführte Stellen recht gut auf das Licht, welches erleuchtete Zimmer und Häuser in den Straßen gaben. Unter den neuern Städten wurden Gassenlaternen 1667. in Paris zuerst eingeführt; vorher behalf man sich mit allerhand Interimsmitteln, wie zu Paris, wo ein Italiener Laudati, Miethfackeln und Miethlaternen feil hatte, die ein Fußgänger jede Viertelstunde mit 3 Sols, eine Kutsche aber mit 5 Sols bezahlte. Unter den Deutschen hat Hamburg die ersten Gassenerleuchtungen gehabt. 9) Die ältesten Bücherprivilegien. In diesem Aufsatz sind Hrn. Hofmanns und Pütters Nachrichten vermehrt, auch Maximilians des ersten Privilegium von 1518. von Schäfers Ausgabe des Livius abgedruckt worden. 10) Büchercensur. Hr. B. hat noch ältere gefunden, als das gewöhnliche angegebene Jahr 1480., nämlich eine Approbation der Universität Cöln von 1479. über

eine

eine Bibel, und das Buch Wilhelmi episcopi Lugdunensis de virtutibus. 11) Kalender. Der älteste hier vom V. aus dem Augenschein beschriebene ist vom J. 1589. 12) Bandmühle. Diese Erfindung, worauf sechszehn und mehrere Stücke, sogar von verschiedenen Mustern auf einmal verfertigt werden können, hat manche Wiedersacher zu bekämpfen gehabt, und einer der ersten Bekanntmacher ward zu Danzig zu Ende des vorigen Jahrhunderts ersäuft. Noch 1720 wurden diese Mühlen in Sachsen verboten, und erst 1765 ihr Gebrauch öffentlich erlaubt. 13) Nachricht von dem seltenen Buche des *Vannuccio, Biringoccio Pyrotechnia.* Von dieser ersten italienischen Metallurgie werden die Ausgaben und Uebersetzungen, wie auch der Inhalt beschrieben. Nach dem Biringoccio, wurden die ersten eisernen Kanonenkugeln, von der Armee Carls des Achten 1492. bey der Eroberung von Neapel gebraucht.

Im zweyten Stück hat der V. folgende Gegenstände mit gleicher Belesenheit erläutert. 1) Geschichte der Uhren, enthält des sel. Hambergers lateinische Abhandlung darüber, die er 1758. in der Göttinger Societät der Wissenschaften vorlas. Die Uhr, welche Carl der Große von den Arabern zum Geschenk bekam, war von unsern heutigen Uhren sehr unterschieden, oder man kann aus der Beschreibung der alten fränkischen Annalisten kaum ihre Beschaffenheit errathen. 2) Weinverfälschung. Hr. B. detaillirt hier eine Menge alter und neuen Weinkünste, und ihre lange verkannte Schädlichkeit. 3) Assecuranzen. Erst Widerlegung der Schriftsteller, die diese neuere Erfindung schon bey den Alten antreffen. Weder in den bekannten Gesetzen von Oleron, noch im Wisbyschen Seerecht finden sich Spuren davon, eben so wenig in den Catalonischen Seegesetzen. Gelegenheitlich werden einige hier kaum erwartete Litterarische Nachrichten von den alten Seeverordnungen mitgetheilt. Das älteste Gesetz über die Assecuranzen ist zu Florenz 1523 gegeben, und wird noch in Livorno beobachtet. Diesem folgen ähnliche Verordnungen anderer Länder in chronologischer Ordnung, und ein kurzer Bericht über die Feuerassecuranzen oder Brandkassen. Auch hierin ist Paris andern Städten 1745 mit seinem Beyspiel vorgegangen; doch schon 1609 ward dem Grafen Anton Günther von Oldenburg ein Plan zu einer allgemeinen Oldenburgischen Brandkasse als eine Finanzoperation überreicht, die der V. näher beschreibt. 4) Die Tulpe. Ein sehr interessanter Aufsatz. Die erste Tulpe, wovon sich Nachrichten erhalten

haben

haben lassen, blühete 1559 in dem Garten des Augsburger Rathsherrn Herwart. Gelegenheitlich wird die bekannte holländische Tulpomanie, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erzählt, dem der V. aus dem rechten Gesichtspunct als einen Speculations- oder Windhandel geschildert, wo Projectmacher Tulpenzwiebeln zu einem ungeheuren Preis erhöheten, und in einer einzigen holländischen Stadt binnen drey Jahren, mehr als vor zehn Millionen Gulden Tulpen umgesetzt wurden. Eine Tulpenzwiebel, die Semper Augustus hies, und 250 Aß wog, ward für 4600 Guld. und eine Kutsche mit zwey Apfelgrauen Schimmeln verkauft. Ein anderer verschrieb zwölf Morgen Landes vor eine Zwiebel. Als ein Pendant empfehlen wir dem Hrn. V. in einem der folgenden Stücke, aus Herveys Geschichte der englischen Seefahrt, die in deutscher Uebersetzung ausgelassenen lächerlichen Projecte, während der South sea bubble in England mitzutheilen. 5) Turmalin. Die wahren Turmaline oder Aschenzieher sind wohl erst am Ende des vorigen, oder im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, aus Zeylon durch die Holländer bekannt geworden. 6) Poudre de Succession, schleichende Gifte. Ebenfalls ein lesenswerther, und nicht blos gelehrter von Profession interessanter Artikel. Die Griechen und Römer waren in der Giftmischerey erfahren, wie aus Stellen des Theophrast, und der Geschichte der Locusta, einer berühmten Giftmischerin unter Claudius und Nero bewiesen wird. Doch die stärkerwirkenden mineralischen Gifte kannten die Alten nicht. Schaudricht sind die Erzählungen von den Giftmischereyen neuerer Zeit einer Tofania in Neapel, Spara in Rom, und der Margarite d'Aubrai in Paris. Diese letztere bediente sogar die Kranken im Hotel de Dieu, und gab ihnen Arzeneyen, um an diesen Hülflosen die Stärke ihrer Gifte unbemerkt versuchen zu können. Aber noch kennt man so wenig dies Gift recht, als die Gegenmittel dagegen. Mit der 7. Abhandlung über die ersten Meßverzeichnisse neuer Bücher wird der zweyte Band geschlossen. Georg Weller, Buchhändler von Augsburg, soll auf der Frankfurter Messe von 1564 die ersten Verzeichnisse gedruckt haben. Nachher fiengen die Leipziger an den Frankfurter Catalogus nachzudrucken, und zu vermehren. Doch ältere als vom Jahre 1600 hat Hr. Beckmann nicht gesehen.

Dg.

Neueste Reisen durch England, vorzüglich in Absicht auf die Kunstsammlungen, Naturgeschichte, Oeconomie, Manufakturen und Landsitze der Großen, aus den besten neuern Schriften zusammengetragen von D. J. J. Volckmann. Leipzig. 1781. bey Fritsch. 449 S. in 8.

In der Vorrede bittet der Verf. dies Buch als Handbuch für Reisende nach England zu betrachten, und es wird vielleicht von deutschen Reisenden in England mit Nutzen gebraucht werden können, vorzüglich wenn sie weiter nichts, als dortige Werke der Kunst, Alterthümer, Parks und Sitze der Großen besehen wollen. Aber sehr geringen Nutzen haben diese in Briefen verfaßte Reisen für alle diejenigen, welche Manufacturen, Handlung und Englands Oeconomie, zum Augenmerk wählen, denn diese Gegenstände sind mit ungemeiner Seichtigkeit aus den allerbekanntesten Büchern zusammengestoppelt, und so kurz behandelt, daß Hr. Volkmann in diesen Artikeln sehr selten einen Vorzug vor seinen vielen Vorgängern hat, die allgemein, und besonders den gegenwärtigen Zustand von England beschrieben haben. Wir schlagen zum Beyspiel seine Beschreibung von Cambridge auf, und finden die sechszehn Hallen und Collegia dieser Universität, nach ihrer Länge und Breite, Vorhöfen, Thoren und Dächern umständlich genug beschrieben. Hr. V. hat auch nicht unterlassen, die Zahl der Mitglieder, Studenten und Famulanten genau anzuzeigen. Fände sich aber ein Leser, denn für diesen hat der V. seinem eigenen Plane nach doch auch geschrieben, was denn eigentlich Masters, Fellows, Scholars, Commoners und Sizars, für Rechte und Freyheiten haben, wie sie von einander unterschieden sind, und worinn die Verfassung der englichen Universitäten, von unsern deutschen abweicht, der wird in diesem neuen Handbuch über England kaum so viel Trost, als in manchen alten jetzt verlegenen Beschreibern dieses Königreichs finden. Hr. V. hat zwar diesen Einwürfen einigermaßen dadurch begegnet, daß man in diesen Reisen über England nichts vollständiges suchen müste. Warum reisete er aber mit seiner Feder und Hand durch England, wenn er sich bewußt war, nichts vollständiges liefern zu können? Wir gehören nicht zu der Klasse der Leser und Recensenten, die in einem neuen Werke alles vollständig erschöpft verlangten, oder nur Meisterstücke erwarten, aber die Forderung

ist

ist doch nicht ungerecht, daß ein Verf. wenigstens seine Vorgänger kennen, und diese wenigstens übertreffen, oder vervollständigen müsse, wenn sein Werk diese verdrängen, und die Litteratur bereichern soll.

Außer einer Einleitung über die vornehmsten Theile der gegenwärtigen englischen Staatsverfassung werden in vierzehn Briefen, die vornehmsten Oerter und Gegenden der Grafschaften Essex, Suffolk, Norfolk, Cambridge, Kent, Sussex, Hempshire, Surry und Wiltshire beschrieben, wobey ein bekanntes englisches Buch, Tour through the Isle of Great Britain, divided into Circuits or Iournies London 1778. vorzüglich zum Grunde liegt. Bey einer jeden Grafschaft werden kurz ihr Hauptgewerbe, ihre Bevölkerung und Produkte bemerkt, und hernach was einzelne Oerter merkwürdiges enthalten, beschrieben. So will der Verf. in vier Bänden ganz England durchreisen, und sein Werk, welches neuen deutschen historischen Büchern so sehr fehlt, mit einem genauen Register beschließen.

Weil den übersetzten Entik ausgenommen, kein deutsches Werk sich in eine so detaillirte Beschreibung von England einläßt, auch der Verfasser Berichtigungen dankbar anzunehmen und zu benutzen verspricht, so wollen wir auf unser allgemeines Urtheil einige Prüfungen im Detail folgen lassen, und durch Mittheilung einzelner Bemerkungen den Werth und Inhalt dieser Reisen genauer darzustellen suchen. Die allgemeine Einleitung über England hat unsern Erwartungen am wenigsten entsprochen, sie zeigt die in der Vorrede gerühmte Benutzung der vornehmsten über England vorhandenen Werke äusserst selten, und wimmelt von mancherley Flüchtigkeits- und Nachläßigkeitsfehlern. Gleich die Angabe S. 3. der englischen Bevölkerung, die nur auf sechstehalb Millionen geschätzt wird, ist aus einer sehr trüben Quelle geflossen. England vor sich hat sicher acht Millionen Einwohner. Zwar kann dies nicht mit Zählungslisten bewiesen werden, weil sie nicht existiren; wohl aber aus der Vergrößerung so vieler Städte, aus dem Steigen der Manufakturen vor den Nordamerikanischen Unruhen, aus der erweiterten Schiffahrt, dem wirklichen Zufluß von Fremden, und der nirgends mit Zuverläßigkeit bemerkten Abnahme der Einwohner. Die Zahl der steuerbaren Häuser ist beynahe auf 20000 zu wenig angegeben, und Hr. Ecton, dieser bekannte gute politische Schriftsteller, den Hr. V. doch wohl als einen sichern Führer gelten läßt, versichert, daß man

1759

1759 auf 704,853, und 1777 an 708,833 gezählt habe. Die Bounties und Kornprämien hergegen schätzt er viel zu hoch; und die englische Kornausfuhr ansehnlicher wie sie wirklich ist, indem viel Korn, das nach der Zollausgabe in fremde Länder verschifft ward, wirklich wieder nach englischen Häfen geht. Im Jahr 1736 betrugen die Bounties 72,432 Pf. Sterling Prämien, von 1746 bis 1765 jährlich 138,000 Pf. und von 1776 bis 1778, 41,759 Pf., obgleich in diesen letzten Jahren selbst viel fremdes Korn, Haber und Waizen nach England geschickt wurde. Warum bey den englischen Kanälen das sehr unterrichtende Werk des Hrn. Hogrewe nicht vielmehr als im angeführten empfohlen worden, sehen wir nicht ein, da Hr. V. es doch so gut wie die englischen Karten, dem Titel nach kennen muste. Aber Hrn. V. Empfehlungen ist überhaupt nicht zu trauen, denn wer statt Hume und Sinobet einen Goldsmith in der englischen Geschichte anpreisen kann, und Russels Werk über America, (das ein lichtscheuer Tagelöhner in einer Buchmanufactur zusammengestoppelt hat, denn ein wirklicher Schriftsteller dieses Namens existirt eben so wenig, als Harvey, oder Marschall,) einem Robertson vorziehen kann, der muß doch gewiß erst lernen, von nützlichen und unterrichtenden Büchern zu urtheilen. Hr. V. scheint auch nur die meisten Werke dem Titel nach zu kennen, sonst könnte er unmöglich Goughs Buch, welches Anecdotes of British Topography heißt, und eine Litteratur aller brittischen topographischen Schriftsteller und Landcharten enthält, zu den Werken rechnen, welche England topographisch beschreiben. Der V. führt noch die vorzüglichsten statistischen Schriftsteller über Grosbrittanien an, aber ohne Beurtheilung ihres Werths, den er doch von den vorhergehenden anführt. Waren sie entweder so unbekannt, daß sich nichts von ihnen sagen ließ, oder konnte er dies nicht eben so gut aus deutschen Journalen, wie die Büchertitel von vielen abschreiben? da die meisten angeführten unter andern in Gatterers Journal umständlich genug angezeigt sind. Von den englischen Baronets hat der V. den wahren deutschen Uebersetzerbegriff, die immer Sir Pringle, Sir Draper, schreiben, anstatt das Sir vor dem Taufnamen, wohin es gehört, zu setzen. Niemals wird der vorige Präsident der Londner Societät, Sir Pringle, sondern Sir John, angeredet, oder in Aufschriften Sir John Pringle, mit seinem ganzen Namen betitelt. Was heißt S. 59 der große Zehnte? Diese Frage wird manchem Leser beyfallen, aber vom Hrn. V. vergebens Auflösung

erwarten,

erwähnt, wie bey S. 60, wo einer Bibel und Gebetbuch für blinde Walliser gedacht wird. Von der afrikanischen Compagnie ist Hr. W. schlecht unterrichtet. Die Unterhaltung der Africanischen Forts dauert noch, und sie kosten dem Parlament jährlich 13000 Pfund, die 1778 nachbezahlt wurden. Der brittische Gewinn im portugiesischen Handel hat nie 1,600,000 Pf. betragen. Von 1730 bis 1760, wo dieser Handel seine größte Höhe erreicht hatte, gewann England nur zwischen 800,000 und eine Million Pf., und seit dem Pariser Frieden selten mehr als 300,000 Pf. Daß England aus Deutschland Zinn holen sollte, ist eben so unwahrscheinlich, als daß Dänemark von daher Eisen und Messing erhält. Der dänische Handelsgewinn ist viel zu hoch berechnet. Er kann etwa ein Viertheil der angegebenen Summen betragen. Vom Englischen Steuerwesen sehr unrichtig und mangelhaft. Viel Auflagen, wie die Heiraths- und Todessteuer, welche längst aufgehoben sind, werden als noch geltend angeführt, und dagegen viel andere, vorzüglich aber seit dem americanischen Kriege eingeführten Taxe, die veränderte Haussteuer, die Taxe auf Bedienten, die Abgabe von Auctionen und Zeitungen, mit keinem Worte erwähnt. Vom sogenannten sinkenden Fond zu Bezahlung der Schulden schreibt der Verf. völlig ohne Einsicht. Die Civilliste soll auf diesen Fond angewiesen seyn, auch meynt er, daß kein Mensch wisse, wozu die Summen angewendet werden, die nach und nach an Ersparungen und Ueberschüssen vom Ertrage der Taxen in demselben geflossen. Wenn Hr. W. doch nur einmal eine Parlamentsrechnung der jährlichen Ausgabe und Einnahme angesehen, so würde er lernen, daß der sinkende Fond jährlich jetzt ansehnliche Summen zur Führung des Nordamerikanischen Krieges hergiebt. Doch beym Büchermachen ist es immer leichter auszuschreiben, als selbst zu prüfen. Ueberhaupt hätte er sich Hrn. Wendeborn nicht so schlechterdings zum Führer wählen sollen. Einige Abschnitte seiner Beyträge vom Handel, Kriegswesen, Staatseinkünften, wimmeln von Unrichtigkeiten, und Spuren, daß der V. noch vieles in der englischen Verfassung besser beobachten und untersuchen sollen, ehe er den statistischen Lehrer spielte. Bey der englischen Litteratur werden aus den Journalen eine große Menge Namen genannt, und unbedeutende Schriftsteller und Brodscribenten mit den Gelehrten erster Größe, die der Nation Ehre machen, in eine Klasse gesetzt. Bey Richardson, dem Verf. des arabisch-persischen Lexicons, hätte Jones nicht müssen vergessen wer-

den. Die Verdienste des Sekretär. Planta um die Naturgeschichte sind uns nicht bekannt. Unsers Bedünkens ist dieß gar sein Fach nicht; und wir kennen nur eine Schrift von ihm über die romanische oder Churwälsche Sprache. Wer die Declamationen einer Macaulay in ihrer englischen Geschichte schön finden, oder sie nur mit Hume vergleichen kann, der hat dieß thörichte Freyheitseiferinn gewiß nicht gelesen. Die Anweisung für Reisende ist aus Wendeborns Beyträgen genommen, und in einem Handbuche Reisenden gewidmet gewiß am rechten Ort.

Die Beschreibungen der Grafschaften und darin liegenden Oerter, sind meistens dem Zweck des Buches gemäß und ihre Merkwürdigkeiten hinlänglich beschrieben, wie die Fabriken von Norwich, der Heeringsfang bey Yarmouth, der Entenfang an den Sümpfen der Insel Ely, die Schiffswerfte zu Deptford und Chatham. Im Hospital zu Greenwich, werden doch nur 2000 Matrosen erhalten. Jeder bekommt wöchentlich sieben Brodte, (warum dies nicht genauer nach Pfunden berechnet) 5 Pf. Fleisch, Bier, Käse, Butter und einen Schilling am Gelde. Alle zwey Jahr ein blaues Kleid nebst kleiner Mondirung. In Chatham haben die Nachtwächter eine Glocke auf dem Kopf, womit sie nach der Reihe die Stunden und Viertelstunden anzeigen. Um Canterbury und Rochester wächst der meiste Hopfen, die Hälfte von dem, was im ganzen Königreich gebaut wird. Im Jahr 1773 betrug die Hopfenabgabe von ganz England 45,737 Pf. Sterl., davon bezahlt Ostkent zu Canterbury 10,737, und Westkent zu Rochester 14,958 Pf. Hr. W. hat bey seiner Angabe ein minder einträgliches Jahr gewählt. Von 5 Jul. 1779 bis den 5 Jul. 1780 betrug sie mehr. 53,000 Pf. und in manchen Jahren früher ist sie wohl bis 95,000 Pf. gestiegen. Gewisse Lehnleute bey Guilford waren um 1234 verbunden, des Königs Wäscherinnen, die in den Lehnbriefen meretrices heißen, zu erhalten. Einige nähere Erklärungen darüber könnten vielleicht auch bessere Erläuterungen über die deutsche Lehne mit einer schönen Frau, oder Belohnungen mit Frauenhäusern geben. In Winchester zeigt man noch ein Stück eines alten runden Tisches als ein Ueberbleibsel von Arturs runder Tafel. Was Hr. W. S. 449 das Winchester Collegium nennt, ist eine öffentliche lateinische Schule, wie die zu Westminster und Eton. Der bekannte Richard Steele bestach die Einwohner von Stockbridge in Hampshire auf eine recht erfinderische Art, um von ihnen als Re-

[illegible] in Parlament gewählt zu werden. Er bewirthete die Wählenden nebst ihren Weibern, und lies zum Nachtisch einen Apfel auftragen, darinn 300 Guineen steckten. Diesen Apfel sollte die Frau, welche am ersten niederkommen würde, haben, neun Monate von diesem Tag an gerechnet. Die Weiber interessirten sich nun alle für ihn, und er wurde gewählt. In dreyen nachfolgenden Theilen gleicher Größe denkt Hr. B. England zu erschöpfen, oder alle merkwürdigen Oerter beschrieben zu haben.

Dg.

Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Herausgegeben von J. R. Forster und M. C. Sprengel. Erster Theil. Mit Original-Charten. Leipzig, Weygand, 1781. 264 S. in 8.

Die Herausgeber dieser Beyträge, deren Namen schon vielversprechend sind, werden zwar überhaupt Nachrichten von unbekannten oder unbekanntgewordenen Ländern, und was von Zeit zu Zeit Reisende, Seefahrer und Topographen entdeckt und beschrieben haben, wie in andern Sammlungen, deutsch mittheilen. Sie werden sich aber vorzüglich auf neue, in deutscher Sprache nicht vorhandene Nachrichten einschränken, und daher bekannte Länderbeschreibungen weder abkürzen, noch wiederholen. Ihr Begriff von unbekannten Ländern erstreckt sich auch nicht bloß auf die außer europäischen Gegenden, vielmehr werden sie hier auch Nachrichten von Ländern und Inseln unsers Welttheils bekannt machen, wenn sie dem Naturforscher, Politiker, Menschenbeobachter und Weltbürger überhaupt eben so wichtig sind, als Kleemanns Beschreibung der Krim, Bauers Nachrichten von der Moldau u. dgl. m. Vorzüglich werden sie auch ungedruckte Nachrichten von denkwürdigen Reisen einrücken; ingleichen aus großen Werken, den Abhandl. der Akademien und andern periodischen Schriften, einzelne kleine Reisebeschreibungen einzeler Oerter und Inseln, und zerstreute Bemerkungen über Gegenden und Länder ausheben; von manchen Reisebeschreibungen, die z. B. über ein einziges Land in gehäufter Anzahl erschienen sind, oder nur zum Besten einer besondern Classe von Lesern unternommen worden sind, blos Auszüge verfertigen, und selbst ältere Reisen, sobald sie Länder- und Menschengeschichte noch jetzt er-

läutern, auf gleiche Art nützen. Eigentliche Statistische Nachrichten liegen zwar ausserhalb des Plans der Verfasser; doch werden sie in so fern darinne eine Ausnahme machen, wenn diese Nachrichten irgend einen statistischen Gegenstand vollständig umfassen. Noch werden sie, da keine vollständige deutsche Erdbeschreibung von den andern Welttheilen, und den neuen Entdeckungen versucht worden, zuweilen von den zum Theil wenig bekannten Nebenländern europäischer Reiche in den andern Welttheilen, aus den besten Nachrichten historisch-geographische Beschreibungen versuchen.

Zur Ausführung aller dieser Theile des Entwurfs, ist in gegenwärtigem erstem Theil bereits ein schöner Anfang gemacht worden, wie man aus folgender Anzeige des Inhalts sehen wird. I. Karl Millers Nachrichten von Sumatra. Aus dem ersten Theile des 68sten Bandes der Philosoph. Transact. vom J. 1778. S. 161-179 übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Hr. Forster. Der Verfasser ist ein Sohn des berühmten Gärtners zu Chelsea, Philipp Miller, und ist vor etwan zehn Jahren, von der ostindischen Compagnie nach Sumatra zur Erforschung der Naturkenntniß abgeschickt worden; er trat zuletzt in die Dienste dieser Gesellschaft, weil ihm dadurch seine Bemühungen erleichtert werden konnten. Hr. F. hat in seinen zahlreichen Anmerkungen vieles erläutert und ergänzt; ohne dieselben würde manches ziemlich unverständlich bleiben. Von beyderley Seiten betrachtet, sind diese Nachrichten voll von schätzbaren zum Theil neuen Merkwürdigkeiten; wir müßten aber sehr weitläuftig werden, wenn wir sie ausziehen wollten.

II. Kurze Nachrichten über den Zustand von Senegal, von den dasigen Mohren- und Negerstämmen, den Thieren und Pflanzen ꝛc. der Gegend. Aus dem mündlichen Berichte des Hrn. D. Schott, herausgegeben, und mit Anmerkungen begleitet von J. R. Forster. Hr. S. ein gebohrner Hesse, war Arzt und Chirurgus der englischen Festung St. Louis, in der Mündung des Senegalflusses, als dieselbe vor einiger Zeit von den Franzosen erobert wurde. In der vorläufigen Nachricht von ihm, und von den Gegenden, welche er untersucht hat, kommt auch ein zu harter Ausfall auf die stolzen Britten vor, „die in elender Gewinnsucht vertieft, nur die „Absicht reich zu werden, vor Augen hätten, und oft vergäßen, „etwas zur Geschichte der Menschheit und der Natur in wenig „bekannten Ländern beyzutragen.“ Sehr neue Beyspiele haben

ben ja gezeigt, wie viel die Menschen- und Länderkenntniß dieser Nation noch immer schuldig sey. Die Nachrichten des Hrn. S. selbst geben ein zum Theil ganz neues Licht für die gedachten afrikanischen Gegenden. Dahin gehören die Beschreibungen von den natürlichen Einwohnern derselben, die von den Europäern in Mohren und Negern eingetheilt werden, wovon beyde wiederum aus verschiedenen Stämmen bestehen. Da unter denselben die Vielweiberey eingeführt ist; so giebt zwar Hr. S. einige Ursachen an, woher so viele Weiber kämen? Hr. F. findet sie aber unzulänglich, S. 58 fg. und glaubt vielmehr hier eine Bestätigung des Satzes anzutreffen, daß in einem Lande, wo die Vielweiberey herrscht, nach dem ordentlichen Lauf der Natur mehr weibliche Kinder gebohren werden, als männliche; so wie in einem Lande, wo die Monogamie Statt finde, die männlichen Kinder den weiblichen an Zahl ziemlich gleich kämen. Zuletzt von den Landesproducten noch viel lehrreiches, wenn gleich nicht ganz vollständig.

III. Hr. Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador, aus dem 2ten Theile des 64 Bandes der Philos. Transactionen aufs Jahr 1774 übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Hr. F. S. 79-118. Unter allen Großbritannien zugehörigen Ländern, ist keines so wenig bekannt, als das unermeßliche Gebiet von Labrador. Es haben auch so wenige den nördlichen Theil davon besucht, (und das wegen der Unfruchtbarkeit des Landes,) daß keine erträgliche Charte dieser Küste, die sich von der Meerenge von Belleisle, bis zum Eingange in die Hudsons-Bay auf zehn Grade der Breite erstreckt,) vorhanden war, bis Hr. Curtis die seinige lieferte, die hier vermehrt und verbessert mitgetheilt wird: denn sie stellt nun den Strich bis zur Straße von Belleisle, und der Spitze von Newfoundland mit vor. Was von den Einwohnern dieses Landes, besonders von den Eskimaks, ingleichen von den dortigen Thieren angeführt wird, ist nebst den Anmerkungen des Hrn. F. sehr unterrichtend.

IV. Geschichte der Falklands-Inseln. Von M. C. Sprengel. Es ist angenehm, hier von S. 119-142 alles auf eine so geschickte Art gesammlet und beurtheilt zu sehen, was die Schicksale dieser berühmten Inseln betrifft, die vor zehn Jahren beynahe einen Krieg zwischen England und Spanien veranlaßt hätten. Ein kleiner Zweifel ist uns S. 137 aufgestoßen: sollten wohl die Spanier würklich 16 bis 17000

Mann Landtruppen gegen die englische Besatzung im Hafen Egmont gebraucht haben? wo käme eine solche Macht in den dortigen Gegenden her? und sind es nicht vielleicht 16 bis 1700 gewesen? Hiermit häufig

V. Bernard Penrose's Beschreibung der Falklands-Inseln, nebst der Geschichte der Verlassung des Forts Port Egmont, (S. 143 - 210) genau zusammen. Penrose, welcher zweyter Wundarzt der Engländer an gedachtem Orte, um die Zeit der Verlassung war, hat sehr umständlich und unterhaltend geschrieben. Auch hier wird die Brauchbarkeit durch Hr. Forsters Zusätze merklich vermehrt. Unter andern sagt er am Ende, nachdem er die Unbeträchtlichkeit der Falklands-Inseln bemerkt hat: „Könnten sich einige freye Menschen zu einer Unternehmung entschließen: so ist noch das sogenannte Neu-Holland da, welches so groß als Europa ist, und nicht 7000 Einwohner hat; und dies Land hat die glücklichste Lage zum Anbau von allerley Art, und würde eine Zuflucht gegen Bedrückungen geben, die vielleicht nöthig wäre.“

VI. Auszug aus Capitain Krenitzins und Lieutenant Lewaschews Reisejournal nach den Fuchsinseln, von den Jahren 1768 und 1769. Nebst einer Einleitung über die neuesten Entdeckungen der Russen, von M. C. Sprengel. Bis die Nachrichten von Cooks letzter Reise ans Licht treten, enthält Krenitzins Journal die zuverläßigsten und neuesten Nachrichten von dem Rußischen Archipelagus zwischen Asia und America, besonders von den Fuchsinseln. Eine genaue Karte, welche hier beygefügt ist, macht alles noch deutlicher. Für die voranstehende Einleitung muß man Hrn. Spr. noch besonders Dank wissen. Die gedachten Inseln sind wegen ihres Pelzwerks berühmt, das besonders von den Chinesern sehr gesucht, und theuer bezahlt wird. Daher geht selbst von England über Petersburg eine große Menge Canadisches Pelzwerk an Bieber- Otter- und Fuchsfellen, auf die chinesischen Messen in Kiachta, das ohngeachtet des durch die Transportkosten so sehr erhöhten Preises, doch mit Vortheil verkauft werden kann. London sandte an Canadischem Pelzwerke zu dieser Absicht nach Petersburg;

Im Jahr 1775,	46,460	Biber.	7,141	Otterfelle.
—	1776,	27,700	—	12,068	—
—	1777,	27,316	—	10,703	—

VII.

VII. Zustand der dänischen Flotte im Jahr 1771, aus Verdün de la Crene, Borda's und Pingre's Reisen gezogen. (S. 249 fg.) Außer andern Nachrichten, welche einen hinlänglichen Begriff geben können, wird zuletzt gemeldet, in welchem Zustande sich die Dänische Flotte am Ende des J. 1770 befunden habe. Sie bestand damals aus 60 bewaffneten Fahrzeugen, die 2060 Kanonen hatten. Unter diesen waren zwey Schiffe von 90, eins von 80, eilf von 70, zwölf von 60, sieben von 50 Kanonen. Ferner zwey Fregatten von 40, fünfe von 30, zwey von 24, drey von 20, drey von 18, acht Bombardiergalliotten von 16, zwey Schnauschiffe von 12, und zwey von 8 Kanonen. Zur Bemannung der gesammten Dänischen Flotte, und aller großen und kleinen bewaffneten Fahrzeuge derselben werden 10,964 Matrosen, 3960 Soldaten, und 1641 Artilleristen erfordert.

Ub.

Briefe über Italien, von C. J. J(agemann). Erster Band. Weimar, Hofmann, 1778. 15½ Bogen. 8.

Der Zahl nach sieben: 1) Ueber allerhand Gegenstände, 2) die Cicisbeatura, 3) Nahrungsstand, 4) Bevölkerung, 5) Spiele. (Diese 5 Br. standen im D. Merkur.) 6) Nationalcharakter, (stand im Gothaischen Magazin.) 7) Gegenwärtiger Zustand der Gelehrsamkeit, besonders in Toskana. (Neu hinzugekommen.) — Der V. hat fast 17 Jahr in Italien gelebt; und ist folglich glaubwürdiger, wie la Lande und dessen Nachschreiber Volkmann. (Daß Volkmann nur Uebersetzer, und nicht einmal vollständiger Uebersetzer des la Lande ist, hat auch Heyne neulich gezeigt, Antiquar. Auff. St. 2. S. 12, Note o.)

Man kennt Jagemanns geographische Beschreibung von Toskana (A. d. B. XXVII, 1. S. 221.); in diesen Briefen giebt der V. gleichsam Erläuterungen darüber. In allen solchen Sachen ist der V. lehrreich und angenehm; so schlecht auch sein umgearbeiteter Tiraboschi (A. d. B. XXXVII, 2.) war. Er hat als Augenzeuge sehr genau beobachtet, und weiß was wichtig in Statistik und Politik ist. Hier mag das Vorzüglichste davon kurz stehen, um dem Leser Lust zu erwecken, die wenigen Bogen selbst ganz durchzulesen.

Von den natürlichen Waaren Toskanas; ihren Hafen; und ihren künstlichen Produkten, die wenig bedeuten. Ehemals war der Handel sehr groß, vorzüglich durch Wollenweberey, die sich durch die Humiliaten aufnahm. Dieses waren Mailänder, die Friedrich Barbarossa nach Zerstörung ihrer Stadt nach Deutschland versetzte, die da in Bußkleidern und fußfällig um Erlaubniß der Rückkehr baten, die sie endlich erhielten, wo sie die Bußkleider behielten, und den Humiliatenorden stifteten. Sie hatten in den Niederlanden die Wollenweberey gelernt, und übten sie nun in Mailand, wohin sie Niederländer mitnahmen, zum Besten der Armen. 1568 ward der ganze nützliche Orden vom Papst aufgehoben. Von diesen hatte man im J. 1200 einige nach Florenz berufen, und von ihnen stammen die noch da befindlichen Bacchetoni ab, scheinheiliges Volk, das an dem Untergang des Mediceischen Hauses schuld ist, weil sie Kosmus III. riethen, seine Gemahlinn zurückzuschicken. Eine große Ursach des Falls der Handlung war, daß Kosmus I., um sich zu sichern, und um die alten reichen Familien zu schwächen, den Stephansorden einführte, und damit jeden mächtigen adelichen Kaufmann beehrte. So hörte der Adel auf, Handlung zu treiben, ward Hofschranze, Müßiggänger und schwach. Da die Erstgebornen dort alles erben, wurden nun die nachgebohrnen Kinder Mönche (das Militairwesen ist da gering) oder Pflastertreter und Cicisbeen. Ein anderes Gesetz: daß die Frauen nichts erben, macht, daß sie sich nicht um die Haushaltung bekümmern; sie wandern den ganzen Tag herum; der Mann sucht ihnen unter Verwandten oder Freunden einen Begleiter; das ist der Ursprung der Cicisbeen. Nutzen, den die Alpen und der Apennin der Fruchtbarkeit bringen, indem sie durch ihre Wälder die Nordwinde abhalten. Man schlug vom pistojischen Gebirge die Waldung ab; und das Thal, das sonst 40,000 M. nährte, kann itzt nicht über 9000 M. erhalten. Holz, Mineralien, Marmor, Alaun, Salz, und Eisenminen. Warum die Gold- Silber- und Kupferminen itzt liegen, sehr gut aus politischen und moralischen Ursachen entwickelt. Man gönnt dem Fürsten und den fremden Arbeitern (denn Italiäner verstehen sich nicht darauf) den Gewinn nicht. Ackerbau überall gut getrieben, nur nicht um Rom, weil da die Viehzucht mehr einbringt. Itzt in Toskana keine Kornmagazine mehr; welches 1766 bey der Hungersnoth sehr schadete. Andere Producte: Wein, Oel, Reis, Früchte u. s. w. Italien ist reich; denn überall sieht man Pracht, und auch bey Bauern Gold, Silber

Silber und Seide. Italien ist fast das volkreichste Land in Europa, denn auf 5625 Quadratmeilen hat es 14 Millionen Einwohner (das nimmt auch Gatterer und Büsching an). Aller Handel, sogar der kleine, ist in Händen der reichen Güterbesitzer; im Keller der Palläste ist Wein- und Oelladen. Auch die Handwerke sind in derselben Händen; sie schießen den Arbeitern Geld vor, ziehen allen Gewinn, und bezahlen ihnen äußerst geringes Arbeitslohn; einen selbstarbeitenden Handwerker lassen sie nicht aufkommen. Wie gewinnt nun der geringe Mann Geld von ihnen? Als Bettler, Künstler, Mönch, Gaukler, Schmeichler, Bandit, Hure und dgl. m. Von den Sbirren und Spionen, welcher letztern allein in Florenz 6000 sind. Man hat die Mönche in Italien immer zu hoch angegeben; es sind auf 14 Millionen Menschen, nur 344,451 Geistliche aller Art. Die Volksmenge genau nach Dörfern, Städten und Flecken berechnet. Ausführlich von den Spielen, worunter recht schön gymnastische vorkommen, auch einige von den Römern gebliebene; nur freylich, statt die Römer einen metallnen Diskus warfen, rollen diese einen harten Käse fort. Das Giuoco della Mora ist das micare digitis, welches der Verf. ni·)t anmerket. Das Pferde- und Wagenrennen ist sehr prächtig. Von den Lazaroni, deren einer Masaniello 1647 war, daher ihr Wort: i Masanielli non son morti. Vom Nationalcharakter. Die armen Italiäner haben das Unglück gehabt, als Weichlinge und Müßiggänger verschrien zu werden, so wie überhaupt die Reisebeschreiber die sonderbarsten und widersprechendsten Nachrichten von dem Lande liefern, als läge es im Südmeere. Große politische Gebrechen sind da, z. E. die Unterdrückung aller Kaufleute und Handwerker unter dem Adel; aber die Volksmenge, das Klima, die Mäßigkeit, und ihre starke Uebungen retten sie von obigen Vorwürfen. Sie lieben ausschweifend alles, was ihre Sinne angenehm rührt; sind nur eifersüchtig auf ihre Maitressen; hassen die Franzosen, Griechen und Türken aus der Barbarey, lieben die Nordländer; sind mißtrauisch, hypochondrisch, Freunde der Einsamkeit, bitter satyrisch; werden nicht leicht Hofschranzen; hassen das Militär; werden nicht leicht empfindlich, und sind ziemlich ungezwungen; höchst ökonomisch; setzen alles auf guten Namen, daher heimlich und hinterlistig, um ja nicht durch öffentliches Aergerniß den guten Namen zu verlieren. Von den Schulen, welche nicht viel bedeuten; von den Universitäten. In Pisa sind 46 Professores, die öffentliche Stunden und Privatkollegia lesen,

 ohne

ohne dafür von Studenten bezahlt zu werden; ferner haben sie weder Kanzler, noch Rektor, noch Direktor, noch Dekanos der Fakultäten; welches beydes manchem deutschen Universitätsprofessor unbegreiflich seyn wird. Die Besoldung ist von 150 Skudi (Konventionsthaler) bis zu 700 Skudi. Es hat nicht können eingeführt werden, in italiänischer Sprache zu lesen. Zum merkwürdigsten ist der Kanonist Johann Maria Lampredi, der vollkommen deutsch versteht, Musurion auswendig weiß, und überall die deutsche Litteratur anpreißt. In Florenz ist Dominico Maria Manni, 80 jährig, der seit 50 Jahren der Strozzischen Bibliothek vorsteht. Thomas Strozzi (der Großvater des itzigen Besitzers, Alessandro) hat sich von Kosmus III. das Recht aus, allen Krämern die ihnen verkauften Bücher und Papiere nachzusehen, und sie gegen ander Papier einzutauschen; daraus ist eine sonderbare seltene und an wichtigen Nachrichten höchst reiche Sammlung von Manuscripten entstanden. (Man s. z. B. A. d. Bibl. XXXIII, 1. S. 183.) Von den drey Improvisatori: Casti, Rossi, und der Dichterinn Korilla.

Ez.

Beschreibung von Hohenburg oder dem St. Odilienberg, sammt umliegender Gegend. Herausgegeben von Johann Andreas Silbermann; mit 20 Kupfern von Weiß. Straßburg, bey Lorenz und Schüler. 1781. 9½ Bogen in 8.

Herrn Silbermanns, alten Beysitzers des großen Raths und Orgelbauers zu Straßburg, Genauigkeit in Beschreibung vaterländischer Alterthümer, kennt man bereits aus dessen vortrefflichen Lokalgeschichte der Stadt Straßburg (s. A. d. B. XXXII, 2. S. 499). Das vor uns liegende Werkchen ist ein sehr angenehmer Pendant zu jenem grösseren, zunächst freylich nur für Straßburger und Elsasser, aber doch auch, wegen der sorgfältigen Beschreibung mancher Denkmale der alten und mittlern Zeit, jedem Alterthumsforscher interessant. Die überaus netten Kupferstiche des Hrn. Weiß erhöhen den Werth und die Schönheit des Buchs ganz ungemein. Der erste stellt die Lage der Oerter um Straßburg bis gegen Danbach, Bersch, Molsheim und Masenheim zu vor, und die übrigen Aus-

sichten,

stehen, Gebäude und Alterthümer mancher Art; z. B. ein Stück von einem römischen Weg, ein Stück der sogenannten Heydenmauer, zerstörte Schlösser und Klöster rc. Außer den auf dem Titel angegebenen 20 Kupferstichen sind noch einige kleine in den Text eingedruckt. Herr Silbermann hat nicht nur die auf den Platten vorgestellten Alterthümer sorgfältig untersucht und mit der strengsten Pünktlichkeit beschrieben; sondern auch die Geschichte der Oerter und Klöster erzählt; z. B. das Kloster Hohenburg oder St. Odilienkloster; dessen Bau im J. 680 angefangen ward; hatte erst Stiftsfräuen, hernach Obere oder geistliche Vorsteher, und seit 1663 Prioren. So auch vom Kloster Niedermünster, S. 51 u. f. vom Flecken Barr S. 61 u. f. nebst den dazu gehörigen Dörfern; wie auch andre, an und um den St. Odilienberg liegende Oerter S. 73 u. f. Der Verfasser hat überall sowohl auf die vergangenen, als itzigen Zeiten Rücksicht genommen; doch hätten wir von der gegenwärtigen Beschaffenheit, von der Nahrung und dem Gewerbe, der Volksmenge und dergleichen, gern mehr gelesen.

Of.

---

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Guil. Abrah. Teller Opuscula varii argumenti. Francofurti ad Viadrum, sumtibus Strauss, 1780. 398 Seiten in 8.

Die Freunde der Tellerischen Schriften werden es dem verdienten Manne gewiß danken, daß er ihnen seine kleinern zerstreuten Schriften, wenn gleich (da sie meist Früchte seiner frühern Jahre sind) nicht nach den reifern Einsichten seines itzigen Alters verändert und gebessert, in eine Sammlung gebracht hat. Ueber den Umstand der unterlassenen bessernden Durchsicht hat sich der Verf. in der Vorrede, die ein Muster von anständiger Bescheidenheit, die sich so schön gegen stolze Zierrerei ausnimmt, ist, so erklärt, daß wir nicht erst dagegen Einwendungen machen wollen. Inzwischen ist er durch eine kurze Recension dieser kleinen Schriften seinen Lesern selbst zu Hülfe gekommen, in der er anzeigt, wo seine jetzigen Einsich-

ten

ten von seinen ehemaligen abweichen, und in welchen seiner spätern Schriften er sich über die berührten Materien weiter oder nach geänderten Grundsätzen verbreitet habe.

Die hier abgedruckten und nach der Zeit ihrer Erscheinung geordneten Abhandlungen sind: 1) de iudicio super variis lectionibus Codicis hebraei divini recte faciendo S. 1—72. 2. 3) Topice scripturae; curriculum 1 et 2. S. 73—184. 4) Defensio inspirationis divinae vatum sacrorum adversus enthusiasmum poeticum. S. 185—218. 5) Dissertatio theologica, de inspirationis scripturarum divinarum iudicio formando. S. 219—258. 6) De dialecto poetica scripturarum hebraicarum V.T. 259—308. 7) Elogium Io. Christiani Hebenstreitii S. 309—324. 8) Iustus honor Doctoris theologiae a b. Luthero vindicatus. S. 325—342. 9) [illegible] de homine [illegible] S. 343—362. 10) Vera religionis per spiritum Dei moderandae indoles S. 363—386. 11) Gratulatio ad Directorem, Professores, reliquos doctores universumque coetum Gymnasii Berolino — Coloniensis et scholae utriusque peracto sacro seculari altero. S. 387—398.

Zum Lobe dieser Abhandlungen kein Wort. Diejenigen, welche dem Recensenten besonders interessirten, hat er auch itzt wieder mit Vergnügen und Nutzen gelesen.

Specimen poëseos Persicae, sive *Muhammedis Schemseddini*, notioris agnomine *Haphyzi*, Ghazelae sive Odae sexdecim ex initio Diwani depromtae, nunc primum latinitate donatae, cum metaphrasi ligata et soluta, paraphrasi item et notis. Vindobonae e typographeo Kaliwodiano. 1771.

Dieses Buch ist zwar nicht in denen Jahren erschienen, deren Litteratur die A. D. B. gegenwärtig beschreibt. Aber es sey uns doch erlaubt dasselbe nachzuholen, da es unter die wichtigern litterarischen Arbeiten des verflossenen Decenniums gehört, und von uns nur deshalb übergangen worden ist, weil es gar nicht in den Buchhandel gekommen, und daher selbst für den Liebhaber so gut wie gar nicht anzutreffen war.

Der

Der Herausgeber dieser Proben Persischer Dichtkunst ist (wie Recensent aus *Iones* commentariis de poesi Asiatica p. 89. nach Eichhorn's Ausgabe weiß) Herr Baron von Rewitzki, itziger römischkaiserlicher Gesandter zu Berlin: und niemand wird sie in die Hand nehmen, ohne die Kenntnisse, die sie voraussetzen, in diesem Staatsmanne zu bewundern. Wie glücklich würden die Asiatischen Musen seyn, wenn so ein Beschützer, den Geschäffte von ganz andrer Art jetzt vielleicht ganz von ihnen getrennt haben, dereinst wieder zu ihnen zurückkehren würde, oder wenn ihm seine übrige Bestimmung so viel Muße ließe, sich mit ihnen doch zuweilen zu beschäfftigen. Wir finden so viel gereinigten Geschmack, so viele wahre Kenntniß der Dichtkunst und des Orients in diesen Proben, daß wir diesen Wunsch unmöglich unterdrücken konnten. Wir möchten auch noch einen speciellern wagen, daß der Herausgeber dieser Probe einstens der Herausgeber des epischen Dichters, Ferdusi, werden möchte — wenn nicht das gelehrte Publikum dem andern, das den gelehrten Herausgeber dieses Buchs jetzt besitzt, nachstehen müßte. Inzwischen sey es uns erlaubt, bey dieser Gelegenheit die Beförderer des Guten und Nützlichen in den Wissenschaften zu bitten, irgend einen Gelehrten, der Kenntniß der persischen Sprache mit Geschmack verbindet, in den Stand zu setzen, diesen Persischen Homer nur einstweilen ohne alle weitere Bearbeitung blos im Original mit einer lateinischen Uebersetzung dem Publikum vorzulegen. Es würde grosser Gewinn für das Reich der Dichtkunst seyn; ganz neue Felder würden sich ihrer Theorie eröffnen; er würde neue Nahrung für Phantasie und Dichtersprache werden. — Doch wir kehren zu unsern Proben Persischer Dichtkunst zurück.

Die gelehrte Vorrede, die auf die darauf folgende Gedichte vorbereitet, und allerley Gegenstände der Persischen Poesie behandelt, dürfen wir nicht überschlagen.

Zuerst etwas von der Persischen Litteratur überhaupt, und dabey insbesondere vom Ursprung ihrer Poesie. Ohne eben in ein näheres Detail einzugehen, (welches wohl die Absicht des Verf. nicht war) wird nur der Ursprung und die schnelle Verbreitung der arabischen Litteratur und ihre Bearbeitung in Persien kurz bemerkt. Hier stunden sehr früh Commentatoren des Korans auf, als Zamachscheri und Beidhavi; die arabische Sprache ward die Sprache der Gelehrten und der Religion; man übersetzte die besten arabischen Werke in Prosa und Poesie ins Persische, und dann schrieb man auch Nachahmungen dieser

Werke

Werke in Persischer Sprache — dies sey der wahre Ursprung der Persischen Poesie. — (Hier sey uns erlaubt, einen Zweifel einzurücken.) Der Vorstellung des Verf. wenn wir sie anders, wie wir glauben,*) recht gefaßt haben, ist wohl der Genius der Persischen Poesie entgegen. Die Persische Dichtkunst sollte eine Kopey der Arabischen seyn? Und doch sind beyde in Wendung und Colorit und im Bilderkreiß von einander unendlich unterschieden; bey den Arabischen Dichtern (so weit sie Recens. aus denen die gedruckt sind, kennet) klirrt überall der Speer, es glüht die Rache, es bluten eröffnete Wunden und Wildheit, Grausamkeit und Gutherzigkeit, besonders in Beschützung des Freundes, contrastiren überall miteinander. Die Sprache bricht sich immer an Klippen, um hart und wild zu tönen. Hingegen in den Liedern der Perser ist nichts als Lieblichkeit und Wollust. Es duftet der Moschus, es säuselt der Zephir, es rinnen die Becher, und die sanftesten Bilder begegnen einander. Der Kreis ist überall ganz anders: und sollte der wohl bey Nachahmung der Arabischen Dichter so verschieden haben werden können? Freylich veredelt sich zuweilen eine Pflanze aus ihrem Boden in fremdes Erdreich gepflanzt, oder artet auch aus. Aber ihre Früchte behalten doch gewöhnlich noch Aehnlichkeit mit denen im Mutterlande, und sehen nicht so wildfremd aus. Der Verf. setzt zwar am Ende seiner Vorstellung bey: haec est vera et genuina Poeseos Persicae origo, *quemadmodum utriusque linguae poemata inter se comparanti compertum erit.* Und das Urtheil eines so großen Kenners beyder Sprachen würde dem Recens. sogleich seine Zweifel benehmen, wenn

*) Wir wollen, um nicht zu irren, die Stelle p. 17. in einer Note beysetzen: Sed nusquam gentium feliciori profectu cultae sunt litterae et disciplinae Arabum, quam apud finitimos Persas, qui tanto studio et alacritate ad eas condiscendas incubuerunt, vt primis statim temporibus inter praecipuos Corani Commentatores censerentur, interque hos summi Imam Abul-Cassim Zamachscheri et Nasireddin Abu Said Beidhavi, vterque legum et dogmatum moslemicorum peritia clari et insignes. Exinde vero sparsa iam et disseminata per totam Persiam religione Muhommedana, idioma Arabum tanquam Doctorum lingua in scholis omnibus tradi, et libri illo sermone sive prosa, sive versu exarati evolvi, ac denique in vernaculum idioma converti et *per imitationem* novo, patrio tamen stylo efferri coeperunt: atque haec est vera et genuina Poeseos Persicae origo, quemadmodum utriusque linguae poemata inter se comparanti compertum erit.

wenn er nicht Ursache hätte zu vermuthen, daß hier zwey ganz verschiedene Dinge noch zu unterscheiden wären: Körper und Geist, äusserer und innerer Bau der Gedichte, oder wie man es sonst nennen will. Die Persischen Gedichte wimmeln von arabischen Wörtern; ja ganze arabische Zeilen stehen zwischen rein Persischen, besonders in den Werken des Sadi, Jami und Hafiz; der Reim, oder der Endfall der Verse ist mit dem Arabischen fast ganz einerley. Aber jene Einmischung arabischer Wörter kommt nur von der Herrschaft der Araber über die Perser, und dem Umgang der beyden Nationen her; und je reiner ein Dichter sich auszudrücken sucht, desto mehr vermeidet er den Gebrauch arabischer Worte, wie Ferdusi in seiner romantischen Geschichte der Könige und Helden von Persien; der im feinsten altpersischen und ungemischten Styl dichtete; und diese Gleichheit im Gebrauch des Reims ist vielleicht nicht einmal den Arabern abgeborgt; er scheint vor der Herrschaft der Araber schon bey mehreren Nationen Asiens so beschaffen gewesen zu seyn. Und wäre das auch nicht: so ist doch nur hier ein Stück des äußern Baues nachgeahmt; die Seele, die die Persischen Dichter belebt, ist ganz anders; hier wehen paradiesische Lüfte; dort stürmen Orkane.) — Fars oder das alte Persis hat die meisten persischen Dichter geliefert, und besonders Schiraz, der Sitz der Atabeken und der Regenten aus dem Hause Modhafer; in Schiraz suchte man die feinste Sprache, und die Eleganzen derselben nannte man schirazische Ausdrücke; hier lebten viele Redner und Dichter; unter andern auch Hafiz, bey dem der Verf. stehen bleibt, weil die Proben der persischen Dichtkunst, die er liefert, aus ihm genommen sind.

Der Name des aus Schiraz gebürtigen Dichters war Mohammed Schemseddin; doch ist er nach seinem Zunamen Hafiz unter Uns bekannter. Er blühete im Anfang des 8ten Jahrhunderts der Hedschra unter den Nachfolgern des Sultan Schach Schegia, die das Reich in 4 Theile, in Schiraz, Kerman, Jezd und Ispahan getheilt hatten. Er war ein Mohammedanischer Rechtslehrer (die Ulema heißen) und führte daher den Ehrentitel Scheich. Sein Mäcen war der Vezir des Soltan Hasan Elechan, Namens Hagi Cavam-ud-dni, dessen Freygebigkeit Hafiz öfters besingt. Er lehrte auch eine Zeitlang in dem Gymnasium, das Hagi Cavam-ud-dni gestiftet hatte, das Mohammedanische Gesetz; und man hat noch Noten von ihm über das Werk Sukiakir. So sehr ihn auch die

die damaligen Fürsten seiner Dichtertalente wegen schätzten, und sich bemüheten, ihn an ihren Hof zu binden; so wies er doch Tafel und fürstliches Gehalt aus Liebe zur Freyheit von der Hand, und lebte zu Schiraz als Privatmann. Einmal ließ er sich bewegen, an den Hof des Sultan von Jezd zu reisen: aber bereuete seine Reise dahin sehr, weil er sich in seinen Hoffnungen von der Freygebigkeit des Fürsten betrogen hatte. Er lebte meist in Armuth. Die Laura, die er besang, war seine eigene Gattinn, über deren frühen Tod er mehrmals bitterlich klagt. Sein Freund Ahmed Namac kommt auch öfters in seinen Liedern vor. Timur nahm ihn sehr gnädig auf; nur bezeugte er ihm sein Misfallen, daß er in seinen Liedern nie seiner erwähnt habe. Er starb nach einigen A. Heg. 791, nach andern A. H. 792; und ward in dem Bethaus Musella begraben, dessen schöne Lage er oft besungen hatte. Mohammed Mimai, der Hofmeister des Sultan Babur, ließ ihm nachher dort ein prächtiges Grabmahl errichten. Erst nach seinem Tod wurden seine Gedichte in einen Diwan von Seid Kassini Enwari gesammelt.

Hafiz sang meist von Liebe und Wein; und war daher schon bey seinem Leben öfters in Gefahr, als ein Ketzer verflucht zu werden. Nach seinem Tod sollen sich wirklich die Mohammedanischen Rechtslehrer versammelt haben, um in Ueberlegung zu ziehen, ob auch seinen Gebeinen neben denen andern rechtgläubigen Mohammedanern ein Platz zu vergönnen sey? Es ward dafür und darwider heftig gestritten; endlich vereinigte man sich dahin, seine eigenen Lieder über seine Religionsgesinnungen entscheiden zu lassen. Man stach mit der Nadel in eine Sammlung derselben, und traf das Distichon:

Verfluch' nicht Hafiz's Leiche,
laß sie nicht unbegraben!
War er gleich in ein tiefes Meer von Sünden
versenkt; — doch steigt er Himmelan.

Und als man den zweyten Versuch machte;

Befleckt mit Sünden lebte ich hienieden,
doch glücklich itzt,
genieß' ich unter Auserwählten
den Lohn der Liebe.

So verhalfen ihm seine eignen Lieder zu einem ehrlichen Begräbniß. Unsern Lesern fällt ohne unser Erinnern die Parallele aus unsern Zeiten bey.

Nach

Nach seinem Tod suchten seine Verehrer die orthodoxen Hornissen, die um sein Grab sumßten, dadurch zu verscheuchen, daß sie seine Lieder auf Liebe und Wein von geistlicher Liebe, und geistlichem Wein und geistlicher Berauschung deuteten, und es ward aus Hafiz, was aus dem Hohenliede in der Bibel geworden ist — — —

Der Verf. beschließt seine allgemeine Abhandlung mit einer kurzen Nachricht vom Persischen Versbau und dem Gazela, (einer Art anakreontischer Lieder) wovon wir nichts auszeichnen wollen, weil es in der Kürze nicht so deutlich geschehen könnte, um unsern Lesern bestimmte Begriffe davon beyzubringen. Wer sich davon will überzeugen lassen, daß der nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Dichtkunst habe, der außer den neuern Dichtern nur die griechischen und römischen kennt, und daß man eine vertraute Bekanntschaft mit den morgenländischen nicht entbehren könne, der wird schon selbst dieses Buch zur Hand nehmen, und die ausführlichern Abhandlungen über dieselben Gegenstände in den schönen Commentarien des gelehrten *Iones* de poësi Asiatica p. 24 - 66 und p. 86 - 106 nach Eichhorns Ausgabe dabey zu Rath ziehen.

Hierauf folgt das erste Buch aus Hafiz's Diwan (S. 1 — 47); d. i. alle die Oden, welche sich mit einem Eliph schliessen; und am Ende noch eine aus dem Buchstaben Mim; (denn die Morgenländer pflegen die Lieder nach dem Reim zu sammeln, und daher enthält das erste Buch lauter Lieder, in denen sich jede Zeile mit einem Eliph schließt). Dem Persischen gegenüber steht eine freye metrische Uebersetzung in lateinischer Sprache. S. 49 — 136 eine wörtliche lateinische Uebersetzung mit einer ihr angehängten lateinischen Paraphrase und mit Sacherläuterungen. S. 137 bis zu Ende folgt eine grammatische Erklärung der abgedruckten Oden.

Der Herausgeber hat seinen Dichter mit Dichtergeist studirt; ein Glück, das selten den alten Dichtern wiederfährt. Um dies zu beweisen, schreiben wir nur die metrische Uebersetzung eines Liedes ab.

Nunc vernae capiti serta parant rosae,
Nunc dextra cyathum tollo et amabilis
Haerens virginis ad latus
Despicio tumidos Monarchas.

Ex aede hac tremulam tolle puer facem;
Nil tali est opus hoc vespere lumine,
Resplendens jubar in genis
Cynthia deposuit puellae.

Miscentem Assyrio balsama aromati
Arceto procul a limine, sat meae
Gratos spargit Amasiae
Roscida caesaries odores.

Neu dona hesperiae nunc mihi arundinis
Decanta, neque sit mentio sacchari,
Dulcis nectareo meae
Stillat ab ore favus puellae.

Interdicta aliis lege Muhammedis
Sunt concessa meis vina sodalibus,
Praesens tu modo lux mea
Sustineas removere culpam.

At si te ulla meae partem animae rapit
Sortis pernicies, meque refugeris;
Cauponae brevis angulo
Corde ciens gemitus jacebo.

Quid nomen mihi, quidve illecebras bonae
Famae commemoras? Sollicitant parum
Me praeconia nominis
Et strepitus popularis aurae.

Me cantus citharae, me fidicen juvat
Solers ad modulos, me pueri labris
Centum carpere basia
Et cyathi numerare gyros.

Lascivus, petulans ebrius et procax
Dicat cui libitum est carpere, nil moror;
Tu si dissimilem mihi
Vrbe potes reperire tota

Laudabo. Ergo meas indigites cave
Praetori maculas; sunt etiam sua
Illi crede piacula et
Saepe mero est solitus madere.

O Haphyz, spatio temporis unico
Intermissa nocent vinum et amasia;
Nunc cum purpureae rosae
Auspicio referantur anni.

Dichter.

Dichtergeist wird niemand in dieser Uebersetzung vermissen: nur die gewählte Versart, und das Metrum hat den Verf. zuweilen gezwungen, den Text seines Dichters mehr nachzuahmen, als zu übersetzen. Dieser Unbequemlichkeit hilft aber die mehr wörtliche Uebersetzung ab, welche von jeder Ode am Ende gegeben wird. Zur Probe von dem Gang des Persischen Dichters wollen wir versuchen eine der kurzen Oden in einer möglichst treuen Uebersetzung zu geben. Das Süße und das Harmonische der Sprache verschwindet freylich außer dem Original. Diese Ode ist die 6te unter den hier abgedruckten. Hafiz sehnt sich nach der Liebe eines Knaben, der ihn vergessen hat. Er sah sein Bild im Becher, und darüber ist er wonnetrunken.

Durchglühe, Sklav *, den Becher
mit Purpurwein!
Sing, Sängerinn! — die Wünsche
sind mir gewährt!

Ich sah im vollen Becher
des Knabens Wang'!
Unselig, wer die Wonne
des Weins nicht kennt!

Schön sind die trunknen Augen **
des Herzenskinds!

N 2 Drum

* ساقي, steht im Text; Spender des Weins; der Sklave, den die Türken, mit Beybehaltung desselben Worts, in einer etwas unrichtigen Aussprache Saka nennen. Wem fällt bey diesen Zeilen nicht Anakreon's

— — βαλ᾽ οινον ὠ παι κ. τ. λ.

oder

αγε δη φερ᾽ ἡμιν ὠ παι κελεβην κ. τ. λ.

ein?

** Die trunknen Augen —

Et dulcis pueri *ebrios ocellos*
Illo purpureo ore suaviata. *Catull.* 43. 11.

Man muß von der zweyten Strophe es nicht vergessen, daß der Dichter im vollen Becher den Knaben seiner Liebe sich spiegeln sieht. Und was in den folgenden Strophen steht, ist alles gesungen, indem Hafiz seinen liebetrunkenen Blick auf das holde Antlitz des Knaben im Becher wirft.

Drum stürz' mit vollen Zügeln
dem Rausch ich zu.

Liebkosen, schmeicheln werde
dem Schlanken ich,
bis die Cypresse schwankend
in Liebe scherzt. *

Nie stirbt man, wenn die Liebe
das Herz beseelt;
Mir schenkt das Buch des Lebens
Unsterblichkeit.

Am Tage der Erstehung
wird gleich gelohnt
des Heilgen Brod und meinem
verbotnen Wein. **

Wenn

* Nicht eher will er den Knaben (im Bilde, das ihm vorschwebt) entlassen, bis er zur Liebe Hafis's zurückkehrt; bis dahin will er ihn liebkosen, ihm schmeicheln; daß der schlanke Knabe eine Cypresse heißt, wird selbst dem Leser römischer Dichter nicht fremd dünken:

Fraxinus in silvis cedat tibi, pinus in hortis. *Virgil.* Ecl. VII. 68.

Ich verstehe übrigens den letzten Theil des Distichons etwas anders als der Herausgeber: Tam diu (umschreibt er S. 89 den Sinn) placebunt et exhilarabunt *spectantes* mollium et gracilis staturae puerorum blanditiae et motus lascivi, *donec ad saltum veniat* cyparissus, i. e. puer meus qui molli et delicato incessu procerae pinus vacillationem et mobilitatem praecellit; videlicet si hic prodierit in medium, illorum nulla ratio habebitur. — Allein der Zusammenhang und der Gang der Ideen des Dichters begünstigen diese Erklärung schwerlich; und Gilve, das im Text steht, bedeutet (selbst nach des Herausgebers Bemerkung p. 149) motum lascivum et lubricum; also tändelnde Bewegungen der Liebe.

** Der Wein ist den Mohammedanern verboten: also sollte der Genuß desselben in jenem Leben gestraft werden. **Wein trinken** setzt der Dichter für **Genuß der Seligkeiten dieser Welt**, der Wollüste. **Brod des Scheichs**, des Mönchs,

Wenn du der Freunde Gärten
durchsäuseln wirst,
Bring, Zephir, meinem Lieben
den Grus von mir.

Sprich: „was hast du vergessen
„den Namen mein?
„die Zeit kommt doch, wo niemand
„mehr unser denkt!

„In Hadschi Kawam's Güte
„hat sich versenkt
„des Neumonds Schiff, des Himmels
„hellblaues Meer.“ **

Laß Hafiz, Thränen rinnen
aus deinem Aug:
o lockten sie den Lieben
ins Netz zurück!

Die Erläuterungen, welche der Herausgeber zur Aufklärung des Sinnes beygebracht hat, sind meist sehr treffend,

Mönchs, des Heiligen, ist in diesem Gegensatz Kreuzigung des Fleisches, strenges Leben, Genuß dessen allein, das erlaubt ist. Der Tag der Auferstehung wird der strengen Heiligkeit und dem Genuß der Wollust gleichen Lohn geben.

** Hadschi Kawam oder Kawam ed din war ein großer Wohlthäter des Dichters; Vezier beym Sultan Hasam Elechan — dessen Freygebigkeit auch anderwärts der Dichter rühmt. Die Ideen des Dichters laufen nach unserm Ermessen so fort: Was hast du mein itzt schon vergessen? ist es nicht genug, daß einst ohnedem eine Zeit kommen wird, wo man vergessen wird — der Tod? So ist selbst der Fall bey den besten Menschen! Hadschi Kawam, der ewig zu leben verdient hätte, ist auch gestorben; d. i. ist auch in den Himmel entflohen, oder mit dem Dichter zu sprechen: „in das Meer „seiner Güte hat sich jetzt das blaue Meer des Himmels „und der volle Mond getaucht, versenkt“. Der Schwung, den der Dichter der simpeln Idee gegeben hat, ist immer groß und schön: sollte er auch vielleicht dabey ins Schwülstige gefallen seyn.

zum Theil auch gelehrt: und es wird nicht leicht eine Stelle gefunden werden, die Erläuterung bedurft und sie nicht erhalten hätte. Selbst für den Anfänger ist durch die grammatische Erläuterung am Ende sehr gut gesorgt.

G.

Apollonii Rhodii Argonautica, e scriptis octo veteribus libris, quorum plerique nondum collati fuerant, nunc primum emendare edidit *Rich. Fried. Philipp Brunck*. Argentorati apud Socios Bibliopolas Bauer et Treutel. 1780. 2 Alph. 11 Bogen in 8.

Von der seltnen und fruchtbaren Kritik des Hrn. Verfassers erhalten wir hier eine Ausgabe, welche nicht sowohl wegen des eigenthümlichen Werthes des Dichters, als wegen der sorgfältigen und genauen Behandlung des Herausgebers sehr schätzbar ist, und den Liebhabern des Alterthums recht erfreulich seyn muß. Die eigentliche Veranlassung zu dieser Ausgabe scheint die neulich gedruckte Ausgabe von Oxford gegeben zu haben, deren Urheber hier sowohl in der Vorrede als in den hinten angehängten Anmerkungen sehr hart behandelt und oft als ein unwissender Mensch in den bittersten Ausdrücken gehöhnt wird. Das Verdienst, zuerst eine correkte und schöne Ausgabe des Apollonius besorgt und gemacht zu haben, kann man dem Hrn. Herausgeber auf keine Art streitig machen; nur ist es zu verwundern, daß dieser Dichter seither immer nur in so schlechte Hände gerathen ist. H. Stephanus war der erste und letzte, dessen Ausgabe ein kritisches Verdienst hat. Es blieb also dem Hr. Brunk viel Stoff für seine große Einsichten in die Kritik übrig; aber darauf allein wagte er es nicht, die Verbesserung des Textes zu übernehmen. Er verglich fünf Handschriften aus der königl. Pariser Bibliothek, eine aus der kayserlichen zu Wien; von Hr. *Heyne* erhielt er noch die Collation der mediceischen und wolfenbüttelschen Handschriften, welche alle zusammen viele bessere Lesarten zu dem neuen verbesserten Texte hergegeben haben; doch muß man auch einen ansehnlichen Theil davon dem Scharfsinne des Hrn. B. verdanken. Die eigentliche Absicht scheint bey dieser Ausgabe blos auf die Kritik zu gehen; die eigentliche Interpretation ist nur zu oft vernachgelassen

lassen worden. Vielleicht behielt sie auch der Herausgeber dem Hrn. Heyne vor, von welchem wir eine vollständige Ausgabe mit den griechischen Scholien erwarten. Nur hin und wieder versucht Hr. B. den Sinn dunkler Stellen aufzuklären, und durch Vergleichung der Stellen aus Homer, Virgil und andern den Werth und die Schönheit des Ausdrucks zu bestimmen.

Wir lassen uns weiter in kein allgemeines Urtheil von der Kritik des Herausgebers ein, und wollen nun zur gehörigen Schätzung des Werthes dieser Ausgabe einige Proben aus den Anmerkungen von den beygebrachten Verbesserungen hersetzen, und dabey unsre Meynung sagen.

Im 1. B. V. 82. hieß die alte Leseart: ὡς ὐκ ἀνθρώποισι κακῶν μήκιστον ἐπαυρεῖν, aber Hr. Brunk hat aus vier Handschriften gesetzt κακὸν, und davon setzt er die Erklärung des Scholiasten hin, ὐκ ἔςι μέγιςον κακὸν, ὁ μὴ ἐπαυρεῖν τοῖς ἀνθρώποις συμβαίνει. Aber in der Stelle ist durchaus nicht die Rede von der Größe des Unglücks, welches den Mopsus traf, sondern von der Entfernung von seinem Vaterlande, in welcher es ihm begegnete. Die Sentenz also muß sich darauf beziehen und heißen: So ist kein Ort so ferne, wo nicht den Menschen das über ihn verhängte Unglück treffen sollte. Aus dieser Richtung des allgemeinen Satzes scheint zu erhellen, daß μήκιςον für sich bestehe, und die alte Lesart κακῶν besser sey. Der über V. 246 νόςος ἄπρηκτος geäußerte Zweifel hat guten Grund; nur wünschten wir ihn von Hrn. B. gehoben zu sehn. Den Ausdruck V. 638 δῦν' ἐνὶ τεύχεσι. πατρὸς halten wir ebenfalls für fehlerhaft, ob ihn gleich Hr. B. übergangen hat. Vermuthlich sollte es τεύχεα heißen. II. V 1089 ὡς πυκινὰ πτερὰ τοῖσιν ἐφίεσαν ἀΐσσοντες. Hier ist uns der Dativ τοῖσιν ebenfalls verdächtig; in der Ordnung sollte der Nominativ stehen, welcher die Vögel anzeigt, welche von der Insel vertrieben wurden. V. 1165 hat Hr. B. drucken lassen ἐνίψαμεν, wie in drey Handschriften steht. In der Anmerkung heißt es: Sic Codices A. E. Caesar. recte. Vulgo ἐνίψομεν. Gleichwohl lesen wir III. V. 475 ὅν τιν' ἐνίψω, und so an mehrern Stellen, so daß wir nicht begreifen, warum Hr. B. an einer einzigen Stelle die Aenderung gemacht hat, da überall das nämliche Wort steht, und die nämliche Bedeutung hat. Auch glauben wir nicht, daß Hr. B. ein Beyspiel von dem Futuro ἐνίψω in der Bedeutung, die es hier hat, beybringen könne. Die schwere Stelle II. 1194, wo Jason sagt: ἐπεὶ Φρίξοιο θυηλὰς στέλλομαι ἀμπλήσων, Ζηνὸς χόλον Αἰολί-

ἱρῶν. erklärt Hr. B. mit dem darunter verstandenen ὑπὲρ also: Sacrificia peracturus pro Phrixo, ad placandum Phrixum, id est, ad revocandos Phrixi manes, quibus peregre degentibus Iupiter Aeólidis irasci non desinet. Wider die Erklärung läßt sich weiter nichts einwenden, als daß θυηλὰς zusammen mit Διὸς χόλον im Original sich nach diesem Sinne schlechterdings nicht verbinden lasse. Wir vermuthen daher, daß hier eine Lücke im Texte sey, dergleichen Hr. B. selbst mehrere in dem Gedichte entdeckt hat.

Im dritten Buche V. 20 halten wir den Ausdruck ἀλλά τοι ἔπω φράσσασθαι οἵω für fehlerhaft; nach dem prosaischen Sprachgebrauche sollte δύναμαι statt οἵω stehen. Im Verse 415 ἀνδράσι τεύχεις τῆσι δέμας fehlt ein Beywort, welches den Dativ regiert. Wir schlagen also vor statt δέμας zu lesen, ὁμῶς, für ὁμοίως. So liest man IV. 673 θήρεσσιν ἐοικότες ἀμφιστῆσαι, οὐδὲ μὲν οὐδ᾽ ἄνδρεσσιν ὁμοῖ δέμας. Eben so ist die Stelle im Nikander Theriac. 817 verdorben, wo man ὁμοῖν statt δομοῖν lesen muß. Daß im V. 860 statt ἑπτὰ ein ander Zahlwort erforderlich sey, zeigt der folgende Vers; dieserwegen rathen wir also ἑπτάκις αἰνάοιο — und im folgenden Verse ἑπτάκι τε Βριμώ zu lesen. Ungewöhnlich ist ὀχεῖν V. 915 gesetzt, denn es soll curru vectam ausdrücken. Diese und viele andre Besonderheiten in der Sprache des Apollonius hat Hr. B. gänzlich übergangen. Ganz unverständlich ist und bleibt uns der Ausdruck συνεμφράσσασθαι ἔωσιν im 918 V. — 1250. οὐδ᾽ ἐδύναντο κεῖνο δόρυ γνάμψαι τυτθόν γέπερ. Hier hat Hr. B. γέπερ drucken lassen, und in der Anmerkung sagt er: Sic bene quatuor regii Codices. E. ut vulgo, γέπερ. Daß aber die gemeine Lesart besser sey, zeigt schon der 1298 Vers, wo es heißt: οὐδ᾽ ἄρα μιν τυτθόν περ ἀνέχλιναν, wenn es auch nicht der allgemeine Sprachgebrauch hinlänglich erwiese. Beym Verse 1335 ἕσπετο δ᾽ αὐτὸς βαθμὸν ἐπὶ στιβαρῷ πιέσας ποδὶ, merkt Hr. B. an. Nescio quo errore aut casu A. B. λαιὸν. E. Νειὸν. Im Appendix zu dieser Stelle werden noch die Mediceische und Wolffenbüttelsche Handschrift zu dieser Leseart angeführt. Dabey steht die Vermuthung des Pierson, unde alii forte veram Apollonio manum restituent. Hr. B. übersetzt die gemeine Lesart durch forti pede gradum firmans, vestigia premens. Nisi Graecorum hic sensus est, quid poeta in mente habuerit, divinare nequeo. Nec voce βαθμὸν, nec quavis alia, quae ad λαιὸν proxime accedat, aratri partem aliquam significari usquam vidi. Daß Hr. B. die

die wahre Lesart, wovon die Handschriften so deutliche Spuren zeigen, nicht errathen hat, daran ist wohl das Vorurtheil Schuld, daß er glaubte, hier werde oder solle ein Theil des Pfluges unter der andern Leseart verstanden werden. Aber λῷον steht wie beym Theokrit X. 21. für λήιον, das Saatfeld, arvum. Dieß paßt ganz genau zu dem Inhalte der ganzen Stelle, denn Jason ist im Begriffe, das Feld zu pflügen, in welches die Drachenzähne gesäet werden sollen. Die gemeine Leseart hingegen giebt einen ganz ungereimten Verstand. Im 1374 Verse ist vermuthlich noch ein Fehler geblieben, den der Herausgeber nicht bemerkt hat. Es heißt von den aus den Drachenzähnen erwachsenen Menschen, die einander anfallen und umbringen: οἱ δ', ἠΰτε θοοὶ κύνες, ἀμφιθορόντες ἀλλήλους βρυχηδὸν ἐδῄουν. Hier wird die Erzählung plötzlich unterbrochen durch οἱ δὲ, da sie doch in der That fortgesetzt und geendiget wird. Anstatt οἱ δὲ muß man lesen οἳ δ' ἐπὶ γαῖαν μητέρα πίπτον οἷς ὑπὸ δούρεσιν. So hängt die ganze Erzählung zusammen, und wird von den nemlichen Personen fortgesetzt.

Im vierten Buche finden wir den 379 Vers ganz in den Anmerkungen übergangen, und gleichwohl giebt er keinen der Sache gemäßen Sinn, so wie er jetzt da steht. Medea fragt den Jason, wie sie es wagen solle, zu ihrem Vater zurückzukehren, wenn der Ausspruch des gewählten Schiedrichters sie darzu verdammen sollte? πῶς ἵξομαι ὄμματα πατρός; ἠὲ μάλ' εὐκλειής; hier ist die zweyte Frage, welche mit der Partikel ἠὲ vel, aut anfängt, ganz ohne Beziehung auf das vorhergehende und nachfolgende; wenn man aber mit einer kleinen Aenderung liefet, ἦ μάλ' εὐκλειής, so wird eine Ironie aus der Frage, welche der heftigen Bewegung und Verlegenheit der Medea ganz angemessen ist. Gleich darauf folgen die Worte: τίνα δ' οὐ τίσιν, ἠὲ βαρεῖαν ἄτην οὐ στυγερῶς, δεινῶν ὕπερ οἷα ἔοργα, ὀτλήσω; σὺ κεν θυμηδέα νόστον ἕλοιο. Hr. B. merkt im Appendix an, daß die mediceische und wolfenbüttelische Handschrift σὺ δὲ κε lesen, und setzt hinzu: concinnius legeretur. ὀτλήσω; σὺ δ' ἂν οὖ θυμηδέα ν. ἑ. Freylich ist dies concinnius, in sofern der Vers dadurch besser fließt, aber gewiß nicht der Sinn. Die gemeine Lesart giebt eben so wenig einen guten Verstand; denn hier wird ein Gegensatz von den Leiden der Medea erfordert. Welche Strafe, welches Unglück werde ich nicht für meine Vergehungen erdulden müssen, wenn ich zu meinem Vater zurückzukehren gezwungen werde; du aber, sagt Medea zum Jason, würdest mit Freuden in

dein Vaterland zurückkehren. Nein, dies wolle Minerva, mit deren Schutze du dich brüstest, nicht. Kummer und Elend sollen einst noch dich an Medea erinnern. Nach diesem Zusammenhange kann man leicht urtheilen, daß die Verbesserung leicht und natürlich sey, welche wir vorschlagen: οὐ δέ κεν ἔμπη. v. i. In der darauf folgenden Rede sucht Jason die Medea zu besänftigen, und entdeckt ihr seinen Vorsatz, mit List den Apsyrtus, welcher die Medea verfolgte, in sein Verderben zu locken. Wenn die Einwohner dieser Inseln, sagt er, den Tod des Anführers der Colchier hören, so werden sie deinen Verfolgern weiter keinen Beystand leisten, und ich werde mich außer der Nothwendigkeit befinden, mit den Colchiern zu fechten, woferne sie uns nicht den Weg zur Rückkehr abschneiden. Dieser letzte Gedanke ist in den 408. 409 Verse so ausgedrückt: καὶ δ' ἂν ἐγὼ Κόλχοισιν ὑπείξαιμι πτολεμίζειν ἀντιβίην, ὅτι μή με διατμήξωσι νέεσθαι. Hr. B. hat καὶ δ' ἂν aus den pariser Handschriften, ὑπείξαιμι aber nach seiner eigenen Verbesserung aufgenommen; vorher stand οὐδ' ἄν, — ὑπείξομαι. Die zweyte Verbesserung wird genug durch das Sylbenmaaß gerechtfertiget; aber die erste Aenderung ist nicht allein unnöthig, sondern auch wider den Sinn, und verleitete daher den Herausgeber zu einer Erklärung, welche ganz wider den Sprachgebrauch des Apollonius ist. Erstlich heist ὅτι μή bey ihm allemal nisi cum, wenn nicht. I 245. IV. 586. οὐ γὰρ ἀλύξειν — ὅτε μή IV. 1656 steht ὁππότε μή in eben der Bedeutung.

Auch beym Homer Odyß π 197. Hieraus erhellet die Unrichtigkeit der Brunkischen Erklärung, wenn er sagt: Ipse vero Colchis arma inferendi necessitate solutus fuerim, quum mihi transitum non intercludent. Weiter aber rechtfertiget er diese Uebersetzung durch keine Gründe. Vermuthlich nahm er ὑπείκειν im gewöhnlichen Sinne von weichen, nachgeben; daher, mochte er meynen, könne hier ὑπείκειν πολεμίζειν so viel heißen, als vermeiden, ausweichen; oder evitare pugnam, solvi pugna seu necessitate pugnandi. Aber der Sprachgebrauch des Apollonius ist ganz darwider, und weicht in dieser Redensart ganz von dem allgemeinen ab. So steht IV. 1658 εἶκε καὶ ἐμοὶ ἄξεσι δαμῆναι, und 1676 ὣς ὅγε — ὑπόειξε δαμῆναι, in beyden Stellen heißt εἴκειν unterliegen; doch ist es schwer, die eigenthümliche Bedeutung dieses Worts mit δαμῆναι zu bestimmen. In der gegenwärtigen Stelle wird es nach der Analogie am besten übersetzt: nec ego cogar aperta vi cum Colchis pugnare, nisi mihi reditum intercluse-

serint. Dann wir halten nach unserer ersten Bemerkung die alte Lesart οὐδ' ἂν für einzig richtig, wenn ὅτι μὴ nisi bedeutet. Der Ausdruck αὐτίκα δ' ἴξεν ἐπ' Οὐλύμποιο θοῶς τίειν V. 771 ist äußerst hart, denn es muß zu τίειν ein Wort wie ἡγεῖν verstanden werden, welches ohne Beyspiel ist. — Die sonderbare Erzählung von der Erziehung des jungen Achilles V. 869 f. soll aus dem neulich herausgegebenen Hymno in Cererem nachgeahmt seyn, wie Hr. Brunk nach Ruhnken annimmt. Dies aber ist nicht so ausgemacht, als der Holländer glauben mochte; denn von dem Achilles findet man die nämliche Fabel vom Apollodor und vielen andern Mythologen erwähnt, woraus man schließen kann, daß sie ehemals von mehrern Dichtern behandelt worden ist, wovon aber außer dem Apollonius die meisten verloren gegangen sind. So findet man deutliche Spuren davon in dem Gedichte des Agamestor auf die Vermählung der Thetis erzählt, dessen Stelle uns Tzetzes über den Lycophron V. 178 aufbewahrt hat. Varro in den Büchern von der lateinischen Sprache nennt Agamestor, vielleicht denselben, antiquissimum Grammaticum; doch müssen wir noch anzeigen, daß eine sehr alte und gute Handschrift des Lycophron aus der Pariser Bibliothek, welche wir ehemals verglichen haben, den Namen also Μνήσαρχ ὁ Φαρσάλιος lieset. — V. 1510 halten wir πήχυιον für einen Druckfehler; denn offenbar ist es, daß es πήχυιοι — ὤμοις heißen muß. Aus diesen wenigen Beyspielen ergiebt sich unsrer Meynung nach die Art der Kritik, nach welcher Hr. B. den Apollonius behandelt hat. Zum Lobe des Herausgebers sollten wir zwar noch Beyspiele von glücklichen Emendationen, scharfsinnig entdeckten Spuren von bessern Lesearten in den Handschriften, geschmackvollen Bemerkungen über die Natur und das Genie der allgemeinen sowohl als der besondern Dichtersprache des Apollonius, von glücklich entdeckten Einschiebseln und Versetzungen von mehrern Versen, und endlich von den vielen ausgeforschten Lücken in der Erzählung der Fabel geben; aber diese sind so reichlich überall anzutreffen, daß die Auswahl schwer wird, und sie alle anzuführen, würde zu einer übermäßigen Weitläuftigkeit verleiten. Ueberdies braucht der allgemeine Ruhm von des Herausgebers glücklichen Kritik und geschmackvollen Einsichten und Kenntnissen der griechischen Litteratur itzt weiter keine Bestätigung. Wir überheben uns also der Mühe, dem Leser die Vortrefflichkeit der Brunkischen Ausgabe weitläuftig anzupreisen, da ein wohlgegründeteres Vor-

urtheil

urtheil die Leser davon schon überzeugt hat. Dargegen haben wir mit Vorbedacht solche Stellen und Proben gewählt, worin wir zugleich zeigen konnten, was einem zukünftigen Herausgeber etwa noch zu thun übrig ist. Nach unserm Urtheile bleibt die Interpretation eine der vorzüglichsten Erforderniße des künftigen Editors; uns wenigstens bleiben noch sehr viele Stellen dunkel und unerklärbar, welche die genaue Bestimmung des oft so sonderbaren, harten, und von der uns bekannten Dichtersprache so sehr abweichenden Ausdrucks des Apollonius erhellen wird. Doch zweifeln wir, ob durch dieses Mittel alle Schwierigkeiten sich werden heben lassen, und manche Stelle möchte wohl noch die Hülfe einer scharfsinnigen und glücklichen Kritik bedürfen. Durch eine ununterbrochene Interpretation, durch Vergleichung der Erzählung des Apollonius mit den Fabeln der übrigen Dichter, und endlich durch das genau bestimmte Verhältniß der dem Apollonius eigenthümlichen Dichterschönheiten zu den mit mühseligem Fleiße noch auszuforschenden Originalen, wird sich erst ein gründliches Urtheil von dem Werthe des ganzen Gedichts ergeben, welcher, wie uns deucht, nach einem allgemeinen Vorurtheile von den sogenannten Classikern gemeiniglich viel zu hoch angesetzt, und vielleicht auch sogar von Hrn. B. selbst übertrieben wird, so mäßig auch das Lob, welches er seinem Dichter in der Vorrede giebt, dem ersten Anscheine nach scheinen mag.

Tb.

Animadversiones quibus Fragmenta Versionum Graecarum V. T. a *Bern. Montefalconio* collecta illustrantur, emendantur auctore *Io. Gottfr. Scharfenberg. Specimen secundum.* Lipsiae apud Sommerum. 1781. 11 Bogen med. 8.

Jeder Beytrag, der die wenigen zerstreuten Ueberbleibsel der alten griechischen Uebersetzungen des A. T. vermehrt, ist uns schätzbar und angenehm, und der mühsame Fleiß des V. womit er diese Beyträge aus Masius, der Catena Nicephori und andern gesammelt, verdient unsern warmen Dank. Dies zweyte Specimen geht über die Bücher Josua, der Richter, Ruth, Samuelis, und der Könige. Ueber die letztern hätten wir noch mehrere Bruchstücke erwartet.

Rw.

M.

M. Terentius Varro, von der Landwirthschaft, mit Anmerkungen von Joh. Friedr. Mayer, Pfarrer zu Kupferzell — Neue Auflage. Nürnberg, verlegts Zeh. 1781. in 8. 288 Seiten ohne Vorrede.

Dem Oeconomen ist wahrscheinlich nicht sehr daran gelegen, ob Varro so gut als möglich übersetzt ist, wenn er nur seine Gedanken erfährt. Diesem also müssen wir sagen, daß er Varros Sinn, so viel wir, ohne Oeconomen zu seyn, und die fast jeder Provinz eigenen landwirthschaftlichen Ausdrücke zu verstehen, urtheilen können, hier getreu übertragen finden wird. Der Kenner des Alterthums wird freylich auch noch verlangen, daß der Verf. sich genauer an sein Original gehalten, nicht so sehr modernisirt, und Perioden nach Gefallen umgeformt hätte, und was dergleichen Dinge mehr sind. Beyde aber werden doch verlangen, daß die Anmerkungen ökonomischer angebracht und ökonomisch wären, und daß hier der Theolog wenigre durchschaute. Auch Verse sind mit eingestreut:

Man liest so viel in andern Almanachen
Vom Regen, Wind und Sonnenschein
Kommt denn davon in euren nichts hinein?
Das Wetter werden auch (wohl euch) die Recensenten machen!

Was doch die armen Recensenten nicht alles leiden müssen!

Uz.

10. Erziehungsschriften.

Landschulbibliothek; oder Handbuch für Schullehrer auf dem Lande. Zweyten Bandes erstes und zweytes Stück, jedes von 11 Bogen. Berlin, bey Himburg. 1781.

Wir freuen uns sehr über den Fortgang dieser sehr nützlichen periodischen Schrift. Der Inhalt dieses zweyten Bandes ist folgender: I. Abtheilung. 1) Fortsetzung der schönen

nen Abhandlung von dem ehrenwerthen Geschäft eines Schullehrers auf dem Lande. Möchte sie doch allen denen zu Gesicht kommen, und Eindruck machen, die durch ihre persönlichen Fehler Anlaß geben, diesen Stand herabzusetzen! 2) eine in gleicher Absicht geschriebene Anleitung für Landschulmeister. II. Abtheilung. Materialien zum Schulunterrichte. 1) Lehren in Sprüchwörtern, zur Uebung des Nachdenkens und Beförderung guter Sitten — sind Bemerkungen über den rechten Gebrauch und Mißbrauch von 20 unter dem Landmanne gewöhnlichen Sprüchwörtern, z. E. Geld ist die Lösung; Unrecht Gut gedeyht nicht ꝛc. 2) Beytrag zu einer Anweisung zum Schreiben — ein für den Landmann sehr brauchbares alphabetisches Verzeichniß fremder im gemeinen Leben gebräuchlicher Wörter, nach ihrer Rechtschreibung, Bedeutung und Aussprache — es verträgt aber sonderlich in Ansehung der unter dem Volk üblichen Bedeutungen, Ergänzungen. 3) Beytrag zum Rechnen. Der V. eifert gegen die Verabsäumung des Rechnens auf den Landschulen; er will kein neues Rechenbuch schreiben, sondern nur sammlen, was er für Landschulen brauchbares in andern Anweisungen findet, oder vielmehr er lehret selbst mit vieler Deutlichkeit die Grundkenntnisse der Rechenkunst. 4) Einige Regeln, die Gesundheit zu bewahren, gegen Fehler, so sonderlich unter dem Landvolk gewöhnlich sind. III. Abtheilung. Nachrichten von Schriften für das Schul- und Erziehungswesen auf dem Lande, nebst Auszügen aus denselben; es werden hier angezeigt, des Hrn. v. Rochau Schulbuch, 1776, Ebendesselben Kinderfreund, 2ter Theil; Ebend. kleine Schrift vom Nationalcharakter durch Volksschulen; wirthschaftliches Lehrbuch für die Landschulen; Auszug aus des Hrn. A. Resewitzens Gedanken, Wünschen und Vorschlägen 2ter Band, 3 St. vom Zweck der Landschulen; Beschluß des Auszugs aus Basedows kleinem Buche für Eltern und Lehrer aller Stände. IV. Abtheilung. Schulneuigkeiten. V. 1) Rede bey der Mahlzeit gehalten, welche die Herrschaft zu R. an ihrem Geburtstage, den 11. Oct. 1776, 36 Armen geben ließ. 2) Kurzgefaßter Inhalt der Bibel, aus Rochaus Schulbuch. 3) Morgenlied eines frommen Landmannes.

Zweytes Stück, I. Abth. 1) Fortsetzung der vortrefflichen Anleitung für die Landschulmeister. 2) Anzeige der Bücher und Lectionen in einer etwas mehr als gewöhnlichen Landschule, ein Model für diejenigen, so etwan Willens seyn möchten, ihren Land-

Landschulen eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben. II. Abth. 1) Fortsetzung der Unterredung über das Schöne und Nützliche in der Natur, mit Vorausschickung einiger für das Landvolk schicklichen Lieder. 2) Das Nöthigste aus der Erdbeschreibung für Landschulen — so und anders nicht, glauben wir, daß Geographie auf Landschulen gelehrt werden könne — wird fortgesetzt. 3) Lehren in Sprüchwörtern. 4) Etwas vom Beichtgehen. 5) Verse aus geistlichen Liedern, die sich zur Beichte schicken. 6) Vom heil. Abendmahl — eine schöne Probe, wie man Kinder über beydes unterrichten und religiös denken lehren könne, ohne die Dogmatik ins Spiel zu mischen, und ihnen einen Glauben zuzumuthen, dem ihre Sinne widersprechen. III. Abth. Nachrichten und Auszüge von Schriften für das Erziehungswesen auf dem Lande — von den Fragen an Kinder, einer Einleitung zum Unterricht in der Religion, von Büschings Unterricht in der Naturgeschichte, Schlossers Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk und Riemanns Beschreibung der Rekahnschen Schuleinrichtung. IV. Schulneuigkeiten — Im Jahr 1774 waren in der Churmark 1760 lutherische Küster und Schulmeister, deren 49 über 100 Thaler, 35 aber 100 Thaler Gehalt hatten — Von der Schuldisciplin und äußern Schuleinrichtung zu Rekahn. V. Katechetische Wiederholung einer Unterredung über den Nutzen der Schulen aus einem eingesandten Mscrpt.

Zf.

Philanthropisches Journal für die Erzieher und das Publikum. Des dritten Jahrgangs erstes und zweytes Quartal. Dessau. 1779 und 1780. zusammen 294 Seiten in 8.

Philanthropisches Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde. Des dritten Jahrganges erstes und zweytes Vierteljahr. Dessau 1779 und 1780. 288 Seiten in 8.

Pädagogische Unterhandlungen, herausgegeben von dem Dessauischen Erziehungsinstitut. Ein Lesebuch für die Jugend. Drittes Jahr, zweytes Quartal. Dessau, 1780. 5 Bogen.

Den

Den Anfang des Journals für die Erzieher und das Publikum machen zwey Gedichte von Hrn. Fischer zu Halberstadt, in ungereimten fünffüßigen Jamben, 1) an Resewitz, ihm und andern Erziehungsverbesserern zum Trost, ein Lehrgedicht, das bey einigen matten gewiß auch verschiedene sehr gute Stellen hat, und die Lehre ausführt, daß der Schulmann für die Zukunft arbeiten, und nicht den Lohn seiner Bemühungen in dem allgemeinen Beyfall der Zeitverwandten oder in dem unmittelbaren Erfolge seiner Arbeiten setzen müsse. Hier ist eine Stelle daraus zur Probe:

Doch, Freund der Jugend, trauerst du? willst Frucht
Der Arbeit selber schaun? — sie schauet der,
Der ins Verborgne sieht! sie schauet der,
Der in die Zukunft sieht! O wirke du
Das deine nur, die Folgen sind gewiß!
Dein Lehrling wird einst Lehrer, Vater, Freund,
Giebt Ländern Rath, und Fürsten Unterricht;
Ein Theil davon ist dein. Aus seinem Mund
Verbreitet, langsam hier und schneller dort,
Von Mund zu Mund, von Geist zu Geist, die Frucht
Von deinem Beyspiel, deiner Wahrheit, sich!
Der Enkel lehrt, (du bist denn lange todt!)
Als Greis, einst seinen Enkel auf dem Schooß;
Und, Freund! und, Freund! ein Theil davon ist dein!

Das zweyte 2) Olavides, an Rochow, ein Anlaß zu traurigen und freudigen Empfindungen über den itzigen Zustand der Menschheit. Unser Rochow ist ein Olavides für die Seelen des Landvolks — und Olavides sitzt,

Vor einem dummen feisten Mönche da,
Dem Wein und Wollust, oder Heucheley
Und arge List aus düsterm Auge blickt,
Und muß sich von ihm lehren lassen! kniet,
Von zweyen schlauen Wächtern wohlbewacht
Muß Rosenkränze zählen —

Doch Rochow lebt nicht in Carls sondern in Friedrichs Land:

Der schwache Carl erschrickt, wenn einst bey Nacht
Ihm oder seinem Mönch ein Traum geträumt;
Und wenn, in Engelschimmer eingehüllt,
Ein Geist der Hölle kam und foderte,
Unschuldige zu fangen und den Staub

Im

Im Winde zu verstreun; Er kennt den Geist
An seiner Fordrung Inhalt nicht; er thuts!

3) **Gedanken von J. B. Basedow auf Verlangen mitgetheilt, über die von einem Ungenannten versuchte Beruhigung der Pädagogen**, sind die zum Theil sehr richtige, zum Theil aber würklich auch ungegründete Erinnerungen des Hrn. B. gegen die Schrift zur endlichen Beruhigung der Pädagogen, auf welche ihr V. bereits bitter und derb geantwortet hat. 4) **Ebendesselben Rede vom Tod und Gewißheit des ewigen Lebens.** Der würdige Mann versichert aus seiner Erfahrung, daß ohne eine übernatürliche Belehrung keine vollkommene Gewißheit von dem Leben der Seele nach dem Tode möglich sey. Jesus, spricht er, der gewiß ein weiser Mann und uneigennütziger Menschenfreund war, behauptete beständig, von dem Geiste Gottes seine Lehren zu haben, und that Wunder, um die Menschen zur Aufmerksamkeit auf seine Lehren und seinem Evangelium von dem künftigen Leben der Menschen Glauben zu erwecken; er ward darum gekreuziget, weil er nicht mehr und nicht andere Dinge lehren konnte; er hat vor Gericht und am Creuz nicht widerrufen — Seine Jünger predigten ihn nach seinem Tode als wieder auferstanden, und über die Wolken aufschwebend: folgl. u. s. w. Andere gelangen freylich auf einem kürzern Weg, aus dem Evangelio, zur Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben, weil ja die Erlösung, die den Inhalt desselben ausmacht, eine Ewigkeit voraussetzt, und alle Anstalten Gottes, die Menschen zu erlösen, und also auch die Sendung Jesu, ohne einen künftigen Zustand, vergeblicher Aufwand wäre. 5) **Grundriß von Trapps, damals noch herauszugebenden Pädagogik.** Er enthält mehr, als in der Ausführung nachher geleistet worden, z. E. von Erziehung der Prinzen, der Töchter; Litteratur der Pädagogik, eine Abtheilung, die wir, da sie hier versprochen worden, ungern vermißt haben. 6) **Ebendesselben Betrachtung über einige pädagogische Materien, aus** den Hallischen Anzeigen; z. E. über den Satz: „daß viele Familien itzt in Gefahr wären, entweder aus Mißverstand, oder durch verkehrte Anwendung neuer Erziehungsgrundsätze, aus ihren Kindern schlechtere und unglücklichere Menschen zu ziehen, als diese Kinder, bey Vermeidung aller Künsteleyen (oder auch, der so sehr gesuchten Bequemlichkeit) und mit Beybehaltung der gewöhnlichen Kinderzucht, so fehlerhaft diese auch

 immer

immer seyn mag, würden geworden seyn", den Hr. Tr. durchaus nicht zugeben will, der aber doch wirklich, in Ansehung der literarischen sowohl als moralischen Erziehung, durch die Erfahrung bestätiget wird. Sich hierüber weitläuftiger erklären, würde den Rec. zu weit führen. Bey einem andern Satz, den er gleichfalls bestreitet: daß die Eltern nur zuvörderst gut werden müßten, um ihre Kinder glücklich und gut zu machen, geben wir ihm recht. 7) **Von dem Verhältnisse des Erziehe/s zu seinen Zöglingen und deren Eltern**, eine gute, und mit richtigen pädagogischen Begriffen geschriebene Abhandlung eines Denkers. 8) **Prüfung einer Stelle in Goldsmith's Essay's: zu Berichtigung der Erziehungsmaximen in Absicht auf Genügsamkeit, Sparsamkeit und Geiz.** Goldsm. sagt: zu oft wiederholte Empfehlungen der Sparsamkeit könnten aus einigen Knaben in der Folge Geizige machen: aber es wäre gut, wenn wir nur mehr Geizige hätten. Freylich hat diese Behauptung, so wie alle relative Aussprüche ihre doppelte Seiten, und giebt Blößen für den Widerspruch, den dann auch der V. dieses Aufsatzes nicht ohne Gründe thut: demnach aber ist es nicht zu läugnen, daß weniger junge Leute auf Akademien, durch Leichtsinn und Thorheit, und weniger Hausväter durch Eitelkeit und Luxus, verderben, weniger Familien zu Grunde gehen, und also die Privatglückseligkeit unfehlbar gewinnen würde, wenn die Jugend mehr zu einer gewissen Zurückhaltung der Ausgaben und Schätzung des Geldes, und wenn man das Geiz nennen will, folglich zum Geiz erzogen würde. 9) Nachrichten, und darunter: daß weil die Zahl der 50 Pensionisten voll ist, diejenigen Eltern, die ihre Kinder zunächst wollen einrücken lassen, gegen Vorausbezahlung des Eintrittgeldes die Versicherung ihres Prioritätrechtes lösen sollen. 10) Geschenkte Sachen. 11-13) Pränumeranten. 14) Rechnung vom 1. Oct. 1778. bis dahin 1779. Die Einnahme betrug 15228, die Ausgabe 16541 Thaler, darunter sind aber auch 337 Thl. für Wäsche, 543 Thl. für Holz und Licht, 120 für Porto, 476 Thl. für Vergnügungen.

Zweytes Quartal. 1) **Hoffnung und Furcht, Lob und Tadel, auf dem Wege des Pädagogen.** Eine lesenswürdige Abhandlung voll psychologischer Erfahrungen, von Hrn. **Gedike.** Wir müssen die sehr genaue Entwickelung der verschiedenen Arten und Stufen dieser beyden Triebfedern des Menschen und ihrer Einflüsse auf unsre Handlungen übergehen, und

und ziehen blos das Resultat dieser Untersuchung für den Erzieher aus, und das ist die Regel, daß der Erzieher Hoffnung nie als ein zurückhaltendes, und Furcht, wenigstens höchst selten als ein treibendes Principium brauchen soll. In jenem Fall erziehe man einen schlaffen Tangenichts, der seine ganze Tugend im Unterlassen setze, und sich den Himmel zu verdienen glaube, daß er kein Dieb und Mörder ist; im letzten Fall aber Leute, die alles Gute thun, was sie, wenn sie nicht gestraft seyn wollen, thun müssen. Ueber die Art, wie man Hoffnung und Furcht bey der Erziehung gebrauchen soll, und über die Gegenstände, wodurch sie am füglichsten erweckt werden können, werden noch verschiedene gute Erinnerungen gegeben. 2) **Ueber die Selbstschwächung.** Ein Hofmeister beschreibt die Art, wie er seine Vermuthung, daß seine Kinder mit diesem Laster angesteckt seyn möchten, zur Gewißheit gebracht habe. Er erzählt einem derselben, bey dem die Folgen desselben am sichtbarsten waren, die Geschichte eines Knaben, der nach ähnlichen Zufällen verstorben war. Auf die Frage des Kindes, woher denn das gekommen sey, antwortet er: der Knabe hatte von irgend jemand gesehen, daß er sich an dem feinsten Nerven seines Körpers schadete, und dabey wunderliche Gebehrden machte; und dieß ahmte er, ohne zu wissen, daß er sich schaden würde, nach. Das Kind gerieth hierbey in Verlegenheit und gestand endlich seine und seiner Geschwister oder Gespielen Unart. Allerdings glauben wir, daß man nur auf diesem oder ähnlichem Wege hinter das schreckliche Geheimniß kommen könne. Wer ihn zu versuchen Ursache hat, wird von selbst wissen, ihn mit den nöthigen Veränderungen anzuwenden; da weder die Merkmale dieses Lasters bey allen Kindern so gar heftig und schrecklich sind, noch auch die Beschreibung so ist, daß nicht das böse Gewissen Ausflüchte der Beschämung finden sollte. 3) **Bemerkungen über Kinder**, oder eigentlich Regeln der Erziehung und des Unterrichts aus den Antworten der Kinder gezogen — ein Aufsatz, für den wohl kein Honorarium in Rechnung gebracht werden wird — wenigstens wird wohl jeder Hofmeister, dem die Natur nicht allen Kopf versagt hat, dergleichen Bemerkungen zu Ausfüllung der Bogen liefern können. 4) **Einige Lehren für junge Frauenzimmer**, aus Rosaliens Briefen an ihre Freundinn Mariane gezogen. 5) **Die erste Entdeckung des göttlichen Namens an ein dazu vorbereitetes Kind.** Der vortrefflichste Aufsatz unter allen. Ein Beyspiel, wie man Kindern nicht eher

was von Gott vorsagen soll, bis man sie durch den Genuß seiner Wohlthaten und durch das Wunderbare ihrer Hervorbringung auf ihren unbekannten Urheber neugierig gemacht und also zur Aufnahme des Begriffs von ihm vorbereitet hat. Ohnfehlbar muß freylich eine solche feyerliche Bekanntmachung des Namens Gottes an einem merkwürdigen Tag (wie es hier am Sterbetag des Vaters geschieht) und bey einem gerührten Herzen einen großen Eindruck machen — Nur können wir nicht absehen, wie ein Christenkind, das unter Christen aufwächst, nicht schon lange vorher mit dem göttlichen Namen bekannt werden sollte, ehe man ihm solchen nach einer sorgfältigen Vorbereitung zum erstenmal nennen will. Wir entsinnen uns, schon aus einer andern Schrift, einen ähnlichen Vorschlag, in dieser Bibliothek irgendwo angezeigt zu haben. 6) Gökingks poetische Epistel an seinen Bedienten, zur Probe, bey Ankündigung seiner Gedichte. 7) Soll nicht jede Provinz Deutschlands in den für sie bestimmten Büchern eine eigene Rechtschreibung beobachten dürfen, die mit ihrer Aussprache überein kömmt? Warum nicht gar! Den übrigen Raum nehmen Briefe an den Direktor, Nachrichten vom Institut, Verzeichnisse von Geschenken und Pränumeranten ein. Da man doch vermuthlich jedem, der seines Sohnes oder Zöglings wegen an das Institut schreibt, auch wieder schriftlich antworten wird: so sehen wir nicht ab, warum diese Antworten hier summarisch mit den Anfangsbuchstaben der Namen und der Orte, im Journal öffentlich wiederholt werden. Im Lesebuch für die Jugend finden wir 1) das Gemälde des Zöglings, wie er seyn kann und seyn soll, wenn er den Namen eines Philanthropisten würdig trägt, mit dem Briefe eines sterbenden Vaters an seine Söhne im Philanthropin begleitet. Es ist alles darin gesagt, was man nur von einem guten Schüler fordern kann; und eben deswegen überheben wir uns eines Auszugs. 2) Schreiben eines kinderfreundlichen Hofmeisters an seinen ehemaligen geliebten Zögling. 3) Schreiben einer Mutter an ihren Sohn. Verstehen sich beyde von selbst. 4) Schreiben eines Vaters an den Freund seines studierenden Sohnes, er soll ihn helfen, von der Verführung zurückbringen. 5) Bitte einer Philanthropenmutter aus dem Brief an ihren Mann. Er soll beym Abschied aus Dessau noch einmal ihren Sohn in ihren Namen küssen. 6) Bild eines tugendhaften Jünglings, ein Gedicht eines jungen Menschen. 7) Von Kenntniß

riß der Erde und des Weltgebäudes; eine schöne Probe, wie man Kinder auch hierüber unterrichten könne. Hier ist eine Stelle daraus: „Der Mond ist 50mal kleiner als die Erde, dennoch sind höhere Berge auf demselben als auf der Erde. 30mal die Erde in gerader Linie wie eine Meßschnur an einander gedacht, reicht von uns bis an den Mond, oder die Weite von uns dahin ist beynahe 51000 Meilen. Aber die Sonne — (bereitet euch vor, ihr jungen Leser, um einen grossen Gedanken mit gehöriger Ehrfurcht vor Gott zu fassen) die Sonne ist so groß, daß über 1400000 Erdkugeln dazu gehörten, um eine einzige Kugel zu bilden, die so groß wäre als die Sonne. 112 Erdkugeln in gerader Linie an einander gereihet, wie Korallen oder Perlen, lassen uns den Durchmesser der Sonnenkugel denken. Da der Mond in einem Kreise um die Erde läuft, dessen Durchmesser 60mal größer ist, als der Durchmesser der Erde, so sieht man daraus, daß nur der kleinere Theil der Sonnenkugel in der Mitte dürfte ausgehölt seyn, um die Erde, die Luft und Wolken und den Mond von eben der Größe und in eben der Weite um die Erde laufend, innerhalb dieser Höhlung zu fassen. An der festen innern Wölbung dieser Kugel dürften dann nur so viele leuchtende Punkte angebracht werden, als uns des Abends Sterne erscheinen: so könnte schon in dieser Hohlkugel der Sonne (deren äußere Fläche doch noch allenthalben so dick wäre, als 30 an einander gedachte Erdkugeln, oder dicker als 50000 Meilen) wie ein Kern in der Nuß, eine Welt seyn, wie sie sich die meisten Menschen vorstellen u. s. w. 8) Robinsons Ziegen — nicht weit her. 9) Zweyter Brief Christian Robinsons (Sohns des Crusoe) an die guten Philanthropisten in Dessau — er erzählt ihnen etwas aus der Geschichte seines Vaters, was er selbst im zweyten Theil des Campenschen Robinsons besser erzählt. 10) Wolring und Aerner, ein Gespräch von Dessau, unter einem Schachspiel — in welcher Absicht? sehen wir nicht. 11) Pluto und Aristophanes. 12) Hänschen, das Füllen, eine Fabel — von schwacher Erfindung. 13) Ein kleiner Beytrag zur Naturgeschichte von Deutschland. Es wird gegen Hrn. Köst versichert, daß es auch Biber in Deutschland, und zwar im Dessauischen, in der Mulde sowohl als Elbe giebt, ob sie gleich ihren gewöhnlichen Bau daselbst nicht vornehmen. 14) Fortsetzung der Vorübung zur Geschichte der Deutschen — von der Religion der alten Deutschen. 15) Etwas von unnützen Menschen; unter dem Bilde eines unnützen Landjunkers. 16) Etwas

was aus Forsters Beschreibung der Reise nach dem Südpol und Neu-Seeland. Der jüngere Hr. Prof. Forster hatte dem Philanthropin seine Reisebeschreibung geschenkt, und daraus wird denn ein und das andere zum Gebrauch junger Leser ausgezogen, und soll damit ins künftige fortgefahren werden. 17) Nachricht von einigen Feyerlichkeiten des Instituts, nebst einigen im Namen der Philanthropisten verfertigten Gedichten. Im zweyten Vierteljahr sind die Aufsätze: 1) einige Scenen aus dem Lustspiel, der **Jüngling**, das in den zugleich mit ausgegebenen pädagogischen Unterhandlungen, die doch auch ein Lesebuch für die Jugend seyn sollen, ganz abgedruckt ist. 2) Etwas aus einer Beschreibung einer Reise von Amsterdam nach Wien, enthält manche artige Bemerkungen. 3) Ein nach Lissabon bestimmtes Schreiben an einen Philanthropistenvater. Man hat es schon einigemal gelesen, daß das Institut einen Zögling aus Lissabon hat; hier nun stattet ein Lehrer Bericht an den Vater wegen des Wohlbefindens seines Sohnes ab — wem aber soll damit gedient seyn, dergleichen Privatbriefe gedruckt zu lesen. 4) Einige prosaische Fabeln. 5) Fortsetzung des Auszugs aus Forsters Reisen. 6) Wieder ein Brief von Christ. Robinson an die guten Philanthropisten in Dessau. 7) Eine merkwürdige Begebenheit aus der russischen Geschichte, eine Parodie zur Geschichte von Philemon und Baucis. 8) Eine merkwürdige Geschichte aus der englischen Geschichte, die Geschichte von dem Maurer, der Richards III. Sohn war. 9) Einige kleine Gedichte, worunter das erste Schlittschuhlied das beste ist.

Das oben zugleich mit angegebene Stück der pädagogischen Unterhandlungen enthält blos das schon erwähnte Lustspiel: **der Jüngling**, das, wie Hr. Dir. W. versichert, auf seine Veranlassung, Hr. **Sander**, Lehrer am Institut, binnen 10 Tagen verfertigt hat. Dieser Umstand muß ihm zur Entschuldigung gereichen, wenn das Stück nach der Beurtheilung mancher Leser, das nicht seyn sollte, was es seinem Plane nach seyn kann. Ein Sohn findet nach vierjähriger Abwesenheit seine Mutter durch ungerechte Eifersucht von seinem Vater getrennet, und unternimmt es, sie wieder zu beyderseitiger Zufriedenheit, mit einander zu vereinigen. Dies ist die Fabel des Stücks. Die Charaktere sind gut contrastiret, nur zu sehr mit Nebenzügen überladen; die Personen handeln und reden mehr, als nach ihrer Lage nöthig und dienlich war. Sprache und Handlungsart ist oft räthselhaft und zuweilen gar übertrieben. Es

Es ist übrigens wahre Wohlthätigkeit von den gelehrten Männern, die, wie wir am Ende eines jeden Stückes sehen, durch ihre Pränumerationen diese Journale unterstützen.

Kinderzeitung. Zweytes und drittes Bändchen, jedes von 13 Bogen. Nürnberg, in der Felseckerischen Buchhandlung. 1780 und 1781. in 8.

Bey dem zweyten Bändchen müssen wir wiederholen, was wir bereits bey der Anzeige des ersten erinnert haben, daß zwar alles, was darinn der V. seinen jungen Lesern vorlegt, ganz gut, lehrreich und nützlich für Kinder sey, daß er aber selbst noch keinen bestimmten Begriff von einer Kinderzeitung gehabt haben müsse, als er seine wöchentliche Blätter unter diesem Namen ausgehen ließ, denn eigentlich zu reden, ist ausser der Nachricht von den Feuersbrünsten des vorigen Jahres, nicht ein einziger Artikel, der in eine Kinderzeitung, d. i. in eine der kindlichen Begreiflichkeit angemessene Erzählung der neuesten Weltbegebenheiten, gehörte; und die wenigen Aufsätze, die noch hieher zu gehören scheinen, sind so von allem Zeitungston isolirt, daß sie ohne die mindeste Veränderung in jedem andern Kinderbuch stehen können und wirklich stehen; z. B. vom Wallfischfang, vom Caffee- und Zuckerbau, vom Nordlicht, welche schon dadurch zeitungsmäßiger geworden wären, wenn man wenigstens durch eine Nachricht von der Rückkunft der Grönlandsfahrer, oder von der Vertheuerung des Zuckers und Caffee, oder von einem ungewöhnlichen Nordschein, die Nachricht davon vorbereitet oder veranlaßt hätte. Alles andere, moralische Erzählungen, Abdrücke aus Campens Kinderbibliothek, Auszüge aus Stillings Jugendgeschichte, Kindercharaktere, Anekdoten von Gellerten, Kinderbriefe, (die an den Verf. verrathen am meisten die Nothdurft, ein Blatt auszufüllen) Lieder u. s. w. gehören allenfalls in ein Wochenblatt; aber nicht in eine Zeitung für Kinder. Bey allem aber, was man für Kinder schreibt, sollte man doch theils nichts hinsetzen, wobey sie nichts denken können, theils was gar bey ihnen irrige Vorstellungen veranlassen kann. Was soll ein Kind bey het Y denken, wenn es bey Gelegenheit des Wallfischfanges heißt: Holland werde durch das Wasser het Y in Nord- und Südholland getheilt; und wie konnte der Verf. bey eben dieser Gelegenheit schreiben: Grönland und Spitzbergen heißen Polarlän-

der, weil man die äussersten Spitzen der Weltkugel gegen Süden und Norden die Pole nenne, diese Länder aber an diesen Spitzen lägen — muß das Kind nicht glauben, die Erde endige sich gegen Süden und Norden in zween Spitzen? Ferner: „die Polarländer würden unter die unbekannten Länder gerechnet, weil man gegen Süden, wegen zu großer Hitze, und gegen Norden, wegen zu großer Kälte zu den daselbst liegenden Ländern nicht wohl kommen könne." Fast wissen wir nicht, was wir von einem Manne denken sollen, der so was schreiben kann. Doch itzt aber finden wir, daß der V. am letzten Blatt dieses Bändchens, dieses in dem ersten begangene Versehen erkennt, es einen menschlichen Fehler nennt, und die unterzeichneten Worte auszustreichen bittet.

Das dritte Bändchen enthält nunmehr eigentliche Zeitungsnachrichten, ob sie gleich nicht immer glücklich genug nach ihrer Wichtigkeit für Kinder gewählt sind. Was sich nicht gleich durch Paraphrasen deutlich machen ließ, hat der V. sehr wohl durch untergesetzte Anmerkungen erklärt. Aber doch noch mehr als die Hälfte ist mit Dingen angefüllt, die man in einer Zeitung nicht erwartet. Eckelhaft wird beynahe das beständige Auffordern des V. an seine jungen Leser, bey allem, was er erzählt, ihm zu schreiben, wie ihnen das und jenes gefalle, was sie für Lehren daraus ziehen wollen, was sie von einer Person oder einem Orte, dessen erwähnt wird, wissen; und wenn er denn diese Briefe samt den begleitenden Briefen der lobseligen Herren Hofmeister, der Länge nach eingerückt und wieder mit seinen Anmerkungen und Antworten begleitet! Wie viel wird z. E. nicht über die Genever Kindergesellschaften, deren der V. Erwähnung thut, gefragt, gelobt, getadelt und angemerkt! Zu wie vielen weit nützlichern Nachrichten konnte der V. den dadurch verschwendeten Raum anwenden! Große Uebereilung zeigt es doch an, wenn der V. außer dem oben angeführten Beyspiel, sich so oft zu verbessern Ursache findet, z. E., wenn er aus Münster ein Erzbißthum macht, und es hernach wiederruft; wenn er ein Pf. Sterling durch eine Summe Geldes von fünf bis sechs Thalern beschreibt, (wie unbestimmt — und das in einem Lande, wo nach dem 24 Guldenfuß gerechnet wird?) bald darauf aber diese Angaben zurücknimmt, und durch einen sicherern Leiter, einen Fabrikanten in H. gelernt zu haben versichert, daß 1 Pf. St. 11 Gulden betrage (also einen Carolin, das wäre aber zu viel, so wie jenes viel zu wenig war). So ist ja auch das

das Exempel, den Unterschied der beyden Kalender auszudrücken, falsch, es müßte denn ein Druckfehler seyn:

11 November alten Stils, st. v.
12 December neuen Stils, st. n.

Uebrigens ist dieses Bändchen noch mit einer Charte der brittischen Länder in Nordamerika versehen.

Franz Xaveri Hoffmanns zu München Lesemethode. Theoretischer Theil, 7 Bogen. Praktischer Theil, 9 Bogen. Uebungsbüchlein zur Hofmannischen Lesemethode, 1 Bogen. Nebst einer Buchstabentabelle, Sylbentabelle und einem Kupferblatt. München, 1780. bey Strobel, in 8.

Es ist bisher zu verschiedenen malen der neuen Hofmannischen Lesemethode in öffentlichen Schriften erwähnt worden, ohne daß auswärtige Leser von derselben, ihren Eigenthümlichkeiten und etwanigen Vorzügen, einen deutlichen Begriff gehabt hätten. Nunmehr aber kann man sich hierüber an Hrn. Hofmanns eigene Beschreibung halten, aus der wir so viel ausziehen wollen, um unsre Leser in den Stand zu setzen, über diese neue Lehrart ein Urtheil zu fällen. In der Vorrede erzählt uns Hr. H. die Veranlassung, die er zu seiner Erfindung gehabt hat, und die Schicksale derselben. Er wollte seine Kinder lesen lehren; empfand aber gar bald die Schwierigkeiten des gewöhnlichen Schlendrians. Die Kinder lernten die Buchstaben zwar nennen, aber nicht kennen; er ärgerte sich über die Albernheit des Vorbuchstabierens, wenn er z. E. in dem einzigen Wort gegebene, 21mal das e hergebsen hörte, erklärte das Buchstabenherbeten für eine von stockfinstern Zeiten herrührende Gewohnheit, entschloß sich daher seinen Kindern eine Erleichterung zu verschaffen, und gerieth durch mühsames Nachsinnen auf seine neue Methode, nach welcher die Kinder in 30 bis 40 Stunden regelmäßig, obgleich langsam, lesen lernten. Dieser gute Erfolg erregte in ihm den Wunsch, daß sie in den bayrischen Landschulen möchte eingeführt werden. Ehe er sie noch zu dieser Absicht bearbeiten konnte, trat 1770 Hr. Canonicus Braun mit seinem neuen Schulplan und den dazu gehörigen A B C-Namen-Buchstabier- und Lesebüchern hervor, in denen das gewöhnliche Buchstabieren so ziemlich bey-

behalten wurde. Indessen nahm Hr. H. ein und das andere daraus zur mehrern Anwendbarkeit seiner Methode, und wurde 1772, durch einen Minister veranlaßt, in Gegenwart einiger Commissarien von Seiten des Hofs und der Stadt, mit den Waysenkindern damit, jedoch auf seine Kosten, drey Wochen lang, einen Versuch zu machen. Nach Ende derselben konnten lernfähige Kinder in jedem Buche lesen; und Hrn. H. wurde eine jährliche Pension bewilligt, zu seiner weitern Belohnung an die Landschaft rescribirt, dabey aber ihm eine nochmalige Probe in einer öffentlichen Schule anbefohlen, um zu sehen, ob nach seiner Methode der Zusammenunterricht auf Schulen thunlich sey. Auch dieser Versuch, der nach dem Rath des Gesandten, Bar. v. Leyden, auf seinem Schlosse Affing mit einem vermischten Haufen Bauernkinder gemacht wurde, entsprach der Erwartung. Doch in des V. Abwesenheit hatte man den Hof gegen die Sache gleichgültig gemacht; heimlich und öffentlich allerhand lächerliche und ungegründete Einwürfe gegen seine Lehrart erhoben, und die Auszahlung der ihm bewilligten Pension rückgängig gemacht; und durch eine neue Schulordnung, von 1774 wurde die Einführung des churbayerischen Schulplans vom J. 1770 aufs neue befohlen. Die Beantwortung nun der ihm gemachten Einwürfe veranlaßte ihn, seinen theoretischen Theil auszuarbeiten, der daher beynahe ganz polemisch ist, in der Absicht, ihn erst nach seinem Tode herausgeben zu lassen; so wie er bereits nach seiner Zurückkunft von Affing, den praktischen Theil, zum Gebrauch der Landschulmeister, aufgesetzt hätte. Sein vornehmster Gegner war der Hr. Canonikus Braun; und die Art sowohl, wie er gegen ihn schrieb, als die Absicht, die ihm dabey der V. nicht undeutlich unterlegt, um nemlich seine eigene Lesemethode bey Ansehen zu erhalten, und seinen Schulbüchern Abgang zu verschaffen, hinterlassen einige Flecken in seinem Charakter, die wir ungern bemerkt haben. Schon aus der angegebenen Veranlassung beyder Theile erhellet, daß, wer sich von der Hofmannschen Lesemethode unterrichten will, den praktischen Theil zuerst lesen müsse. Und so ist es auch dem Rec. ergangen, der nachdem er den ganzen theoretischen Theil durchstudirt hatte, noch nicht wußte, worauf eigentlich die neue Lehrart ankam.

Das erste Hauptstück des theoretischen Theils enthält in zweyen Abschnitten kurze philosophische Betrachtungen über die mündliche und schriftliche Rede. Die mündliche Rede ist ein in artikulirten Stimm- und Schallbildungen bestehen-

der

der Ausdruck der Gedanken; und Luft, die durch die Redewerkzeuge von dem Redenden geschöpft, ausgedrückt, verschieden gestaltet, und zitternd dem Gehöre fortgepflanzt wird, ist die Substanz der Rede; die schriftliche Rede hingegen ist ein hieroglyphischer Abriß der mündlichen Rede, und die dazu gebräuchlichen Hieroglyphen heißen Buchstaben. Zweytes Hauptstück, erster Abschnitt. Von der Buchstabenkenntnißlehre. Darunter versteht der V. die Erklärung der Figuren der Buchstaben, und der an ihnen befindlichen Kennzeichen. Dies kann nun der Lehrer auf mancherley Art thun: der V. aber, der die Buchstaben als Hieroglyphen ansieht, sucht sie seinen Kindern durch gewisse Aehnlichkeiten ihrer Theile und Züge mit den Bewegungen und Stellungen der zur Aussprache ihres Lautes nöthigen Sprachwerkzeuge, kenntlich zu machen, und erläutert diese Hypothese durch einige Buchstaben des griechischen und runischen Alphabets, z. B. „a spricht er, ist offen, (das sehen wir nicht) und breit gestaltet, weil bey dessen Aussprache der Mund eben so gestaltet seyn muß. b (b, β) ist geschlossen, weil bey dessen Aussprache der Mund geschlossen und wieder geöffnet werden muß. t, hat oben ein Züngchen, weil man dabey mit der Zunge an den obern Zähnen zwitzern muß d, ist oben ein wenig niedergedrückt; weil man bey dessen Aussprache die Zunge ein wenig an die obern Zähne drücken muß, u. s. w." Wir enthalten uns, um nicht zu weitläuftig zu werden, einige Bedenklichkeiten gegen die allgemeine Anwendbarkeit und vorzügliche Leichtigkeit dieser Methode zu äußern. Verschiedene ihm gemachte Einwürfe sucht der V. selbst zu heben. Zweyter Abschnitt, von der Buchstabennamenlehre. Der V. wünscht, die gewöhnlichen Benennungen der Buchstaben verändern, und z. B. das b, nicht be, sondern den leicht geschloßnen, das d nicht de, sondern den niedergedrückten Buchstaben nennen zu dürfen; weil ihm aber Hr. Braun dieses Umtaufen der Buchstaben zum Fehler machte, will er sich dessen enthalten, wiewohl er, und mit Recht, glaubt, daß Kinder, auch ohne ihnen vorher die eigenen Namen der Buchstaben beygebracht zu haben, lesen lernen könnten. Dritter Abschnitt, von der Buchstabenaussprache. Ganz artig macht der V. die Aussprache der Consonanten (er nennt sie Schallbildungen, so wie die der Vocalen, Stimmbildungen) durch den Ton, den sie zu Ende einer zusammengesetzten Sylbe geben, seinen Kindern merklich, z. B. Kor-b, Hun-d, Wol-f, Bur-g u. s. w. und bestimmt sie durch die Anwendung der Sprachwerkzeuge,

die sie hervorbringen. Vierter Abschnitt, von der Eintheilung der Buchstaben. Er theilt sie in ganzlauttönende (Vocalen), halblauttönende (Semivocalen) und ohne Ton oder Stimme lautende Buchstaben (Consonanten) ein, oder in laute und stille, welches die beyden letzten Arten sind. Fünfter Abschnitt, von der Sylbenlehre. Es giebt 1) vermischte und unbestimmte Sylben, wie sie gewöhnlich nach dem A. B. C. gesetzt werden, 2) untrennbare Vorsetzsylben, als zer, miß, emp, ent, ꝛc. 3) trennbare Vorsetzsylben, als vor, aus, ꝛc. 4) Vocalendungen, als el, en, er, es, eft, inn, ung, ꝛc. und 5) Consonantendungen, heit, keit, haft ꝛc. Sechster Abschnitt, vom Buchstabieren, das heißt bey ihm nicht, die zu jeder Sylbe gehörende Buchstaben nach einander hernennen, hernach zusammen aussprechen, und dabey die vorhergehende Sylbe wiederholen, sondern, die Buchstaben, die zusammen genommen werden müssen, in Ordnung richten, und ist also mehr ein Geschäft des Schreibenden, als des Lesenlernenden, als der die Buchstaben schon geordnet vor sich finde. Hr. H. ist mehr für die Art des Buchstabierens, da man die Sylben so theilet, wie das Wort zusammengesetzt oder entstanden ist, z. E. Mal-er-ey, nicht Ma-le-rey, von Mal, und Maler; und nennt jenes die alte, dieses aber die neue, oder Braunische Buchstabierart, dann widerlegt er die Gründe, womit Hr. Braun die gewöhnliche Methode des Buchstabenherbetens beym Buchstabieren vertheidigt. Sechster und siebenter Abschnitt, vom Lesen überhaupt, sehr kurz, und von der Abbildung mündlicher Worte, oder vom Wörterschreiben.

Praktischer Theil. Im ersten Hauptstück von der Zubereitung, fordert der V. von seinem Schullehrer weiter nichts, als daß er richtig reden und regelmäßig lesen könne; des beschwerlichen Anschreibens der Buchstaben überhebt er ihn, dagegen soll er folgenden Leseapparat haben: zwey Buchstabensäulchen (von starkem Papier, auf beyden Seiten mit Buchstaben beschrieben, das eine mit Vocalen und Doppellautern, das andere mit einigen einfachen und zusammengesetzten Consonanten — den Grund ihrer Auswahl aber verstehen wir, so wie mehreres von diesen Instrumenten nicht) eine Setztafel, ein Pult, mit Papier überzogen, und mit einzelnen Buchstaben überschriebene Stäblein, ein Behältniß für diese Buchstaben, welche alle zusammen auf der Kupfertafel vorgestellt sind, und die Buchstaben- und Sylbentabelle. Die Art, wie damit

beym

beym Unterricht verfahren werden soll, können wir, wenn wir uns auch diese Weitläuftigkeit erlauben wollten, nicht angeben, weil wir gerne gestehen, daß der V. hierin für uns zu dunkel ist. Zum Glück läßt sich das Eigenthümliche seiner Lehrart, das wir ausziehen wollen, auch ohne dieses Spielwerk verstehen und nachahmen. Dieses trägt er im zweyten Hauptstück vor, von der Ausübung dieser Lehrart beym Zusammenunterricht. 1) Die Buchstabenkenntnißlehre. Wir wollen ein Exempel von des V. Lehrart mit seinen eigenen Worten geben. „Sehet, meine lieben Kinder, die unterschiedlichen Dinge, welche an dieser (aufgehängten Buchstaben) Tafel da stehen, heißt man Buchstaben. Ich will euch nun die Sache recht leicht machen, daß ihrs einem jeden Buchstaben gleich am Gesichte ansehen werdet, wie er heiße. Sehet hieher, (er zeigt an der Buchstabentafel auf a,) dieser Buchstabe hat seiner Gestalt nach einen offenen breiten Mund: sehet mich an! so macht ers (geschwind öffnet er den Mund, als wenn er a sagen wollte.) Dieser Buchstabe also mit dem offenen breiten Mund heißt a, merkts euch! a heißt dieser Buchstab, weil er einen offenen breiten Mund hat. — Izt saget mir: wie heißt dieser Buchstab m, o, b. M? Antw. A." und so geht es denn weiter fort, jeder Buchstabe wird auf eine ähnliche Art kenntlich gemacht, vorgesprochen, ausgefragt, und die vorhergehenden Buchstaben jedesmal dabey wiederholt, z. B. i, der Buchstabe mit einem Düpfchen, u. der Buchstabe, der unten zusammenhängt. Im Grunde ist nun freylich diese Lehrart so neu nicht; jeder Lehrer oder Vater, der seine Kinder liebt, wird darauf raffiniren, ihnen durch gewisse aufgefundene Merkmale, die Buchstabenkenntniß zu erleichtern: oft wird er, ohne es zu wissen, mit Hrn. H. übereintreffen; oft vielleicht andre, noch schicklichere Kennzeichen erdenken. Das Formelle übrigens bey des Verf. Lehrart, ist unverbesserlich. 2) Von der Eintheilung der Buchstaben. „Sagt mir, meine Kinder, wie vielerley Hände habt ihr? — seht, zweyerley Hände habt ihr, eine rechte und eine linke — also giebt es nun auch zweyerley Buchstaben, nemlich laute und stille — und wie ihr fünf Finger an einer Hand habt, eben so viele laute Buchstaben giebt es, a, e, i, o, u". 3) Von der Aussprache der Buchstaben. Laute Buchstaben spricht aus durch laute Zeichen (a laut wie a), die stillen aber durch stille Zeichen, (wie das b in Korb, ohne den Nachklang von e). Die Art, wie dieses, alle Buchstaben hindurch, mit mancherley Veränderungen und Wiederholungen,

in der simpelsten Kindersprache den Kindern begreiflich gemacht wird, ist vortrefflich. 4) Von der Sylbenaussprachlehre. „Sagt mir, Kinder, kennt ihr eure linke Hand? A. Ja. — Nun merkt, der Buchstabe, der euch linker Hand steht, ist allemal der erste Buchstabe, und bey diesem müßt ihr anfangen zu sprechen — (ich zeige auf der aufgehängten Sylbentabelle auf die Sylbe ba) was steht hier voran? ein lauter oder stiller Buchstab? A. ein stiller Buchstab — Recht! nämlich b. Was für ein stilles Zeichen muß man denn im Lesen machen beym b? (die Kinder drücken das stille Zeichen aus). Recht! weil man bey dem b den Mund leicht zuschließen und wieder öffnen muß, so schließen wir hier (bey der Sylbe ba zeige ich auf b) den Mund leicht zu; und sobald wir den Mund öffnen, sprechen wir den lauten Buchstaben, der dabey steht, zugleich laut aus, sehet, so! (ich zeige auf das b, halte ein wenig dabey, spreche alsdenn die Sylbe ba aus, fahre zugleich mit dem Stäblein schnell zu dem a, bey welchem ich wieder ein wenig halte u. s. w.) und so verfährt er mit allen übrigen Sylben, und wiederholt immer dabey die vorigen Lectionen. Man sieht also, daß er ohne vorhergehendes Buchstabennennen, oder Buchstabieren, die Sylben aussprechen läßt. 5) Vom Buchstabieren. Hier werden, um die Sylben zusammen zu setzen und zu vergrößern, die vorhin erwähnten Buchstabenstäblein, und die Setztafel gebraucht, dann werden fünf allgemeine Buchstabierregeln, d. i. von Auflösung der Wörter in ihre Sylben, gegeben, die die bestimmtesten sind, die wir uns irgendwo entsinnen, gelesen zu haben. a) Wenn ein einziger stiller Buchstabe zwischen zween lauten steht, so gehört er zum nachfolgenden lauten, ausgenommen bey Vorsetzwörtchen und zusammengesetzten Wörtern. b) Wenn zween stille Buchstaben zwischen zween lauten stehen, so gehört der erste zu dem vorhergehenden, der andre aber zu dem nachfolgenden lauten, ausgenommen bey den Vorsetzwörtchen und bey den zusammengesetzten Wörtern. c) Wenn drey stille Buchstaben zwischen zween lauten stehen, und sind die ersten zween unter denselben, zwey gleiche: so gehören die zwey gleichen zu dem vorhergehenden, der dritte aber zu dem nachfolgenden lauten Buchstaben. d) Alle Vorsetz-, alle Nachsetzwörtlein, und alle Grundwörter müssen für sich allein ausgesprochen werden, und können beym Abtheilen keinen stillen Buchstaben zu sich nehmen; auch können sie keinen stillen Buchstaben verlieren, außer bey den nehmenden Endungen (Endsylben der Wörter, die sich mit einem Vocal anfangen, als es, et, icht,

ung,

eing u. m. die in der Tabelle N. 19. gesammlet sind, sie heissen vermuthlich nehmende Endungen, weil sie in der Aussprache einen Stammbuchstaben zu sich nehmen) denn die nehmenden Endungen nehmen allezeit den letzten stillen Buchstaben, der vor ihnen steht, zu sich, er mag nun ein einfacher oder ein zusammengesetzter Buchstabe seyn. e) wenn drey oder mehr ungleiche stille Buchstaben zwischen zween lauten stehen; so muß man sie so abtheilen, daß man zwey verständliche deutsche Wörter herausbringt; denn es ist fast allezeit ein zusammengesetztes Wort, wenn mehr als zwey stille Buchstaben zwischen dem lauten stehen. Aus dem sechsten und siebenten Abschnitt von der Uebung im Lesen und vom Wörterschreiben, haben wir nichts auszuzeichnen, außer daß Hr. H. seine Kinder durch eignes Vorlesen auf die Beobachtung der Unterscheidungszeichen und des Tones aufmerksam macht, und daß er zur Beförderung der Schreiberichtigkeit, ihnen Wörter vorsagt, und sich dann von ihnen die Sylben und die Folge der dazu gehörenden Buchstaben angeben läßt; auch giebt er noch einige gute aber unvollständige Regeln der Rechtschreibung.

Leser, die bey Erziehungsschriften nicht interessirt sind, werden es dem Rec. verzeihen, wenn er bey dieser Schrift weitläuftiger geworden ist, als er es Willens war; weil er es dem Zweck der A. d. B. gemäß hielt, der Hofmannischen Lesemethode, von der man bisher noch so wenig unterrichtet war, etwas ausführlicher zu gedenken. Wer Beruf und Neigung fühlt, von der Erfindung anderer bey der Erziehung Gebrauch zu machen, wird wohl thun, sich das Buch selbst anzuschaffen, und über die Verfertigung oder Anschaffung und den Gebrauch der Leseinstrumente mit dem V. zu correspondiren.

Zf.

Bilderakademie für die Jugend. Ihro K. H. dem Kronprinzen von Schweden zugeeignet. Erste und zweyte Ausgabe, nebst einigen Bogen Erklärung. Nürnberg in der Weigelischen Kunsthandlung 1780.

Denen Lesern zu Gefallen, welchen die Ankündigung dieses Werks nicht zu Gesichte gekommen ist, will ich etwas aus dem vorgedruckten Avertissement hersetzen, woraus man sich einen Begriff von der Einrichtung des Werks machen kann.

„Es soll nämlich eine Sammlung von 52 Kupfertafeln werden, eine Sammlung von mehr als tausend Abbildungen aus allen Theilen der Wissenschaften und Kenntnisse, in eine systemähnliche Ordnung gebracht, zur Erweiterung des Verstandes und zur Veredelung des Herzens in der Jugend. Auf jeder Tafel kommen neun Hauptvorstellungen vor, alle, einmal wie das anderemal nach folgender Ordnung und Nummern gestellt: 1) biblische Geschichte; 2) Sinnbilder; 3) Abbildungen aus der Geschichte; 4) aus Hrn. Basedows Elementarwerke; 5) aus der Naturlehre; 6) Berufsgeschäffte, Künste, Handwerke; 7) Fabeln; 8) Mythologie; 9) Erzählungen. Alle Vorstellungen einer Tafel stehen entweder unter einander, oder wenigstens mit der Hauptvorstellung aus der heiligen Schrift, in einer natürlichen Verwandschaft oder Verbindung, durch welche dem Gedächtnisse viele Erleichterung geschafft, und der Sittenlehre ein weites Feld angewiesen wird. Wie die Kupfertafeln Ausgabenweise herauskommen, so soll auch die Erklärung Stuckweise und allezeit mit sechs Tafeln eben so viel oder mehrere Bogen Text erscheinen. — Auch sollen in der Folge Wörter, im Kartenformat, zur ersten spielenden Erlernung der lateinischen und französischen Sprache — Sprüche — Lieder für Kinder u. dgl. als Pendanten zur Bilderakademie erscheinen.“ Der Verfasser ist Hr. J. S. Stoy, Pfarrer zu Henfenfeld.

Herr D. Seiler, den der Hr. Verf. um ein Zeugniß von der Brauchbarkeit seines Werks gebeten hat, hätte in seiner Vorrede weit mehr von dem Nutzen und Gebrauch desselben sagen können. Er hat dieses aber Herrn St. selbst überlassen, und dieser hat der Erklärung der zweiten Ausgabe eine Anweisung zum nützlichen Gebrauch der Bilderakademie vorgesetzt, die zwar sehr lesenswerth ist, aber auch noch nicht den Nutzen ganz zeigt, den ein vernünftiger Gebrauch dieser Bilderakademie gewähren kann. Ich würde z. B. mit dieser Bilderakademie beständig die Landkarte verbinden, keine Person, keine Begebenheit, kein Produkt vorbeilassen, ohne das Land und weiterhin auch den Ort zu zeigen, wo die Person gewesen, die Begebenheit geschehen sey, wo das Produkt erzeugt werde. Ferner würde ich historische Tabellen machen, worauf weiter nichts als die Epochen, etwa nach dem Schröckhischen Lehrbuch, gezeichnet stünden. So wie nun eine merkwürdige Begebenheit oder Person vorkäme, würde ich sie in die Zwischenräume zwischen den Epochen eintragen lassen. So wird nach

und nach die Tabelle voll historischer Merkwürdigkeiten, die in chronologischer Ordnung da stehen, und durch gelegentliches Examiniren und Wiederhylen und dadurch, daß die Tabelle dem Lehrling oft vors Gesicht kömmt, auch, ohne Mühe, chronologisch in sein Gedächtniß kommen. Dann ließe sich auch noch der große Nutzen zeigen, den diese Bilderakademie für diejenigen haben kann, die ihre Zöglinge fremde Sprachen, z. B. das Latein anfänglich durch Sprachübungen lehren wollen.

Was nun die Einrichtung des Werks betrifft, so ist die Form, im Ganzen genommen, so, wie eine natürliche Lehrmethode sie wünschen muß. Diese verlangt nämlich, Mannigfaltigkeit und Abwechselung; sie verlangt, daß man bei Gelegenheit des Einen das Andere lehre, das damit entweder in natürlicher Verbindung steht, so daß die Kinder von selbst darauf fallen, oder das leicht damit in Verbindung gebracht werden kann; daß man also dem Unterricht das Ansehen einer gesellschaftlichen Unterredung gebe, wo man nicht immer bey einerley Sache bleibt, sondern von der einen auf die andere kömmt, wie es die Association der Ideen, und die bey den Gesellschaftern eben rege Empfindungen mit sich bringen. Ob aber die Materie hier jedesmal so schicklich gewählt ist, daß sie nicht manchmal mit einer andern zu vertauschen seyn möchte, das ist eine andere Frage. Der Hr. V. hat zum Hauptfaden, woran er die übrigen Materialien gleichsam aufreihet, die biblische Geschichte genommen. Dazu kann er seine guten Gründe haben. Aber sollte nicht gegen die Wahl der einzelnen biblischen Geschichten sich manches einwenden lassen? Sollte z. B. Isaaks Opferung unter diejenigen gehören, die man der Jugend mit Nutzen erzählt? Auch bey einigen nicht biblischen Erzählungen kann ich den Zweck nicht absehen, warum sie hier stehen, z. B. zur sechsten Tafel N. 9: Vergebliche Entwürfe; zur achten Tafel N. 9: Fabricius (Sollen die Kinder vom Fabricius lernen, auf Ahndungen und Beängstigungen zu bauen?) zur zehnten Tafel N. 9: ein merkwürdiger Traum. Warum mag VII, 7 die Reise nicht mit Gellerts eignen Worten, sondern mit andern und in Prosa erzählt worden seyn? Gegen VIII, 7 der Beleidiger der Majestät möchte mancher auch etwas einzuwenden haben, besonders gegen die Anwendung. Es kömmt freylich hier darauf an, ob man seine Zöglinge mit allen Lehrsätzen des Kirchensystems, und also auch mit der Ewigkeit der Höllenstrafen bekannt machen

muß. Im Fall dies nicht ist, so muß auch diese Erzählung weggelassen werden. Manche Sätze des Herrn B. möchte ich auch nicht so hinschreiben, wie sie da stehen, z. B. IV, 1 Kain und Abel: „Unter den Söhnen Adams sind gleich Exempel vorhanden, daß das Herz der Menschen verderbt sey." Sonderbar! von allen Söhnen Adams werden uns nur drei namhaft gemacht, Kain, Abel, Seth; unter diesen sind zwei gute, Abel und Seth. Muß ich nun nicht eher den Satz so fassen: (wenn ich mich anders überall auf das Urtheil einlassen will, ob das Herz der Menschen gut oder böse sey) Unter Adams Söhnen sind gleich Exempel vorhanden, daß das Herz der Menschen gut sey? VI, 1: „Von dieser Verwirrung der Sprache kömmt es zum Theil her, daß seitdem so viele ganz besondere Sprachen in der Welt sind, und beynahe ein jedes Volk seine besondere hat. So weiß die Weisheit Gottes oft auch die thörigten Handlungen der Menschen zu guten Absichten zu brauchen." Dieß paßt hier nicht her, denn die Vielheit der Sprachen ist nichts Gutes.

Ein wesentlicher Vortheil, den die Jugend, unter Anführung verständiger Lehrer, von dieser Bilderakademie haben kann, ist der, daß sie sie als ein Universalrepertorium brauche, in welches die Jugend, von den ersten Jahren der Unterweisung an, auf alle Lebenszeit hinaus, als in wohlgeordnete Bienenzellen, alles trage, was Lektüre, Umgang, Beruf und Erfahrung an auserlesenen Kenntnissen geben. Man läßt entweder den Text mit Papier durchschießen, oder, welches noch besser ist, ein eignes Buch in Quart von sechs Büchern Schreibpapier binden. Zu jeder Vorstellung bestimmt man ein Blatt, und also zu jeder Kupfertafel neun Blätter. Jedes Blatt bekömmt seine Rubrick; z. B. nach der siebenten Kupfertafel 1) Gastfreyheit; 2) Gehorsam und Ungehorsam, 3) Kaiser Joseph. 4) Wohnungen. 5) Sterne. 6) Tischlerarbeit. 7) Wahre und falsche Christen. 8) Vornehme Besuche. 9) Lügen. 52 Kupfertafeln jede zu 9 Abtheilungen geben 468 Rubriken oder Titel. Unter diese, meynt der Hr. B., müsse sich alles mögliche bringen lassen. Man sehe die Einleitung S. 7 ff.

Der Pränumerationspreis auf alle Ausgaben der Kupfertafeln (also auf 52 Stück) ist ein Carolin, ohne die Erklärung. Diese kostet bey jeder Ausgabe 24 Kr. oder 6 Groschen besonders. Da diese Nachricht der zweyten Ausgabe wieder vorgedruckt ist, so scheint es, daß man noch itzt pränumeriren kann. Hz.

11. Deut-

II. Deutsche Sprachlehre.

Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung von J. G. Richter, Berlin, bey Himberg. 1780. 72 S. in 8.

Der Verf. sagt auf der 4ten Seite: „Der Zweck der Recht„schreibung ist nicht, zu schreiben wie man spricht, noch „die Abstammung anzuzeigen, und deshalb gar so zu schreiben, „wie man vor diesem gesprochen haben mag; auch nicht nach „der Regel der Sparsamkeit das Gehörte der guten Ausspra„che —; Und am allerwenigsten, im wahren Glauben an sei„nen Informator, ohne zu grübeln so zu schreiben als es nun „einmal gebräuchlich ist. Sondern nach meiner Meinung ist „der einzige Zweck der Rechtschreibung: Das Zuhörende der „richtigen Aussprache durch Schriftzeichen auszudrucken.“ Dieses ist ganz richtig; Wenn er aber fortfährt: „Die richtige „Aussprache, ist diejenige, die der Schreibende gehört wissen „will,“ so scheinet uns das zu unbestimmt, und sogar unrichtig zu seyn: Denn jeder will seine Aussprache gehört wissen, der Schweizer, welcher ischt spricht, für ist, will auch ischt gehört wissen, folglich würde er auch so schreiben müssen, und so würde in tausend Wörtern, jeder nach seiner Aussprache schreiben, weil er dieselbe gehört wissen will. „Der Zweck der „Rechtschreibung ist Rechtlesung.“ Würde man nicht besser und richtiger sagen: Der Zweck der Rechtschreibung sey, so zu schreiben, daß ein jeder die gute und richtige Aussprache daraus lernen könne? Dann würde der Schweizer, sich das ischt müssen abgewöhnen, weil er doch ist schreibt, und der Hochdeutsche nicht mehr schtehen, schpielen und dergl. sondern wie der Pommer und Westphälinger s'tehen, s'pielen sagen müssen, weil es der Rechtschreibung gemäß ist, und dann würde in der That, an unserer bisherigen Rechtschreibung eben so sehr viel nicht zu verbessern seyn, welche, wie er selbst mit Hrn. Kloppstock dafür hält, die gute Aussprache so bei nahe bestimmt hat. 6 und 7 S. Man spreche nur wie es geschrieben ist, so wird jedermann, Hof, Lob, Gras u. s. w. richtig aussprechen, und wir werden alsdann auch nicht zu befürchten haben, daß sich die gute Aussprache ändern werde, so daß es folglich auch die Rechtschreibung thun müßte. Un-

sere Nachkommen werden, nach Verlauf einiger hundert Jahre, die jetzigen Schriften eben so leicht und richtig lesen, als wir es thun; da wir hingegen, jetzt erst vielen Fleiß und Mühe darauf wenden müssen, dasjenige lesen und verstehen zu lernen, was unsere Vorfahren vor einigen Jahrhunderten, geschrieben haben, weil jeder nach seiner Mundart und Aussprache schrieb, so wie er es gehört wissen wollte.

14 S. ff. handelt der Verf. von den Schriftzeichen. Er hält die lateinische Schrift für besser als die deutsche, welche, wie er sich ausdruckt, dagegen weder Gestalt noch Schöne hat.

Da wir kein eigentümliches und schickliches Zeichen haben, für den Laut des französischen g, in dem Worte genie, so schlägt er ein besonderes Zeichen dazu vor, nehmlich ein umgekehrtes lateinisches ſ. Weil das ſch aus drei Buchstaben bestehet, so ist sein Rath, daß man der Figur ſ, die Bedeutung des Esch gebe, das s aber, sich mit dem einen Zeichen, wie die übrigen Buchstaben begnügen solle, 18 S, und für ch, könne man das Griechische χ brauchen, ingleichen für ü, das y, 19 S. Allein das Genie G, wie er das französische g nennet, ist kein deutscher Laut, es kommt in keinem einzigen deutschen Worte vor. Warum sollte denn die deutsche Sprache ein eignes Zeichen dazu haben? Daß es in Stand, sprach, schlug, schnitt u. dergl. gefunden werde, 15 S. ist wirklich falsch, der Deutsche spricht in allen solchen Wörtern sein ſch aus. Er kann zwar das französische ge aussprechen, allein er kann noch weit mehr fremde Laute aussprechen, und wie viel neue Buchstaben würden wir nicht einführen müssen, wenn wir diese alle bezeichnen wollten? Würden wir nicht aus eben dem Grunde, besondere Zeichen für die französischen Laute ang, en, oi, oint, oder für das Englische ſh und dergleichen erfinden müssen?

Wenn man dergleichen fremde Wörter zu brauchen genöthiget ist, so kann man es ja mit ihnen machen, wie es die Lateiner mit den griechischen Wörtern machten, wenn sie dergleichen anführeten, und sie mit den Buchstaben ihrer Sprache schreiben. Auf solche Weise wird ein jeder sie gleich für Fremdlinge erkennen, und wer die Sprache versteht, wird sie so lesen, wie sie in ihrer Sprache gelesen werden müssen; wer aber die Sprache nicht versteht, dem kann es nicht übel ausgelegt werden, wenn er sie etwa unrecht aussprechen möchte, eben so wenig als man es ihm übel nehmen kann, daß er der Sprache selbst nicht kundig ist.

Ch und sch, sind zwar aus anderen Buchstaben zusammen gesetzt, allein solches kann doch die richtige Aussprache derselben, im geringsten nicht hindern. Jedermann weiß, daß sie nur einen einzelnen Laut bezeichnen, und siehet sie daher auch als einzelne Zeichen an; Indem er sie ausspricht, wird er bei dem ersten, den starken Gaumenlaut, und bei dem anderen, den harten Zischer hören lassen, welches auch die kleinen Kinder, indem sie lesen lernen, gleich begreifen. Es ist also gar nicht nöthig, ein neues Zeichen dafür zu machen.

Wenn der Verf. 25 S. will, daß man „nicht der allzu„sichtbaren Ableitung wegen, und am wenigsten, weil es das „Auge beleidiget, sondern weil z und x keine Schreibverkür„zungen sind, ohne das Häkchen: Glüks, allerdings, Lands„mann, links“ u. s. w. schreiben soll, nicht Glüx, allerdinx, Lanzmann u. s. w. so sehe ich nicht, was er damit sagen will. Denn in diesen Wörtern, würden ja z und x allerdings Schreibverkürzungen seyn, sowohl in der Schrift als im Drucke, denn der Schreiber hat gewiß eher ein z als ts, x als ks, geschrieben, und der Setzer eher einen, als zwei Buchstaben gesetzt.

„Das h vor einer abgebrochenen Sylbe, heißt es 26 S. „ist von so gar keiner Bedeutung, daß es sich nicht der Müe „verlohnt es zu schreiben. Man setzt: Schreien, glüen; „warum nicht auch leien, blüen?“ Warum nicht? Weil jedermann schreien, glüen, ohne h ausspricht, in den Wörtern Mühe, leihen, blühen, hingegen die gute Aussprache das h deutlich, wiewol gelinde hören läßt. „Und von welchem Wer„the, sagt der Verf. weiter, ist denn wol das Etymologische „Geschreibe?“ Ich antworte: Von dem Werthe, daß es uns die rechte Aussprache lehret.

35 S. Kommt es dem Verf. wahrscheinlich vor, „daß „die Römer ihr C, vor den Selbstlauten, wo es uns z ist, wie das französische c, wenn es nicht k ist, gelesen haben: In di„cere, facio, wie in celui, ci.“ Man möchte den Grund dieser Wahrscheinlichkeit wissen; Dem Rec. scheinet es im Gegentheil, bei nahe erweislich zu seyn, daß auch in solchen Fällen, die Römer ihr C, wie K haben ausgesprochen. Denn man darf nur die Wörter ansehen, welche die Römer von den Griechen, oder diese von jenen angenommen haben, so wird man finden, daß die beiden Buchstaben C und K, in diesen Sprachen, einer zu Vertretung der Stelle des andern gebraucht werden. Die Griechen schrieben Cecrops, Cerberus, Cyclops,

clops, mit einem k, und die Römer setzten ihr c dafür: Hingegen schrieben die Römer Caesar, mit einem c, wofür die Griechen hinwiederum ihr κ brauchten καισαρ. Beide Buchstaben, müssen also in diesen Wörtern bey ihnen einerlei Laute gehabt haben.

Doch es würde zu weitläuftig seyn, wenn ich mehrere Anmerkungen machen wollte, ich will also nur noch dieses hinzufügen. In demjenigen, was der V. 52 S. ff. von der Tonbezeichnung sagt, hat er in so weit Recht, daß sie unserer Rechtschreibung in vielen Stücken fehlet. In den mehresten Wörtern bezeichnen wir zwar die Länge oder Kürze des Vocals, durch den einfachen oder doppelten Mitlauter, welches auch der Natur unserer Sprache vollkommen gemäß ist. Indessen sind noch manche Wörter, bey welchen diese Tonbezeichnung nicht gebräuchlich ist, und welche doch wirklich ein Tonzeichen nöthig haben. Z. B. Ein gebohrner Deutscher, wird zwar die Wörter Bruch fractura, und Bruch locus palustris, in der Aussprache richtig unterscheiden, und in dem ersten, den Vocal kurz, in dem anderen hingegen lang aussprechen, so auch Spruch und Buch, krachen und brachen, u. dgl. Ein Ausländer aber, wird keinen Unterschied machen können. Manche Deutsche selbst, sprechen ein niedriges e, wo die gute Aussprache ein hohes erfordert. Es würde daher allerdings gut, und dem Zwecke der Rechtschreibung gemäß seyn, wenn wir den Ton allezeit richtig bezeichneten, und in solchen Fällen, wo wir noch kein ander Zeichen haben, wenigstens einen Accent gebrauchten. Hr. Adelung hat schon angefangen, in seinem Wörterbuche das e durch einen Accent zu unterscheiden, warum sollte man nicht, bey den wenigen Wörtern, deren Aussprache, nach der gewöhnlichen Rechtschreibung, zweifelhaft ist, desgleichen thun? Die Schrift würde dadurch nicht im geringsten verunstaltet werden.

Eg.

Franz Joseph Bob, kaiserl. königl. Raths, Erste Anfangsgründe der deutschen Sprache, mit einem orthographischen Wörterbuche. 18 Bogen. Freyburg im Breisgau. 1780.

Unter den vielen Sprachlehren, welche wir seit einiger Zeit bekommen haben, kann auch diese für die Gegend, wo sie geschrie-

geschrieben ist, nützlich seyn. Wir finden aber nicht, daß sie vor anderen etwas vorzügliches haben sollte. Immer noch, nach Gottschedischer Manier, ein Verzeichniß zweifelhafter Wörter, welche niemand zweifelhaft findet, und welche, auch ein Knabe im Schreiben richtig unterscheiden wird, wenn er sie nur richtig sprechen höret, als 53 S. Fuder und Futter, Füllen und fühlen, Grimm und krümmen, u. dgl.

Die Regel, welche S. 59 gegeben ist: „So oft ein Hauptwort des männlichen oder ungewissen Geschlechts ohne Artikel, „vor ihm aber ein Vorwort stehet, so läßt man in der dritten „Endung das e weg. Z. B. Mit Gut und Blut jemanden „beispringen; nicht Gute und Blute." Diese Regel ist so allgemein nicht, denn es sind viele Fälle, in welchen das e nicht darf weggelassen werden, weil es sonst zu hart lauten würde, als, ausser Stande seyn. Zu Grunde gehen. Sich etwas zu Gute thun. Thue es bey Leibe nicht u. a. m.

Die Sprachlehre selbst, hat nur sieben Bogen, das übrige ist ein orthographisches Wörterbuch, welches der Verf. für die Jugend gemacht hat, damit sie dasselbe in zweifelhaften Fällen könne zu Rathe ziehen, und wobey er das Weitenauersche zum Grunde geleget.

Tz.

S. J. E. Stosch — kleine Beyträge zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache. Zweytes Stück. Nebst Register über das erste und zweyte Stück. Berlin, bey Mylius, 1780. 14½ B. gr. 8.

Schon zum öftern hatten wir Ursach und Anlaß, die verdienstvollen Bemühungen dieses geschickten und sorgfältigen deutschen Sprachforschers in unsrer Bibliothek zu empfehlen, und zuletzt noch bey der Anzeige des ersten Stücks gegenwärtiger Beyträge, die eigentlich eine Sammlung zerstreuter und gelegentlicher Sprachbemerkungen sind. Und diese betreffen theils die grammatischen Regeln unsrer Sprache, theils wortforschende Untersuchungen einzelner Wörter und Redensarten, wobey die abweichenden Meynungen andrer Schriftsteller verglichen und geprüft, und in manchen Fällen von dem Verf. neue Gründe, Erklärungen oder Muthmaßungen vorgebracht

werden, die seiner Einsicht und seiner vorzüglichen Forschungsgabe eben so sehr, als seiner Billigkeit und Bescheidenheit zur Ehre gereichen. Wir werden auch aus diesem zweyten Stück eins und das andre auszeichnen, und dem Verf. hie und da einige Erinnerungen nicht vorenthalten, die wir seiner Prüfung überlassen wollen.

S. 8. Sollte bey der Redensart: mir schlägt das Gewissen, wohl die gewöhnliche Bedeutung des Worts schlagen, zum Grunde liegen, und daher, wie der V. glaubt, der Akkusativ, mich, richtiger und sprachähnlicher seyn? Oder ist vielmehr die Redensart von dem Schlagen oder Klopfen des Herzens hergenommen, das man als den Sitz der Gewissensunruhe anzusehen pflegt? Dann wäre das, was Hr. St. über die Richtigkeit der Redensarten: mir schlägt das Herz, oder der Puls, auch hier anzuwenden; hier stünde dann eben so wenig die Person für die geschlagene Sache; und man könnte, wenn man wollte, dann auch in diesem Falle die Auslassung der Partikeln in oder bey mit dem Verf. annehmen. Er giebt diese Erklärung auch selbst zu; nur glaubt er, jene, und der Gebrauch des Akkusativs sey richtiger.

S. 10. Der Nebenbegriff des Schmerzhaften, den der Verf. beym Ursprunge der Redensart: hinter das Ohr schreiben, vermuthet, ist wohl zu entlegen, und stimmt mit der sehr richtig gemachten Einschränkung dieser Redensart auf einen schlimmen Sinn nicht wohl überein. Denn man denkt dabey mehr an das Unangenehme und Schmerzhafte der Rache für den Beleidiger, als der erlittenen Beleidigung selbst.

S. 12. Die Ableitung des Worts Kirche von Küren, wählen, hat so überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß man sehr geneigt werden muß, sie für die einzige richtige zu halten.

Sehr gut bemerkt der Verf. S. 16, über die Frage: ob man Deutsch oder Teutsch schreiben solle, daß hierin die lateinische Rechtschreibung gar nichts beweise, und setzt zu seinen übrigen Gründen für Deutsch, noch den hinzu, der uns neu dünkt, daß unsere ältesten Vorfahren auch in diesem Worte vermuthlich ein Th. gebraucht haben, welches gegenwärtig in den meisten Wörtern dieser Art mit D vertauscht ist, auch in der Aussprache mehr mit diesem Buchstaben, als mit dem T übereinstimmt.

S. 18. Das Wort Schulen wird auch in einigen Gegenden von der Versäumung oder Vorbeygehung der Schule gebraucht; und vielleicht hat das Versteckte und Heimliche bey

dieser

dieser Unart der Kinder auch die Nebenbedeutung des Versteckten und Heimlichen bey der von dem Verf. angeführten allgemeinern Bezeichnung dieses Worts veranlaßt. Man scheint indeß dabey mehr nur das Wegwenden der Augen als des ganzen Leibes im Sinne zu haben.

S. 22. Mit dem niederdeutschen Worte mack, wenn es so viel als zahm bedeutet, hat vielleicht das hochdeutsche gemach ähnliche Abstammung.

S. 47 ff. erklärt sich der Verf. aus sehr guten Gründen für die Beybehaltung des Y und des Qu, und beantwortet die dawider gemachten Einwürfe der neuern Künstler an der Rechtschreibung. — Auch empfehlen wir die Anmerkungen zum Nachlesen, und besonders zur Vergleichung mit den bekannten Adelungischen, die er S. 55 über den Unterschied des Hochdeutschen, Oberdeutschen, Niederdeutschen und Plattdeutschen, macht.

S. 63. Bey der Redensart: etwas ans Bein binden, ist wohl der Nebengriff der Erträglichkeit des Verlustes zu entlegen; vielmehr scheint man dabey bloß daran zu denken, daß man den erlittenen Schaden, ohne sich dabey länger aufzuhalten, ohne dabey stehen zu bleiben, mit sich hinweg nehmen und davon tragen muß.

S. 64. Von den beyden vorgeschlagenen Erklärungen der Redensart: Hand übers Herz legen, gefällt uns die letztere am besten, daß es so viel heiße, als die Hand mehr thun lassen, als das Herz will. Und vielleicht soll damit angedeutet werden, daß die Hand gleichsam den Eingebungen und Aufwallungen des Herzens wehrt und Einhalt thut.

S. 72. Daß Leider Gottes so viel sagen sollte, als, durch Zulassung Gottes, ist wohl zu gezwungen erklärt. Leithor, als Interjektion kommt, wie Hr. Adelung bemerkt, schon beym Ottfried vor; und der Zusatz des Namens Gottes bey Interjektionen, die Verwunderung, Klage u. dergl. bedeuten; ist in unsrer, wie in andern Sprachen, sehr gewöhnlich. Der Ausdruck ist mit dem: daß Gott erbarm! völlig einerley.

S. 133. wird die eigentliche Bedeutung der Wörter Barbarismus und Solöcismus sehr gut aus einander gesetzt. Der letztere ist, nach des Verf. Erklärung, ein solcher Fehler in Verbindung der Wörter, welcher aus einer fremden Sprache herrührt, und der gewöhnlichen Art zuwider ist, nach welcher man im Deutschen die Wörter zu verbinden pflegt; daher er

auch allemal hart und widrig ist, und man ihm sogleich das Ausländische ansieht.

S. 153. finden wir eine sehr gute, wenigstens sinnreiche Bemerkung über den Gebrauch des h zur Verlängerung der Sylben. Es ist nämlich dem Verf. wahrscheinlich, daß man dabey besonders auf die Natur dieses Buchstabens gesehen, welche darin besteht, daß er einen bloßen Hauch anzeigt. Man habe also in den Fällen, wenn sich der Ton etwas länger, als gewöhnlich, auf dem Vokal verweilen solle, diese erforderliche Dehnung durch Hinzusetzung des Hauchbuchstabens angezeigt. Und so stünde dieß Zeichen dann nicht so müßig da, wie viele glauben.

S. 155. Bey dem Worte maddern wäre vielleicht noch das an andern Orten übliche matschen anzuführen gewesen, welches dem vermuthlichen Stammworte von beyden: Mat, Speise, noch verwandter ist.

S. 183. macht der Verf. gegründete Erinnerungen wider die seltsame Ableitungen des Ausrufs o Gemini! von o gemini! in Beziehung auf den Kastor und Pollux. Die erste Sylbe dieses Ausrufs ist wohl unstreitig aus dem Namen Jesus entstanden; daher auch, Herr Je! ob aber die beyden letztern Sylben so viel als mir nicht oder mich nicht, d. i. strafe mich nicht, sagen wollen, ist uns minder wahrscheinlich, als daß sie zufälliger Weise zusammen gekommen sind.

Von S. 186 bis 203. folgen einige Anmerkungen des Verf. über den dritten Band des Adelung. deutschen Wörterbuchs; und von da bis zum Schlusse dieses Stücks, Gedanken über die Rechtschreibung, welche bescheidne und gründliche Erinnerungen wider Hrn. Klopstocks hieher gehörige Vorschläge und Neuerungen enthalten. Der Verf. gesteht zu, daß unsre gewöhnliche Rechtschreibung mancherley Mängel habe; deswegen aber hält ers mit Recht nicht für nöthig, sie ganz umzuschmelzen; denn auch die vorgeschlagene neue Rechtschreibung ist, wie hier gezeigt wird, nicht ohne beträchtliche Mängel. Bey der Regel, man solle schreiben, wie man spreche, ist es unmöglich, Allgemeinheit und Gleichförmigkeit in der Orthographie zu erhalten. Die Aussprache ändert sich von Zeit zu Zeit in allen Landschaften; und es läßt sich schwerlich ausmachen, welche von allen die gute und richtige Aussprache sey. Durch die Gründung der Rechtschreibung nicht bloß auf Aussprache, sondern zugleich auch auf Etymologie und Analogie, erhält man die Vortheile, daß dadurch die

Wort-

Wortforschung sehr erleichtert wird, daß die Rechtschreibung selbst sich immer mehr berichtigen und festsetzen läßt, und zugleich ein Mittel werden kann, die gute und richtige Aussprache allgemeiner zu machen. Statt der Regel: Schreib nach der Aussprache, sollte man also lieber folgende zum Grunde legen: Lerne so schreiben, wie es die Regeln der Etymologie und Analogie mit sich bringen; und dann sprich, wie es der guten und richtigen Rechtschreibung gemäß ist.

Gf.

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Compte rendu au Roi par Mr. *Necker*, Directeur general des Finances, au Mois de Ianvier 1781. Bey Voß und Sohn. Paris und Berlin. 142 Octavseiten.

Rechnung von seiner Finanzverwaltung Sr. Majest. dem K. von Frankreich, abgelegt von Hrn. Necker — Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Vorrede und erleuternden Anmerkungen von Christ. Willh. Dohm, Königl. Preußl. Kriegsrath, und geheimen Archivarius. Ebendaselbst. 146 Seiten in 8.

Außer der angeführten Uebersetzung dieser äußerst wichtigen Hauptschrift, über den Zustand und gegenwärtige Verwaltung der Französischen Finanzen, ist noch zu Hamburg eine andere Uebersetzung, und zu Bern und Basel, eine wiederholte Auflage des Originals gemacht worden, so daß wir schwerlich durch gegenwärtige Anzeige hoffen können, irgend jemand unserer Leser zuerst auf diese merkwürdige Staatsrechnung aufmerksam zu machen. Wirklich erscheinen in unsern Zeiten, und vorzüglich in dem so beliebten Modefach der Statistik selten Schriften, die auf gleiche Art, wie gegenwärtige Uebersicht des neuesten französischen Finanzetats, unterrichteten, und von einem

nem Meister in seinem Fache so zuverläßig abgefaßt wären, da von keinem statistischen Gegenstande die Nachrichten so mühsam zu sammlen und zu ordnen sind, als gerade von den meistens so sehr verborgenen Ausgaben und Einnahmen eines Staats, und wir bisher über den Zustand der französischen Finanzen, in Deutschland nur Materialien, wie der Ritterin d'Eon, Schilderungen oder Tabellen über ältere Zeiten, ohne dem dazu erforderlichen Commentar besitzen. Hr. Necker behandelt in dieser Schrift theils den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten französischen Staatseinnahmen, und Ausgaben, er erzählt die Veränderungen, die unter ihm bereits durch Einziehung verschiedener entbehrlichen Chargen gemacht worden, und macht Vorschläge, wie manche den Staat sehr drückende Steuern aufgehoben oder vermindert werden könnten. Hr. Necker trat sein Amt zu einer Zeit an, wo die Zurüstungen der Flotte auf einen respectabeln Fuß, außerordentliche Ausgaben erforderten, und wo nach den Rechnungen seines Vorgängers, die Ausgabe des Staats die Einnahme um vier und zwanzig Millionen Livres überstieg. Alles, was die Französischen Unterthanen an Steuern für den König aufbringen, beträgt vierhundert und dreyßig Millionen Livres, davon angewiesene Renten, Hebungskosten, Pensionen und andere Ausgaben, die in der Provinz bleiben, abgezogen, so fließen baar für nothwendige und außerordentliche Ausgaben des gesammten Staats, zweyhundert vier und sechzig Millionen in den königlichen Schatz. Dennoch bleiben dem Könige nach dem, was der Hofstaat, Kriegsstaat, die Marine, Pensionen, Zinsen der neuesten Anleihen erfordern, sieben und zwanzig und eine halbe Million Ueberschuß, von denen aber siebzehn Millionen als Erstattung gethaner Vorschüsse verwandt werden. Hr. N. sagt seinem Monarchen, daß am Ende der vorigen Regierung, wo du Barry, Terray, und Aiguillon die ganze Nation am Bettelstab zu bringen, wirthschaftete, man alles gethan habe, den öffentlichen Credit zu zernichten. Was er hernach von seinen Finanzveränderungen meldet, wie er die bisher auf verschiedene Cassen angewiesene, und nie unter einem Etat aufgeführten Pensionen, oder Gnadenbezeugungen, die dem Könige jährlich acht und zwanzig Millionen, gewiß mehr wie irgend einem Potentaten in Europa kosten, durch kluge Einschränkungen erschwert, wie er die acht und vierzig Generaleinnehmer in eine allgemeine Regie von zwölf Personen vereinigt hat, erhält nebst andern Stellen dieser Schrift fürtreffliche Erläuterungen, durch die Gedanken

über

über Hrn. Neckers Plan, im zweyten Band der Dohmischen Materialien. Diesen sehr instructiven Aufsatz, hat der K. Preuß. Staatsminister Hr. v. Heinitz, bey seinem Aufenthalte in Paris gemacht, und er enthält gründliche Beurtheilungen eines Kenners, über die damals erscheinenden Verordnungen des neuen Finanzministers. Die königlichen unveräußerten Domainen und Forsten, waren vor Hrn. Necker unter acht und vierzig Generaleinnehmer vertheilt. Sie machten kein allgemeines Collegium aus, jeder benutzte oder vernachläßigte seinen District, nach seinen Kenntnissen unter den dazu gehörigen Personen, hatten einige ohne die mindeste Einsicht käuflich wie der Hofsattler diese Bedienung erlangt, daher kam es, daß der König von einer Million Morgen Landes an Holzungen, so groß sind die königlichen Forsten, beynahe gar keinen Vortheil hatte. Alles ist unter seiner Aufsicht vortheilhaft verändert worden. Der Vortheil der Münzen war beynahe gänzlich in den Händen einiger begünstigter Privatpersonen, die unter dem Vorwand, große Summen Goldes und Silbers aus der Fremde nach Frankreich zu ziehen, den Prägeschatz mit der Krone theilten. In Friedenszeiten werden an Französischen Münzen gewöhnlich vierzig bis funfzig Millionen Livres geschlagen. Die schlechte im Reiche cursirende kleine Scheidemünze schätzt Hr. N. auf zehn bis zwölf Millionen, und alles im Reiche circulirende baare Geld auf 2000 Millionen. Einige andere französische Politiker vertheilen von dieser Summe 1200 Millionen allein auf die Stadt Paris, und sechshundert nur auf das übrige Königreich, welche letztere Summe uns aber für die Bedürfnisse der Handelsstädte, Lion, Marseille, Bourdeaux 2c. zu geringe scheint. Ehedem entschied blos der Generalcontroleur die Streitigkeiten in Finanzfällen. Weil bey der Menge derselben, und der Unmöglichkeit, sie alle genau zu untersuchen, ungerechte Sprüche und Urtheile häufig genug vorfielen, verordnete Hr. Necker dazu eine eigene Untersuchungscommission. Statt der Frohndienste wünscht Hr. N. von allen denselben unterworfenen Personen eine verhältnißmäßige Abgabe zu Ausbesserung der Wege, doch diese Veränderung wie andere Vorschläge zur Verminderung der Grundsteuer des Kopfgeldes, und der Gabelle, verhinderten die Erfordernisse des Kriegs, unsern Verf. noch zum Wohl der französischen Nation auszuführen. Von der Salzsteuer handelt Hr. N. sehr weitläuftig, und auf einer beygefügten illuminirten Karte aller Generalitäten, kann man auf einem Blick, die mehr oder weniger damit beschwerten Provinzen,

vinzen, und den so ausnehmend verschiedenen Preis des Salzes, in den verschiedenen Theilen des Reichs übersehen. In Bretagne kostet ein Minot hundert Pfunde Salz, drey Livres, in dem benachbarten Maine und Anjou, 58 Livres. In Bourgogne ist das Salz am theuersten, und das Minot kostet 61 Livres, 19 Sols; in Dauphiné 30 bis 32 Livres; in Roußillon funfzehn bis zwanzig, im Elsas 12 Livres zehn Sols, und in Guienne sieben bis zehn Livres. In den der großen Gabelle unterworfenen Provinzen übersteigt der Salzpreis sechsfach, denselben Preis in den königlich preußischen Staaten. Die Gabelle verschafft dem Könige eine reine Einnahme von vier und funfzig Millionen, und sie bringt in den Provinzen, wo das Salz am theuersten verkauft wird, doppelt so viel ein, als die Consumtionssteuer, und ist hier völlig dem Ertrage gleich, den die Krone von der Taille, der Kopfsteuer und den übrigen nach der Taille bestimmten Auflagen zieht. Hr. Necker meynt, die Krone würde beynahe eben die Summe erhalten, wenn das Salz durch das ganze Reich zu dem überall gleichen Preis des Minot zu 25 bis 30 Livres, oder das Pfund etwa zu 2 Groschen verkaufen ließe. Die Generalpächter, welche die Zölle, Gabelle, Consumtionssteuer und andre königliche Gefälle für 122,900,000 L. gepachtet haben, bezahlen nur 48,427,000 L. in den königlichen Schatz, so viel andere Ausgaben sind auf diese Summen angewiesen. Die Abgaben der Stadt Paris betragen jetzt nach Abzug der Kosten der Hebung und der Antheil der Einwohner 5,745,000 Livres, da doch um 1763 schon drey Auflagen mehr gaben; die Kopfsteuer dieser Stadt, 6,500,000 L.; der Impost auf eingeführte Kohlen und Holz, 5,400,000 Livr., und die Accise von Flügelwerk, Lämmern, Spanferkeln, Butter und Käse 2,400,000 L. betrug. Von den Lotterien gewinnt der Staat jetzt jährlich 7 Millionen. Vor dem jetzigen Kriege kostete die französische Marine zu erhalten jährlich 29,200,000 Livres. Die jährlichen Kosten der auswärtigen Affairen, die unter der vorigen Regierung 24 Millionen erforderten, berechnet Hr. Necker jetzt zu 8,525 Livres. Die sämmtlichen Unkosten des königlichen Hofstaats, mit Inbegriff der Unterhaltung der Gebäude, der Hofämter, betragen 25,700,000 Livres. Vor dem letzten Krieg kostete der Hofstaat oft 40 Millionen Livres. Zur Erleuchtung und Reinigung der Stadt Paris verwendet der König jährlich 1,400,000 Livres, und zur Pariser Nacht- und Stadtwache 660,000 Livres.

Der

Der Herausgeber hat die von ihm durchgesehene wohlgerathene deutsche Uebersetzung, dem Königl. Minister, Herrn von Herzberg, dedicirt, und die Verdienste dieses für die preussischen Staaten unvergeßlichen Ministers, auf eine edle, empfindungs- und hochachtungsvolle Art fürtrefflich geschildert, daß wir sie gewiß als ein Muster einer wohlgeschriebenen Dedication empfehlen können. In der Vorrede schildert Hr. D. kurz Frankreichs Vorzüge, nebst den Veranlassungen, und Hauptinhalt dieser Schrift, und bemerkt, daß der grosse Finanzminister Hr. Necker eigentlich den preußischen Staaten gehört, indem sein Vater in Küstrin geboren worden. In den Anmerkungen, die 24 eng gedruckte Octavseiten betragen, erklärt er einige Terminologien, und Eigenthümlichkeiten des französischen Finanzwesens, beschreibt einige Theile desselben, wie Vingtieme, Toille, Gabelle, die Domainen und andere verwandte Gegenstände vollständig für den deutschen Leser, und aus den besten Quellen, und vergleicht zuweilen den heutigen und ehemaligen französischen Finanzstaat. Wir können uns hier nicht, wie wir wünschten, in ein näher Detail einlassen, und bemerken nur blos, bey der auf Salzdefraudation gesetzten Galeerenstrafe, wovon der Hr. Herausgeber S. 18 redet, daß wirklich folgende grausame königliche Verordnungen wegen der Salzcontrebande vorhanden sind. Die Salzreuter können die Contrebandeurs, wenn sie sich widersetzen, ungestraft tödten, und kein Richter darf sie deswegen belangen.

Bb.

Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser besonders für Freunde der Cameralwissenschaften und der Staatswirthschaft. Leipzig, bey Schwickert. 1781. 8. 448 S.

Der Herausgeber dieser Aufsätze, Hr. J. C. Schmohl, scheint auch Verf. der meisten, wo nicht aller zu seyn. Sie betreffen sehr interessante Gegenstände, und die Behandlung zeigt von sehr viel Kopf, Selbstdenken und wahrem Beobachtungsgeist des Verf., so wie von Edelmuth seiner Gesinnungen. Freylich scheint derselbe noch ein junger Mann zu seyn, der oft die Resultate seiner ersten lebhaften Untersuchungen giebt, manchen Gegenstand nur einseitig betrachtet, manchen

Gedan-

Gedanken zu wenig bestimmt, zu nackt und kühn äußert. An andern Orten aber findet man sehr reif durchdachte Sachen, und mit Scharfsinn eröffnete neue Aussichten. In jedem Fall wird die Lectüre dieser Schriften dem Freund der politischen Wissenschaften ungemein unterhalten, ihm erhebliche Aufschlüsse und Stoff zu weitern Nachdenken geben. Nur um sie zu reizen, setzen wir den nähern Inhalt her:

1. **Xenophon über die Vermehrung der Staatseinkünfte.** Hr. **Schmohl** erklärt sich in der Vorrede, daß er diese Uebersetzung deßhalb unternommen habe, und auch nach und nach alle staatswirthschaftliche Aufsätze der Griechen deutsch liefern wolle, damit unsre Kameralisten sehen — daß nichts für sie aus ihnen zu holen sey. Wir glauben mit ihm, daß sich dieses Resultat allerdings aus dergleichen Uebersetzungen ergeben werde. Es scheint uns dagegen viel zu weit zu gehen, wenn er überhaupt Uebersetzungen der Alten für die Cultur einer Nation nicht zuträglich hält.

2. **Die Erziehungsanstalten von der Finanzseite betrachtet.** Der Plan eines weitläuftigen Werks, das wir von Hr. Schm. wohl ausgeführt sehn möchten.

3. **Fragment aus der Lebensgeschichte eines Wiedertäufers oder Untersuchung, ob und in welchen Umständen man den Juden nicht nur freyes Religionsexercitium, sondern selbst gleiche Rechte des Menschen und Bürgers mit den Christen einräumen könne — zum Vortheil des Staats.** Wiedertäuferische Schwärmereyen abgerechnet, enthält dieser Aufsatz viel Wahres und der Beherzigung werthes. Wir bemerken nur hierbey, daß es S. 399 ein Irrthum ist, wenn der Verf. meynt, „der Judenschutz in Deutschland gehöre zu den Reservaten des Kaysers; er gehört sowohl nach der Observanz und besondern Privilegien, als der güldenen Bulle und der Reichs-Policey-Ordnung von 1548 zu der Landeshoheit sämmtlicher Reichsstände, und Kaiserlicher Seits wird diesem Grundsatz auch nicht widersprochen.

4. **Antiphysiocratische Briefe an Hrn. Rathschreiber Iselin über Mauvillons Physiocratische Briefe an Hrn. Kriegsrath Dohm.** Hrn. Mauvillons Briefe sind unstreitig die lichtvollste und ausführlichste Darstellung des physiocrätischen Systems, in deutscher Sprache, und einer neuern Prüfung und Untersuchung sehr würdig. Da Hr. Dohm nicht Zeit oder Lust zu haben scheint, noch Hrn. M. Aufforderung

diese Untersuchung zu übernehmen, und es ihm vielleicht genügt, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums über diesen Gegenstand wenigstens erregt zu haben; so tritt Herr Schmohl in seine Stelle und widerlegt hier umständlich die Mauvillonschen Briefe in antiphysiocratischen, die er an einen der berühmsten Physiocraten Hrn. Iselin richtet. Hrn. Schm. Untersuchung des Systems ist mit vielem Scharfsinn, Deutlichkeit und Ordnung abgefaßt, und zeigt die Schwäche desselben stark genug für die, welche sie noch nicht sehen. Besonders hat uns die Entwickelung des Begriffs Production, des gegenseitigen Tausches der Producte der unmittelbaren Producenten und der Verarbeiter und der gegenseitigen Dependenz derselben, der Wirkung der Auflagen u. s. w. sehr gefallen. Nur wünschten wir, daß derselbe nicht zuweilen von Hrn. Mauvillon in etwas beleidigendem Tone redte, da er ihm doch selbst an vielen Stellen so viel vortreffliche Wahrheiten gesagt zu haben zugesteht, und einige seiner Briefe für besser hält, als alle Romane, die seit zehn Jahren geschrieben worden, Göthens und Wielands mit eingeschlossen. An manchen Stellen zeigt er indeß sehr auffallend die offenbaren Widersprüche der physiocratischen Behauptungen.

5. **Eines gescheuten Mannes Bevölkerungsplan für die neueroberten Rußischen Provinzen in der Crimm am schwarzen Meer und Dniepr.** — Soll Anreizung für deutsche Fürsten und deren Räthe seyn, das Schicksal ihrer Unterthanen so zu verbessern, daß diese fremden Lockungen sie nicht reizen.

6. **Briefe an Hrn. Pfthz. zu Neuhof im Berner Gebiet über den Zustand der Landwirthschaft und des Baurenstandes im Fürstenthum Az. ein Roman für Landesregierungen, Consistorien und Rentkammern.** Das Land, von welchem hier sehr sonderbare Gebrechen seiner Verwaltung beschrieben werden, ist so deutlich bezeichnet und so gut wie ganz ausgedruckt, genannt, daß es Niemand verkennen kann. Die Facta sind freylich sehr merkwürdig, und verdienten die Bekanntmachung, falls sie wahr sind. Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser etwas in ruhigerm Tone und mit weniger durchscheinender Leidenschaft geschrieben hätte; dieß wäre desto nöthiger gewesen, da der Proceß (dessen Ungerechtigkeit nach des Verf. Vorstellung freylich sehr auffallend und für jedes rechtschaffene Gemüth kränkend ist,) seinen eignen Vater betrifft. Anitzt hat sich der Verfasser vermuthlich

darauf verlassen, daß man nicht unterlassen werde, ihn zu widerlegen, wenn er Unwahrheit verbreitete. Wir halten dieses in der That für die Pflicht einer Regierung, die sich fühlt, und die solche Beschuldigungen vor den Augen des ganzen Publikums nicht stillschweigend hinnehmen darf. Audiatur et altera pars, denkt jeder billige Leser bey solchen Anklagen, und ist immer geneigter, von einem ganzen Collegio das Beste zu vermuthen; aber wenn, wie wir vernehmen, man statt einer gründlichen actenmäßigen Widerlegung, das Buch, welches unangenehme Dinge enthält, verbrennt, verbietet; so fängt man an zu fürchten, der andere Theil möge wohl nichts haben, das er hören lassen könne. In der That ist es sonderbar, daß man im J. 1781. noch in irgend einem deutschen Lande glauben kann, es sey möglich, durch Verbrennen und Verbieten ein Buch aus der Welt zu bringen. Vielmehr wird die Aufmerksamkeit noch mehr dadurch gereizt. Und was beweiset dieß Verbrennen? dieß Verbieten? daß das Buch, welches man gern vertilgen möchte, unangenehme Dinge enthalte. Dieß und weiter nichts beweiset — aber es kömmt darauf an, ob die unangenehmen Dinge Wahrheit oder Lüge sind; und dieß muß gezeigt und bewiesen werden. Denn man kann die herrlichsten Schriften so gut wie die niedrigsten Pasquille verbrennen, und hat beydes schon oft in der Welt gethan. Das denkende Publikum wird dadurch nicht verblendet, und es weiß aus der Geschichte, daß schön viel Menschenverstand und Wahrheit durch Henkershand verbrannt worden, und es sympathisirt immer mehr mit dem gebrandmarkten Autor als dem brennenden Richter. Man wende gegen unsre Forderungen einer Rechtfertigung der Regierung nicht ein, daß es unter der Würde derselben sey, sich gegen das Geschmier jedes Pasquillanten zu rechtfertigen. Allerdings ist dieses richtig bey wirklichem unverkennbarem Geschmiere. Aber Hrn. Schmohls Anklagen wird Niemand so nennen; sie bestehen nicht aus Declamationen, sondern umständlich erzählten Factis, und es wird nichts leichter seyn, als durch deren Widerlegung zu zeigen, daß Herr Schmohl ein Lügner und Verläumder sey. Alle seine übrige Aufsätze bweisen für jeden, der selbst Kopf hat, daß er ein Mann von Kopf sey; und eines solchen Mannes Beschuldigungen verdienen immer Aufmerksamkeit. Wir schreiben dieses ohne das geringste Interesse, als das für Wahrheit und gemeines Beste. Recensent steht mit Hr. Schmohl (den er nie gesehen) in nicht der mindesten Verbindung, und eben so wenig

hat

hat er die mindeste Ursache, mit der Regierung von Az. unzufrieden zu seyn, oder etwas Nachtheiliges von ihr zu vermuthen. Er fällt daher auch kein Urtheil über Hrn. Schm. Anklagen, und ist vielmehr geneigt, dieselben wenigstens für übertrieben zu halten; nur hält er eine Widerlegung für nöthig, und das Verbrennen für ein unschickliches Rechtfertigungsmittel. Wenn übrigens auch alle Anklagen gegründet wären, so hätte doch Hr. Schm. sich eines gemäßigtern Tons bedienen, und den, wenn von Regenten und Obrigkeiten die Rede ist, eingeführten und in der Natur der Sache gegründeten Wohlstand nicht beleidigen sollen. Dieser Fehler jugendlicher Unerfahrenheit verdiente Erinnerung, Ahndung, nach dem uns unbekannten Verhältniß Hrn. Schm. zu Az. — aber kein Verbrennen seines Buchs, das dadurch nur bekannter wird, und den Verf. nicht bessert, so wenig als das Publicum belehrt.

7. **Ueber die Markgräflich Badensche Lande und besonders das Dorf Weil.** Hr. Schm. rühmt die weise Regierung eines der edelsten Fürsten Deutschlands, wie jeder, der sie näher kennt, und den glücklichen Wohlstand seiner Unterthanen.

8. Verordnung des Königs von Treumland, die Abschaffung des Zehnden der Prediger betreffend.

9. **Kameralistische Reise durch das Fürstenthum Anhalt.** Enthält viele gute Nachrichten und ökonomisch politische Bemerkungen. Wegen mancher ganz individuellen kleinen Umstände entschuldigt sich Hr. Schm. damit, daß diese gerade von dem nützlichsten Eindruck wären, wenn ein Schriftsteller in seinen nächsten Wirkungskreis wirken wolle. Wir glauben dieses auch, doch mit der Bestimmung, daß die Regel: Sit Modus in rebus &c. auch hier beobachtet werden müsse, die Hr. Schm. wohl zuweilen etwas überschritten haben möchte.

10. **Vom Dorf- und Bauerrechte.** Von dessen Wichtigkeit und Einrichtung gute Anmerkungen, und Beweiß, daß des Hrn. D. Gabkens Buch von demselben schlecht sey, ob es gleich Hr. Geh. Rath **Nettelbladt** mit einer Vorrede empfohlen habe.

11. **Anmerkungen zu Oeßfelds Topographie von Magdeburg.** Der Verf. mag in manchen dieser Anmerkungen Recht haben, aber sie sind offenbar zu hart ausgedrückt, und das Gute des Oesfeldischen Buchs, als eines ersten Versuchs, ist nicht berührt, auch oft denen auf Tabellen beruhenden Datis bloß allgemeine Speculation entgegengesetzt, wie z.

werden, die seiner Einsicht und seiner vorzüglichen Forschungsgabe eben so sehr, als seiner Billigkeit und Bescheidenheit zur Ehre gereichen. Wir werden auch aus diesem zweyten Stück eins und das andre auszeichnen, und dem Verf. hie und da einige Erinnerungen nicht vorenthalten, die wir seiner Prüfung überlassen wollen.

S. 8. Sollte bey der Redensart: mir schlägt das Gewissen, wohl die gewöhnliche Bedeutung des Worts schlagen, zum Grunde liegen, und daher, wie der V. glaubt, der Akkusativ, mich, richtiger und sprachähnlicher seyn? Oder ist vielmehr die Redensart von dem Schlagen oder Klopfen des Herzens hergenommen, das man als den Sitz der Gewissensunruhe anzusehen pflegt? Dann wäre das, was Hr. St. über die Richtigkeit der Redensarten: mir schlägt das Herz, oder der Puls, auch hier anzuwenden; hier stünde dann eben so wenig die Person für die geschlagene Sache; und man könnte, wenn man wollte, dann auch in diesem Falle die Auslassung der Partikeln in oder bey mit dem Verf. annehmen. Er giebt diese Erklärung auch selbst zu; nur glaubt er, jene, und der Gebrauch des Akkusativs sey richtiger.

S. 10. Der Nebenbegriff des Schmerzhaften, den der Verf. beym Ursprunge der Redensart: hinter das Ohr schreiben, vermuthet, ist wohl zu entlegen, und stimmt mit der sehr richtig gemachten Einschränkung dieser Redensart auf einen schlimmen Sinn nicht wohl überein. Denn man denkt dabey mehr an das Unangenehme und Schmerzhafte der Rache für den Beleidiger, als der erlittenen Beleidigung selbst.

S. 12. Die Ableitung des Worts Kirche von Küren, wählen, hat so überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß man sehr geneigt werden muß, sie für die einzige richtige zu halten.

Sehr gut bemerkt der Verf. S. 16, über die Frage: ob man Deutsch oder Teutsch schreiben solle, daß hierin die lateinische Rechtschreibung gar nichts beweise, und setzt zu seinen übrigen Gründen für Deutsch, noch den hinzu, der uns neu dünkt, daß unsere ältesten Vorfahren auch in diesem Worte vermuthlich ein Th. gebraucht haben, welches gegenwärtig in den meisten Wörtern dieser Art mit D vertauscht ist, auch in der Aussprache mehr mit diesem Buchstaben, als mit dem T übereinstimmt.

S. 18. Das Wort Schulen wird auch in einigen Gegenden von der Versäumung oder Vorbeygehung der Schule gebraucht; und vielleicht hat das Versteckte und Heimliche bey

dieser

dieser Unart der Kinder auch die Nebenbedeutung des Versteckten und Heimlichen bey der von dem Verf. angeführten allgemeinern Bedeutung dieses Worts veranlaßt. Man scheint indeß dabey mehr nur das Wegwenden der Augen als des ganzen Leibes im Sinne zu haben.

S. 22. Mit dem niederdeutschen Worte mack, wenn es so viel als zahm bedeutet, hat vielleicht das hochdeutsche gemach ähnliche Abstammung.

S. 47 ff. erklärt sich der Verf. aus sehr guten Gründen für die Beybehaltung des Y und des Qu, und beantwortet die dawider gemachten Einwürfe der neuern Künstler an der Rechtschreibung. — Auch empfehlen wir die Anmerkungen zum Nachlesen, und besonders zur Vergleichung mit den bekannten Adelungischen, die er S. 55 über den Unterschied des Hochdeutschen, Oberdeutschen, Niederdeutschen und Plattdeutschen, macht.

S. 63. Bey der Redensart: etwas ans Bein binden, ist wohl der Nebenbegriff der Erträglichkeit des Verlustes zu entlegen; vielmehr scheint man dabey bloß daran zu denken, daß man den erlittenen Schaden, ohne sich dabey länger aufzuhalten, ohne dabey stehen zu bleiben, mit sich hinweg nehmen und davon tragen muß.

S. 64. Von den beyden vorgeschlagenen Erklärungen der Redensart: Hand übers Herz legen, gefällt uns die letztre am besten, daß es so viel heiße, als die Hand mehr thun lassen, als das Herz will. Und vielleicht soll damit angedeutet werden, daß die Hand gleichsam den Eingebungen und Aufwallungen des Herzens wehrt und Einhalt thut.

S. 72. Daß Leider Gottes so viel sagen sollte, als, durch Zulassung Gottes, ist wohl zu gezwungen erklärt. Leithor, als Interjektion kommt, wie Hr Adelung bemerkt, schon beym Ottfried vor; und der Zusatz des Namens Gottes bey Interjektionen, die Verwunderung, Klage u. dergl. bedeuten; ist in unsrer, wie in andern Sprachen, sehr gewöhnlich. Der Ausdruck ist mit dem: daß Gott erbarm! völlig einerley.

S. 135. wird die eigentliche Bedeutung der Wörter Barbarismus und Solöcismus sehr gut aus einander gesetzt. Der letztere ist, nach des Verf. Erklärung, ein solcher Fehler in Verbindung der Wörter, welcher aus einer fremden Sprache herrührt, und der gewöhnlichen Art zuwider ist, nach welcher man im Deutschen die Wörter zu verbinden pflegt; daher er

auch allemal hart und widrig ist, und man ihm sogleich das Ausländische ansieht.

S. 153. finden wir eine sehr gute, wenigstens sinnreiche Bemerkung über den Gebrauch des h zur Verlängerung der Sylben. Es ist nämlich dem Verf. wahrscheinlich, daß man dabey besonders auf die Natur dieses Buchstabens gesehen, welche darin bestehe, daß er einen bloßen Hauch anzeigt. Man habe also in den Fällen, wenn sich der Ton etwas länger, als gewöhnlich, auf dem Vokal verweilen solle, diese erforderliche Dehnung durch Hinzusetzung des Hauchbuchstabens angezeigt. Und so stünde dieß Zeichen dann nicht so müßig da, wie viele glauben.

S. 155. Bey dem Worte maddern wäre vielleicht noch das an andern Orten übliche matschen anzuführen gewesen, welches dem vermuthlichen Stammworte von beyden: Mat, Speise, noch verwandter ist.

S. 183. macht der Verf. gegründete Erinnerungen wider die seltsame Ableitungen des Ausrufs o Gemini! von o gemini! in Beziehung auf den Kastor und Pollux. Die erste Sylbe dieses Ausrufs ist wohl unstreitig aus dem Namen Jesus entstanden; daher auch, Herr Je! ob aber die beyden letztern Sylben so viel als mir nicht oder mich nicht, d. i. strafe mich nicht, sagen wollen, ist uns minder wahrscheinlich, als daß sie zufälliger Weise zusammen gekommen sind.

Von S. 186 bis 203. folgen einige Anmerkungen des Verf. über den dritten Band des Adelung. deutschen Wörterbuchs; und von da bis zum Schlusse dieses Stücks, Gedanken über die Rechtschreibung, welche bescheidne und gründliche Erinnerungen wider Hrn. Klopstocks hieher gehörige Vorschläge und Neuerungen enthalten. Der Verf. gesteht zu, daß unsre gewöhnliche Rechtschreibung mancherley Mängel habe; deswegen aber hält ers mit Recht nicht für nöthig, sie ganz umzuschmelzen; denn auch die vorgeschlagene neue Rechtschreibung ist, wie hier gezeigt wird, nicht ohne beträchtliche Mängel. Bey der Regel, man solle schreiben, wie man spreche, ist es unmöglich, Allgemeinheit und Gleichförmigkeit in der Orthographie zu erhalten. Die Aussprache ändert sich von Zeit zu Zeit in allen Landschaften; und es läßt sich schwerlich ausmachen, welche von allen die gute und richtige Aussprache sey. Durch die Gründung der Rechtschreibung nicht bloß auf Aussprache, sondern zugleich auch auf Etymologie und Analogie, erhält man die Vortheile, daß dadurch die

Wortforschung sehr erleichtert wird, daß die Rechtschreibung selbst sich immer mehr berichtigen und festsetzen läßt, und zugleich ein Mittel werden kann, die gute und richtige Aussprache allgemeiner zu machen. Statt der Regel: Schreib nach der Aussprache, sollte man also lieber folgende zum Grunde legen: Lerne so schreiben, wie es die Regeln der Etymologie und Analogie mit sich bringen; und dann sprich, wie es der guten und richtigen Rechtschreibung gemäß ist.

Gf.

---

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Compte rendu au Roi par Mr. *Necker*, Directeur general des Finances, au Mois de Ianvier 1781. Bey Voß und Sohn. Paris und Berlin. 142 Octavseiten.

Rechnung von seiner Finanzverwaltung Sr. Majest. dem K. von Frankreich, abgelegt von Hrn. Necker — Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Vorrede und erleuternden Anmerkungen von Christ. Willh. Dohm, Königl. Preußl. Kriegsrath, und geheimen Archivarius. Ebendaselbst. 146 Seiten in 8.

Außer der angeführten Uebersetzung dieser äußerst wichtigen Hauptschrift, über den Zustand und gegenwärtige Verwaltung der Französischen Finanzen, ist noch zu Hamburg eine andere Uebersetzung, und zu Bern und Basel, eine wiederholte Auflage des Originals gemacht worden, so daß wir schwerlich durch gegenwärtige Anzeige hoffen können, irgend jemand unserer Leser zuerst auf diese merkwürdige Staatsrechnung aufmerksam zu machen. Wirklich erscheinen in unsern Zeiten, und vorzüglich in dem so beliebten Modefach der Statistik selten Schriften, die auf gleiche Art, wie gegenwärtige Uebersicht des neuesten französischen Finanzetats, unterrichteten, und von einem

nem Meister in seinem Fache so zuverlässig abgefaßt wären, da von keinem statistischen Gegenstande die Nachrichten so mühsam zu sammlen und zu ordnen sind, als gerade von den meistens so sehr verborgenen Ausgaben und Einnahmen eines Staats, und wir bisher über den Zustand der französischen Finanzen, in Deutschland nur Materialien, wie der Ritterin d'Eon, Schilderungen oder Tabellen über ältere Zeiten, ohne dem dazu erforderlichen Commentar besitzen. Hr. Necker behandelt in dieser Schrift theils den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten französischen Staatseinnahmen, und Ausgaben, er erzählt die Veränderungen, die unter ihm bereits durch Einziehung verschiedener entbehrlichen Chargen gemacht worden, und macht Vorschläge, wie manche den Staat sehr drückende Steuern aufgehoben oder vermindert werden könnten. Hr. Necker trat sein Amt zu einer Zeit an, wo die Zurüstungen der Flotte auf einen respectabeln Fuß, außerordentliche Ausgaben erforderten, und wo nach den Rechnungen seines Vorgängers, die Ausgabe des Staats die Einnahme um vier und zwanzig Millionen Livres überstieg. Alles, was die Französischen Unterthanen an Steuern für den König aufbringen, beträgt vierhundert und dreyßig Millionen Livres, davon angewiesene Renten, Hebungskosten, Pensionen und andere Ausgaben, die in der Provinz bleiben, abgezogen, so fließen baar für nothwendige und außerordentliche Ausgaben des gesammten Staats, zweyhundert vier und sechzig Millionen in den königlichen Schatz. Dennoch bleiben dem Könige nach dem, was der Hofstaat, Kriegsstaat, die Marine, Pensionen, Zinsen der neuesten Anleihen erfordern, sieben und zwanzig und eine halbe Million Ueberschuß, von denen aber siebzehn Millionen als Erstattung gethaner Vorschüsse verwandt werden. Hr. N. sagt seinem Monarchen, daß am Ende der vorigen Regierung, wo du Barry, Terray, und Aiguillon die ganze Nation am Bettelstab zu bringen, wirthschaftete, man alles gethan habe, den öffentlichen Credit zu zernichten. Was er hernach von seinen Finanzveränderungen meldet, wie er die bisher auf verschiedene Cassen angewiesene, und nie unter einem Etat aufgeführten Pensionen- oder Gnadenbezeugungen, die dem Könige jährlich acht und zwanzig Millionen, gewiß mehr wie irgend einem Potentaten in Europa kosten, durch kluge Einschränkungen erschwert, wie er die acht und vierzig Generaleinnehmer in eine allgemeine Regie von zwölf Personen vereinigt hat, erhält nebst andern Stellen dieser Schrift fürtreffliche Erläuterungen, durch die Gedanken

über

über Hrn. Neckers Plan, im zweyten Band der Dohmischen Materialien. Diesen sehr instructiven Aufsatz, hat der K. Preuß. Staatsminister Hr. v. Heinitz, bey seinem Aufenthalte in Paris gemacht, und er enthält gründliche Beurtheilungen eines Kenners, über die damals erscheinenden Verordnungen des neuen Finanzministers. Die königlichen unveräußerten Domainen und Forsten, waren vor Hrn. Necker unter acht und vierzig Generaleinnehmer vertheilt. Sie machten kein allgemeines Collegium aus, jeder benutzte oder vernachläßigte seinen Distrikt, nach seinen Kenntnissen unter den dazu gehörigen Personen, hatten einige ohne die mindeste Einsicht käuflich wie der Hofsattler diese Bedienung erlangt, daher kam es, daß der König von einer Million Morgen Landes an Holzungen, so groß sind die königlichen Forsten, beynahe gar keinen Vortheil hatte. Alles ist unter seiner Aufsicht vortheilhaft verändert worden. Der Vortheil der Münzen war beynahe gänzlich in den Händen einiger begünstigter Privatpersohnen, die unter dem Vorwand, große Summen Goldes und Silbers aus der Fremde nach Frankreich zu ziehen, den Prägeschatz mit der Krone theilten. In Friedenszeiten werden an Französischen Münzen gewöhnlich vierzig bis funfzig Millionen Livres geschlagen. Die schlechte im Reiche cursirende kleine Scheidemünze schätzt Hr. N. auf zehn bis zwölf Millionen, und alles im Reiche circulirende baare Geld auf 2000 Millionen. Einige andere französische Politiker vertheilen von dieser Summe 1200 Millionen allein auf die Stadt Paris, und sechshundert nur auf das übrige Königreich, welche letztere Summe uns aber für die Bedürfnisse der Handelsstädte, Lion, Marseille, Bourdeaux ꝛc. zu geringe scheint. Ehedem entschied blos der Generalcontroleur die Streitigkeiten in Finanzfällen. Weil bey der Menge derselben, und der Unmöglichkeit, sie alle genau zu untersuchen, ungerechte Sprüche und Urtheile häufig genug vorfielen, verordnete Hr. Necker dazu eine eigene Untersuchungscommission. Statt der Frohndienste wünscht Hr. N. von allen denselben unterworfenen Personen eine verhältnißmäßige Abgabe zu Ausbesserung der Wege, doch diese Veränderung wie andere Vorschläge zur Verminderung der Grundsteuer des Kopfgeldes, und der Gabelle, verhinderten die Erfordernisse des Kriegs, unsern Verf. noch zum Wohl der französischen Nation auszuführen. Von der Salzsteuer handelt Hr. N. sehr weitläuftig, und auf einer beygefügten illuminirten Karte aller Generalitäten, kann man auf einem Blick, die mehr oder weniger damit beschwerten Provinzen,

witzen, und den so ausnehmend verschiedenen Preis des Salzes, in den verschiedenen Theilen des Reichs übersehen. In Bretagne kostet ein Minot hundert Pfunde Salz, drey Livres, in dem benachbarten Maine und Anjou, 58 Livres. In Bourgougne ist das Salz am theuersten, und das Minot kostet 61 Livres, 19 Sols; in Dauphiné 30 bis 32 Livres; in Roußillon funfzehn bis zwanzig, im Elsas 12 Livres zehn Sols, und in Guienne sieben bis zehn Livres. In den der grossen Gabelle unterworfenen Provinzen übersteigt der Salzpreis sechsfach, denselben Preis in den königlich preußischen Staaten. Die Gabelle verschafft dem Könige eine reine Einnahme von vier und funfzig Millionen, und sie bringt in den Provinzen, wo das Salz am theuersten verkauft wird, doppelt so viel ein, als die Consumtionssteuer, und ist hier völlig dem Ertrage gleich, den die Krone von der Taille, der Kopfsteuer und den übrigen nach der Taille bestimmten Auflagen zieht. Hr. Necker meynt, die Krone würde beynahe eben die Summe erhalten, wenn das Salz durch das ganze Reich zu dem überall gleichen Preis des Minot zu 25 bis 30 Livres, oder das Pfund etwa zu 2 Groschen verkaufen ließe. Die Generalpächter, welche die Zölle, Gabelle, Consumtionssteuer und andre königliche Gefälle für 122,900,000 L. gepachtet haben, bezahlen nur 48,427,000 L. in den königlichen Schatz, so viel andere Ausgaben sind auf diese Summen angewiesen. Die Abgaben der Stadt Paris betragen jetzt nach Abzug der Kosten der Hebung und der Antheil der Einwohner 5,745,000 Livres, da doch um 1763 schon drey Auflagen mehr gaben; die Kopfsteuer dieser Stadt, 6,500,000 L.; der Impost auf eingeführte Kohlen und Holz, 3,400,000 Livr., und die Accise von Flügelwerk, Lämmern, Spanferkeln, Butter und Käse 2,400,000 L. betrug. Von den Lotterien gewinnt der Staat jetzt jährlich 7 Millionen. Vor dem jetzigen Kriege kostete die französische Marine zu erhalten jährlich 29,200,000 Livres. Die jährlichen Kosten der auswärtigen Affairen, die unter der vorigen Regierung 24 Millionen erforderten, berechnet Hr. Necker jetzt zu 8,525 Livres. Die sämmtlichen Unkosten des königlichen Hofstaats, mit Inbegriff der Unterhaltung der Gebäude, der Hofämter, betragen 25,700,000 Livres. Vor dem letzten Krieg kostete der Hofstaat oft 40 Millionen Livres. Zur Erleuchtung und Reinigung der Stadt Paris verwendet der König jährlich 1,400,000 Livres, und zur Pariser Nacht- und Stadtwache 660,000 Livres.

Der Herausgeber hat die von ihm durchgesehene wohlgerathene deutsche Uebersetzung, dem Königl. Minister, Herrn von Herzberg, dedicirt, und die Verdienste dieses für die preusischen Staaten unvergeßlichen Ministers, auf eine edle, empfindungs- und hochachtungsvolle Art fürtrefflich geschildert, daß wir sie gewiß als ein Muster einer wohlgeschriebenen Dedication empfehlen können. In der Vorrede schildert Hr. D. kurz Frankreichs Vorzüge, nebst den Veranlassungen, und Hauptinhalt dieser Schrift, und bemerkt, daß der grosse Finanzminister Hr. Necker eigentlich den preußischen Staaten gehört, indem sein Vater in Küstrin geboren worden. In den Anmerkungen, die 24 eng gedruckte Octavseiten betragen, erklärt er einige Terminologien, und Eigenthümlichkeiten des französischen Finanzwesens, beschreibt einige Theile desselben, wie Vingtieme, Taille, Gabelle, die Domainen und andere verwandte Gegenstände vollständig für den deutschen Leser, und aus den besten Quellen, und vergleicht zuweilen den heutigen und ehemaligen französischen Finanzstaat. Wir können uns hier nicht, wie wir wünschten, in ein näher Detail einlassen, und bemerken nur blos, bey der auf Salzdefraudation gesetzten Galeerenstrafe, wovon der Hr. Herausgeber S. 18 redet, daß wirklich folgende grausame königliche Verordnungen wegen der Salzcontrebande vorhanden sind. Die Salzreuter können die Contrebandeurs, wenn sie sich widersetzen, ungestraft tödten, und kein Richter darf sie deswegen belangen.

Bb.

Sammlung von Aufsätzen verschiedener Verfasser besonders für Freunde der Cameralwissenschaften und der Staatswirthschaft. Leipzig, bey Schwickert. 1781. 8. 448 S.

Der Herausgeber dieser Aufsätze, Hr. J. C. Schmohl, scheint auch Verf. der meisten, wo nicht aller zu seyn. Sie betreffen sehr interessante Gegenstände, und die Behandlung zeigt von sehr viel Kopf, Selbstdenken und wahrem Beobachtungsgeist des Verf., so wie von Edelmuth seiner Gesinnungen. Freylich scheint derselbe noch ein junger Mann zu seyn, der oft die Resultate seiner ersten lebhaften Untersuchungen giebt, manchen Gegenstand nur einseitig betrachtet, manchen

Gedanken zu wenig bestimmt, zu nackt und kühn äußert. An andern Orten aber findet man sehr reif durchdachte Sachen, und mit Scharfsinn eröffnete neue Aussichten. In jedem Fall wird die Lectüre dieser Schriften dem Freund der politischen Wissenschaften ungemein unterhalten, ihm erhebliche Aufschlüsse und Stoff zu weitern Nachdenken geben. Nur um sie zu reizen, setzen wir den nähern Inhalt her:

1. **Xenophon über die Vermehrung der Staatseinkünfte.** Hr. Schmohl erklärt sich in der Vorrede, daß er diese Uebersetzung deßhalb unternommen habe, und auch nach und nach alle staatswirthschaftliche Aufsätze der Griechen deutsch liefern wolle, damit unsre Kameralisten sehen — daß nichts für sie aus ihnen zu holen sey. Wir glauben mit ihm, daß sich dieses Resultat allerdings aus dergleichen Uebersetzungen ergeben werde. Er scheint uns dagegen viel zu weit zu gehen, wenn er überhaupt Uebersetzungen der Alten für die Cultur einer Nation nicht zuträglich hält.

2. **Die Erziehungsanstalten von der Finanzseite betrachtet.** Der Plan eines weitläuftigen Werks, das wir von Hr. Schm. wohl ausgeführt sehn möchten.

3. **Fragment aus der Lebensgeschichte eines Wiedertäufers oder Untersuchung, ob und in welchen Umständen man den Juden nicht nur freyes Religionsexercitium, sondern selbst gleiche Rechte des Menschen und Bürgers mit den Christen einräumen könne — zum Vortheil des Staats.** Wiedertäuferische Schwärmereyen abgerechnet, enthält dieser Aufsatz viel Wahres und der Beherzigung werthes. Wir bemerken nur hierbey, daß es S. 399 ein Irrthum ist, wenn der Verf. meynt, „der Judenschutz in Deutschland gehöre zu den Reservaten des Kaysers; er gehört sowohl nach der Observanz, und besondern Privilegien, als der güldnen Bulle und der Reichs-Policey-Ordnung von 1548 zu der Landeshoheit sämmtlicher Reichsstände, und Kaiserlicher Seits wird diesem Grundsatz auch nicht widersprochen.

4. **Antiphysiocratische Briefe an Hrn. Rathschreiber Iselin über Mauvillons Physiocratische Briefe an Hrn. Kriegsrath Dohm.** Hrn. Mauvillons Briefe sind unstreitig die lichtvollste und ausführlichste Darstellung des physiocratischen Systems, in deutscher Sprache, und einer neuern Prüfung und Untersuchung sehr würdig. Da Hr. Dohm nicht Zeit oder Lust zu haben scheint, noch Hrn. M. Aufforderung

diese Untersuchung zu übernehmen, und es ihm vielleicht genagt, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums über diesen Gegenstand wenigstens erregt zu haben; so tritt Herr Schmohl in seine Stelle und widerlegt hier umständlich die Mauvillonschen Briefe in antiphysiocratischen, die er an einen der berühmsten Physiocraten Hrn. Iselin richtet. Hrn. Schm. Untersuchung des Systems ist mit vielem Scharfsinn, Deutlichkeit und Ordnung abgefaßt, und zeigt die Schwäche desselben stark genug für die, welche sie noch nicht sehen. Besonders hat uns die Entwickelung des Begriffs Production, des gegenseitigen Tausches der Producte der unmittelbaren Producenten und der Verarbeiter und der gegenseitigen Dependenz derselben, der Wirkung der Auflagen u. s. w. sehr gefallen. Nur wünschten wir, daß derselbe nicht zuweilen von Hrn. Mauvillon in etwas beleidigendem Tone redte, da er ihm doch selbst an vielen Stellen so viel vortreffliche Wahrheiten gesagt zu haben zugesteht, und einige seiner Briefe für besser hält, als alle Romane, die seit zehn Jahren geschrieben worden, Göthens und Wielands mit eingeschlossen. An manchen Stellen zeigt er indeß sehr auffallend die offenbaren Widersprüche der physiocratischen Behauptungen.

5. **Eines gescheuten Mannes Bevölkerungsplan für die neueroberten Rußischen Provinzen in der Crimm am schwarzen Meer und Dniepr.** — Soll Anreizung für deutsche Fürsten und deren Räthe seyn, das Schicksal ihrer Unterthanen so zu verbessern, daß diese fremden Lockungen sie nicht reizen.

6. **Briefe an Hrn. Pstbz. zu Neuhof im Berner Gebiet über den Zustand der Landwirthschaft und des Baurenstandes im Fürstenthum Az. ein Roman für Landesregierungen, Consistorien und Rentkammern.** Das Land, von welchem hier sehr sonderbare Gebrechen seiner Verwaltung beschrieben werden, ist so deutlich bezeichnet und so gut wie ganz ausgedruckt, genannt, daß es Niemand verkennen kann. Die Facta sind freylich sehr merkwürdig, und verdienten die Bekanntmachung, falls sie wahr sind. Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser etwas in ruhigerm Tone und mit weniger durchscheinender Leidenschaft geschrieben hätte; dieß wäre desto nöthiger gewesen, da der Proceß (dessen Ungerechtigkeit nach des Verf. Vorstellung freylich sehr auffallend und für jedes rechtschaffene Gemüth kränkend ist,) seinen eignen Vater betrifft. Anitzt hat sich der Verfasser vermuthlich

darauf verlassen, daß man nicht unterlassen werde, ihn zu widerlegen, wenn er Unwahrheit verbreitete. Wir halten dieses in der That für die Pflicht einer Regierung, die sich fühlt, und die solche Beschuldigungen vor den Augen des ganzen Publikums nicht stillschweigend hinnehmen darf. Audiatur et altera pars, denkt jeder billige Leser bey solchen Anklagen, und ist immer geneigter, von einem ganzen Collegio das Beste zu vermuthen; aber wenn, wie wir vernehmen, man statt einer gründlichen actenmäßigen Widerlegung, das Buch, welches unangenehme Dinge enthält, verbrennt, verbietet; so fängt man an zu fürchten, der andere Theil möge wohl nichts haben, das er hören lassen könne. In der That ist es sonderbar, daß man im J. 1781. noch in irgend einem deutschen Lande glauben kann, es sey möglich, durch Verbrennen und Verbieten ein Buch aus der Welt zu bringen. Vielmehr wird die Aufmerksamkeit noch mehr dadurch gereizt. Und was beweiset dieß Verbrennen? dieß Verbieten? daß das Buch, welches man gern vertilgen möchte, unangenehme Dinge enthalte. Dieß und weiter nichts beweiset — aber es kömmt darauf an, ob die unangenehmen Dinge Wahrheit oder Lüge sind; und dieß muß gezeigt und bewiesen werden. Denn man kann die herrlichsten Schriften so gut wie die niedrigsten Pasquille verbrennen, und hat beydes schon oft in der Welt gethan. Das denkende Publikum wird dadurch nicht verblendet, und es weiß aus der Geschichte, daß schon viel Menschenverstand und Wahrheit durch Henkershand verbrannt worden, und es sympathisirt immer mehr mit dem gebrandmarkten Autor als dem brennenden Richter. Man wende gegen unsre Forderungen einer Rechtfertigung der Regierung nicht ein, daß es unter der Würde derselben sey, sich gegen das Geschmier jedes Pasquillanten zu rechtfertigen. Allerdings ist dieses richtig bey wirklichem unverkennbarem Geschmiere. Aber Hrn. Schmohls Anklagen wird Niemand so nennen; sie bestehen nicht aus Declamationen, sondern umständlich erzählten Factis, und es wird nichts leichter seyn, als durch deren Widerlegung zu zeigen, daß Herr Schmohl ein Lügner und Verläumder sey. Alle seine übrige Aufsätze beweisen für jeden, der selbst Kopf hat, daß er ein Mann von Kopf sey; und eines solchen Mannes Beschuldigungen verdienen immer Aufmerksamkeit. Wir schreiben dieses ohne das geringste Interesse, als das für Wahrheit und gemeines Beste. Recensent steht mit Hr. Schmohl (den er nie gesehen) in nicht der mindesten Verbindung, und eben so wenig

hat

hat er die mindeste Ursache, mit der Regierung von Az. unzufrieden zu seyn, oder etwas Nachtheiliges von ihr zu vermuthen. Er fällt daher auch kein Urtheil über Hrn. Schm. Anklagen, und ist vielmehr geneigt, dieselben wenigstens für übertrieben zu halten; nur hält er eine Widerlegung für nöthig, und das Verbrennen für ein unschickliches Rechtfertigungsmittel. Wenn übrigens auch alle Anklagen gegründet wären, so hätte doch Hr. Schm. sich eines gemäßigtern Tons bedienen, und den, wenn von Regenten und Obrigkeiten die Rede ist, eingeführten und in der Natur der Sache gegründeten Wohlstand nicht beleidigen sollen. Dieser Fehler jugendlicher Unerfahrenheit verdiente Erinnerung, Ahndung, nach dem uns unbekannten Verhältniß Hrn. Schm. zu Az. — aber kein Verbrennen seines Buchs, das dadurch nur bekannter wird, und den Verf. nicht bessert, so wenig als das Publicum belehrt.

7. **Ueber die Markgräflich Badensche Lande und besonders das Dorf Weil.** Hr. Schm. rühmt die weise Regierung eines der edelsten Fürsten Deutschlands, wie jeder, der sie näher kennt, und den glücklichen Wohlstand seiner Unterthanen.

8. Verordnung des Königs von Treumland, die Abschaffung des Zehnden der Prediger betreffend.

9. **Kameralistische Reise durch das Fürstenthum Anhalt.** Enthält viele gute Nachrichten und ökonomisch politische Bemerkungen. Wegen mancher ganz individuellen kleinen Umstände entschuldigt sich Hr. Schm. damit, daß diese gerade von dem nützlichsten Eindruck wären, wenn ein Schriftsteller in seinen nächsten Wirkungskreis wirken wolle. Wir glauben dieses auch, doch mit der Bestimmung, daß die Regel: Sit Modus in rebus &c. auch hier beobachtet werden müsse, die Hr. Schm. wohl zuweilen etwas überschritten haben möchte.

10. **Vom Dorf- und Bauerrechte.** Von dessen Wichtigkeit und Einrichtung gute Anmerkungen, und Beweiß, daß des Hrn. D. Gabkens Buch von demselben schlecht sey, ob es gleich Hr. Geh. Rath **Nettelbladt** mit einer Vorrede empfohlen habe.

11. **Anmerkungen zu Oeßfelds Topographie von Magdeburg.** Der Verf. mag in manchen dieser Anmerkungen Recht haben, aber sie sind offenbar zu hart ausgedrückt, und das Gute des Oesfeldischen Buchs, als eines ersten Versuchs, ist nicht berührt, auch oft denen auf Tabellen beruhenden Datis bloß allgemeine Speculation entgegengesetzt, wie z.

B. bey Hrn. Schm. Zweifeln gegen die von Hrn. Oeßfeld angegebnen Zahlen des Rind- und Schafviehes, und der Menschen. Wir wissen nicht, wie Hr. Schm. 2038 Seelen auf einer Quadratmeile (die sich, wie er sagt, im Anhaltischen darauf befinden) für eine so außerordentliche geringe Bevölkerung halten kann. Die meisten deutschen Länder, die doch gar nicht zu den volkleersten gerechnet werden, haben nicht mehr, oder vielmehr weniger. So zählte man in den letzten Jahren in Schlesien 2186, in der Mark Brandenburg 1645. Die von Hrn. O. für Magdeburg angegebene 2859 sind also sicher keine so kleine Bevölkerung, als sie Hr. Schm. vorstellt. Uebrigens ist es unrichtig, wenn Hr. Schm. glaubt, daß man höhern Orts wegen gänzlicher Untüchtigkeit der Oeßfeldischen Topographie an einer neuen arbeiten lasse. Wer Arbeiten der Art zu beurtheilen im Stande ist, und die Oeßfeldischen kennt, kann unmöglich ein solches Urtheil fällen. Vermuthlich hat Hr. Schm. ein nicht recht verstandenes Gerücht verleitet, daß noch vor Vollendung der Oeßfeldischen kleinen Topographie, eine davon ganz verschiedene umständliche Magdeburgische Landesbeschreibung auf höhern Befehl unternommen worden, wovon aber bis jetzt noch nichts erschienen ist. Beyde Werke sind von ganz verschiedener Beschaffenheit, und werden sehr wohl neben einander bestehen und brauchbar bleiben.

Wir wünschen die Fortsetzung dieser Sammlung, und sind versichert, Hr. Schm. werde von selbst allmählig seine Urtheile weniger einseitig bilden, mit weniger Beleidigung andre Schriftsteller widerlegen, und mit mehr Mäßigung öffentliche Anstalten und die Handlungen der Fürsten und ihrer Regierungen tadeln. Er darf sich alsdann gewiß Beyfall aller Denkenden versprechen, und wird sicher unsern vorzüglichsten politischen Schriftstellern beygezählt werden.

Gr.

Anmerkung. Nachdem dieses geschrieben worden, sind solche Nachrichten von Hrn. Schm. Schicksal bekannt geworden, welche diese Hoffnung fast zu vereiteln scheinen. Die Anhalt Zerbstische Regierung hat die Auslieferung des Hrn. Schmohl, der in Halle lebte, verlangt, welche aber von dem Königl. Preuß. Hofe aus dem Grunde abgeschlagen worden, weil das angebliche Verbrechen des Hrn. Schm. nicht in Zerb-

stischen

tischen Landen begangen worden, und er unter dem Schutze der Preuß. Gesetze gelebt und geschrieben habe, also auch nur nach diesen gerichtet werden müsse. Dagegen ist seine Arretirung auf Verlangen der Anhalt Zerbstischen Regierung sogleich von den Hallischen Universitätsgerichten verfügt, und die Untersuchung gegen ihn angefangen worden. Noch vor Beendigung derselben aber ist Hr. Schmohl aus seinem Gefängniß entwischt, nicht aber, wie in verschiedenen politischen Zeitungen verbreitet worden, losgesprochen und freygelassen. Man will wissen, daß er den Weg nach Italien genommen habe. Zu bedauern ist es immer, daß ein so guter Kopf durch seine Unvorsichtigkeit sich unfähig gemacht hat, zum Besten seines deutschen Vaterlandes noch vollkommener in demselben sich auszubilden.

Allgemeine Policeyverordnung für die Gräflich Schönbornischen Unterthanen. 1779. Würzburg, bey Nitribit. 4.

Es ist ein angenehmer Anblick zu sehen, wie allmählig nicht nur die Regenten großer Staaten die Verbindung ihres eigenen Interesse mit dem Wohl ihrer Unterthanen lebhafter erkennen, und jenes durch dieses zu befördern suchen; sondern wie auch die Herrschaften kleinerer Lande und einzelner Güter sich erinnern, daß ihre Grundunterthanen nicht blos deßhalb in der Welt sind, um ihnen Frohnen und Abgaben zu leisten, sondern wie sie dagegen auch ihre Verbindlichkeit erkennen, für das physische und sittliche Wohl derselben möglichst zu sorgen. Die vor uns liegende Schrift giebt einen uns sehr angenehmen Beweis, daß der Hr. Reichsgraf von Schönborn, Besitzer vieler Herrschaften und Güter, sich von dieser Verbindlichkeit durchdrungen gefühlt habe. „Es hat uns nicht verborgen bleiben können," heißt es im Eingange dieser Verordnung, „daß „die zu Einführung und Erhaltung guter Polizey und Ordnung „von unsern Vorfahren ertheilte Gesetze und Vorschriften theils „unvollständig seyn, theils aber auf die gegenwärtigen Zeiten „wenig mehr passen. — Können wir nicht alles Gute, was „wir wünschen, erreichen, so wollen wir doch das, was wir „davon erzielen können, nicht versäumen, wenn es gleich dem „Gewünschten noch weit zurücksteht." Man wird aus dieser Stelle schon den guten Ton erkennen, in dem diese Verordnung

durchgehends geschrieben ist. Sie enthält sehr viel Gutes und Nützliches. Nur zuweilen ist uns etwas aufgefallen, was wir geändert wünschten. So sollen z. B. die Kinder und Gesinde, so oft sie einen Gottesdienst versäumen, drey Kreuzer Strafe geben; dieß scheint uns sehr hart, da Eltern oft ihre Kinder nothwendig gebrauchen können, und es alsdenn darauf ankömmt, ob der Seelsorger diese Nothwendigkeit begreiffen, und vom Kirchengehen dispensiren werde. Das Verbot des Tanzens an Sonn- und Festtagen gefällt uns auch nicht. Warum sollen diese Tage nicht Tage der Freude fürs Volk seyn, und womit soll dieses den großen Rest, der vom Gottesdienst übrig bleibt, ausfüllen? An den Wochentagen hat der Bauer wegen seiner Arbeit nicht Zeit zur gesellschaftlichen lautern Freude; desto eigentlicher sollte der Sonntag dazu bestimmt seyn. — Die Vormünder (welches Amt zu übernehmen Niemand weigern darf.) sollen nicht bezahlt werden, — weil Geld keine Belohnung für diese wichtige Dienste ist — Diese Gesinnung ist allerdings gut und edel, nur hätten wir noch den Zusatz gewünscht, daß derjenige, welcher diese wichtige und beschwerliche Pflicht erfüllt, durch gewisse äußere Vorzüge unterschieden werde, auch der, welcher mehrere Vormundschaften vorzüglich gut verwaltet habe, von einigen Abgaben oder Diensten befreyet seyn solle. — Wir empfehlen diese mit Menschenliebe und Einsicht abgefaßte Verordnung allen Herrschaften und ihren Beamten zur Nachahmung, welche vorzüglich auch die Vorsorge für den Nahrungsstand der Unterthanen uns zu verdienen scheint.

Sb.

Ueber das Finanzwesen. Ein hinterlassenes Werk von Peter Andreas ***, dem Sohn eines rechtschaffenen Landmannes. Herausgegeben von Herrn *** Pfarrer zu *. Aus dem Französischen. Nebst zwey Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780. 1 Alph. ½ B. in 8.

Wenn wir gleich diesem Werke nicht völlig den Werth beylegen können, den Hr. Benzler, als Bewegungsursache seiner Uebersetzung angiebt, so achten wir jedoch solches, einer weiteren Bekanntwerdung durch selbige, in mehreren Betracht würdig.

Der

Der Verfasser desselben, der ehemalige Finanzminister Turgot, entwirft darin einen Plan, der sein Vaterland von dem Verderben retten soll, welches theils mit den daselbst eingeführten Abgaben an sich, theils mit der Art ihrer Erhebung, unzertrennlich verknüpft ist.

Vor der Darstellung des Plans, geht eine sehr merkwürdige Auseinandersetzung der fast unglaublichen Drangsale vorher, welche die Einwohner Frankreichs, unter dem Drucke der an Geldbegierde unersättlichen Finanzpächter, und ihrer die Zahl von 100,000 übersteigenden Gehülfen, erleiden. Nicht genung, daß ein Theil der Abgaben, welche wenigstens zur Hälfte diesem Heere zur Beute dienen, ohne dem Staate Nutzen zu schaffen, schon ihrer Natur nach dem Ackerbau, den Manufacturen, dem Handel, die lästigsten Fesseln anlegt, und jenes Land, bereits seit langer Zeit von derjenigen Glückseligkeit entfernt hat, die ihm sein Clima, seine Producte, seine Lage so freygebig darbieten. Man sieht überdem, die Finanzpächter und deren Anhang, durch Gesetze und Nachsicht, welche fast nothwendig geworden zu seyn scheint, mit einer Gewalt bewaffnet, die wenn der V. der Wahrheit getreu bleibt, sich jede der abscheulichsten Ungerechtigkeiten erlauben, und über das Vermögen, die Freyheit, ja das Leben der Unterthanen, ganz unabhängig gebieten darf. Das Zeugniß zweyer Finanzbedienten von einer begangenen Defraude, gilt gegen allen andern Beweis. Die Anklage und Verurtheilung geschieht vor Commissarien, die von den Finanzpächtern erwählt, besoldet, und willkührlich wieder abgesetzt werden, auch an den zuerkannten Strafgeldern Theil nehmen. Drey solcher Blutgerichte, zu Rheims, Valence und Saumur, condemniren die Defraudanten, zur Confiscation der Güter, zu den Galeeren, zu Galgen und Rad, und es hat ehedem Mitglieder in diesen gegeben, die ihren Ruhm darin gesucht, daß sie tausenden das Leben abgesprochen.

Um nun die traurigen Folgen jener von so vielen Seiten verderblichen Auflagen zu hemmen, und den Grund der aus der Art ihrer Erhebung entspringenden Tyranney wegzuräumen, will der V. sowohl Pacht als Regie verbannt wissen. Dagegen sollen alle Abgaben unmittelbar von den Contribuenten unter dem Namen der Subvention erhoben werden, wodurch er den Landeseinwohnern eine Erleichterung von 328 Millionen, an den bisherigen Abgiften, und der Staatskasse einen Zuwachs von 50 Millionen zu verschaffen verspricht.

Der Plan handelt zuerst, und am weitläuftigsten, nämlich von S. 110 bis 240 von den anzuordnenden Hebungsbedienten. Der V. theilt ganz Frankreich in kleine Quadrate ab, deren Seiten 5 Sinus, 25 auf einen Grad gerechnet lang sind. Jedes dieser Quadrate, deren überhaupt 1071 herauskommen, soll den Namen einer Quästur führen, und eine solche Quästur erhält einen Quästor zur Hebung der Staatseinkünfte, und einen Enqueteur, der über die Richtigkeit des Casterbuchs wachen muß. Neun Quästuren werden jedesmal unter dem Namen einer Subrentions-Provinz zusammengesetzt, deren Vorsteher heißt Subrenteur, und hat einen Controleur zur Aufsicht auf sein Verhalten. An diese Subrenturen liefern die Quästoren ihre Hebungen ab. In jenen Bezirken werden nur die kleineren Städte mit eingeschlossen, die Erhebung der Abgiften der 11 größesten wird besonderen Bedienten, unter obiger Benennung anvertrauet. Endlich durchschneiden noch zwey andere Linien ganz Frankreich in vier große Theile, die Präfecturen genannt werden, und jede derselben wird von einem zu Paris wohnenden Schatzvorsteher verwaltet, in deren Hände zuletzt alle Staatseinkünfte zusammenfließen, wovon nur allein auf Verordnung des Königes, welche der Generalcontroleur unterschrieben hat, etwas ausgezahlt werden darf. Alle Landeseinwohner werden nach Feuerstellen oder Familien, unter einer besondern Nummer, die durch ganz Frankreich nur eine fortgehende Folge hat, catastrirt. Jeder, der ein eigenes Einkommen genießt, macht eine Familie aus, so wie jedes Capitel, jedes Kloster, oder sonstige Gesellschaft und Congregation. In diesem Caster, wird das Alter, der Stand, die Profession, Verehligung, Kinderzahl, das Einkommen und die Abgift, der Häupter der Familie, durch gewisse vorgeschlagene Zeichen genau eingetragen, und nach den jährlich sich verändernden Begebenheiten rectificirt. Alle zehn oder höchstens zwanzig Jahre, soll das Caster ganz umgeschrieben werden. Während dieser Zeit, bleiben die einmal für die Familien bestimmten Abgiften, welche jährlich von jeder derselben an einem besondern Tage in einer Summe erlegt werden müssen, unbeweglich stehen, in so ferne nicht ihr Realvermögen an liegenden Gründen, Renten oder Capitalien zu, oder durch unvorhergesehene Unglücksfälle abnimmt. Zu diesem Casterbuche wird ein sehr detaillirtes Model gegeben, zugleich sind die Pflichten, Geschäfte und Besoldungen der Bedienten, deren 2790 anzunehmen wären, so genau beschrieben, daß man so-

gar

gar Ausrechnungen von Stunden und Minuten, die eines jeden Arbeit erfordert, antrifft, weshalb uns denn niemand zumuthen wird, durch Auszüge hievon nähere Kenntniß mitzutheilen. Die Einrichtung des Catasterbuchs an sich thut seinem Zwecke Genüge, und die Verbindung der Geschäfte der einander untergeordneten Bedienten, ist für die Sicherheit der Cassen, für gute Ordnung und Leichtigkeit aufs beste ausgedacht.

So vollkommen der V. von dieser Seite seinen Plan entworfen, so mangelhaft ist solcher noch in dem Hauptpunkte, nämlich in der Vertheilung der Abgiften geblieben. Was von ihm Subvention genannt wird, besteht eigentlich aus einer dreyfachen Abgabe, nämlich aus einer Kopf- Erwerb- und Vermögenssteuer, der alle Unterthanen, die Armen allein ausgenommen, unterworfen seyn sollen.

Die Kopfsteuer welche nur von diesen drey Abgiften ihrem Ertrage nach genau angegeben wird, soll für jeden Unterthanen 12 Sols bringen. Alle diejenigen, welche weniger als 400 Livr. Einkünfte haben, und nicht zu dem männlichen Geschlechte in dem Alter von 25 bis zum 60sten Jahre gehören, bezahlen nichts als jene Kopfsteuer.

Von der Vertheilung der übrigen auf liegende Gründe, Renten, Industrie und Contracten zu repartirenden Abgaben, von den Regeln, wornach sich deren Bestimmung richten soll, von der Proportion derselben gegen einander, welches doch zur Beurtheilung der Güte und Annehmlichkeit der vorgeschlagenen Subvention, höchst nothwendig gewesen wäre, giebt der Plan gar keine befriedigende Auskunft, sondern liefert nur beyläufig einige dahin gehörende Vorschriften.

Nichts desto weniger möchte jedoch aus dem bisher gesagten schon zu erweisen seyn, daß die angerathene Subvention der jetzigen Erhebung der Abgiften durch Finanzpächter weit vorzuziehen wäre. Immittelst hat doch auch die Ausführung des obigen Plans, so weit solcher abgezeichnet ist, zu viel erhebliche Bedenklichkeiten gegen sich, als daß man ihn für den wählbarsten unter allen übrigen halten könnte, die sonst noch möglich sind. Zwey Anmerkungen werden hinreichend seyn, darüber statt weitern Beweises zu dienen. Einmal nämlich würde es unbeschreibliche Verwirrungen verursachen, und viele besonders handelnde Familien in große Gefahr bringen, wenn nach dem Vorschlage des V. die angegebenen Einkünfte eines

jeden besondern Unterthanen, folglich dessen gänzliche Vermögensumstände, zur Critik der Mitbürger öffentlich bekannt gemacht werden müßten. Dieses jedoch bey Seite gesetzt, so wird überhaupt gar leicht wider Gerecht- und Billigkeit, bey Taxirung des Vermögens und der Einkünfte der Industrie gefehlt, vorzüglich wenn diese Taxe viele Jahre hindurch unveränderlich bleiben soll. Verheimlichungen der sich selbst taxirenden Besitzer, menschliche Schwachheiten derer, die das Vermögen und den Ertrag der Industrie untersuchen, Ungewißheit der Einkünfte an sich, die Verschiedenheit der nothwendigen Bedürfnisse einzelner Familien, alles dieses hat Einfluß darauf, daß bey Bestimmung jener Abgift, höchst selten das gehörige Maaß getroffen wird.

Zweytens aber dürfte es der Oeconomie der niedrigen Stände gar nicht angemessen seyn, wenn man für die Entrichtung aller ihrer Abgaben, nur einen einzigen Zahlungstermin ansetzte. Wenige unter diesen verstehen es, auf entfernte Zeiten von ihrem kleinen Einkommen etwas überzusparen, und möchte daher jene Einrichtung wahrscheinlich viele Restanten, schwere Executionen und sonstige Bedrückungen nach sich ziehen, die freylich der Tyranney der Finanzpächter nicht gleich zu schätzen wäre, welche wir jedoch in einem Reformationsplane, der einer allgemeinen Annahme würdig gehalten wird, gerne vermieden sehen möchten.

In dem Anhange zu diesem Werke, werden noch zwey Probleme zur Auflösung vorgelegt. Das erste betrifft die Frage: ist es vortheilhaft für den Staat, daß die Totalmasse der Auflagen von dem Lande allein getragen werde? Der V. verneint solche. Das zweyte: Ist es vortheilhaft oder nachtheilig für den Staat, an den Gränzen des Reichs, von den Lebensmitteln oder Waaren, die aus fremden Ländern hereinkommen, Abgaben bezahlen zu lassen? Es wird angenommen, daß in gewissen Fällen dieses nothwendig seyn könnte, und auf dergleichen Fälle giebt der V. sehr wichtige Regeln zur Einrichtung solcher Abgaben. Der Beschluß enthält endlich einen Vorschlag zur Abstellung der Frohndienste.

F.

13. Haus-

13. Haushaltungswissenschaft.

Neue Sammlung nützlicher Unterrichte. Herausgegeben von der kaiserl. königl. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlicher Künste, im Herzogthume Krain. Erster Theil. Laybach, gedruckt bey Eger. 1779. 196 S. in 4. 7 Kupfertafeln; oder

Vierte Sammlung nützlicher Unterrichte, ꝛc.

Da sich die ersten drey Bände der gesellschaftlichen Sammlungen vergriffen hatten, so hat die Gesellschaft diesem Bande den doppelten angezeigten Titel vorgesetzt, damit diejenigen, welche die ersten drey Theile nicht besitzen, kein verstümmeltes Werk bekämen. Wir können nicht läugnen, daß nützliche und neue Wahrheiten hierin bekannt gemacht werden: aber wir müssen auch zugleich wünschen, daß die unnöthigen Ausschweifungen, nicht zur Sache gehörigen Gleichnisse, die in einigen Abhandlungen vorkommen, und die fehlerhafte, nicht grammatisch richtige und weitschweifige Schreibart möge verbessert werden. In diesem Bande sind 7 Abhandlungen.

1. Hr. Prof. Hacquet Beobachtungen und Heilungsmethode einzelner Hornviehkrankheiten, welche durch Gifte aus den drey Naturreichen verursacht werden. Die giftigen Pflanzen, deren schädliche Wirkungen der Verf. untersucht hat, sind: Zeitlosen, wilder Safran, blauer Sturmhut, weisse und schwarze Nieswurz, giftiger Wasserschierling, Wasserfenchel, Wolfskirsche, oder Tollkraut, das scopolische und gemeine Bilsenkraut. Von diesen Pflanzen zeigt der V. die Namen der vornehmsten Botanisten an, beschreibt sie ziemlich genau, und giebt von den ersten 5 Pflanzen und der Wolfskirsche ganz gute Abbildungen. Alsdenn zeigt er die Wirkungen jeder Pflanze und die Kennzeichen an, woraus man schliessen kann, daß ein Hornvieh diese oder jene Pflanze gefressen habe, und endlich schlägt er die durch seine eigne Erfahrung heilsam befundne Gegenmittel vor. Diese sind der Natur der Krankheiten angemessen, und einfach, so daß man an ihrer guten Wirkung nicht zweifeln darf. Auch hat er ein Werkzeug erfunden, und hier abgebil-

det, womit man leicht diese giftigen Pflanzen ausrotten kann. Von dem Gifte aus dem Thierreich betrachtet der Verf. den Biß der Natter, den Stich des Skorpions, und den Biß der tollen Hunde und Katzen. Wider erstern hilft das Unterbinden, und das Auslassen des vergifteten Bluts. Das von Prof. Winterl angepriesene Gegengift, welches aus dem mit arabischem Gummi abgeriebnen Quecksilber und der Enzianwurzel besteht, verwirft der Verf. Wir wunderten uns, daß wir dem Scorpion recht besondere Kräfte beygelegt fanden. Zu den Giften aus dem Mineralreiche rechnet der Verf. die schädlichen Wässer, die Wässer, welche viel Tuffstein in sich enthalten, und die mit metallischen Theilen vermischten Wässer. Doch leitet er, wie neuere Beobachtungen beweisen, den Ursprung der Leberegeln mit Unrecht aus dem Pfützenwasser. — Diese Abhandlung verdient von jedem Oekonomen gelesen, die vorgeschlagnen Mittel näher geprüft und bestätiget zu werden.

2. Beantwortungsschrift, welcher den 4ten Junius 1776 der Preis von 36 Ducaten zuerkannt worden: von Johann Beckmann: über die Frage: welches sind die besten Nebenarbeiten für die Landleute? Diese lesenswerthe Abhandlung hat Hr. Prof. Beckmann von neuem in seinen Beyträgen zur Oeconomie, Technologie, Polizey und Cameralwissenschaft im 1sten Th. S. 83. (S. Bibl. 47 B. 2 St. S.612) abdrucken lassen; und sie wird daher hier nicht ausführlicher angezeigt.

3. Beantwortungsschrift, welcher das Accessit ertheilt worden, von Karl von Tallheim: über eben dieselbe Preisfrage. Diese Abhandlung ist allerdings auch lesens- und befolgungswerth Von der Beckmannischen Abhandlung unterscheidet sie sich vorzüglich dadurch, daß in jener die Arbeiten systematischer auseinander gesetzt werden, und daß in dieser besonders auf Freyheit und Aufhebung der Industrialsteuer gedrungen wird.

4. Abhandlung von den eigentlichen Ursachen der Viehseuchen; dann einiger Präservativ- und Kurativmitteln dagegen; von Hrn. Friedrich Edlen von Entnersfeld. Die allgemeine Ursache der Viehseuchen setzt der Verf. in der Viehweide, der schlechten Nahrung darauf, und dem bösen Getränke aus Pfützen u. dgl. Hierzu gehören ferner die Gemeinschaft des auf die Weide getriebenen Viehs, die von Nebeln und Thau entstehenden bösen Feuchtigkeiten, die von dem Viehe verschluckten Insekten. Die Präservativmittel, welche der V. vorschlägt, sind die Abstellung der Weide, Steinsalz, welches dem Vieh

oft

oft und häufig mit dem Saufen gegeben wird, man lasse dem Vieh jährlich eine Ader, und gebe ihm zu purgiren: vermische ferner mit dem Getränke etwas Harn von Menschen oder Vieh, sondere das kranke Vieh von dem gesunden ab, und bey einer gegenwärtigen Seuche inoculire man das noch gesunde Vieh. Die vorgeschlagenen Heilungsmittel sind theils starke Purgiermittel, theils andere, deren Zusammensetzung uns aber nicht gefällt. Der Verf. baut auch hierin mehr auf gemeine, oft betrügliche Erfahrung; als daß er die Mittel nach den Krankheiten einrichten sollte: gesteht auch selbst, daß er kein Arzt sey.

5. Von dem Verhältnisse der Menge des Geldes in einem Staat, gegen die Menge der Menschen und Waaren: von Joh. Friedr. Krüger, Königl. Kommerzienrath zu Stockholm. Der Verf. beweiset eine jetzt genug erkannte, nur nicht gehörig genug in Ausübung gebrachte Wahrheit, daß die Glückseligkeit des Staats nicht in der Menge des Geldes bestehe, sondern auf dem Gleichgewicht desselben gegen die Menge der Menschen und Waaren beruhe. Will man also den Staat bereichern, so sehe man auf die Vermehrung der Menschen, auf das Wachsthum der Nahrungsmittel u. s. w. Die ganze Abhandlung ist mit vieler Einsicht geschrieben, doch erschöpft sie die Materie noch bey weiten nicht ganz.

6. Erste Beobachtung über einen beynahe jederzeit tödtlich gewordenen Durchfall bey Pferden, zu Ende des Jahrs 1778, vom Prof. Hacquet. Die Krankheit selbst kam mit der von Virgil im 3ten Buche der Georgic. im 498 u. f. Versen beschriebenen völlig überein, nur fehlte das Stampfen gemeiniglich, und endigte sich mit einem heftigen Durchlauf. Die Ursache dieser Krankheit war die heftige Sommerhitze, und drauf folgende kalte Nächte. Dieser Durchfall wurde durch 2 Handvoll gerösteten Roggen, welchen man den Pferden mit dem Haber gab, geheilt. Doch muß zuvor ein Abführungsmittel gereicht werden.

7. Zweyte Beobachtung über eine endemisch gewordene Krankheit der Pferde, welche unter dem Namen Kehlsucht bekannt ist; von Ebendemselben. Diese Krankheit befiel auch die Menschen. In der gutartigen Kehlsucht half den Pferden eine mäßige Bewegung, und dann ein Trank, der aus reinem Wasser, mit dem Mehl des Sommerkorns gemischt, bestand. Auch haben die Möhren (Daucus Carota) den Pferden als

Fut-

Futter gereicht, sehr gute Wirkung geleistet. In der unächten Kehlsucht rühmt der V. stärkere Harntreibende Mittel, z. B. Wacholderbeeren und Meerzwiebel. In der bösartigen Kehlsucht lies man den Pferden am Halse zur Ader, bestrich die angeschwollnen Drüsen mit Steinöl; innerlich gab man folgendes Gemisch: 2 Quentchen stinkende Asa, ein Loth Schwefelblumen, 2 bis 3 Loth Kamillenöl. Bey Pferden, die nicht geheilt wurden, gieng diese Krankheit in den wahren Roz, bey andern in die Lungenfäule über.

Q.

Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung; von D. Johann Georg Krüniz. — Zwanzigster Theil, von Gre bis Hä. Nebst 4 Bogen Kupfer. 2 Alph. 6 Bogen. 1780. Ein und zwanzigster Theil, von Haf bis Hanf. 2 Alph. 7 Bogen; nebst 3½ Bogen Kufer. 1780. Zwey und zwanzigster Theil, von Hang bis Hel. 2 Alph. 6 Bog., nebst 4 Bogen Kupfer. 1781. Drey und zwanzigster Theil. 2 Alph. 5 Bogen; nebst 3¼ Bogen Kupfer. Berlin, bey Pauli. 1781.

Dieses Werk erhält sich immer noch in seinem vorzüglichen Werthe, und es wäre überflüßig, hier einen ausführlichen Auszug zu liefern, da es, seiner Natur nach, eine Compilation ist, und von Kameralisten und ökonomischen Lesern als eine Handbibliothek muß gebraucht werden. Nur die Hauptartikel zeigen wir an, und fügen einige Erinnerungen bey, nicht um des Verf. Verdienste zu schmälern; sondern damit auch die wenigen übersehenen Fehler nach und nach mögen verbessert werden. Die Artikel, die blos zur Naturgeschichte gehören, sind, wie billig, kürzer abgefaßt, als in den ersten Theilen, und wir hoffen, daß dieses ohnedem sehr große Werk dadurch sich eher seiner Vollendung nahen werde. Nur ein Artikel, der Greifgeyer ist uns aufgestoßen, der ohne Nachtheil des Werks hätte wegbleiben können. Mit vielem Fleisse sind die Mittel, die Hausgrillen zu vertreiben gesammlet. Die Versuche des Hrn. Hahn, die Grindwurzel zum Färben anzuwenden, führt

Hr.

Hr. K. ausführlich an; auch zum Lebergerben kann sie, so wie in der Arzneywissenschaft mit Nutzen gebraucht werden. Von dem Gebrauch der Italienischen Gründwurzel oder des Geduldkrautes (Rumex Patientia) und andern Arten dieser Gattung. Lesenswerthe Nachrichten von den Groschen. Die Bereitung des Berggrüns in Tyrol aus Beckmanns Beyträgen. Entstehung der grünen Farbe im Pflanzenreiche nach Forsters Sätzen: Anwendung der grünen Farbe zum Malen, Färben ꝛc. Von der Bereitung des Grünspans, und dessen Verschiedenheit. Vom Grundbau gut und ausführlich. Auch der Guckuck ist hier und da ökonomisch benutzt worden. Lottingers Beobachtungen vom Kukuk hat nicht Hr. Prof. Schneider, sondern Hr. Prof. Hermann in Straßburg übersetzt. Gürtler: Hier ist zwar nicht die Arbeit dieses Handwerks en detail beschrieben, doch aber angezeigt, was sie arbeiten, auch die Berliner und Dreßdner Arbeitstaxe beygefügt. Gummi; wir vermissen das elastische. Von dem Anbau und den Verschiedenheiten, auch Benutzung der Gurken hinlänglich. Die Behandlung des Artikels Gyps hat uns, bis auf einige theoretische Kleinigkeiten, Genüge geleistet. Das Brennen der Gypssteine ist durch einige Zeichnungen von Gypsöfen erläutert. In der ökonomischen Benutzung des Gypses wünschten wir, der Hr. V. hätte das Wort düngen nie dem Gypse beygelegt: denn S. 467 gesteht er selbst ein, daß der Gyps nie wirklich dünge. Unserer Erfahrung nach hat Hr. Prof. Carthenser die Sache am kürzesten und richtigsten erklärt, s. S. 471. So lange also noch Dungtheile im Erdreich sind, so ist der Gebrauch des Gypses wirksam und nützlich. Außerdem ist es richtig, daß man sich des Gypses allerdings mit vielem Nutzen bediene, wenn man ihn am rechten Orte und zu rechter Zeit braucht: er nützt auch überdies zum Vertreiben der Erdflöhe, und zur Vertilgung der schädlichen Ackerschnecken und Mäuse. Auch darin pflichten wir dem Verf. bey, daß er den innerlichen Gebrauch des Gypsmehls bey dem Rindvieh, wo nicht ganz verwirft, doch mit vieler Behutsamkeit zuläßt. — Vom Haar der Menschen, physiologisch, historisch und ästhetisch. Auch verschiedene Mittel, schlechte Haare schön zu färben, und die ausgefallnen wieder wachsend zu machen. Vielleicht für viele Leser zu weitläuftig. Vom Haar der Thiere und Pflanzen kürzer. — Das Wort Habicht ist doch immer unbestimmt, und selbst die Eigenschaften, die der Verf. hier anführt, passen auf mehrere Arten. Unter dem Habichtskraute (Hieracium) sind auch die merkwür-

würdigsten Arten der Grundfeste (Crepis) anschlußweise aufgeführt. Eine weitläuftige Abhandlung von Häckerling, insbesondere von den verschiedenen Häckerlingsladen, meist durch Zeichnungen erläutert. Auch die vom Hrn. Grafen von Borke zu Stargard angelegte Häckselmühle ist ausführlich beschrieben, und abgebildet. Von den Hämorrhoiden; fast zu viel für unmedicinische Leser, zwar gut; doch muß es nur richtig verstanden und gehörig angewandt werden. Sehr nützliche und ausführliche Nachrichten enthält der Art. Häring, welchen wir sehr zum Nachlesen empfehlen. Außer den angezeigten Abbildungen, verdienen noch der Prospekt des Casselischen Winterkastens, und der Grotte aus dem königl. Garten zu Potsdam besonders bemerkt zu werden.

Im ein und zwanzigsten Bande sind folgende die wichtigsten Artikel: Hafen, die Eigenschaften eines guten Hafen, verschiedene Benennungen derselben: insbesondere von den Stromhäfen, und ausführlich von den Seehäfen, deren Geschichte, erforderliche Eigenschaften, um vollkommen genannt zu werden. Von den Hafenräumern, oder den Maschinen, den Grund der Häfen auszuräumen, werden die ältesten und neueren Erfindungen beschrieben, und durch Zeichnungen erläutert. Hiernächst von den verschiedenen Bauarten der Seedämme. Von dem Hafergrase, diesem so nutzbaren vorzüglichen Futtergrase, verhältnißmäßig kurz. Haferey, gründlich, Hagebutte, (Hahnbutte) deren Anbau, Benutzung des Holzes, insbesondere zum Färben nach Siefferts Versuchen, und der Früchte zu verschiedenerley Speisen. Hagel, dessen physische Eigenschaften, Schaden, der dadurch in der Landwirthschaft entsteht. Hakenpflug, meistens nach Schumachers Beschreibung, doch mit vielen Zusätzen und Verbesserungen. Hals der Menschen und Thiere. Von den verschiedenen Abweichungen des Halses am Pferde sind Abbildungen beygefügt, die aber, unserm Dünken nach, die Sache wenig oder gar nicht deutlicher machen. Hammer, ein mühsam gesammletes Verzeichniß der bey den verschiednen Handwerkern gebräuchlichen Hammer, durch Abbildungen, (die aber freylich besser seyn sollten) erläutert. Hamster, sehr ausführlich, seine Naturgeschichte, Schaden, ihn zu fangen, und Benutzung. Statt der schlechten Abbildung wäre es besser gewesen, keine zu geben: da auch außerdem von andern in diesem Buche beschriebenen natürlichen Körpern keine Abbildungen sind geliefert worden. Sehr vollständig, und nach guten kameralistischen Grundsätzen sind die

Artikel

Artikel Handwerk, auf 116 Seiten, und Handel, nahe an 200 Seiten abgehandelt. Ueber die Einrichtung einer Handelsakademie macht der Verfasser seine eignen Gedanken bekannt. Zuletzt vom Hanf, dessen Abänderungen, verschiedne Anbauungsarten, wo wir die bey dem Rheinischen Hanfe gewöhnliche Methode, den Hanf in Ellen weiten Entfernungen zu stecken vermissen. Geschieht dieses, so erhält man im guten Boden Hanfstöcke von sechs bis acht Ellen. Es folgt die übrige Behandlung des Hanfes deutlich und ausführlich.

Aus dem zwey und zwanzigsten Bande zeichnen wir aus: die Nachrichten von Harz und Harzwalde; bey den sehr gut gesammleten Bemerkungen vom elastischen oder Federharze finden wir die neuern Versuche des Herrn Mahuis (Diss. chem. de resina elastica Cayennensi. Traj. ad Rhen. 1780. 8.) doch noch nicht benutzt. Die Naturgeschichte des Hasens ist gut; zur Vermehrung der Hasen schlägt der V. die Anlegung eines Hasengehägs vor, und beschreibt darauf die verschiedenen Arten, den Hasen zu jagen, die Zurichtungen des Hasen in der Küche, seine medicinische, und insbesondere ökonomisch technische Benutzung. Von der forstmäßigen Behandlung und Benutzung der Haselstande, S. 217 sagt der V. man hat bemerkt, daß die Haselnüsse alsdenn gemeiniglich madig werden, wenn es während der Zeit, da sie noch eine weiche Schaale haben, stark regnet, und daß die weissen Lambertsnüsse alsdenn eben so voll Maden sind, als die Haselnüsse. Hiervon giebt er folgende Ursach, weil die weiße Lambertsnuß, wie die Haselnuß, oben blos, und gegen die Fliege, welche ihre Brut vermittelst des Stachels hineinlegt, nicht bedeckt genug ist. Aber es ist ja keine Fliege bekannt, die einen Stachel hätte, auch keine, die ihre Brut auf die Haselnüsse legte, sondern nur, wie der Verf. vorher richtig bemerkte, eine Art Rüsselkäfer. Dieser legt also seine Eyer auf die Nüsse, und die daraus gekommenen Maden können eher durch eine weiche als harte Schale durchboren. — Die verschiedenen Arten der Haspeln sind beschrieben und abgebildet. — Haus, Geschichte und Entstehung derselben, die einfachsten, den Biberwohnungen ähnliche Häuser, die Wohnungen der Tartarn, Kalmucken, die Cabanen der Amerikaner, die Bauerhäuser sind beschrieben, auch Anweisung gegeben, letztere gut und dauerhaft zu bauen, von vielen auch Zeichnungen beygefügt, die aber freylich wegen der allzugroßen Verjüngung

gung undeutlich ausfallen. Auch hat der Verf. einige Mittel angezeigt, welche die Unkosten bey dem Bauen, besonders in Rücksicht der Ersparung des Holzes, erleichtern; ferner gezeigt, wie sie in Absicht der Gesundheit vortheilhaft einzurichten sind. Von besondern Arten der Landgebäude, und ihrer Einrichtung, darauf von den Häusern in der Stadt. Die ehemalige Gewohnheit, die Häuser der Missethäter abzubrechen und zu verbrennen, führt der Verf. auch an, erklärt sie aber mit Recht für unsinnig. Den Werth der Hausmittel bestimmt der Verf. richtig. Zu den hierbey empfohlnen Schriften verdient auch Buchans Hausarzneykunst gesetzt zu werden. Ausführlich vom Hausen, dessen Fischerey, Bereitung der Hausenblase, und deren Anwendung. Hebammen, ein sehr lesenswerther Artikel. Gute Anweisung, lebendige Hecken anzulegen. Andere ebenfalls sehr nützliche und lesenswerthe Artikel übergehen wir, und wenden uns zu

dem drey und zwanzigsten Theil. Hier ist sogar, nach dem Urtheil unsrer Näterinn, die Zubereitung des Hemdes für eine Manns- und Frauensperson richtig vorgetragen. Herbst, Gedanken des V. als eines empfindsamen Weltbürgers dabey! darauf dessen meteorologisch ökonomische, und diätetisch medicinische Betrachtung. Hermelin, seine Verschiedenheit und Lebensart. An Pontoppidans Bericht, daß das Hermelin schlafenden Elendthieren und Bären, in das Ohr springe, sich so fest einbeisse, daß es gar nicht abfallen kann, bis jene ermattet, durch einen Sprung von Felsen das Leben endigen, zweifelt man billig. Die Wurzel der klingenden Hernandie (Hernandia sonora) soll, wenn sie gegessen, oder auf die Wunde gelegt wird, ein sicheres Mittel wider alle Arten Gift seyn. Richtig und würdig urtheilt der Verf. von dem Herrenhuthischen Handel, daß er dem Staate nicht schädlich sey, (ja Recens. getraut sichs vertheidigen zu können, daß dieser Handel eben so vortheilhaft für den Staat sey, wie jeder andere auf gute Grundsätze gebaute Handel). Der Bau des Herzens, insbesondere vom Menschen, anatomisch beschrieben. Heu: Kennzeichen der rechten Zeit zur Heuerndte, verschiedne Arten der Heusense: alles was bey der Heuernde zu beobachten ist. Zur Bestimmung des Gewichts der Heufuder nach Zeutnern schlägt der V. mit Recht die Arten vor, die bey Heumagazinen üblich sind; doch giebt er auch einige andre Kennzeichen an, wornach man beurtheilen kann, ob ein Fuder Heu gut oder schlecht geladen sey. Vom Aufwande in der Heuernde. Mit Recht widerlegt

der V. die irrige Meynung, daß das Entzünden des Heues vom Wegwortkraut und rothen Heinrich herrühre. Verschiedne Vorschläge, das naßeingebrachte Heu geschwinder zu trocknen, und zu verhindern, daß es sich nicht erhitze. Vom Aufbewahren des Heues in Böden, in Schoben und Magazinen, nach Art der Engländer. Vom Grumt. Mehrere Arten von Heuwagen, und ihre bequemste Einrichtung das Heu abzuwiegen als das richtigste Maas des Heues. Endlich von der Nutzung des Heues. (S. 227, wo vom Brachheu die Rede ist, muß Z. 15 statt mehrere Früchte unstreitig heißen weniger Früchte. Sehr ausführlich und gut handelt der V. ferner von der Wahl des Heues für die verschiedenen Viehsorten. Man soll zwar vor hinlänglichen Heuvorrath sorgen, doch diesen nicht länger als ein Jahr aufbehalten. Denen Landgütern, die wenig oder gar keinen Wiesewachs haben, würden wir die Anlegung künstlicher Wiesen durch Anbauung guter Futterkräuter empfohlen haben: dieses meynt der Verf. wohl auch, wenn er sagt: man muß das abgängige Heu durch andre Dinge von gleicher Güte, und mit wenigern Kosten, zu ersetzen suchen. Sonst pflichten wir ihm gern bey, daß das verschlämte Heu zu weiter nichts tauge, als in den Mist geworfen zu werden, und verwerfen alle Versuche, es zur Fütterung anzuwenden, als gefährlich und schädlich. Vom griechischen Heu (Trigonella Foenugraecum), als Futter- und Färbekraut. Ausführlich von Heurathen, beyläufig von Probenächten und Gewohnheiten und Zeremonien der meisten Nationen hierbey. Heuschrecke, ihre verschiedne Arten, insbesondere von der Zugheuschrecke, vollständig. Die besten Mittel dagegen sind, das Umpflügen der Aecker, das Einsammeln der Eyer, das Zusammentreiben und Vergraben der Heuschrecken, wenn sie noch nicht Flügel haben, und daß man an solche Orte, wo die Heuschrecken häufig sind, die Schweine hintreibt. Die gesammelten todten Heuschrecken können mit Nutzen zum Futter fürs Federvieh gebraucht werden. Hinken des Rindviehs, nach Glasers u. a. Bemerkungen. Hirsch, seine Naturgeschichte und forstmäßige Behandlung. Die Abbildung des Edlen Hirsches mit 66 Enden, scheint überflüßig, da sie schon in Büffons Naturgeschichte steht, und überdies schlecht gerathen ist. Die verschiednen Arten des Hirse, dessen Anbauung und Benutzung beschließen diesen Band. Wir wünschen dem Verf. Kräfte und Gedult, dieses vortreffliche Werk fleißig fortzusetzen, und, nächst andern, auch die Belohnung, das so weit fortgesetzte auch glücklich zu beendigen.

Oekonomische Beyträge und Bemerkungen zur Landwirthschaft auf das Jahr 1781. oder Unterricht für den Landmann, sowohl in Absicht auf seine Gesundheit, als auch bey dem Acker- Wiesen- und Gartenbau, desgleichen bey allen Gattungen der Viehzucht, und wie das Vieh nicht nur gesund zu erhalten, sondern auch bey vorkommenden Seuchen und Krankheiten leicht und glücklich zu kuriren rc. als eine Fortsetzung des ehemaligen Landwirthschaft-Kalenders, herausgegeben von M. Balthasar Sprenger, Prof. und Prediger des Herzoglichen Collegii in Maulbronn. Stuttgard, im Verlag Mezlers. 9 Bogen in 4.

Der weitläuftige Titel verspricht viel mehr, als in der Schrift geleistet wird, und wünschenswerth wäre es, daß unter dem vielen Guten derselben nicht so manches unbestimmtes und leicht vom gemeinen Mann übel anwendbare enthalten wäre. Der Inhalt ist folgender: 1. Natürliche Witterungszeichen. Die gewöhnlichen und einige weniger bekannte Bauerregeln; sie sind ganz ohne Erläuterung, wahrscheinliche und unwahrscheinliche untereinander gemischt. Ihre Nutzanwendung sehen wir nicht ein, besonders wenn die hier ungewiß versprochne Prüfung und Beurtheilung dieser Regeln ausbleiben sollte. 2. Gesundheit der Menschen. Wie gesagt, manch Gutes, aber viele an sich gute hier vorgeschlagene Mittel schaden in der ungeübten und unerfahrnen Hand des Landmanns. So wird z. B. S. 9. die abgeschmackte nothwendige Gegenwart der sogenannten Mitesser bey Kindern vertheidigt, und Mittel angerathen, sie zum Vorschein zu bringen. Die starke Arzeney Schwefel in der Hand eines unwissenden Landmanns, und bey Kindern, wie leicht schadet er? 3. Viehzucht und Vieharzneyen. Auszug aus Ehrmann von Dampf der Pferde. S. 12 steht eine offenbare Unwahrheit, die um desto mehr gerügt werden muß, da sich der Verf. auf Erfahrung beruft, er sagt: „Mich haben augenscheinliche Erfahrungen gelehrt, daß an der Viehseuche, und besonders an der Lungenfäule, dasjenige Vieh meistens stirbt, welches Sommer und Winter im Stalle mit Klee und sehr nahrhaften Futter gefüttert, auch von solchem Vieh im Stalle gebohren und

erzogen

erzogen worden;" viele Erfahrungen beweisen hiervon gerade das Gegentheil, so daß auch die Stallfütterung, oder die Fütterung in Viehhöfen, und die Abstellung der Viehweiden allgemein als ein Vorbeugungsmittel gegen die Seuche angerathen wird: zugegeben also auch, daß des Verf. Erfahrungen richtig sind, so hat die Ursache der Krankheit des Rindviehes, die man aber doch keine Seuche nennen sollte, gewiß nicht in der Stallfütterung, noch in dem Klee; sondern in andern nicht bemerkten Fehlern bey dieser Fütterung gelegen. Das S. 13 gegen die Viehseuche gerühmte Mittel ist gewiß, wo nicht schädlich, doch unwirksam. Hr. Stockmaier hat durch die Elektricität einen vom Schlage gerührten Gänserich hergestellt. Von dem Wachsbleichen; Anweisung, Wachslichter zu machen; noch einige Regeln zur Bienenzucht aus Hölschers Erfahrungen. 4. Pflanzenbau. Von der Entbehrlichkeit (wir würden sagen Schaden) der Braache. Weitere Auszüge über den Pflanzenbau aus den Berlin. Beyträgen zur Landwirthsch. Besondere Anmerkungen vom Ackerbau, die meistens schon anderwärts bekannt gemacht worden sind: z. B. vom Tabacksbau, nach Backhaus und Christ. Vom einträglichern Anbau der gelben Rüben oder Möhren, der weissen Maulbeerbäume, der Gräser, insbesondere des Honiggrases und hohen Wassergrases (Poa aquatica: letzteres dürfte doch vom geringen Nutzen seyn). Einige Anmerkungen zum Weinbau, vom Verjüngen der Weinberge, vom Beschneiden und Verbrechen der neugesetzten Stöcke nach Gauppischer Weise; eine verbesserte leichtere Methode, Ableger zu machen, ist diese: man erwählt im ersten Frühling eine am alten Stock weit unten stehende Ruthe von zulänglicher Länge; man macht ganz nahe am Stock, doch ohne ihn zu beschädigen, einen 1½ – 2 Schuh tiefen Graben, der bis zur leeren Stelle, die man ergänzen soll, in gleicher Tiefe fortgeführt wird. Nun biegt man jene Ruthe am Stock senkrecht hinab, bis auf den Grund des Grabens, und führt sie unten im Graben auf dem Grunde fort, bis dahin, wo die Stelle ist: hier biegt man sie wieder an der Wand des Grabens so senkrecht als möglich hinauf, läßt 2 Augen aus dem Boden hervorstehen, füllt den Graben zu, und behandelt diesen neuen Stock, wie einen durchs Verjüngen erzeugten. Erläuterung der Knechtlischen Anweisung, Spalliere, (Kammertse) zu ziehen. Vortheilhafte Anlegung eines neuen Weinbergs mit Reben. Hrn. Helblings Benennungen von 24 Arten Weinstöcke, die um Wien gemein sind, mit verschiednen Druckfehlern entstellt. 5. Ver-

 mischte

mischte Anmerkungen. Von der Weinprobe und Beleuchtung aus dem Leipz. Intell. Bl. — Für uns war außer dem angezeigten wenig unterrichtendes, und ob der Landmann das alles brauchen könne und werde, lassen wir dahin gestellet seyn.

D.

Sammlung einiger kleinen größtentheils landwirthschaftlichen Aufsätze von J. H. Neß. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung 1780. 18 und ½ Bog. in 8.

Wiewohl Recensent manches gegen die in dem Vorbericht von dem Hrn. Verf. bekannt gemachte, wohl gemeynte, Gedanken zu erinnern hätte, da sich der Verf. die Sachen so vorstellt, wie sie seyn sollten, nicht aber wie sie wirklich ausgeübt werden; so wendet er sich doch gleich zur Anzeige der in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze.

I. Versuch einer Beantwortung der von der kön. Soc. der Wissenschaften zu Göttingen aufgegebnen Preisfrage: das Verhalten des Landmannes bey den verschiednen Wetterschäden betreffend. Eine gekrönte Preisschrift: sie ist zwar schon im Hannöv. Magaz. 1778. abgedruckt; wird aber gewiß allen, die jenes Magazin nicht besitzen, sehr willkommen seyn. Der V. betrachtet hier die Landwirthschaft so, wie sie ausgeübt wird, nicht wie sie ausgeübt werden sollte, und mit Nutzen könnte: Er schränkt sich auch nur auf die in den Churhannöverschen Landen, nach der in des Hausvaters I Th. beschriebenen Bestellungsart der Felder gewöhnlichen Landwirthschaft ein: ob die gegebnen Regeln gleich, unsers Ermessens nach, auch an andern Orten Deutschlands, wo gleiche Bestellungsart der Felder, und ähnliche Beschaffenheit des Bodens ist, angewendet werden können. Diese Regeln sind: 1) Wenn die Bearbeitung der Braache, wodurch man den Acker zu verbessern sucht, durch Dürre und Nässe nicht vereitelt werden soll: so muß nicht auf Regen gewartet, sondern zum erstenmale gepflüget werden, ehe der Boden zu hart wird, sollte es auch noch so früh im Junius seyn. 2) Bey nasser Witterung muß man durchaus die Wanne, d. i. die zweyte Pflugart, rühren, ehe sie grün wird, wenn es das wiederholte Eggen nicht verhindern kann; denn das Unkraut, besonders die Quecken, verdünnen sonst die Saat, wie der Hr. Verf. durch Erfahrungen erweist. — Aber zeugen nicht

nicht überhaupt Quecken, und andres aus Wurzeln ausschlagendes Unkraut, von unreinen und schlecht bearbeiteten Feldern, und sollten hier nicht die bekannten Vorschriften die Felder überhaupt rein zu halten, mit angeführt worden seyn? 3) Man muß die Zubereitung des Winterfeldes so eifrig betreiben, daß man vor allem Froste säen, oder wenigstens dessen Austhauen abwarten kann. Um das Uebertreiben des Getraides zu verhindern, muß man 4) den Saatroggen so trocken machen als möglich, und alten oder vorjährigen Waizen, beydes aber in recht trockne Furchen säen. Diese Regeln beweiset der Verf. ausführlich, und setzt den gerechten Wunsch hinzu: möchte sie doch die Servitut, die Brauch zur Schafweide bis in den Julius liegen lassen zu müssen, nirgends vergeblich machen. 5) Man muß das Stoppelfeld sobald wie möglich, an einem trocknen Nachmittage wenden, 14 Tage wenigstens in offener Furche stehen lassen, und es in der 2ten Hälfte des Septembers in die Saatfurche bringen. 6) Wenn die Witterung dem Flachse am wenigsten schaden soll, so muß das Land vor dem Winter tief gepflügt und besonders die Wanne sorgfältig geegget werden, damit der Boden möglichst locker und rein sey. 7) Nach des Flachses Erndte darf der Acker zum Roggen nur noch einmal zusammengepflügt, und muß dünner besäet werden. — Folgende Anmerkung scheint uns sehr wahr: wir können gegen die Härte der Witterung nichts thun, als daß wir möglichst unsern Acker und seine Pflanzen stärken, und ihn, wenn er schwach, mit letztern nicht beladen. 8) Kohl- und Rübenland muß man durchaus vor dem Winter, und das letzte besonders tief pflügen, möglichst nahe am Wasser wählen und bey Erwartung feuchter Witterung bestellen. Als ein sicheres Mittel wider den Erdfloh räth der Verf. an, die Pflanzen den Tag über stets naß zu erhalten, welches nicht länger als 6 Tage geschehen darf. 9) Der Kohl- und Rübenacker muß, wenn das Korn gerathen soll, einige Tage in der Saatfurche stehen, und dann mit trockner Einsaat bestellet werden: und daher muß man mit aberndten der Braachfrucht soviel als möglich eilen. Denn gewöhnlich liegt die Ursache des Mißwuchses von Roggen, an der schlechten Bestellung, und nicht an der Witterung. Viel ähnliches hat die 10te Regel in Absicht des Kartoffellandes. 11) Das Sommerfeld muß tief und zeitig im Herbste gepflüget, sobald als möglich im Frühlinge gewendet, und geegget, und bey hoffender Wärme in die frischeste Furche das frischeste Korn gesäet werden. Hierauf folgt ein gründlicher Erweis von dem

Nutzen des Tiefpflügens zu gehöriger Zeit. Recensent kann nicht, wie er gern wollte, alle gute Regeln weiter einzeln anführen: also nur summarisch und die wichtigsten. In der Wintersaat muß man den nöthigen Wasserabfluß verschaffen, dieß gilt auch von dem Schneewasser: und daher muß man den eben zugeeggeten Acker mit der großen Harke in die Queer überziehen, um dem Schneewasser den geschwindesten Abfluß zu verschaffen. Eben diese Regeln sind auch bey dem Sommerfelde anzuwenden. Gegen den Hagelschlag weis der Verf. kein Mittel. Weislich ist endlich auch die Regel, wider die der Landmann häufig fehlt: Man muß die reifen Früchte aufs geschwindeste unter das Dach bringen, und sie hier lieber durchs Umlegen vollends trocknen, wenn es der Regen draußen verhindert, und ferner zu verhindern scheint. Ein besonders Mittel das feucht eingefahrne Heu, welches anfing warm zu werden, hat der Verf. gebraucht: er ließ nämlich Kinder rufen, sich, um im Trocknen spielen zu können, mit dem Heu zu werfen, worüber es, ehe das feuchte wieder drauf kam, hinlänglich trocken ward. — Auch gegen den Wind räth der V. mit Recht das zeitige Einernden, Breiten des Flachses, und bedächtiges nach dem Zug der Luft eingerichtetes Säen. Endlich glaubt der V. daß es gegen manche ungünstige Witterung gut seyn möchte, wenn die Aecker mehr von Mittag nach Mitternacht, als von Morgen nach Abend zögen. — Noch einige falsche Begriffe enthaltende Ausdrücke wünschten wir aus dieser guten Abhandlung weg: z. B. S. 6. das Land werde durch das Braachliegen gestärkt: und S. 10. das Land ruhe in der Braache u. s. w. Ueberhaupt empfehlen wir diese Abhandlung nicht als ein Muster, wie eine Landwirthschaft einzurichten sey, wofür sie auch der Hr. Verf. nicht wird ausgeben wollen: sondern als eine, die bey der so eingeführten Landwirthschaft nützliche Vorsichtsregeln enthält.

II. Beantwortung der Preisfrage: wie die Landwirthe bey dem Verkauf ihrer gewonnenen Produkte, und bey dem Einkauf der zur Landwirthschaft nöthigen Waaren am vernünftigsten und vortheilhaftesten zu verfahren haben. Weder auf die ganz armen und von Handelsplätzen entfernten, noch auf die großen begüterten Landwirthe nimmt der Verf. Rücksicht: sondern denen vom mittlern Vermögen giebt der Verf. hier Vorschläge, und zwar nicht bis ins Kleine, sondern nur so weit als ein unerfahrner, oder unaufmerksamer Landmann daraus Belehrung nehmen kann. Die Vorschläge selbst sind in der Na-

tur der Sache gegründet, und, wie wir dem Verf. gern beypflichten, durch vieljährige Erfahrung probat befunden. Zuerst handelt er von den verkaufenden Feldfrüchten. Will man sie mit Vortheil verkaufen, so müssen sie alle mögliche Güte haben, müssen recht zeitig auf die Marktplätze gebracht werden, man muß auf den steigenden Preis des Roggens spekuliren, den Waizen bey kalter und trockner Witterung dreschen, und in den Monaten August bis November; die Gerste aber um die Saatzeit, oder nach der Erndte, oder um Michael verkaufen. Auf ähnliche Art geht der Verf. auch die andern Feldfrüchte durch. Was der V. bey dem Flachsbau erinnert; man sollte dem Landmanne davon mehr Nutzen zugestehen, den gewöhnlich der Kaufmann unverdienter Weise genießt, gilt, unserm Dünken nach, fast von den meisten Handelsfrüchten, worin zum Nutzen des Landes die Polizey eine Aenderung treffen könnte. — Gegründet ist der Eifer des Verf. wider das Strohverkaufen. Es folgen nützliche Regeln, die bey dem Verkauf des Holzes, der Pferde, und ferner aller nutzbaren Thiere, zu befolgen sind. Hierauf giebt der Verf. Unterricht, wie die Landwirthe beym Einkaufe der zur Landwirthschaft nöthigen Waaren am vernünftigsten und vortheilhaftesten zu verfahren haben. Erstlich, der gute Landwirth muß nicht kauflustig, sondern mit den Nothwendigkeiten seines Standes zufrieden seyn: Zweytens, er muß nichts so sehr als das Geld schonen, und baare Ausgaben möglichst durch Arbeit und Früchte abzukaufen suchen. Nun betrachtet der V. die Bedürfnisse des Landmanns einzeln; und zeigt, daß er sich bestreben müsse, dieselben soviel als möglich, selbst zu erbauen, zu erziehen, oder zu bereiten, oder wenigstens die nöthigsten; und wenn dieß nicht möglich sey, so müsse man sie zu rechter Zeit, am gehörigen Orte, und von der besten Art kaufen, oder lieber eintauschen. Alles dieses ist nach den besondern Arten der Bedürfnisse eingerichtet. — Wo der Landwirth nicht Brodkorn genug bauen kann, so soll er sich auf reichlichen Anbau der Kartoffeln, und anderer Vorspeisen legen. Die ausländischen Waaren soll der Landwirth billig nur dem Städter überlassen: zu den unentbehrlichen rechnet der V. Heringe, Reis, und einiges Gewürz: diese soll der Landmann so viel als möglich im Großen kaufen. Sollte aber des Herings der Landmann nicht ganz entbehren können? wenigstens als Nahrung, für den Landmann scheint er dem Rec. doch nur ein Leckerbissen. Statt des Reises, wäre wohl auch Gerstengraupen und Grütze lieber zu empfehlen: und billig sollten, wie der

V. wünscht, statt des ausländischen Gewürzes, die vaterländischen mehr empfohlen werden, da man der ausländischen leicht wie unsre Vorfahren entrathen könnte; besonders da einige dem Viehe, wie z. B. der Pfeffer, wenn er ins Schweinefutter kömmt, tödtlich sind. Zum Getränk ist dem Landwirth das Bier und der Branntewein als Medicin zu empfehlen. Der Kaffee aber ganz verwerflich. — Recensent empfiehlt diese Abhandlung sehr zum Nachlesen, und besonders zum Ausüben.

III. Gedanken bey der von K. landwirthschaftlichen Gesellsch. zu Celle aufgegebnen Preisfrage: den Nutzen von Aufhebung der Guthsherrschaft über die Bauergüther bey vorhandender Gemeinheitstheilung betreffend. Der V. zeigt hierin sowohl, obgleich nur im Vorbeygehen, den Nutzen der Aufhebung der Gemeinheiten, und beweiset zugleich sehr gründlich; daß in allen Fällen, wo das Recht der Guthsherrschaft dem freyen und vortheilhaftesten Gebrauch des nach der Theilung erhaltnen Landes hinderlich sey, diese Guthsherrschaft allerdings aufgehoben werden müsse, wenn anders jene Verwandlung gemeiner Güther in eigne zum wahren Besten des Landes ausfallen soll: d. i. das Eigenthum der Bauergüther schafft dem Lande die größten Vortheile. Wer hieran zweifelt, der lese diese Abhandlung selbst, wo er die meisten hier und da zerstreuten Gründe, wohl geordnet, und durch neue befestiget finden wird. Einige Stellen nur zeichnet Rec. aus. Die Frage: wie ist das Geld im Lande und im Umlaufe zu erhalten? beantwortet der Verf. so: dadurch, daß der Landmann im Wohlstande erhalten wird. Außer der guthsherrlichen Verfassung sind aber noch 3 Einschränkungen, die dem blühenden Aufkommen des Landmannes, wie ein Damm entgegenstehen, nämlich, die Huth- und Trifftgerechtigkeit, die Ortsgebräuche, und die Zehenten, deren Schaden der V. ausführlich anzeigt. Ortsgebräuche nennt der V. alle die Macht, die einzelne Hauswirthe oder Familien über ihre Nachbarn zu üben pflegen. Mit Recht hält der V. dafür, daß es zum Besten des Landes gehöre, jedem Bauer durch Vermessung und Vertheilung sein Land beysammen anzuweisen. Nützlicher Vorschlag hierzu: Englands Beyspiele. Um bey der Aufhebung der Guthsherrschaft weder den Guthsherrn noch den Meyer zu benachtheiligen, muß die ganze jährliche Hebung des Guthsherrn, mittelst eines 100jährigen Durchschnitts zu einem gewissen Gelde angeschlagen, dies Geld als Zinse angesehen, daraus das Kapital berechnet, und dieses dem Guthsherrn abgetragen werden. Die dabey möglichen Schwierigkeiten

rigkeiten, setzt der V. deutlich auseinander, und zeigt Wege sie zu heben. Endlich giebt der Verf. Vorschläge, wie die Aufhebung der Guthsherrschaft zu bewirken sey; und auch diese haben unsern Beyfall.

IV. Antwort auf die von obgedachter Gesellschaft vorgelegte Frage, den Schaden vom Gebrauche des Kaffee und dessen Aufhebung betreffend. Wieder ein lesenswerther, und insbesondre befolgungswerther Aufsatz, insbesondre für ärmere Stände und alle Landleute. Denn obgleich der Ankauf des Porzellans dem Lande, wo Porzellanfabriken sind, und die Anschaffung des übrigen Kaffeegeschirrs, durch Erhaltung vieler andrer Fabrikanten einigen Nutzen bringt; so ist doch wohl immer der Schaden, den so viel mehr einzelne Menschen, und insbesondere das ganze Land durch die Ausfuhr so vieler Millionen Geldes leiden, weit größer: und es sind unzählig viel üble Folgen, die der so häufige Gebrauch des Kaffees nach sich gezogen hat, deren meiste der V. hier anzeigt. Der Grundsatz: Vornehme Leute geben und nehmen keinen Kaffee mehr in Gesellschaft, nur die geringen setzen ihn noch einander vor, kann hoffentlich eben so gut Nachahmung jetzt hervorbringen, wie der entgegengesetzte vor 70 Jahren. Und wenn erst unsre Damen wissen, daß sie alsdann mehr Vergnügen empfinden, und größere Vorzüge besitzen, wie hier der V. beweiset, so werden sie doch aus Eigenliebe wenigstens folgen.

V. Wodurch mag ein Dorf von der Viehseuche befreyet bleiben? Aus dem Hannöverischen Magazine 1779. 5tes und 6tes St. Der V. führet ein Dorf an, welches seit vielen Jahren von der Viehseuche frey geblieben, und nach dem Urtheile eines 80jährigen Hirten, hat dieses Dorf sein Glück einem Bache zu danken, aus welchem sich das Vieh im Sommer wenigstens täglich satt trinken kann. Dieses Wasser hat eine starke auflösende Kraft, welche die Verdauung sehr befördert, und daher leitet der V. die abwendende Kraft der Seuche. Noch eine ähnliche Erfahrung zur Bestätigung.

VI. Sollte nicht auch der Krieg einen Einfluß in die Witterung haben? Allerdings, da er die Dünste der Atmosphäre so sehr vermehrt.

VII. Ueber das Alter der Welt aus der Lava des Aetna. Der Verf. bezweifelt nämlich das von Brydone angegebne Alter der Welt: es ist ihm unglaublich, daß wirklich 7 Strecken von Lava durchgegraben worden, weil dieß eine Tiefe von 600 Fuß sey, und Brydone die ganze Sache nur aus Hörensagen

angiebt.

angiebt. Der Verf. glaubt ferner nicht, daß 2 Lavaschichten könnten unterschieden werden, noch daß 2000 Jahre dazu gehören, ehe eine Lava mit fruchtbarer Erde bedeckt wird. Wenigstens kann man aus einem Fall nicht auf alle schließen.

Zf.

14. Vermischte Nachrichten.

Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematik und Oekonomie: herausgegeben von C. B. Funk, N. G. Leske, und C. F. Hindenburg. Erstes Stück. 1781 Leipzig und Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten. 143 S. 8.

Den Anfang dieser neuen periodischen Schrift macht ein Schreiben an Hrn. Prof. Leske über die Rhönberge von J. C. W. Voigt. Bey Kaltennordheim sind in einem Bezirke von wenigen Stunden über 12 große und kleine Basaltberge. Der Hahnberg besteht aus Kalkschichten mit Versteinerungen; die Oberfläche war mit losen Basaltstücken bedeckt; aus den Kalkschichten erhob sich eine Basaltkuppe, die zum Theil in eckigte Stücken zersprungen ist: sie hat nebst chrysolitfarbenen Glaspunkten, noch anders gefärbte Fritten in sich. Der Horn hat eine Basaltgruppe, von schräg über einander liegenden, mehrentheils vierseitigen Säulen, die sich durch den Hammer in kleinere Säulen ablößten. Die Rhönberge scheinen alle andere hohe Gegenden in Deutschland zu übertreffen: alle bestehen fast bis an den Gipfel aus Kalkschichten. Auf dem Königschlage standen 20 über den Kalkstein, 5 bis 6seitige Basaltsäulen, schwarzen mit körnigten abgesonderten Stücken, mit einer grauen Masse zusammengekittet. — Doch wir verweisen den Leser selbst auf die weitere Beschreibung, und führen nur nach die Schlüsse des Verfassers an: die ehemalige Gewalt des Vulkanismus habe alle, oder doch wenigstens einen Theil dieser Berge, aus einem ehmaligen Moore hervorgehoben. II. Gedanken und Erfahrung der Landwirthschaft von Hrn. Hofr. Schubart (einem einsichtsvollen Oekonomen.) Hanf zu 12-14'; 1" im Durchmesser — Waid und Toback — großer

Nach-

Nachtheil der Schaftriften, wodurch selbst die Futterkräuter weggehütet werden: einzuführendes Triftgeld. Esparsette, Luzern und Klee, statt der Braache, bessern die Felder zum reichlichsten künftigen Ertrage: Raygraß verbessert saure Wiesen — Die Folen werden in einem Jahre so groß im Stalle, als andere 2 Jahre auf der Weide. Abschaffung der Pferde, durch genommenes Frohngeld, sollte nicht begünstiget werden. — Begünstigung der Verfertigung des Indigo aus Waid, durch Accisebefreyung, und dgl III. Ebend. vom Tobacksbau. Er erfordert 1) dreyfachen Dung, 2) viel Tagelohn, 3) Schutz wider den frühfröstelnden Reiff. Berechnung der Kosten: der Erbauer erhält nur ⅓ davon, ½ Million bliebe, bey Entbehrung auswärtiger Blätter im Lande; deshalb müßte der Erbauer den Profit des Fabrikanten an Freyheiten und Aufmunterungen ziehen, und jenen auch selbst bearbeiten dürfen. — Staat des Kaffees, der 1 Million kostet, dienten Möhren in kleine würflichte Stücke geschnitten, und wie Koffee gebrannt, gemahlen und wohl verwahrt aufgehoben. — Außerordentlicher großer Schaden der Schaaftriften. IV. Ebend. vom Krapbau; er sey zwar sehr einträglich: aber der Erbauer wage im gewissen Betrachte, sehr viel dabey. Bedingungen, unter denen es rathsam sey. V. Ebend. vom vortheilhaften Anbau der Runkelrüben. Jede der tiefen Furchen muß 2' von einander seyn: auf der Höhe derselben pflanzt man die Rüben 1 : 1½' von einander: man säe früh im März, und bedecke die Pflänzchen vor Frösten, verpflanze sie mit 4 Blättern; auch wohl erst im May oder Anfangs Jun. sind die Wurzeln eines kleinen Fingers stark; so behacke man sie. Sie können 6 bis 8 mal zum Futter abgelaubt werden: 1 Acker giebt 30 Wagen nahrhafter, gute Milch erzeugender Rüben, wovon 1, 15 : 20 Pfund wiegt. Man füttert sie grün, zerschnitten oder gestampft; in Behälter auf einen Hauffen gelegt, daß sie weder auswachsen noch frieren, dauren sie bis ins Frühjahr. Das gewöhnliche Krautfutter ist wegen der darauf sitzenden Raupen schädlich. VI. Hrn. Bergr. Laxmanns vorläufige Nachricht von einigen Gebirgen im Europäischen Rußland. Auch die Granitriffen oder Felsen haben Gänge und Klüfte; das Russische Glas aus den Glimmerbrüchen kömmt nicht aus verworrenen Nestern, sondern aus ordentlichen Gängen, sowohl auf den Altaischen Schneegebirgen als in den Felsen im weissen Meere. In ganz Ingermannland und bis den Ilmensee liegen die Sand- und Leimgeschiebe auf einem Kalkflöz. Von Ilmen erhebt sich die

Gegend

Gegend beynahe im Halbzirkel, gegen Süden und Osten; am Fuße sprudeln die reichsten Salzquellen unter mächtigen Mergelflözen hervor. Hinter diesen Hügelriffen scheint der Kalkflöz weit höher und mächtiger zu liegen; er hat prächtige Versteinerungen; und schöne Kieselarten verdrängen die Granitknauer in den Geschieben; und die Erdlagen, der grobe Sand, Thon, Tripel deuten auf ein höheres Alter, als jene Flut, welche die Nowogrodische Statthalterschaft bildete. An der halben Masse ist der erste Kalkflöz sehr mit Mergel untermischt, und erstreckt sich fast bis zum Onegastrom, wo die reichsten Salzquellen sprudeln. Vom Swir bis zum Schujafluß fängt das alte Gebirge gegen Mittag an, und zieht sich längst den halbzirkelförmigen Trap- und Schiefferriffen, am Onega und dem obern Wigfluß ins weisse Meer: Jenes ist von starken Sand- und Granitgeschieben bedeckt. Bey den zwey ungestümen Wasserfällen, Matkoschna kömmt erst der sehr feinkörnigte Granitfelsen zum Vorschein: weiter hin ist er die einzige Bergart in allen möglichen Abänderungen, mit Gängen und Klüften. Bey Soroka auf Wignawolock ꝛc. bestehen die Gebirge theils aus körnigten, quarzigten Gestein, mit eingesprengtem Glimmer, theils aus groben Feldspat, mit Quarz und Glimmer; die Gänge sind weißer Quarz mit schwarzen Glimmer, Granaten und weissen Talk. Die Bäreninsel giebt schöne gelbe durchsichtige Blende, krystallinisch in Granittrümmern, nebst Bleyglanz angeschossen. VII. Hr. Prof. Leske von Abschaffung der Braache und Einführung der Stallfütterung: ein übersetztes Programm, das wir deshalb übergehen, so richtig es auch die Wahrheit des Satzes beweißt: es hat auch noch manche Zusätze und Erläuterungen erhalten. VIII. Daubenton über die nöthigsten Arzneymittel für Schaafe. Die Schaafe halten im nördlichen Bourgogne das ganze Jahr die freye Luft aus, obgleich das Reaum. Thermometer bis auf $14\frac{1}{2}$° gefallen war; hergegen die starke Sonnenwärme bringt die Krankheit, die Hitze hervor, wogegen man Blut lassen muß. Die Räude: auch hier dient das Aderlassen; die Oerter, an denen es vorzunehmen ist; am besten ists an der Backe, an der Wurzel des vierten Backenzahns. Das wirksamste äußere Mittel ist frischer Talg oder Fett, mit ein Viertel reinem Terpenthinöl vermischt, nachdem die Schuppen abgeschabt sind. IX. Hr. Prof. Funcke vom Schall und Ton. Der Schall sey nichts, als die Wirkung einer pendelartigen Bewegung eines elastischen Körpers. Ein Ton entsteht, wenn von einem elastischen Körper in einer be-

bestimmten Zeit gleichartige Schwingungen, und zwar mehrere gemacht werden, als zur Hervorbringung eines bloßen Schalles nöthig sind. X. Hr. D. Schmiedlein über die Witterung des Jenners, Hornung und März 1781. Die Beobachtungen sind sehr genau, leiden aber keinen Auszug. XI. Auszüge und Recensionen neuer Bücher. Sie sind vollständig, unparteilsch und wegen der beygebrachten Bemerkungen belehrend. XII. Anzeigen — Der Anfang dieser neuen periodischen Schrift entspricht allerdings der Erwartung, welche man von dem rühmlich bekannten Namen der Herausgeber schöpfen konnte; und deren baldige Fortsetzung daher jeder Sachverständiger sehr wünschen wird.

Ew.

Ueber die Begräbnisse. Dem unsterblichen Erasmus von Rotterdam dedicirt. — Wien, 1781. S. 28.

Gegenwärtige Brochüre zeiget von dem Muthe und der Freymüthigkeit des Geistes, wenn ihm seine Fesseln abgenommen sind. Sicher würde man eine ähnliche Schrift, in Wien verfasset und gedruckt, vor Jahr und Tag nicht vermuthet haben. Der Verf. eifert hier wider die Verschwendung bey Begräbnissen, über welche Kosten so manche Wittwen und Hausväter seufzen. Die Ursachen dieser verschwenderischen Leichenpracht rühren sowohl von Seiten der Layen als der Geistlichkeit her. Dort, sagt der Verf. ist es Aberglauben, Luxus, Nachahmung üppiger Nationen. Hier aber entspringt dieses verderbliche Uebel aus Interesse, Habsucht. Denn der Mensch kann weder geboren werden, noch heirathen, noch sterben, ohne der Geistlichkeit dafür Tribut zu zahlen. Umsonst ist der Tod, sagt er, aber nicht umsonst die Begräbnisse. Die Kunstgriffe der Geistlichen, ihrer großen Wassermühle von allen Seiten Kanälchen beyzuleiten, sind sehr mannigfaltig, und werden hier einzeln rezensirt. Hieher gehören besonders die Seelenmessen und die Brüderschaften, wo es immer Unkosten für Einschreiben, Opfer, Quartalgeld, und für Begleitung bey der Leiche giebt. Die Habsucht, S. 26., frisset sich am Marke des Volkes wie Mastvieh satt. „Was in aller Welt (S. 9.) „kann das zum guten Namen einer Person beytragen, wenn „auf etlichen Kirchthürmern Glocken geläutet werden, eine „Schaar weisser, schwarzer, brauner, weißschwarzer oder braun-

weisser

weisser Bettelmönche vorantrabet — ein Paar kläglische Po-
„saunen mit ein Paar elenden Sängern die Luft durchheulen
„— ein Dutzend silberne Brüderschaftsheiligen den Sarg be-
„lästigen — eine lange Reihe rothweisser und schwarzmänte-
„lichter Geheimnißbänder der Leiche folgen, und wie die Herr-
„lichkeiten so weiter gehen."

Auf den gewöhnlichen Spruch: wer dem Altare dient, muß vom Altare leben, sagt der Verf. Es stehet aber auch geschrieben: Ein guter Hirt wird seine Schafe zwar scheeren, aber nicht schinden.

Bald nach Erscheinung dieser Schrift erblickte man eine Gegenschrift unter dem Titel:

Beantwortung der Schrift über die Begräbnisse in Wien. 1781. S. 47.

Der Verf. läßt die ganze vorhergegangene Schrift noch einmal abdrucken, und fügt nur hier und dort seine Anmerkungen bey. Er schöpft meistens aus gewöhnlichen Gemeinörtern, mischt manchmal Grobheiten ein, und wird im Ganzen der Sache der Geistlichkeit wenig Nutzen geschaffet haben.

3.

Entwurf eines Verzeichnisses veterinarischer Bücher und einzelner Abhandlungen, die zur theoretischen und praktischen Kenntniß von Pferden, Eseln, Mauleseln, Rindvieh, Schaafen, Ziegen und Schweinen, dem Vieharzenenkundigen nützen können; von Johann Carl Gottlieb Henzen. Göttingen und Stendal, bey Dan. Christ. Franzen und Grosse. 1781. in 8. (ohne die Vorrede) 345 S.

An einem ausführlichen Verzeichniß veterinarischer Schriften, der alten sowohl als neuern Zeiten, hat es bisher noch gefehlt, und die sehr mangelhaften, oder nur auf specielle Materien eingeschränkten Verzeichnisse, die sich hin und wieder in allerley Schriften zerstreut finden, sind nicht befriedigend für denjenigen, der die Schriften des weitläuftigen Faches der Vieharzneykunde genauer zu kennen wünscht. Man wird es daher

mit billigem Dank erkennen, daß der Hr. Verf. dieses Verzeichniß, welches anfänglich zu seinem eigenen Gebrauch bestimmt war, durch den Druck gemeinnützig macht. Es enthält dasselbe eine ausführliche Anzeige von 1707 Schriften, größtentheils mit ihren vollständigen Titeln, und den davon vorhandenen verschiedenen Editionen und Uebersetzungen, so wie auch von 1251 einzelnen Abhandlungen, die in allerley periodischen Schriften eingerückt stehen, und daher mühsam aufzusuchen sind. Von der Einrichtung wollen wir einiges anzeigen. Der Hr. Verf. zog die alphabetische Ordnung der chronologischen, oder einer andern klassischen, (nach den Wissenschaften oder den Thierarten) hauptsächlich deswegen vor, um den allgemeinen Gebrauch seines Verzeichnisses zu erleichtern. Es hat vier Hauptabtheilungen. Die erste ist betitelt: Allgemeine Schriften genannter Verfasser. Die zweyte Abtheilung: Allgemeine Schriften ungenannter Verfasser. In diesen beyden Abtheilungen findet man vorzüglich anatomische, physiologische, praktische Schriften, die von den auf dem Titel genannten Thierarten handeln. Zu diesen sind aber auch Schriften vom Gestüt, Hufschlag, Reitkunst, Zaumkunst und ähnlichem speciellen Inhalt beygefügt. Die dritte Abtheilung: Specielle Schriften von der Rindviehseuche, genannter Verfasser. Die vierte Abtheilung: Specielle Schriften von der Rindviehseuche ungenannter Verfasser. Drey brauchbare Register machen den Beschluß. Das erste, von Schriften genannter Verfasser, mit Anzeige des allgemeinen Inhalts durch beygefügte Buchstaben. Das zweyte, von Schriften ungenannter Verfasser auf eben die Art. Im dritten werden die Schriften nach den Thierarten geordnet, und ihr Hauptinhalt ist kurz dabey bemerkt.

In der Vorrede verspricht der Hr. Verf. einen Commentar über die im Verzeichniß angeführten Schriften, in einem besondern Tractat herauszugeben, der Bemerkungen vom speciellen Inhalt, Anzeigen von Recensionen, und andere brauchbare Nachrichten enthalten soll.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Bern vom 2ten Jenner. 1782.

— Nun will ich Ihnen noch einige litterarische Neuigkeiten von einem Orte melden, wo ich eben jetzo herkomme. Hr. Prof. Hottinger in Zürich ist mit einer neuen Recension des Vellejus Paterculus, und mit der Uebersetzung des ersten Buchs der Aeneis beschäftiget, wiewohl er sich zu dieser Arbeit Zeit zu nehmen denkt, da er nicht sorgen darf, daß irgend ein allzeitfertiger Uebersetzer ihm zuvorkomme. Das erste Stück seines Museum Turicense hat schon seit einiger Zeit die Presse verlassen, wird aber noch nicht ausgegeben, bis das zweyte, woran man gegenwärtig druckt, fertig seyn wird. Es befindet sich eine Dissertation de divinitate Iesu Christi von Bernet darin, die, wäre sie nicht lateinisch, die Censur nicht passirt haben dürfte, die so ängstlich und so voll Bedenklichkeiten ist, sobald Freyheit zu denken, und nicht Schultheologie oder Schwärmerey, aus einer Schrift hervorleuchtet. Denn bey Schriften von der letzten Gattung ist man voll Nachsicht, und an diese verschwendet man großmüthig alle Toleranz, die ihre Urheber nur wünschen können.

Von Herrn Lavater wird nächstens eine Broschüre erscheinen, die den Titel führt: die Bibel im Kleinen, und der Mensch im Großen, oder das wahre *ecce homo*; mit dem Motto: alles Göttliche ist menschlich. — Seinen Pontius Pilatus, werden sie schon gesehen haben, worauf er einen großen Werth setzen soll. Er wird auch in Gesellschaft mit Hrn. Pfenninger eine periodische Schrift, unter dem Titel: der Kirchenbote herausgeben.

Von Geßners dichterischen Bemühungen wünschte ich Ihnen auch Nachricht geben zu können. Allein seit einigen Jahren wendet er alle Stunden, die ihm von seinen öffentlichen und Privatgeschäften übrig bleiben, auf Zeichnungen und Malerey, und scheint schriftstellerischen Arbeiten entsagt zu haben. Da er indessen in diesem seinem Lieblingsfache nur unterbrochen arbeiten kann, und die Oelmalerey erfordert, daß man ganze Partieen hinter einander fortarbeite, um seiner Farben Meister zu bleiben, so hat er sich auf die Wasserfarbe eingeschränkt, wel-

welcher er vom ersten Untermalen an, bis zur letzten Ausführung wie Oelfarbe behandelt. Er weiß, nach der Versicherung der Kenner seinem Kolorit alle Vollkommenheit zu geben, deren sie fähig ist. Bäume, Felsen und Rudera alles hat bey ihm den wahren Charakter der Natur. Er weiß die Durchsichtigkeit des Wassers selbst nachzuahmen. Da er auf seinen Spaziergängen noch immer die Natur studiert, so wird auch immer Wahrheit in seinen Gemälden seyn. Nie sieht man Bäume, Sträucher, Kräuter, auf Wiesen, neben Quellen, Flüssen, die nicht an dergleichen Orten hervorkommen. Eben das Genie, eben die reiche Phantasie, eben die Einfalt und Naivetät, die man in seinen Gedichten bewundert, herrschen in jeder Hauptidee seiner Gemälde. Sie sind wahre Idyllen, Opfer, die dem Bacchus oder Pan dargebracht werden, ländliche Scenen aus der arkadischen Zeit, Mädchen, die sich in beschatteten Teichen baden, Spiele, Tänze der Schäfer und Nymphen u. dgl. Seine Gebäude und Figuren sind ganz in antiquen Geschmacke, den er sich nach den besten Mustern, die er finden konnte, hauptsächlich aber nach Lipperts Dactyliothek gebildet hat. Die meisten seiner Gemälde sind 1 Schuh 4' breit und 1 Schuh hoch, oder ein Schuh breit, und 1 Schuh 4' hoch. — Seine artige Blätter zu dem helvetischen Kalender von 1782 werden Ihnen bekannt seyn.

Bey dieser Gelegenheit will ich Ihnen doch auch noch melden, daß der Verfasser des zweyten, dritten und vierten Theils der Mönchsbriefe, (nicht blos des dritten und vierten, wie in der Gothaischen Zeitung vor einiger Zeit stand) zwar in der Schweiz lebe, aber nicht der in der Gothaischen Zeitung angegebene Mann ist, der zwar die Zürichsche Zeitung schreibt, aber nicht die letztern drey Theile der Mönchsbriefe geschrieben hat.

Auszug eines Schreibens aus Augsburg vom 5ten Jenner 1782.

— — In dem benachbarten Bayern geht es mit der Aufklärung sehr langsam. Unter dem gemeinen Mann ist noch viel Dummheit und Aberglauben, denn vielleicht kaum die Hälfte davon kann lesen; dabey ist er höchst faul, und in schlechtem Zustande, denn nach einem dreyßigjährigen Frieden ist doch das Land verschuldet, und in fast allen Dörfern sind verlassene

Häuser. Unter den vornehmen ist viel Luxus und Luxuria und Superstitio deshalb nicht weniger. Es ist wahr, es giebt auch unter den Großen vortreffliche Leute. Die Familien Preysing und Törring zeichnen sich besonders aus. Des jungen Grafen Törring-Gernsfeld, Schauspiel Agnes Bernauerinn, kennt ganz Deutschland. Der Graf Preysing hat zwey Söhne, junge Herren von guter Hoffnung, nach Leipzig auf eine protestantische Universität gesendet, ein Beyspiel, welches unter dem Bayrischen hohen Adel vielleicht das erste ist, und wenn es Nachfolger findet, gewiß Nutzen haben kann. Das Schulwesen ist aufs elendeste bestellt. Wie schlecht die Erziehung beschaffen ist, können Sie von einem aufgeklärten bayrischen Schriftsteller selbst vernehmen, in dem Fragmente über die Erziehung in den Bayrischen Beyträgen. Die elende Hähnsche Buchstaben- und Tabellenmethode herrscht eben so wie in Oesterreich, in den niedrigen oder sogenannten Normalschulen. Gleichwohl ist zu diesen Schulen bisher ein unglaublich großer Fond ausgesetzt gewesen. Jetzt da die Schulen den Klöstern übergeben, und der bisher zu den Schulen gewidmete Fond, zu Errichtung einer Malteserkommende gewidmet worden, erfähret man glaubwürdig, daß dieser Fond sechs Millionen Gulden gewesen seyn soll. Was hatte damit nicht in einem größern Lande als Bayern ist, ausgerichtet werden können, und was ist ausgerichtet worden? Ob die Schulen dadurch möchten verbessert werden, daß sie den Klöstern übergeben worden, werden die leicht beantworten können, welche wissen, was Mönche und was Bayerische Mönche sind. Ein gutdenkender Bayer, der neulich hier war, sagte mir hierüber: Wir leben in den Zeiten Karls des Großen, in den Zeiten der Ritter und Mönche. Allenthalben findet man Mönche. Die Churfürstliche große Bibliothek in München ward neulich mit einem Mönche aus Polling besetzt, den der Prälat nach Paris und Rom reisen ließ, damit er sich zum Bibliothekar qualificiren soll. In den beyden Pfarrkirchen in München predigen jetzt Kapuziner. In der Garnisonspfarre predigt der durch die Verfolgung des unschuldigen Zaupsers, in ganz Deutschland berüchtigt gewordene Exjesuit Gruber. Was für entsetzliche Dinge dieser Mann in seinen Predigten sagt, kann sich kein Mensch vorstellen, der sie nicht gehört hat. Ich sende Ihnen anbey sub A und B zwey Auszüge aus zwo seiner Predigten, welche aus seinem Munde nachgeschrieben sind. Ich bitte Sie sehr, sie in der deutschen Bibliothek abdrucken

zu

zu lassen, damit aufgeklärte Leser in ganz Deutschland sehen, was im 18ten Jahrhunderte, und zwar in einer Stadt wie München, wo bey allen Mängeln, doch im vornehmen und Mittelstande, so manche wackere Männer, denkende Köpfe, ja ich darf sagen, auch tolerante und billige Männer sind, öffentlich gepredigt wird; damit ganz Deutschland den Geist des Verfolgens kennen lerne, der in solchen Predigten herrschet, der auf den würdigen Zaupser nur einen geringen Ausbruch hat machen können, der aber, wenn ihm von wohldenkenden Fürsten nicht gesteuret wird, ganze Länder gern mit intoleranten Grimm entflammen möchte.

Auszug aus des Exjesuiten Grubers Predigt, die er den 23sten Dec. 1781. hielt. Von dem guten Gebrauch des Zorns. *Melior est ira, quam risus.*

Der Zorn in dem Menschen gleicht dem Feuer in der Welt. „Gleichwie in der Welt Feuer nothwendig ist, so ist „auch die Anmuethung des Zorns nothwendig in dem Men„schen. Aber wohlgemerkt! Ein heiliger, rechtmäßiger, gut „angelegter Zorn. Solch ein Zorn ist nicht nur allein gut, er „ist auch die Pflicht eines jeden Christenmenschen. Diesen „Zorn soll man haben erstlich gegen fremde Sünden, dann ge„gen seine eigne. Dieser Zorn ist ein Stein, der das Pflaster „auf dem Weg des Herrn recht fest, und eben machet, dieser „Zorn ist ein guter Haushund, der gegen Räuber und Die„be, das ist, gegen fremde Sünder bellet. Diesen guten Haus„hunden sollen alle Obrigkeiten, und Richter, alle Seelsorger, „und Prediger, alle Eltern, und Vorgesetzte gleichen. Die „Obrigkeiten sollen diesen Zorn haben in Abstraffung, und Ver„hinderung öffentlicher Sünden; sie sollen hart straffen die „Werke der Finsterniße, die heimlichen, ärgerlichen, und gott„losen Zusammenkunften, und Gesellschaften. Sie sollen nicht „stume Hunde, sondern gute, bellende Haushunde seyn, wenn „die Irrlehrer, die lutherischen Kezer, und Freydenker, die „verdammten Juden und Häyden die Kirchenzucht, den Glau„ben, und die Lehre der heiligen chatolischen Kirche angreiffen, „da ist der Zorn heilig, und gerecht. Melior est ira, quam „risus. Besser ist der Zorn, als das Lachen."

„O ihr Obrigkeiten, und Richter, laßt euch doch nicht so „oft schaffen, daß ihr nicht stume Hunde seyn sollet, wenn

Häuser. Unter den vornehmen ist viel Luxus und Luxuria und Superstitio deshalb nicht weniger. Es ist wahr, es giebt auch unter den Großen vortreffliche Leute. Die Familien Preysing und Törring zeichnen sich besonders aus. Des jungen Grafen Törring-Gernsfeld, Schauspiel Agnes Bernauerinn, kennt ganz Deutschland. Der Graf Preysing hat zwey Söhne, junge Herren von guter Hoffnung, nach Leipzig auf eine protestantische Universität gesendet, ein Beyspiel, welches unter dem Bayrischen hohen Adel vielleicht das erste ist, und wenn es Nachfolger findet, gewiß Nutzen haben kann. Das Schulwesen ist aufs elendeste bestellt. Wie schlecht die Erziehung beschaffen ist, können Sie von einem aufgeklärten bayrischen Schriftsteller selbst vernehmen, in dem Fragmente über die Erziehung in den Bayrischen Beyträgen. Die elende Hähnsche Buchstaben- und Tabellenmethode herrscht eben so wie in Oesterreich, in den niedrigen oder sogenannten Normalschulen Gleichwohl ist zu diesen Schulen bisher ein unglaublich großer Fond ausgesetzt gewesen. Jetzt da die Schulen den Klöstern übergeben, und der bisher zu den Schulen gewidmete Fond, zu Errichtung einer Maltheserkommende gewidmet worden, erfähret man glaubwürdig, daß dieser Fond sechs Millionen Gulden gewesen seyn soll. Was hatte damit nicht in einem größern Lande als Bayern ist, ausgerichtet werden können, und was ist ausgerichtet worden? Ob die Schulen dadurch möchten verbessert werden, daß sie den Klöstern übergeben worden, werden die leicht beantworten können, welche wissen, was Mönche und was Bayerische Mönche sind. Ein gutdenkender Bayer, der neulich hier war, sagte mir hierüber: Wir leben in den Zeiten Karls des Großen, in den Zeiten der Ritter und Mönche. Allenthalben findet man Mönche. Die Churfürstliche große Bibliothek in München ward neulich mit einem Mönche aus Polling besetzt, den der Prälat nach Paris und Rom reisen ließ, damit er sich zum Bibliothekar qualificiren soll. In den beyden Pfarrkirchen in München predigen jetzt Kapuziner. In der Garnisonspfarre predigt der durch die Verfolgung des unschuldigen Zaupsers, so ganz Deutschland berüchtigt gewordene Exjesuit Gruber. Was für entsetzliche Dinge dieser Mann in seinen Predigten sagt, kann sich kein Mensch vorstellen, der sie nicht gehört hat. Ich sende Ihnen anbey sub A und B zwey Auszüge aus zwo seiner Predigten, welche aus seinem Munde nachgeschrieben sind. Ich bitte Sie sehr, sie in der deutschen Bibliothek abdrucken

zu

zu lassen, damit aufgeklärte Leser in ganz Deutschland sehen, was im 18ten Jahrhunderte, und zwar in einer Stadt wie München, wo bey allen Mängeln, doch im vornehmen und Mittelstande, so manche wackere Männer, denkende Köpfe, ja ich darf sagen, auch tolerante und billige Männer sind, öffentlich gepredigt wird; damit ganz Deutschland den Geist des Verfolgens kennen lerne, der in solchen Predigten herrschet, der auf den würdigen Zaupser nur einen geringen Ausbruch hat machen können, der aber, wenn ihm von wohldenkenden Fürsten nicht gesteuret wird, ganze Länder gern mit intoleranten Grimm entflammen möchte.

Auszug aus des Exjesuiten Grubers Predigt, die er den 23sten Dec. 1781. hielt. Von dem guten Gebrauch des Zorns. *Melior est ira, quam risus.*

Der Zorn in dem Menschen gleicht dem Feuer in der Welt. „Gleichwie in der Welt Feuer nothwendig ist, so ist „auch die Anmuethung des Zorns nothwendig in dem Men„schen. Aber wohlgemerkt! Ein heiliger, rechtmäßiger, gut „angelegter Zorn. Solch ein Zorn ist nicht nur allein gut, er „ist auch die Pflicht eines jeden Christenmenschen. Diesen „Zorn soll man haben erstlich gegen fremde Sünden, dann ge„gen seine eigne. Dieser Zorn ist ein Stein, der das Pflaster „auf dem Weg des Herrn recht fest, und eben machet, dieser „Zorn ist ein guter Haushund, der gegen Räuber und Die„be, das ist, gegen fremde Sünder bellet. Diesen guten Haus„hunden sollen alle Obrigkeiten, und Richter, alle Seelsorger, „und Prediger, alle Eltern, und Vorgesetzte gleichen. Die „Obrigkeiten sollen diesen Zorn haben in Abstraffung, und Ver„hinderung öffentlicher Sünden; sie sollen hart straffen die „Werke der Finsterniße, die heimlichen, ärgerlichen, und gott„losen Zusammenkunften, und Gesellschaften. Sie sollen nicht „stumme Hunde, sondern gute, bellende Haushunde seyn, wenn „die Irrlehrer, die lutherischen Kezer, und Freydenker, die „verdammten Juden und Hayden die Kirchenzucht, den Glau„ben, und die Lehre der heiligen chatolischen Kirche angreiffen, „da ist der Zorn heilig, und gerecht. Melior est ira, quam „risus. Besser ist der Zorn, als das Lachen.“

„O ihr Obrigkeiten, und Richter, laßt euch doch nicht so „oft schaffen, daß ihr nicht stumme Hunde seyn sollet, wenn

„schädliche, sittenverderbende, kezerische, lutherische, freygeisterische Bücher, wie eine Sündfluth, die Welt umschwemmen, „wenn diese Sündfluth der gottlosen, ärgernußvollen Bücher „den Stein des Glaubens aus dem Pflaster des Weges zum „Heil, und ewigen Leben losmachen. Seid keine stume Hun„de, wenn es die Kezer machen, wie die Diebe, die den Hun„den mit allerhand Lockspeisen vergeben wollen. Laßet euch „nicht einschläfern vom Trank der Freygeisterey, und laßet euch „nicht vergeben von der Lockspeise der gefährlichen, und kezeri„schen Grundsäze. Bellt, und beißet die Kezer, die Räuber „eures heiligen, alten römischchatolischen Glaubens. Melior „est ira, quam risus. Seyd keine stume Hunde, wenn die „Bücherverleger, und Verkaufer allerhand Gift ausstreuen, „wenn sie die leidige Pest der Irrlehre, und der gottlosen Frey„denkerey ausbreiten. Da sollet ihr zörnen, da sollet ihr in ei„ne heilige Wuth gerathen, da sollet ihr straffen, confiscieren, „verbrennen die Charteken und Fezen, mit denen der sündhafte „Teufel der heutigen kezerischen Welt eine so große öffentliche „Bibliothek aufrichtet, worin jedermann lesen, und über den „Glauben und die Religion spotten, und lästern darf, wie er „will. Dieser verdammte Bibliothekarius wirft alle heilige „Bücher, als da sind, die frommen Prediger, und Asceten, „die gottseligen Meditanten, und Gebettbücher aus seiner ruch„losen Bibliothek, und kauft sich dagegen arm an gottlosen „Schriften, als da sind:

„Schmähschriften über Jesuiten, und Inquisition, Pas„quille über eifrige Prediger, und heiligmäßige Ordensleute, „Spöttereien über die heilige Religion der chatolischen Kirche. „Da sollet ihr in einen heiligen Zorn gerathen. Da ist euer „Zorn wohl angelegt. Da sollet ihr euch von keinem mensch„lichen Respect, und Ansehen verführen lassen. Da sollet „ihr gute Haushunde seyn. Da soll euer Zorn ein fester Stein „des Glaubens, und ein unübersteiglicher Fels der Starkmu„thigkeit seyn.“

„Auch wir Prediger und Seelsorger sollen da einen heili„gen Zorn haben. Auch wir sollen gute Haushunde, gute „Kirchenhunde seyn, wenn die falschen Propheten, und Irr„lehrer die Kirchenzucht angreiffen wollen. Da sollen wir uns „tapfer wehren, und so lange bellen, bis wir diese gottlose Räu„berbande verjagen. Da ist es eine heilige Pflicht zu zörnen, „darein zu schlagen mit dem furchtbaren Arm unsrer geistlichen „Macht, zu beissen mit den Zähnen des festen Glaubens. Ein

„Muster

„Muster ist uns Moses, der da in Zorn gerieth, als sein Volk „um das goldne Kalb, um den Erzkezer, und Freygeist des Al„terthums, tanzte. Und giebt uns nicht selbst der sanftmü„thigste aller Menschen, Jesus Christus, ein Muster, wie sehr „man zörnen müsse, wenn falsche Wechsler, und Handelsleute, „das ist, falsche Irrlehrer, das Heiligthum der Kirche enteh„ren. Er ergriff die Geisel, und trieb im Grimm seines heili„gen Zorns die Wechsler und Kaufleuthe, die Ochsenhändler, „und Kräuterweiber aus dem Tempel, stieß die Wechselbänke „um, und warf Bänke, und Stühle unter einander.

„Wie Christus zur Ehre seines himmlischen Vaters die „Geisel des Zorns ergriff, so sollen auch wir Prediger diese „Geisel ergreiffen, und die kezerischen Lehrer, die der Jugend „gottlose Grundsätze und freygeisterischen Unglauben predigen, „von der Kanzel herabpeitschen. So sollen auch wir mit der „Geisel des Zorns bewaffnet in die Butiquen der giftigen „Kräuter, worinn allerhand ärgerliche, und gottlose Bü„cher, Fezen und Charteken, verkauft werden, eindringen, „und die Verschanzungen der Freygeister, ihre Bücher, bestür„men, die Verleger und Verkäufer scharf geiseln, die unchato„lischen, gottlosen Bücherschreiber mit dem Stein un„sers Glaubens todt werfen, und über die ganze Festung „der Freygeister unser *Anathema sis* *) schreyen und bellen. „— — —“

„Getreuer Auszug aus der Predigt, die der Exjesuit Gruber beym Schluß des 1781sten Jahrs hielt. **) Cantabo ad Deum, qui fecit mihi bene,“

*) „Diesen Fluch spricht Gruber allemal mit jenem Lächeln, und „mit jenen emporgehobenen Fingern, so, wie Sie es in der „Zeichnung sehen können, die Sie besitzen. Doch sie haben „dieses Exjesuiten so ausdrucksvolle Physiognomie selbst gesehen, „und ich freue mich, daß sie in Lavaters französischer Phy„siognomik erscheinen wird.“

**) „Die jährliche Schlußpredigt war sonst darum merkwürdig, „weil der Exjesuit Gruber allemal so sehr in hitzige Apostro„phen gerieth, daß sich sogar einmal der leibhafte Satan nicht „enthalten konnte, die schmerzhaften Wunden, die die Geisel „des Lojoliten ihm schlug, mit einem entsetzlichen Gebrüll zu „begleiten. Es ist fünf Jahre, daß sich auf die Worte: *Dia„bolus sicut Leo rugiens*: ein fürchterliches Gebrüll mitten in der Kirche

„Also, und mit den nämlichen Worten soll heut jedes nicht ganz undankbare Christenherz den Tribut der Dankbarlichkeit seinem Gott bezahlen. Also, und nicht anders soll rufen, und anstimmen das Danklied des Propheten David jeder dankbare Christ. Cantabo ad Deum, qui fecit mihi bene. Ich will singen zu Gott, der mir Guetes gethan hat. Aber merket wohl, was David darauf sang: Paratum est cor meum, Domine! paratum est cor. Mein Herz ist bereitet, o Herr! bereitet ist mein Herz. Aber wie soll es bereitet seyn? wer ist so rein an Seel und Leib, daß er aufrichtig sagen könnte: paratum est cor meum? — Ich will euch also bereitet machen durch die Anhörung des Wort Gottes, und will euch erinnern an die unzählbaren Gutthaten, die ihr dieses Jahr von Gott erhalten habet. Und deßwegen stelle ich anheut drey Fragen an euch.“

„Zum ersten frage ich euch also, wie habet ihr die Gutthaten, die euch Gott dieses Jahr erwiesen hat, verdienet? Zum zweiten frage ich euch: wie habet ihr die Gutthaten, die euch Gott dieses Jahr erwiesen hat, angewendet? Zum dritten frage ich euch: wie habt ihr die Gutthaten, die euch Gott dieses Jahr erwiesen hat, vergolten?“

„Diese wichtige Fragen an euch zu stellen fange ich an mit dem Schuz des heiligen Geists ꝛc.“

Apostrophe an die Stadt München.

§. I.

„Frage dich selbst, Stadt München! frage dich selbst: wie hast du so viele Gutthaten von dem König der Könige, von dem König der Thronen, und Herrschaften, der Seraphin, und Cherubin, wie hast du so viele Gutthaten verdienet? warum hat dich der Herr nicht mit Theurung, warum nicht mit Krieg, warum nicht mit Pestilenz heimgesuchet? Bist du nicht lasterhafter, und gottloser, als Ninive? Hast du dich etwa

„Kirche unter der zahlreichsten Versammlung des Volks erhub: „Dieses Geheul des Satans machte bey dem Volk so einen „Eindruck, daß Gruber als ein Mann bekannt wurde, der das „Arcanum hätte, durch die Kraft seines Worts den Teufel zu „stellen, und ihn mit seiner eignen Sprache zum Geständniß „zu zwingen, daß Gruber Wahrheit predige. Aber jeder unbefangene Mann sah gar wohl, daß dieses Teufelsgeheul eine Jesuitade sey.“

so bekehrt, wie Ninive? Hast du Buß gethan, wie Ninive auf die Predigt des Jonas? Wann waren die Sitten verdorbner, als jetzt? Wann war die Freyheit, zu denken, zu reden, zu schreiben, was man will, unverschämter, und ruchloser, als jezt? Wann wurde der Glauben so verfolgt, als jezt? Wann wurden heiligmäßige Leute (Jesuiten) so bedrücket, als jezt? Wann war die Jugend ausgelaßner, freydenkerischer, unkeuscher, als jezt? Wann war der Verfall des Christenthums so nahe, als jezt? — O Greuel! o Greuel der Verwüstung! wär es ein Wunder, wenn Gott die Geisel seines Ingrimms ergriffen hätte, dich zu züchtigen! wär es ein Wunder, wenn er dich allgemein züchtigte, wenn er dich scharf, und streng züchtigte, wenn er dich unerbittlich züchtigte. Wär es ein Wunder, wenn er die Felder des ganzen Landes verheeret hätte, um dich, du gottlose Stadt München, auszuhungern, wär es ein Wunder, wenn Gott Feuer vom Himmel hätte fallen lassen, um die liederlichen Winkeln der Unkeuschheit vom Grund aus zu vertilgen! Wär es ein Wunder, wenn Gott mit dem Schwert des Krieges drein geschlagen hätte, um die Sünder auf dem Schlachtfeld des Teufels zu tödten! wär es ein Wunder, wenn Gott die Luft mit Pestilenzen vergiftet hätte, um dich, die du weit lasterhafter, als Ninive, bist, zu verpesten! — Ach Gott! womit haben wir es verdienet, daß du von allen diesen Plagen keine sandtest, um uns, die wir Sünder, canes mortui, todte Hunde sind, zu züchtigen! Hat die Stadt München Etwas für dich gethan? Ach nein! **Es ist heuer für alles gesorgt worden, nur für deine Ehre nicht, mein Gott! Man hat auf alles gedenket, nur auf dich nicht, mein Gott! Man war besorgt, neue Lustbarkeiten zu erfinden, neue Verschönerungen der Stadt anzubringen, neue Einrichtungen zu machen, und ach, für dich, Herr! für dich hat man nichts, gar nichts gethan! — O du abscheulich undankbare Stadt München,** auf den, der dir so viele Gutthaten dieses Jahr erwiesen hat, der dich nicht nur nicht gestrafet hat, wie du es verdientest, sondern dich vielmehr belohnte, auf den denkest du nicht, undankbare Stadt München!"

§. II.

„Gesetzt nun, heiligmäßige Leute hätten die Strafe Gottes von dir abgewendet, und Gutthaten von Gott dir erbetten; so frage dich zum zweitenmal, wie hast du die Gutthaten angewendet? Gutthaten nenne ich da Glücksgüter, als da sind,

Vermögen, Güter der Natur, als da sind, Gesundheit, und Verstand, und Güter der Gnade, als da sind; das Wort Gottes, und die hochheiligen Sakramente. Nun, wie hast du diese angewendet? Frage dich! hast du sie zu deinem Heil, und zur Ehre Gottes angewendet? — Ach nein! Dein Vermögen hast du angewendet um unnütze, eitle, lasterhafte, und sündhafte Dinge: deine Gesundheit und Schönheit hast du angewendet, nicht um Gott zu gefallen, sondern um den eitlen Weltmenschen; und ach deinen Verstand hast du angewendet, um ein ungläubiger Freydenker zu seyn, um kezerische, sittenverderbende Bücher zu lesen, um ein Lehrer des Irrthums, und der Freygeisterei zu seyn. Und wie hast du wohl die Güter der Gnade angewendet? — Ach zu deinem ewigen Verderben! Das Wort Gottes hast du verachtet, du hast die Prediger der Wahrheit, des Glaubens, und der heiligen Religion verfolget, und die falschen Propheten, die Abgötter deines Verstandes, die frechen Freydenker, die gottlosen Lehrer der unglaubigen Kezerei, und Freygeisterei angebetet. Und von den hochheiligen Sakramenten zu reden, was soll ich da sagen? Wie selten hast du wohl die Weichlichkeit deiner Sünden mit der härenen Kutte der Buße verdecket? Und wie oft hast du den eingefleischten Gott in dein unreines, in dein sündhaftes Herz hineingegessen! Mein Gott! wie viele sind da, die gar niemal ihre Sündenlast in einen Beichtstuhl tragen, um ihn da durch eine heilige Absolution des Stadthalter Gottes abzulegen! Wie viele sind da, die gar niemal das Kott der Sünde mit dem Wasser der Beicht von ihrer schmuzigen Seele abwaschen lassen! — — —"

§. III.

„Ich frage dich nun zum drittenmalen, wie hast du die Gutthaten dieses Jahrs deinem Gott vergolten? — Ach! mit Undank! Mit Undank! Du bist gottloser geworden, als Ninive; unkeuscher, als Sodoma, und Gomorrha; freydenkerischer, und kezerischer, als Athen, und Rom. Und diese Städte sind alle zu Grund gegangen. Ninive wurde geschleifet; Sodoma, und Gomorrha wurden vom Feuer- und Schwefelregen in Asche gelegt: Athen, und Rom wurden vom Feind verheeret. Ach! was wird dich treffen, Stadt München! Mit welcher Strafruthe wird Gott deinen sündbeladenen Rücken peitschen! Er hat Theurung über dich kommen lassen, und es hat nichts geholfen; Er hat das Kriegsschwert auf dich geschlagen,

schlagen, und es hat auch nichts geholfen. Was wird wohl anders helfen müssen, als die Pestilenz? Diese Ruthe ist noch übrig, die lasterhafte Stadt München, diesen Sammelplatz der Freydenker, dieses Handlungscomtoir der Ungerechtigkeit, dieses Winkelloch der Unzucht, dieses Theatrum der teuflischen Gauklereien, zu zerstörren, und dieses wird noch geschehen, wenn anders das Gebet der frommen chatolischen Christen, und der frome Lebenswandel der heilig — — mässigen Ordensleute bei Gott noch etwas vermag. Amen.

Auszug eines Schreibens aus *** bey Basel vom vom 27 Jänner 1782.

— — — — Mit dem Anfange dieses Jahrs haben auch wir in unsern Gegenden eine gelehrte Zeitung erhalten. Es sind die Strasburgische Gelehrte- und Kunstnachrichten. Die Verfasser wollen das ihr erstes Bestreben seyn lassen, die Schriften aus dem Elsaß, der Schweiz, dem Brisgau, dem Badenschen, der Pfalz, aus Schwaben und was am Neckar liegt u. s. w. anzuzeigen. Ihr zweytes Augenmerk wird dieses seyn, die Französischen Schriften, nicht blos Brochüren, sondern auch grössere Werke, so viel möglich in ihrer Neuigkeit und Vollständigkeit dem deutschen Publico bekannt zu machen. Da es schon viele bemerkt und bedauert haben, daß wir von Holländischen, und überhaupt von Niederländischen Schriften so gar sparsame Nachrichten erhalten, so wollen die Verf. drittens es sich angelegen seyn lassen, auch diesem Mangel von ihrer Seite abzuhelfen. Endlich, was die mit den Wissenschaften verschwisterten Künste betrift, so versprechen sie zwar kein vollständiges Kunstjournal, wohl aber Anzeige der neuesten Kupferstiche und andrer Kunstsachen, die in hiesigen Gegenden aus fremden Ländern angetroffen werden, oder neu herauskommen. Hiezu wird ihnen vornehmlich die berühmte von Mechelsche Kunsthandlung zu Basel behülflich seyn, die nicht allein eine der grösten Niederlagen von den kostbarsten Kupferstichen besitzt, sondern auch alles Neue aus Frankreich, England &c. erhält. — Ich meines Orts wünsche sehr, daß die Verfasser diesem ihrem Plane treu, uns viele Recensionen, insbesondre Französischer Schriften, geben mögen. Außer den

Götting.

Götting. gel. Anzeigen liefern die übrigen nur wenige Beurtheilungen in dieser Sprache abgefaßter Bücher; theils kommen an manche Orte nicht viele, zumal von Wichtigkeit; theils sind nicht alle Gelehrte des Französischen mächtig. Aber nun die Ausführung jenes Entwurfs? Wir sind bis jetzt nur einige wenige Stücke der Straßburgischen Gelehrten- und Kunstnachrichten zu Gesichte gekommen. In diesen habe ich sehr gearbeitete Recensionen gefunden. Wenn künftig auch nur ⅔ der bekannt zu machenden Bücher mit solcher Genauigkeit und Unpartheylichkeit beurtheilt werden: so werden sich die Str. gel. und K. Nachr. vor den meisten andern gelehrten Zeitungen sehr zu ihrem Vortheil auszeichnen. Ueber die Kunstartikel kann ich nicht urtheilen; das aber will ich Ihnen noch sagen, daß das Format groß Octav, das Papier sehr gut, und sauber der Druck ist. Man sagt daß die Verfasser dieser Zeitung, die Herren Professoren Müller, Bleßig, Hermann, und Hr. Legationssekr. Salzmann in Straßburg, nebst verschiedenen Gelehrten in Basel sind.

Die Straßburger politische Zeitung, deren Daseyn vom Anfange dieses Jahrs sich datirt, ist von gar keinem Belang; zuweilen verliert sich ein gelehrter Artikel von nicht besserm Gehalte hinein. Unter den in den Rhein- Neckar- und Mayngegenden herauskommenden vielen politischen Zeitungen, raget die Manheimer wegen der sorgfältigern Wahl der Neuigkeiten, der bessern Art zu erzählen, und des reinern Deutsch über die andern weit hervor; bisweilen ist das letztere — zum Nachtheile der Gemeinverständlichkeit — überrein.

Gegen das Ende des vorigen Jahres ist zu Basel, in J. J. Thurneysens des jüngern Verlage, ein Ephemerischer Almanach der neuern Zeiten für die Liebhaber der Geschichte besonders für Jünglinge (1 Alph. 2 Bogen in 8. stark) herausgekommen. Nach der Vorrede steht der Kalender; hier nehmen berühmte Männer aus allen Classen die Stellen der Heiligen ein; und zwar stehen im Jänner die Namen berühmter Staatsmänner; im Februar — Aerzte; im März — Feldherrn; im April — Rechtsgelehrte; im May — Theologen; im Junius — Philologen und Kritiker; im Julius — Philosophen; im August — Dichter; im September — Mathematiker und Astronomen; im October — Künstler; im November — Naturforscher; im December — Historiker. Diese Bezeichnung der Tage ist eine nun so oft abgeänderte Kinderey, daß man wohl einmal

damit

damit aufhören sollte. Die zwote Columne, welche in den gewöhnlichen Kalendern mit der Witterungsprophezeyung u. dergl. angefüllt ist, hat hier eine andre Bestimmung erhalten, ist mit der kurzen Anzeige der (an jedem Monatstage geschehenen) merkwürdigsten Ereignisse, Geburten, Todesfälle, Schlachten, Wahlen, getroffenen Bündnisse, geschlossenen Frieden u. dgl. besetzt. Diese kurzen Angaben sind in dem darauf folgenden Commentar weiter erläutert, mehr beumständet rc. Ob die Wahl der merkwürdigen Begebenheiten immer die zweckmäßigste sey, ob z. Ex. die Geburts- und Sterbetage Zückert's, Ayrer's, des Dichters Michaelis, des Hrn. von Silhouette u. a. im Kalender bemerkt zu werden, und nähere Nachrichten von diesen Männern eine Stelle im Commentar verdient hätten, dieses mögen die Herrn Kunstrichter beurtheilen. Das Denkmal, welches der Verf. (Herr Prof. Seybold zu Buchsweiler) seinem ehemaligen Lehrer und Freunde, dem sel. Klotz, errichtet hat, will ich noch für Sie hersetzen. „Klotz — vom J. 1764 – 68. war kein Name eines deutschen Kunstrichters berühmter, als der Name Klotz, und mancher deutsche Schriftsteller war auf sein Urtheil so stolz, als man es vorher auf das Lob eines Gottscheds, oder als man im vorigen Jahrhunderte in Frankreich auf den Beyfall eines Chapelain gewesen war. Diesen Ruhm hatte er sich durch seine Freymüthigkeit, durch ein größtentheils richtiges kritisches Gefühl, durch Verbindung der schönen Wissenschaften mit der alten Litteratur, und durch eine schöne lat. Schreibart erworben. Allein eben dieser frühzeitige Ruhm erweckte in ihm die Einbildung, er sey schon der Mann, der er erst ganz werden sollte und konnte. Daher hörte er auf fort zu studieren, blieb auf halber Laufbahn stehen, und seine Schriften haben weniger Gründlichkeit als Blendendes, sind mehr Collectaneen, die er sich in der Walchischen Bibliothek zu Jena, und in Göttingen gemacht hatte, als durchgedachte systematische Arbeiten. Seine Gegner — entdeckten seine Blößen. In der Verzweiflung sich sobald vom Throne herabgesetzt zu sehen, erniedrigte er sich nun zur schimpfenden Classe der Kunstrichter, und würde wahrscheinlich in der Folge nichts besonders mehr geleistet haben. Er war — zuletzt in Halle — Geheimer Rath geworden, und starb am Schlusse seiner Bibl. der schönen Wissenschaften, am Schlusse des politischen Jahrs und des Zeitungsjahrgangs

jahrgangs, recht wie ein Journaliste sterben soll. Ein Beweis, daß er dazu gebohren war!" Ohe!

Oeffentlichen Nachrichten zufolge sollten die Rheinische und Baierische Beyträge zur Gelehrsamkeit mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahres in Eine periodische Schrift verschmolzen, unter der Aufschrift Pfalzbayerische Beyträge zur Gelehrsamkeit ausgegeben werden. „Die Einrichtung sollte dieselbe bleiben, doch mehr für Unterhaltung gesorgt werden." Aber nur ja nicht für die Schöndenker, Empfindler, Müßiggänger! Das würde desto schlimmer seyn. Ohnehin ist in manchen periodischen Schriften auf diese Menschenrace schon hinlänglich Bedacht genommen worden. Billig sollten die Sammler und Herausgeber der vereinigten Pfalzbayerischen Beytr. zur Gel. von nun an sichs eine wahre Angelegenheit seyn lassen, sichs zum ersten Gesetze machen, den Geschmack des Publicums nach und nach wieder auf erheblichere, würdigere Gegenstände zu lenken, den Leser wieder zur Anstrengung seines Kopfs allmälich zu gewöhnen rc. „Jährlich sollen zwölf Stücke herauskommen, jedes zu sechs Bogen." In den bisherigen Jahrgängen der Rhein. Beyträge ist eine sonderbare Art von (Un) Rechtschreibung angenommen worden; Finsternise, Gleichnise, Hindernise, Käntnise, Geheimnise, Bedürfnise, Bedingnise, Aeuserungen, Fleise, last, Muse (anstatt laßt, Muße;*) in den Aufsätzen einiger Verfasser lieset man auch Hausvatter, Vätter, Rucksicht, Einruckung, Kaffeehäfelgen u. dgl. m. was man sonst unter die Sprachfehler zählen will. Wir wollen wünschen, daß in die combinierten Pfalzbayerischen Beyträge die alte, ehrliche Orthographie wieder möge eingeführt werden. Wer, sich auszuzeichnen, der Krücken der Skoliographie bedarf, der — —

Man will mich versichern, daß die monumenta *Boica* fortgesetzt werden sollen. Jedem Kenner der gründlichen Geschichtkunde muß dieses überaus angenehm seyn.

Im vorigen Jahr erschien (ohne Benennung des Druckorts, aber) zu Straßburg eine Apologie der Militarakademie in Stuttgard; unter dem Titel Beantwortung des im D. Museum befindlichen Aufsatzes die Militarakademie betreffend. Der V. ist ein Doctor der Medicin, Immanuel

*) Im ersten Jahre ist durchgehends last, bißt geschrieben worden, was Jeder Andre ist, bißt geschrieben hat, und noch schreibt.

manuel Elwert, der seine in der Stuttgarter Akademie angefangene Studien gegenwärtig in Straßburg fortgesetzt. —

Auszug eines Schreibens aus Frankfurt am Mayn vom 15ten Hornungs, 1782.

Ich weiß nicht, ob Ewr — die Hessen-Darmstädtischen Staats- und Adreßkalender bekannt sind, von welchen der erste, wenn ich mich nicht betrüge, 1779 herausgekommen ist. Sie zeichnen sich vor andern, mir wenigstens zu Gesichte gekommenen Staats- und Adreßkalendern dadurch, und ich glaube sehr zu ihrem Vortheil' aus, daß zu End' eines jeden auf etlichen Bogen Beschreibungen der hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten in der Hauptstadt und dem Lande, und Nachrichten von dem Leben, den Schicksalen und Arbeiten Verstorbener im Lande gebohrner, oder naturalisirter, verdienstvoller Gelehrten, Geistlichen, Künstler ꝛc. mitgetheilt werden. Selbst noch lebender geschickter Professionisten wird darin mit Ruhme gedacht. Ewr — werden mit mir wünschen, daß allenthalben Staats- und Adreßkalender ad modum der Hessen-Darmstädtischen eingerichtet erscheinen möchten. Immer trägt dieses zur Kenntniß eines Landes Einiges bey, und muntert die Landeskinder, oder eingebürgerten Fremden auf, in irgend einem Fache sich hervorzuthun. Der Mittel, Berufstreue, Betriebsamkeit, Fleiß, Erfindsamkeit anzuregen, zu erhalten und zu stärken, können nicht zu viele angewendet werden. Im dießjährigen Hessen-Darmstädtischen Staats- und Adreßkalender werden zuerst (unter den Zusätzen zu den vorigen Jahrgängen) zween inländische Künstler angeführt. Hierauf wird auf 6½ Seiten eine Nachricht von des Hrn. Diakonus Arnoldi (zu Großlinden bey Giessen) Schule für Taubstumme geliefert; einer Anstalt, die noch immer nicht so bekannt ist, geschätzt und genutzt wird, als sie verdiente, ohngeachtet sie schon seit mehreren Jahren von dem glücklichsten Erfolge begleitet gewesen, und bereits 1777 durch eine wohlgeschriebene Abhandlung dem Publico angekündet worden. Es folgt auf drey Blättern Etwas über den 1777 verstorbenen Landprediger Heusinger zu Großzimmern, einen Mann, der zwar keine Zeile drucken lassen, aber in seiner 17jährigen Amtsführung die nachahmungswürdigste Treue und Klugheit bewiesen

sen hat. Der ausführlichste und für mich wenigstens anziehendste Aufsatz ist der über den berufenen Joh. Conr. Dippel; — der auch, gewiß mit allem Recht und zum Vergnügen vieler Leser besonders abgedruckt worden ist, unter der Aufschrift:

Leben und Meynungen Johann Dippels, von H. W. H(ofmann). Darmstadt, 1782 (bey Krämer). 36 Seiten in kl. 8. sehr compreß gedruckt.

Ewr — werden wissen, daß Hr. D. Ackermann in der letzten Michalismesse im Jacobäerschen Verlage zu Leipzig eine Lebensbeschreibung J. C. Dippels (auf 118 Seiten in Octav) herausgegeben hat. Ich habe sie mit der Hofmannischen zusammengehalten; was ich hiebey bemerkt habe, will ich Ewr — sagen.

Beyde sind nicht unparteiisch genug; insbesondere aber Hr. D. Ackermann. Eben dieser hat bey weiten nicht alle Schriften Dippels gelesen, sondern meistens auf die Lesung der Vorreden sich beschränkt. Hr. Hofmann hingegen versichert nicht nur, daß er Dippels sämmtliche Schriften durchgelesen habe, sondern der Augenschein zeigt es auch, daß dieses wirklich geschehen sey.

Hr. Hofmann giebt einen kurzen Auszug des ganzen Dippelschen Systems; Hr. Ackermann nicht; er, der gleichwohl ein Arzt ist, breitet sich ungleich mehr über D's theologische Beschäftigungen, Arbeiten, Meynungen, Einflüsse, Wirksamkeit aus, als über seine medicinischen Beschäftigungen, Gedanken, Verdienste.

Beyde haben kein genaues, nach den Jahren geordnetes Verzeichniß der Schriften Dippels geliefert. Hr. Hofmann kann sich damit entschuldigen, daß seine Arbeit für den Hessen-Darmstädtischen Staats und Adreßkalender eigentlich bestimmt — möglichst kurz habe gefaßt werden müssen. Bey Hrn. D. Ackermann fällt dieser Grund weg. Besonders hat es mich gewundert, daß er der D. Schrift Ein Hirt und Eine Heerde, und einer andern Fatum Fatuum mit keiner Sylbe gedacht hat.

Hr. D. Ackermann erzählt einige Facta, die Hr. Hofmann nicht gemeldet hat; dieser berichtet wieder etliche, die jener übergangen; Eins und das andre mangelt in beyden. Im Ganzen aber ist die Ackermannsche Lebensbeschreibung ärmer an Thatsachen, als an Reflexionen (die doch mehr als Ein Leser selbst machen kann) Declamationen gegen Religionshaß, Unduldsamkeit, Verfolgungsgeist, die sich vor denen gar nicht auszeichnen, die man so oft bereits gelesen hat.

Hr. D. Ackermann dreht oft allzugroße Perioden; setzt zuweilen unreimliche, unverbindbare Ideen und Wörter zusammen (so S. 116 „Dippel hat niemals auch in den verwickeltsten Lagen falsche kriechende Wege gewählt"); bedient sich nicht selten gewisser geweihter Worte und Formeln, die allerdings vielen, vornämlich im Vogtland, und in Mecklenburg gefallen mögen, dem bessern Theile des lesenden Publikums aber mißfallen, und von guten Schriftstellern nie gebraucht werden, so z. E. S. 116 „das (von Dippeln verfertigte) L. „O Jesu siehe drein rc. zeigt von dem härtesten Kampf sei„ner Seele auf dem Weg des Friedens mit der Macht der „Finsterniß". Hr. Hofmann's Schrift ist von diesen Flecken rein; völlige Correction mangelt freylich auch ihr.

Vorläufig kann ich Ewr. — melden, daß Hr. Hofmann seit dem Abdruck seiner Biographie mittelst einer mit etlichen Männern in Hessen eigens von ihm aufgerichteten Correspondenz, Manches nicht uninteressante, Dippeln betreffend, erfahren habe. Er wird im nächsten St. und Adreßkalender Verschiedenes davon, unter andern einen bisher noch ungedruckten Briefwechsel Dippels mit einem seiner Landsleute, bekannt machen. Vielleicht entschließt er sich dann in etlichen Jahren eine vollständige Schrift über den berufenen Mann auszuarbeiten und drucken zu lassen, wozu er, denk' ich, alle Aufmunterung verdient. Zur genauen Würdigung seiner medicinischen Eigenthümlichkeiten wird die Beyhülfe eines einsichtsvollen Arztes erforderlich seyn.

Auszug eines Briefs aus Schwaben, vom 28 Febr. 1782.

Der gelehrte Bibliothekar im Kl. Weingarten arbeitet schon lange an einem kritischen Verzeichnisse der dasigen Handschriften. Da diese sehr zahlreich und schätzbar sind, und von einer

einer geschickten Hand bearbeitet werden, so wird die Herausgabe dieses Werks, welche nächstens erfolgen soll, vieles Licht auf unsre ältere Gelehrtengeschichte werfen. Möchten doch mehrere Klöster diesem rühmlichen Beyspiele folgen: so würde das mißkannte Mittelalter eine verdiente Ehrenrettung, und Deutschland die wichtigsten Beyträge zur Geschichte seiner Litteratur erhalten. In S. Gallen, dem für die Gelehrsamkeit merkwürdigsten deutschen Kloster, hatte P. Pius schon vor zwanzig Jahren ein Verzeichniß der dasigen Handschriften fertig liegen; es ist aber noch immer ungedruckt, ohngeachtet von Zeit zu Zeit Hoffnung zur Herausgabe gemacht worden. Es besitzen auch wirklich einige Klöster Abschriften davon; allein ohne Erlaubniß der Obern darf an eine allgemeine Bekanntmachung desselben nicht gedacht werden.

Herr Prof. Werthes in Stuttgard arbeitet an einem Werke von den Verdiensten der Italiäner um die Geschichtskunde. Es soll zu Ende des jetztlaufenden Jahres erscheinen.

Hr. P. Goeze in Hamburg hat an den Magistrat zu Nürnberg geschrieben, um sich über eine wirklich recht vernünftige Recension seines Tractats wider die Weberische Ausgabe der Augspurgischen Konfession, in den dortigen gelehrten Zeitungen No. 83. v. J. zu beschweren. Sein Aufsatz ist in seiner gewöhnlichen beißigen und theologisch-pöbelhaften Schreibart abgefasset. Er nennt den Recensenten einen Gotteslästerer, eine Schmeisfliege u. s. w. Es verdient ein solches Inquisitormäßiges Verfahren öffentlich in seiner ganzen Schändlichkeit vorgestellt zu werden. Hr. Goeze, der ehe man sichs versiehet, und so oft es ihm gefällt, jeden Menschen zänkisch anfällt, der jeden Gegner aufs hämischste beurtheilt, der zeitlich und ewig jeden verdammet, den er zu verdammen Lust hat, will nicht leiden, daß man ihm widerspreche, suchet die Civilobrigkeit aufzuhetzen, daß sie diejenigen, welche über ihn eben so frey, obgleich nicht so hämisch, wie er über andere, urtheilen, zum Schweigen bringen solle. Ich sage dem Nürnberger Recensenten von ganzen Herzen nach: Gott bewahre uns vor solchen Zeloten! Und ich setze hinzu: Gott bewahre uns für solchen schändlichen Inquisitoren, welche die Freyheit zu denken, durch den weltlichen Arm unterdrücken wollen!

Auszug eines Briefes aus Augspurg, vom 7. März 1782.

— — In Wien ist jetzt alles wegen der neuen Verbesserungen in größter Gährung. Gott sey gelobt, der dem Kaiser ins Herz gegeben hat, Toleranz und Freyheit zu denken in seinen Staaten beschützen zu wollen, und dadurch diese Gährung zu veranlassen. Daß dieselbe gewiß künftig eine wohlthätige Wirkung haben wird, ist kein Zweifel. Denn bisher war in Wien eine sehr eingeschränkte Freyheit zu denken, bey so vieler Möncherey, Aberglauben u. Scheingottesdienst, womit doch eine sehr üppige und wollüstige Lebensart vergesellschaftet war. Nur freylich auf einmal kann nicht alles geschehen, u. die welche so laut ausposaunen, als ob schon alles in Kurzen ganz unverbesserlich geworden wäre, schaden mehr als sie denken. Ich muste lächeln, als ich neulich in einem Wienerischen gedruckten Blättchen las: „Es sey dort in einem Monate mehr „geschehen, als in andern Ländern in einem Jahrhunderte.“ Ich dachte im Stillen bey mir, wenn es wirklich so wäre, so wäre es nicht gut. Der Natur der Dinge nach, kann in wenigen Monaten das nicht geschehen, wozu eigentlich ein Jahrhundert gehöret. Religion, Sitten, Kenntnisse, Denkungskraft einer großen Stadt (und noch weniger eines großen Landes) lassen sich nicht in einigen Monaten umbilden. Indessen ist die Zuversicht mit der man die Verbesserungen anfängt, sehr zu loben, und wenn man dabey beharrt, kann sie herrliche Früchte tragen.

Toleranz ist jetzt das Stichwort in Wien. Davon redet alt und jung, davon schreibt alt und jung, Priester und Layen, Weltgeistliche und Mönche. Daß die Schriftsteller sich hierbey oft nicht recht benehmen, davon habe ich Ihnen schon in meinem Schreiben vom 6. December v. J. *) an einen österreichischen Pfarrer, der wohl gar ein Probst seyn mag, ein Beyspiel gegeben. Jetzt sind wieder zwey merkwürdige Schriften herausgekommen, von denen man etwas ähnliches sagen muß. 1) Eine Exercitatio theologico-politica über die Toleranz, von Bartholotti, vom Orden des H. Pauli ersten Einsiedler und Beysitzer der Büchercensurkommission. Sie zeigt, wie weit die Toleranz in Wien gehet, seitdem sie der Monarch begünstiget; aber auch daß die Schriftsteller die ächten Gründe und Gränzen derselben nicht recht zu bestimmen wissen.

*) S. Allg. d. Bibl. XLVIII. Bandes 2s St. S. 607.

2) Die erste Vorlesung des Hrn. von Sonnenfels im heutigen Schuljahre. Sie wissen, daß dieser Schriftsteller, dem Oesterreich viel zu danken hat, weil er der erste war, der es aus trägem Schlummer weckte, allenthalben gern schimmern will, und oft Flittergold statt ächten Schmucks giebt. Diese Rede ist abermals ein Beweis davon. Dem Panegyrikus auf den Monarchen, den dessen edle Absichten verdienen, unterschreibe ich von Herzen, sonst sind in dieser Rede viel Worte und schöne Worte, nicht allemal der Sache angemessene Worte. Ein großes Ideal ist zu loben, wenn man es sich zu erreichen bestrebt, und Zuversicht faßt, es zu erreichen. Aber es aufzustellen, als ob es erreicht worden sey? — Die wohlthätige Gährung, die in Wien über die Rechte der Menschheit in Glaubenssachen zu herrschen anfängt, ist unschätzbar, aber es ist noch Gährung. Ein Strom, dem man eine andere Richtung geben will, läuft gemeiniglich, anfänglich rechts und links aus dem neuen Bette, das man ihm anzuweisen vermeynt. Es kommt einem weisen Werkmeister zu, ihn nach und nach wieder in dasselbe zu leiten. Mir fällt nur ein Exempel bey, woraus erhellet, daß die Materie von der Toleranz in Wien noch nicht genugsam erörtert ist. Ein Freund aus Wien schrieb mir neulich mit großem Wohlgefallen, es sey der Vorschlag, daß die Hussiten, die in Böhmen in größerer Anzahl zum Vorschein kommen, als man geglaubt hat, sich entweder zum augspurgischen oder helvetischen Glaubensbekänntnisse bekennen, alsdenn tolerirt werden sollen. Ich muß gestehen, daß ich mich hierinn nicht finden kann. Es kann wohl seyn, daß lokale Umstände zu einer solchen Anordnung Anlaß geben können: in solchem Falle will ich nicht darüber urtheilen. Aber Menschen zu befehlen, daß sie entweder ein Glaubensbekenntniß annehmen, oder der Toleranz verlustig seyn sollen, ist ein Schritt, der mit dem Sinne einer ächten Toleranz nicht bestehen kann. Wie sollen arme böhm. Bauern unter zwey Glaubensbekänntnissen wählen, die sie nicht kennen? Wer soll sie ihnen auslegen, da die armen Leute noch nicht einmal einen Prediger haben, der sie von ihrem eigenen Glaubensbekenntnisse belehren kann? Und wenn sie nun diese Glaubensbekenntnisse kennten, würden sie die sehr außerwesentlichen dogmatischen Meynungen, worüber sich die Protestanten im sechszehnten Jahrhunderte unglücklicher Weise trennten, wohl verstehen? Warum sollten sich diese Leute, wenn sie z. B. das Abendmahl unter beyderley Gestalt verlangen, erst erklären müssen, ob sie es als eine kräftige Gegenwart oder als ein Zeichen ansehen wollen, ehe man es ihnen erlaubt? Warum

um sollten sie sich erst in augspurgisch und helvetisch trennen müssen, ehe sie Toleranz verdienten? eine Trennung, die unmöglich ohne Gezänk und Haß abgehen konnte. Die wahren Grundsätze der Toleranz erfordern, daß jeder, der ein ehrlicher Mann und guter Bürger ist, jeder, der nicht wider die Gesetze des Staats handelt, Gott nach seiner Weise ungestört dienen dürfe. So ist die Toleranz in den Preußischen Staaten und in Holland. —

Auch muß ich bey dieser Gelegenheit melden, daß das Toleranzgeld der Juden, von welchem man erst sagte, daß es aufgehoben sey, noch fortgegeben werden muß.

In Verbesserung der Studien ist man in Wien wirklich geschäftig, obgleich der allgemeine Plan, den man zu befolgen gedenkt, noch nicht bekannt, vielleicht auch noch nicht gänzlich bestimmt ist. Man hat indessen bey den Universitäten Veränderungen gemacht. Die Universität Freyburg in Breisgau bleibt, doch soll in ihrer innern Einrichtung verschiedenes verändert werden, welches auch nöthig seyn möchte. Die Universitäten Inspruck, Grätz und Brünn werden in Lyceen verwandelt, und bekommen jede vier Professoren der Theologie, zwey der Philosophie, einen der Medicin, und zwey der Rechte. Linz, Laybach und Klagenfurth sollen bloße Gymnasien *) werden. Es wäre wohl zu wünschen, daß bey dieser Veränderung die Theologie, von welcher bisher auf den katholischen Universitäten die Philosophie unverantwortlich ist unterdrückt worden, mehr in die Priesterhäuser und theologischen Seminarien verwiesen würde, wohin sie gehöret. Aber die vier Lehrer der Theologie gegen zwey der Philosophie, zumal bey noch ganz jungen Studenten, sehen bedenklich aus. Wie? Sollen so viele mehr zu eigentlichen Theologen schon in den Lyceen erzogen werden? Oder braucht man zur Aufklärung wirklich mehr Theologie als Philosophie? Wer den Zustand der Gelehrsamkeit in katholischen Ländern, und besonders in Oesterreich kennt, muß finden, daß die Beförderung einer gesunden Philosophie der Anfang der Verbesserung seyn müßte. Sie allein kann nur die freymüthige Denkungsart hervorbringen, durch die eine Nation aufgeklärt werden kann, die Aufklärung so nöthig hat. Bisher war die ganze Erziehungsart,

*) Es pflegen nämlich in den katholischen Ländern, die höheren Schulen, Lyceen, und die niedern Gymnasien genennet zu werden. Bey den Protestanten ist die Bedeutung dieser Benennungen gerade umgekehrt.

art, die ganze Studierungsart recht sorgfältig eingerichtet, die Denkungskraft zu unterdrücken. — Frühe und meist äußerliche Religionsübungen, Buchstaben- und Tabellenmethode, vom Buchstabieren bis in die Wissenschaften hinein! Dieß bereitet gewiß nicht zum Denken vor!

Indessen wird auch für die Verbesserung der theologischen Lehrart gesorgt. Es ist, wie man mir schreibt, ein Entwurf zur Einrichtung theologischer Schulen in den kays. kön. Erblanden heraus, den ich noch nicht gesehen habe. Da aber der Prälat von Braunau, Hr. Rautenstrauch *) der Verfasser ist, so verspreche ich mir sehr viel davon. In der That erwarte ich von diesem einsichtsvollen und toleranten Gottesgelehrten, und von dem berühmten Störk, die vorzüglichsten Rathschläge zur Beförderung der Wissenschaften. Verschiedene andere, die dabey gebraucht werden, mögen allen guten Willen, aber vielleicht nicht alle zu einem so wichtigen Werke gehörige Einsichten haben.

Ich weiß aber nicht, ob ich es billigen soll, daß man schon von oben bey den Universitäten zu bessern anfängt, ehe man die Normalschulen verbessert, welche doch zum Besten des Volkes, als des schäzbarsten Theils der Nation, eine Verbesserung, oder vielmehr eine gänzliche Umänderung nöthig hätten. Der Prälat von Felbiger, der diese Schulen in der That nach seinem besten Wissen und Gewissen, so weit die pädagogischen Einsichten zu seiner Zeit giengen, eingerichtet, und wenigstens eine äußerliche mechanische Ordnung hineingebracht hat, ist nach seiner Probstey Presburg gegangen. Hr. Socher ist zwar noch da, aber, ob er gleich sonst ein ganz guter Mann ist, zur Oberdirektion nicht wohl geschickt. So liegen die untern Schulen, welche doch meines Erachtens die wichtigsten sind, noch ganz verwaiset. Man höret noch nichts davon, als daß neulich in den Zeitungen geschrieben ward: der Kaiser wolle bey jedem Regimente eine Schule errichten lassen, um gute Unterofficiers zu bilden, woran es der Armee fehle.

*) Es muß dieser würdige Prälat und große Gelehrter ja nicht mit dem Scribler in Wien verwechselt werden, der gleichen Namen führt. Der leztere ist der, welcher einmal mit Hrn. Riedeln einen Streit hatte, und der bey der ersten Ertheilung der Preßfreyheit, wider die Stubenmädchen in Wien schrieb, und nun auch wider den Pabst kürzlich geschrieben hat.

Mit der Censur geht es immer noch ziemlich auf dem vorigen Fuß. Ich bleibe dabey, so lange noch ein Censur-Kollegium da ist, ohne dessen Erlaubniß niemand ein Buch lesen darf, so muß es nothwendig mit der Aufklärung sehr langsam hergehen. Und vollends, so lange das Kollegium wenigstens nicht nach allgemeinen Grundsätzen die Erlaubniß Bücher zu lesen ertheilen, sondern über jedes Buch, vom dicksten Folianten bis auf die unbedeutendste Scharteke, Gericht halten will, so müßte ein solches Kollegium aus mehr als tausend Personen bestehen, wenn nur Zeit da seyn sollte, alle Bücher zu lesen. Seit dem Tode der Höchstsel. Kayserinn bis zu Ende 1781, sind 826 Bücher erlaubt worden. Dieß ist an sich zwar viel; aber gegen die unsägliche Menge der verbotenen Bücher so viel als gar nichts. Und welche unbeträchtliche Bücher unter den erlaubten 826 sind, die doch aber einzeln durchgelesen, darüber referirt und sodann erlaubt worden! Ich setze Ihnen hier zum Beyspiel eine Consignation her, wie sie pflegt bekannt gemacht zu werden, wenn eine Parthie Bücher aus der Censur kommen.

Consignation

derer vorhin verbotenen, nunmehr freygelassenen Bücher.

Histoire interessante ou relation des guerres du Nord et de Hongrie au commencement de ce siecle, 2 parties a Hambourg. 1756. 8.

Annales rerum Anglicarum Henrico VIII. Eduardo VI. et Maria regnantibus 1616, Fol.

Sympathien — as soul aproaches Soul. 1756. 8.

Gedichte (neue) vom Verfasser des Frühlings. Berlin, 1758. 12.

Breviarium continens initia eruditionis; oder A. B. C. der Gelehrsamkeit zum Nutzen der Trivialschulen. Leipzig und Magdeburg. 1712. 8.

Prophezeyung (merkwürdige) von dem jetzigen Zustande der vornehmsten Europäischen Staaten. 2 Theile. Cölln am Rhein. 1759 und 60. 4.

Discours historiques et politiques sur Salluste par feu Mr. Gordon. 1759. 8.

Prophezeyungen. 8.

Harduini (Ioan. S. I.) opera selecta. Amstelod. 1709. fol.
Histoire de la decadence de France prouvée par sa conduite. a Cologne 1687. 12.
Beyträge (Carlsruher). 3 Stücke. Frankf. am Mayn. 1760. 8.
Relation des Hrn. Grafen von Tottleben wegen der am 9 Oct. 1760. glücklich erfolgten Eroberung der K. Preußischen Residenzstadt Berlin, nach einer 7tägigen Belagerung. 1761. 4.
Supplement aux memoires pour servir à l'histoire de notre tems par raport aux affaires des Peres Iesuites de Portugal. Recueillie par M. D. V. Francof. et Lips. 1761. 8.
Observation sur la conduite du Ministre du Portugal dans les affaires des Iesuites, Traduction d'un ecrit Italien à Avignon. 1761. 8.
Friedensbothe (aufgefangener) oder vertraute Briefe über das damalige Friedenswerk. Augsburg. 1761. 4.
Altermanns Anleitung zur allgemeinen zeitlichen Glückseligkeit, oder Beweis, daß es nur lediglich in den natürlichen Kräften und der freyen Willkühr eines unumschränkten Regenten bestehe, solche Maaßregeln zu treffen; daß nicht ein einziger Nothleidender anzutreffen seyn möge. Frankfurt 1761. 8.
Ecole du Gentilhomme ou Entretien de feu Mr. le Chevalier de Paoli le Comte son Neveu sur par l'auteur du Testament politique du Card. Alberoni a la Haye. 1761. 8.
Iniquités (les) decouvertes, ou recueil des Pieces, qui ont paru du Procés de Damien Londres. 1760. 8.
Oeuvres de Clement Marot augmentés tant de diverses Poësies veritables que de celles, qu'on lui a faussement attribués 6 Tom. a la Haye. 1731. 12.
Bücher (die) Laudon beschrieben von Rabi Ascher Lux in Prag. Brünn 1762. 8.
Franzosen (die) so wie sind geschildert von XX. Konstantinopel 1761. 4.
Geschichte (allgemeine) der bekannten Staaten vor ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten, aus sichern Schriften verfasset. 5ter Theil, welcher den Anfang der Geschichte von Frankreich enthält; oder der Französischen Geschichte erster Band. Heilbronn, 1762. 8.
Ministerschule (die) oder Schreiben eines alten Edelmanns an einen jungen Minister, als ein Anfang zu dem Moserischen Herrn und Diener. Freystadt, 1762. 8.
Nachricht (ausführliche und kritische) von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeiten. 5 Stücke. Lindau, Frankf. und Leipzig. 1763 und 64. 8.

Opere

Opere (tutte le) del Berni in terfa Rima. 1746. 8.
Gedanken (zufällige) über das Merkwürdige des gegenwärtigen Krieges. 3 Stücke. 1762. 8.
Erweiterungen der Erkänntniß des Vergnügens. 35 Stücke. Frankf. und Leipzig. 1755. 8.
Histoire de Gustave Adolphe Roi de Suede composée sur tout ce, qui a paru de plus curieux et principalement sur les memoires de Mr. Arckenholz par Mr. D. M. 4. Tom. Amst. 1764. 8. et 4.
Vita D. Martini Lutheri et Successuum Evangelicae Reformationis historia, studio M. Christ. Iuncker. Francf. et Lipsiae. 1699. 8.
Clement (David) les cinq années Litteraires des années 1748. 49. 50. 51. 52. 4. a la Haye. 1754. 8.
Lettres de deux Amans qui ne se sont jamais vu. 4 Tom. 1779. 8.
Religio nova christiana continens universam Theologiam novae Ecclesiae ab Emanuele Schwedenborg. Amst. 1771. 8.
Böhms (Jac.) des von Gott erleuchteten Schusters theosophische Schriften, nebst unterschiedlichen Judiciis vornehmer Leute. Amsterdam, 1769. 8.

Sollte man wohl glauben, daß in der Welt noch jemand nach einigen Scharteken, die hier verzeichnet sind, fragen, und muß man nicht die Wiener Censoren bedauren, die ihre Zeit verderben müssen, solch Zeug zu lesen, und darüber zu referiren!

Indessen sind auch sehr nützliche und wichtige Schriften erlaubt worden, ich will Ihnen hier aus einigen Consignationen die merkwürdigsten ausziehen.

Mendelssohn, Moses, an Hrn. Lavater. 8. Berlin und Stettin. 1770.
Antwort an den Hrn. Moses Mendelssohn, von Lavater. 8. Berlin und Stettin. 1770.
Iselin, Isaak, vermischte Schriften. 8. Zürch, 1770.
Briefe über das Mönchswesen. 8. 1771.
Schirach, G. B. Biographie der Deutschen. gr. 8. Halle 1771.
Abbts vermischte Schriften. 8. Berlin und Stettin. 1771.
Kirchenvereinigung (von der), ein Bedenken des Hrn. Abbe Jerusalem. 8. 1772.

Schröckh, Joh. Matth., Kirchengeschichte, 1r Th., zweyte verbesserte Ausgabe. 8. Leipzig, 1772. item 2r, 3r Theil *) 2 Bände.

Briefe des Pfarrers zu *** an den neuen Pastor **, aus dem Franz. 12. 1773.

Leibniz, Gottfr. Wilh. philosophische Werke nach Raspens Sammlung aus dem Franz. übers. mit Anmerkungen und Zusätzen von J. H. Ulrich, 2 Bände. 8. Halle, 1780.

Basedow, Joh. Bernh. theoretisches System der gesunden Vernunft, ein akademisches Lehrbuch. 8. Altona. 1765.

Die Sittenlehre oder Erzählung philosophischer Gespräche, welche die Natur und Tugend betreffen, aus dem Englischen des Grafen Schaftesburi. 8. Berlin, 1745.

Anti-machiavel mit historischen und politischen Anmerkungen durch Ludw. Heß, 3te Auflage. 8. Hamburg.

Iselin, über die Geschichte der Menschheit, 2 Bände in 8. Zürch, 1768.

Curas, Hilmar, Einleitung zur Universalhistorie. 8. 1760.
—, — Ebend. die von Schröckh umgearbeitete Auflage. 8. Berlin und Stettin. 1774.

Kreuz, Fried. Karl, Oden und andere Gedichte. 2 Bände. 8. Frankfurt, 1769.

Meiers, Georg Fr. Gedanken von dem Zustand der Seele nach dem Tode. 8. Halle, 1749.

Histoire de la Religion des Eglises Reformées par Mr. Basnage. 5 Tomes. 8. Rotterd. 1721.

Lessings G. E. Schriften. 3 Th. 12. Berlin. 1754.

Seckendorf. V. L. Commentarius Apologeticus de Lutheranismo sive de Reformatione Religionis D. Mart. Lutheri. 4. Frankf. et Lips. 1688.
—, — — Fol. 1692.

Memoires pour servir à l'Histoire de Brandenbourg contenant la vie et l'Histoire de Fr. Guillaume Roi de Prusse 3 Tomes. 8. 1758.

So

*) Hier ist ein Beweis, wie man in der Censur mechanisch zu Werke geht, und wie weit man in der Kenntniß der neuen Litteratur zurück ist. Es sind erst die drey ersten Theile dieses Werks daselbst bekannt, und zur Censur präsentirt worden; folglich kennt man die folgenden Theile noch nicht, und erlaubt sie nicht?

So herzlich es jeden Menschenfreund freuen muß, daß der wichtige Schritt geschehen, diese Bücher zu erlauben; so ernsthafte Betrachtungen müssen durchs Herz gehen, darüber, daß in so großen Ländern, diese Bücher bis jetzt noch verboten, das heißt unbekannt gewesen sind. Die Schriftsteller in Wien, welche so gern von den Gedanken ausgehen, daß es nur eine Wenigkeit koste, um daselbst Toleranz, Freyheit zu denken, und Litteratur auf den höchsten Gipfel zu bringen, möchten doch zurückschauen und bedenken, daß sie in einem Lande leben, wo **Leibnitzens, Lessings, Mendelsohns, Iselins, Abbts, Schröckhs und Friedrichs des Großen** Schriften noch bis gestern zu lesen verboten waren! Es wird also wirklich viel Anstrengung kosten, wenn sie dem übrigen Deutschlande nacheilen wollen; aber gesegnet seyn die Oesterreichischen Patrioten, welche mit Zuversicht und Muth keine Zeit versäumen, und sich in die ehrenvolle Laufbahn wagen.

Auch die allgemeine deutsche Bibliothek hat endlich, nach vielen Bedenklichkeiten, in Wien eine Art von Erlaubniß gelesen zu werden. Ich sage, eine Art von Erlaubniß; denn sie ist *Continuantibus* erlaubt worden. Dieses ängstliche *Continuantibus* bedeutet, daß den wenigen Personen, denen die vorigen Theile erlaubt waren, nun auch vergönnt wird, die ihnen seit dem 33sten Bande versagten folgenden Theile kommen zu lassen. Andere Personen aber sind von Lesung derselben gänzlich ausgeschlossen. Nach den Censurregeln, welche bald nach dem Regierungsantritt Sr. Majestät des Kaysers öffentlich bekannt gemacht wurden, sollten nicht allein alle Journale erlaubt seyn, sondern es war auch darinn ausdrücklich festgesetzt: daß die wunderlichen Erlaubnisse ad Schedulam und Continuantibus ganz aufgehoben seyn, und ein Buch, das einmal erlaubt ist, ganz erlaubt seyn solle. Indessen scheint es mir, daß man jetzt in mehrern Fällen von diesen Regeln abgehe. Was man bey der allgemeinen deutschen Bibliothek dazu für Ursach habe, weiß ich nicht. Es ist in der That sonderbar, daß die merkwürdige Prophezeihungen von dem jetzigen (nämlich 1759 und 1760) Zustande der Europäischen Staaten, Schwedenborgs neue Religion, und des von Gott erleuchteten Schusters Schriften, bey jetziger veränderten Denkungsart in Wien doch eine uneingeschränktere Erlaubniß gelesen zu werden erhalten, als die allgemeine deutsche Bibliothek. Oder denkt man etwan, nur diejenigen, welche vom Anfange an, durch die deut-

sche

sche Bibl. gestärkt worden, wären stark genug, sie ferner zu lesen, die andern aber wären allzuzärtlich. Es thut mir wirklich leid, daß auch noch jetzt die Censoren in Wien, durch ihre Einschränkungen zu erkennen geben, daß sie den lesenden Theil der Einwohner der Kayserl. Erblande für schwächer halten, als die übrigen Bewohner Deutschlandes. Mir kommen dergleichen sorgsame Censoren vor, wie eine Henne, welche junge Enten ausgebrütet hat. Die Entchen gehen gerade ins Wasser, und nun läufet die ängstliche Pflegemutter am Ufer hin und her, und meynt jeden Augenblick, sie werden ertrinken. Sie merkt nicht, daß die Natur den jungen lebhaften Thieren Kräfte verliehen hat, die ihr selbst fehlen. —

* * *

Unvorhergesehene Hinderungen, und die Bemühung, der von mir angekündigten Encyklopädie die mir möglichste Vollkommenheit zu geben, haben verursacht, daß von diesem Werke in der bevorstehenden Ostermesse nur der erste Theil erscheinen kann. Ich hoffe deswegen von den Herren Pränumeranten eher Verzeihung zu erhalten, als wenn ich, um es, dem Versprechen gemäß, zu der bestimmten Zeit fertig zu liefern, durch Uebereilung es verdorben hätte. Wenn man die Mannigfaltigkeit der in diesem Werke enthaltenen Materien, und die Schwierigkeiten, die dabey aufstoßen mußten, in Ueberlegung zu ziehen die Güte hat, so wird man leicht einsehen, daß selbst bey dem eifrigsten Fleiße die Zeit mir leicht zu kurz werden konnte. Auf Michaelis hoffe ich inzwischen das Werk ganz zu liefern, da ich einen guten Theil der übrigen Hauptstücke schon fertig habe, und die Geschichte und politische Geographie von zwey sachkundigen Gelehrten ausgearbeitet werden.

Wegen unrichtiger Schätzung des Manuscripts und wegen der Erweiterung des Plans in einigen Hauptstücken, wird das Werk etwas stärker, als nach meinem ersten Zuschnitt werden sollte. Indessen glaube ich versichern zu können, daß die Leser hiebey gewinnen werden. Ich hätte manches Interessante und Wichtige vorbeylassen müssen, oft nur eine trockne, weniger verständliche Reihe von Sätzen, in compendiarischer Form, liefern können, dagegen ich nun eine der Absicht des Werks angemessene Vollständigkeit erreicht zu haben glaube, durch welche ich auch den schon mehr unterrichteten Lesern nützlich zu werden hoffe. Meinen Zweck, die faßlichsten und nützlichsten Wahrheiten zur Kenntniß der Natur und des Menschen mit der mir möglichsten Kürze, Bestimmtheit und Genauigkeit, in einer

Ein-

Einkleidung vorzutragen, welche Popularität und Gründlichkeit mit einander vereinigte, habe ich durch diese Erweiterung des Plans erreichen können.

Das Werk wird nunmehr aus drey Theilen bestehen. Den letzten, welcher allem Vermuthen nach, nicht über anderthalb Alphabet betragen möchte, wird der Verleger gegen den billigsten Nachschuß liefern, und nimmt noch bis zur Erscheinung dieses Theils Pränumeration an.

Helmstädt den 6 März,
1782. G. S. Klügel.

Die Neue Weltkarte in zwey Planisphärien von 16 rhein. Duodecimalzoll im Diameter, welche ich gezeichnet habe, sollte meiner Absicht zufolge, in der Ostermesse 1782 erscheinen. Es begab sich aber der Kupferstecher Hr. Wolf, welcher diese Karte stechen sollte, von Berlin weg, fiel in eine langwierige Krankheit, und starb endlich. Es ward hierdurch viel Zeit verlohren, und diejenigen Kupferstecher, welche Uebung im Stechen der Karten haben, waren mit anderer Arbeit beschäftigt. Ich hielt es also für das beste, diese Arbeit nicht zu übereilen, sondern dem Künstler zur genauen und saubern Arbeit lieber die nöthige Zeit zu lassen. Sie wird nunmehr zur Ostermesse 1783 erscheinen, bis dahin der Verleger auch noch Pränumeration annimmt. Die Liebhaber werden mit diesem nothwendigen Verzug hoffentlich um so viel weniger unzufrieden seyn, da ich diese Zeit nützen werde, alles, was in dieser Zeit von neuen Entdeckungen bekannt wird, noch einzurücken und dadurch diese schon mit größter Sorgfalt gezeichnete Karte vollkommen zu machen.

Berlin, den 18 März
1782. J. E. Bode.

Der Herr Pfarrer Faber zu Waldmohr, jenseits Zweybrücken, ist entschlossen, folgende Predigten: 1) Dankpredigt wegen der Genesung unsers Erbprinzen von den Blattern, über den vorgeschriebenen Text Ps. 27, 5. 6. 2) Das Vertrauen auf Gott, über Sprüchw. 3, 5. 3) Die Verbindung der Liebe Gottes und des Nächsten, über 1 Joh. 4, 20. 4) Die Liebe der Feinde, über Matth. 5, 44. 5) Die Freude des Christen, über Phil. 4, 4. 6. u. 7) Die göttliche Vorsehung gegen den vom Glücke der Gottlosen und Unglück der Frommen entlehnten Ein-

wurf

wurf vertheidigt, über Ps. 73, 12. 13. 14. in zwo Predigten auf Pränumeration herauszugeben.

Hr. D. Konr. Fried. Uden, Arzt zu Berlin, Verf. der medicinischen Briefe, und der Abhandlung über die Glaubwürdigkeit der Medicinalberichte, kündigt ein Magazin für die gerichtliche Arzneykunde und Medicinalpolizey an. Es wird sich über alle vorhandene Medicinalanstalten erstrecken.

Die Herren Professoren Siebenkees und Malblanc zu Altorf geben eine allgemeine juristische Bibliothek heraus, wovon schon zwey Stücke erschienen.

Zu Nürnberg erscheint ein nützliches Werk unter dem Titel: Annalen der Bayerischen Litteratur 1778, wovon schon der 1ste Band aus drey Stücken bestehend fertig ist, und es soll fortgesetzt werden.

Hr. Abbe Freyherr von Mezburg, Prof. der mathem. Wissenschaften in Wien, giebt zu Ostern heraus: eine genaue Postkarte der k. k. Erblande, die außer letzteren Italien bis Rom, Frankreich bis Paris, Deutschland bis Berlin, die Moldau bis Jassy enthält. Hr. Mansfeld daselbst hat den Stich, auf 4 Platten, über sich genommen, die zusammen 4 Schuh 10 Zoll in der Länge, und 3 Schuh 2 Z. in der Breite austragen werden. Dieselbe Karte ist für Reisende auf einem Royalbogen übertragen worden. Auch sind die Posten, und die von Post zu Post zwischen liegende Oerter durch die k. k. Erblande (ausser Niederlande und Vorderösterreich) in kleinerm Format gedruckt. Alle diese Charten werden zu Ostern versprochen.

Bey dem Buchhändler Beygang in Leipzig wird unter Aufsicht des Hrn. Professor Leske in Leipzig eine deutsche Uebersetzung von dem holländ. Insectenwerk des Hrn. Sepp: Beschouwing der Wonderen Gods in the minstgeachte Schepzelen of Nederlandsche Insects herauskommen. Durch Bekanntschaft mit Hrn. Sepp wird die deutsche Uebersetzung auch die von ihm selbst gestochenen und illuminirten Kupfer haben. Das Werk wird Heftweise, jeder zu 6 Kupfertafeln und dazu gehörigen Text herauskommen. — Der Subscriptionspreis auf die Abhandlungen aus den philosoph. Transactionen des Hrn.

Prof.

Prof. Leske ist bis Ostern verlängert, und kommt mit Churfürstlich Sächsischen Privilegio heraus.

Die Kurpfälzische deutsche gelehrte Gesellschaft zu Mannheim setzt eine Denkmünze von 50 Dukaten am Werth, zur Belohnung für die Auflösung folgender Frage: „Welche sind „die Hauptepochen und Veränderungen, die sich vom achten „Jahrhundert an, bis auf unsere Zeiten in der deutschen „Sprache ereignet haben, und was hat die deutsche Sprache „bey jeder Veränderung und Epoche an Stärke und an Ausdruck gewonnen oder verloren?“ Die Aufsätze müssen zu Ende des Christmonats 1782 unter der Aufschrift des Geschäftsverwesers der deutschen Gesellschaft Hrn. Höfelin eingeschickt werden.

Se. Maj. der Kayser haben unterm 22. Dec. 1781. die ehemalige Herzogl. Militärakademie in Stuttgard zur Universität erhoben; dabey ist Kanzler der Hr. Consistorialrath Lebret; Prorektor Hr. Pr. Heid; Decan. der juristischen Fakultät Hr. Dr. Leuß; der Medicinischen Hr. Dr. Konsbruch; der Philosophischen Hr. Pr. Schott; Sekretarius der Kanzley, Advokat Hr. Vischer. Uebrigens bleibt die vorige Einrichtung ganz, und der Universität Tübingen ist von des Herzogs Durchl. die Versicherung gegeben worden, daß ihr kein Abbruch geschehen werde, und die Stiftung der neuen Universität nur die Absicht habe, ihre Zöglinge ganz absolviren lassen zu können.

Die Bibliothek in Göttingen und das Museum erhalten einen beträchtlichen Zuwachs: 1) des Hrn. Hofr. Duven in Hannover Sammlung von monumentis typographicis. 2) Des Oberbergmeisters Stolzner zu Clausthal, Mineralienkabinet. Für jedes von beyden hat der König von England 3000 Thl. bewilliget.

Der Churbayerische Hofrath Hr. Lory, arbeitet an einer bayerischen Geschichte, wovon nächstens der erste Band herauskommen wird.

Im Verlag der Kortenschen Buchhandlung kommt eine mit Anmerkungen und Zusätzen begleitete deutsche Uebersetzung von des Denina Istoria politica e letteraria della Grecia heraus.

Die Verf. des aus Anspach angekündigten: Geist der Criminalgesetze, haben ihren Plan dahin geändert, daß sie sich statt aller europäischen Nationen nur blos aufs deutsche Reich einschränken, und jedes Quartal der Jahre 1782 und 1783 ein Heft von 10 · 12 Bogen unter dem Titel: Materialien zu einem neuen peinlichen Gesetzbuch der deutschen Nation auf Subscription herausgeben.

Hr. Kand. Götz in Hanau, giebt eine Naturgeschichte einiger Vögel mit Kupfern von Hrn. Müller in Hanau, der durch seine Zeichnungen zum Hanauischen Magazin bekannt ist, auf Pränumeration heraus.

Die Weigandsche Buchhandlung in Leipzig macht in einem besonderen Avertissement bekannt, daß sie die 4 Bände der philologischen Bibliothek (in deutscher Sprache) für ein Drittheil ihres Preises, nämlich für 1 Thlr. 4 Gr. und die drey Bändchen der lateinischen für 1 Thl. zu verkaufen Willens ist, um dieses nützliche Werk in die Hände der Liebhaber der Philologie durch den heruntergesetzten Preis, um desto eher zu bringen.

Hölty's sämmtliche hinterlassene Gedichte sollen in Halle im Hendelschen Verlage herauskommen. Wer der Herausgeber ist, wird nicht gesagt, auch nicht, ob er Hölty's Papiere besitze, oder ob er nur die schon gedruckten Stücke will zusammen drucken lassen.

Wider diese Ausgabe hat Hr. J. N. Bose eine Erklärung in die Zeitungen setzen lassen, und versichert, daß er allein eine vollständige und korrekte Abschrift von Hölty's Gedichten in Händen habe, welche er gegen die Michaelismesse will abdrucken lassen.

In Berlin soll eine neue Litteratur- und Kunstzeitung herauskommen, worinn besonders die neuesten Arbeiten von Berlinischen Verfassern und Künstlern angezeigt werden sollen.

Es ist in Braunschweig eine Nachricht von dem Zustande des Collegii Carolini erschienen. Die Absichten dieses Kollegii sind moralische Erziehung und wissenschaftlicher Unterricht. Die allgemeine Sorge für Ordnung, Wohlstand und Zucht dieses Instituts, ist dem Koncilium der

Professoren und der Hofmeister übertragen. Die ganze Pension ist jährlich 200 Rth. in Louisd'or à 5 Thl., die übrigen nothwendigsten Ausgaben sind: Kleidung, Wäsche, Betten, Frühstück, Taschengeld, Bücher, Instrumente, Frisiren ꝛc. so, daß die ganzen Ausgaben nicht über 410 bis 500 Rthl. betragen können.

Herr Pastor H. D. Hermes in Breßlau hat zu Unterstützung der pauvres honteux und besonders Hülfsbedürftiger Wittwen, wenn sie sich durch Mangel an dem Nöthigsten dazu qualificiren, einen Plan ausgedacht, daß einige Beförderer seines Unternehmens um die Ehre des Preises und aus christlicher Liebe, 1) Preisschriften über eine von Hrn. H. bestimmte Frage, verfertigen, oder 2) an einer Schrift, deren Plan Hr. H. gleichfalls vorlegt, mit arbeiten möchten. Von einem Capital von 500 Thl., das ein Wohlthäter zu diesem Behuf ausgesetzt, wird das Werk auf Subscription gedruckt, und auf den Leipziger Messen durch den Buchhändler Hrn. Löwe an die Commissionairs der Subscr. gegen die Bezahlung vertheilt. Für itzt schlägt Hr. H. (in einer besondern gedruckten weitläuftigern Nachricht) zur Mitarbeit der Gelehrten ein allgemeines Erbauungsbuch und Communionbuch; und zur Preisfrage: „Läßt sich jetzt die Witterung zuverläßiger als bisher voraus „bestimmen? Und wenn das ist, welche Regeln für die Saat„zeit folgen daraus? Würden nicht z. E. viele Wirthe später „gesäet haben, wenn sie den starken Frost am 23 und 24 May „vor. J. voraus gewust hätten?“ vor, und bietet zugleich 3 Clavierconcerte von Hrn. Sander in Breßlau auf Subscription an, welche zur Bekanntmachung fertig sind, und möglichst wohlfeil seyn sollen.

Auf Verlangen wird folgendes eingerückt.

Hr. D. Bahrdt hat meiner Uebersetzung von Taciti Germania die Ehre angethan, sehr viele Bemerkungen, vorzüglich aus dem Kommentar in die Seinige aufzunehmen. Ich würde dieses nicht für nöthig finden zu erinnern, wenn nicht bey dieser Gelegenheit ein Druckfehler mit übergetragen worden wäre. Es steht nämlich in meiner Uebersetzung S. 62. Berthe statt Herthe, und dieses Berthe hat der Hr. D. S. 1530 in einer Note dem Herthus substituirt.

Todesfälle.

1781.

Am 7ten November starb zu Winterburg in der hintern Grafschaft Spanheim, Hr. Joh. Nicolaus Götz, Markgräfl. Badenscher Superintendent, ohngefähr 60 Jahr alt. Er war einer der ersten Dichter unsers Zeitalters.

Am 24sten November starb in Halle Hr. D. Philipp Jakob Heisler, ordentlicher Professor der Rechte und Aufseher der königl. Freytische, im 63sten Jahre seines Alters.

Am 8ten December starb zu Hamburg Hr. Johann Martin Müller, Rektor des dortigen Johanneums, im 60sten Jahr seines Alters.

Am 28sten December starb Hr. Otto Friedrich Hörner, Diakonus an der heil. Kreuzkirche zu Augsburg, im 36sten Jahr seines Alters. Er war ein fleißiger und dienstfertiger Gelehrter.

Im December starb zu Hamburg Hr. Johann Dietrich Leyding, der sich durch verschiedene Schriften um die Bildung der Jugend verdient gemacht hat, im 59sten Jahr seines Alters.

Druckfehler A. d. B. XLV. 2.

S. 387, Z. 2. l. über seiner Rede.

XLVI. 2.

S. 302, Z. 3, lies sich reibenden statt sich verbundenen Cörp. S. 494, vorl. Z. l. aus seinen zwo (nicht zween) Bodlejanischen Handschriften. S. 495, Z. 16. l. zwey starke Hefte. S. 570, letzte Z. l. Webereyen statt, Weberinnen. S. 576, Z. 8. lies schwehres, statt schwacher.

XLVII. 2.

S. 490, Zeil. 19. lies Neucoburgischen, statt Neuenburg. S. 493. Z. 15. lies Camsdorfer, statt Lamsdorfer. S. 498, Z. 3. lies ein statt nie. S. 516, Z. 23. Veldern, l. Veldten. S. 537, Z. 30. Kamniken, l. Kommiken: Vorl. Z. theilts, lies theilt. S. 547, Z. 27. nur dem Deutschen, l. aus dem Deutschen. S. 572. Z. 20. l. ww.

XLIX. 1.

S. 97, Z. 21, folg. lese man statt pflege, pfleege.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des neun und vierzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Chur-brandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1782.

Verzeichniß
der im zweyten Stücke des neun und vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.
1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Romanen.

5. Naturlehre und Naturgeschichte.

C. W.

6. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

7. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Phä-

8. Gelehrtengeschichte.

9. Deutsche Sprachlehre.

10. Erziehungsschriften.

11. Kriegswissenschaft.

12. Haushaltungswissenschaft.

13. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

III.

Joh. Peter Frank, M. D. Hochf. Speier. Geheimen Raths und Leibarzt. System einer vollständigen medicinischen Policey. Zweyter Band. Von der außerehelichen Zeugung, dem geflissentlichen Mißgebähren und andern Mißhandlungen der unehelichen Kinder, von der physischen Erziehung des Neugebohrnen bis zum erwachsenen Bürger. Mannheim bey Schwan. 1780. 8. 692 S. gr. 8.

Der erste Band dieses allgemein nützlichen Werks ist von uns (A. d. Bibl. 41. B. S. 363) zu anderer Zeit ohne Zurückhaltung und mit lautem Beyfall angezeigt worden. Der gegenwärtige ist nicht minder wichtig und reich an vortrefflichen Gedanken, voll patriotischer Wünsche und Vorschläge, deren baldige Realisirung jeder wahrer Menschenfreund wünscht. Viele Stellen sind uns so ganz aus dem Herzen genommen, und flößen uns wahre Hochachtung gegen einen Mann ein, der die gekränkten Rechte der Menschheit freymüthig vertheidigt, und laut prediget, ohne sich an das, noch hier und da von Priestern, kleinen Windschnittmachern und frommen Eiferern erregte Geschrey zu kehren. Die Wahrheit wird doch endlich einmal siegen, die schändende Kabale zernichten, und unglückliche Opfer der Liebe vor Schande in und nach dem Tode verwahren. Bey der Reichhaltigkeit der Materien wollen wir die Hauptsätze des Verf. ausheben, und gelegentlich unsere Anmerkun-

merkungen, Erinnerungen, Zusätze ꝛc. beyfügen. Erste Abtheil. Von der allgemeinen Fürsorge wegen Erhaltung unehelicher Leibesfrüchte und ihrer Mütter. Der Trieb, sich mit seines Gleichen zu paaren, ist natürlich, und es ist unverantwortlich, Menschen, die in der Stunde des natürlichen Dranges sich von der allgewaltigen Liebe hinreißen lassen, durch einen unglücklichen Ueberrest barbarischer Gesetze, mit ewiger Infamie zu brandmarken, und ihren Fehltritt andern Lastern, wofür die Menschheit schauert, gleich zu schätzen. Die Aerzte können auch hier ihre Vorschläge thun. (Allerdings muß hier der Ausspruch der Aerzte mehr gelten, als der Eifer der Priester. Diese verbergen öfters ihre Sportelsucht unter der Maske der Frömmigkeit, ohne die Natur zu kennen; jene aber kennen die Natur, und predigen ihre Gewalt laut, ohne allen Rückhalt. Ohnmöglich kann der natürliche Trieb zur Begattung ein Verbrechen seyn, oder dasjenige Strafen an Ehre, Geld und Leib fordern, was nicht immer in meiner Gewalt stehet, was Niemanden schadet, als der geschwächten Dirne, was selbst zufälliger Weise dem Staate nützt, und ihm Bürger schenket. Außerdem bleibt es noch immer ein Problem, woher die Verfasser und Vertheidiger der unmenschlichen Ehegesetze das Recht haben, dergleichen Strafen mit aller Heftigkeit, welche allenfalls dem Staate gefährliche Laster und Schandthaten entschuldigen, zu vollziehen, da die Bibel ausdrücklich sagt: Hurer und Ehebrecher wird Gott richten). Erster Abschnitt. Von der außerehelichen Zeugung überhaupt. Der Stand der Schwangerschaft ist bey jedem Frauenzimmer, sie heiße verheirathet oder nicht, gleich. Beyde tragen einen Bürger unter ihrem Herzen. Ausgewachsene Mädchen fühlen das: Gehet

hin

hin und vermehret euch! so gut, wie die Matrone. Was kann der Fötus davor, daß Vater und Mutter, ehe sie diesen Befehl realisirten, nicht erst haben Trauringe gewechselt, und es laut verkünden lassen? Die Aeltern können dem Kinde die natürliche Gabe der Freyheit und der bürgerlichen Rechte nicht vergeben, und strenge Gesetze vermögen nichts gegen den Trieb der Mädchen, Mütter zu werden. Anstatt die Ehelosigkeit der Mannspersonen zu mindern, beschimpft man jene öffentlich, und belegt diese Vergehungen des schwächern Theiles mit einer Strafe, gegen welche Leib und Leben viel weniger scheinen, als solcher zu unterliegen.

Nur Schande und vorausgesehenes Elend sind die Quelle der obsiegenden Verzweiflung und des Kindermordes. Die Ausrottung dieses Uebels ist unmöglich, die Einschränkung möglich. Die Beyspiele aus der Geschichte zeigen dies alles zur Gnüge. Man vergleiche die Länder, wo noch strenge Gesetze dieser Art herrschen, mit den Ländern, wo dergleichen ganz abgeschaffet sind. In jenen werden die geschwängerten Mädchen sorgfältig aufgespürt, für den weltlichen Richter geschleppet, und zur eidlichen Aussage des Beyschlafes, wo, wenn, wie und mit wem angehalten, dann aber den geistlichen Herren überliefert, recht biblisch beschimpft, zur öffentlichen Kirchenbuße verdammet, auf ein besonderes Bänkchen gesetzt, der christlichen Gemeinde mit frommen verzerrten Augen dargestellet, und mit einem kläglichen Erbarm dich mein, o Herre Gott! geschändet, oder zur Abkaufung dieser kirchlichen Ehrenraubung für baares Geld angewiesen, und so lange der Heller fehlet, vom Gebrauche des Nachtmals abgehalten; an manchen Orten ins Gefängniß gesetzt, wenn sie nicht bezahlen kön-

können oder wollen, an andern Heerdenweise in die errichteten Entbindungshäuser durch Häscher und Büttel zusammengetrieben, um ihre profanirten Geburtstheile von Jedermann betasten zu lassen, oder ins Zuchthaus gesandt, und endlich bleiben sie und ihre Kinder, wenn sie in Universitätsstädten leben, immerwährende Opfer der Anatomie; hingegen in den Ländern, wo man billiger denkt, z. B. in den Preußischen Staaten, unterbleibt zwar der uneheliche Beyschlaf nicht, allein man höret nichts von den erschrecklichen Folgen desselben, vom Kindermord und ähnlichen Vergehungen. Wenn ich die Gesetze nicht fürchten und keine Beschimpfung besorgen darf, warum soll ich die Frucht tödten? Nur dann erst, wenn ich gar keine Ursache und Veranlassung dazu hatte, bin ich straffällig, und als ein Bösewicht anzusehen.) Die Winkelhurerey ist eine schleichende Pest in jedem gemeinen Wesen, und eine Haupturſache der Ausartung der großen Sterblichkeit unsers Geschlechts, und der allgemeinen Verbreitung der Lustseuche. Oeffentliche Ausschweifungshäuser sind nicht so allgemein zu dulden. (Alle Gründe, die der Verf. anführet, sind einleuchtend; allein gerade die brandmarkenden Gesetze sind schuld, daß so viele geschwächte Personen ihrer Ehre verlustig, ohne Hoffnung einer rechtmäßigen Verbindung, von ihrem Liebhaber verlassen, von den Aeltern gemißhandelt, in den öffentlichen Häusern dienen, so lange es Jahre und Reize zulassen, dann aber Verführerinnen junger unschuldiger Mädchen werden. Bin ich durch die Gesetze einmal ehrlos gemacht, was kann ich weiter verlieren? Gerade die unschuldigen Mädchen sind der Gefahr einer Schwängerung am meisten ausgesetzt, weil sie keine unerlaubte Künste kennen, und — werden auf die beschimpfendste

Art

Art behandelt. Die in den Künsten der Ausschweifung erfahrne Dirne genießet die Freuden der Liebe, ist wohl hundertmal entjungfert, und weiß, wie die Petronilla beym Petron, nicht mehr, wie sie aufgehöret hat, Jungfer zu seyn, und — wird in Ehren gehalten. Heißt dies Gerechtigkeit handhaben? Ist denn jedes Mädchen — fragt der Verf. mit Recht — das aus Liebe oder Schwachheit zu einer verführerischen Mannsperson wegen vorzüglicher Fruchtbarkeit schwanger wird, sogleich auch eine Hure?) Die Geschichte lehret die Unzulänglichkeit aller dieser öffentlichen Häuser. Ihr Verstatten macht die Polizey zur privilegirten Unterhändlerinn, im Fall es nicht zu einem ausschließenden Mittel weit beträchtlicherer Uebel im Staate gemacht werden kann. Die Neapolitanische Polizeyordnung der Königinn, Johanna I. vom Jahr 1347 ist noch jetzt ein Muster, wie dabey für die Gesundheit gesorgt werden soll. Sie empfiehlet die wöchentliche Besichtigung, Verhütung alles Schadens an der Leibesfrucht — So lange dies nicht statt findet, ist Ehebruch, Sodomiterey, Knabenschänderey und Onanie unvermeidlich. (Alle diese sogenannten stillen Sünden sind bey vielen ehrliebenden Personen die Folgen strenger Gesetze. Mancher junger Mann, der den Trieb fühlte, bändigte ihn, wie Diogenes, durch Selbstbefleckung, und ein für Liebe schmachtendes Mädchen that entweder das nämliche, so sehr es auch der Gegner des Hrn. Zimmermann läugnet, oder machte ihren Schooshund zum Zeitvertreiber. Knabenschänder giebt es in großen Städten mehr, als man glaubt, und die meisten aus Furcht vor der Schande. Welch Uebel ist also wohl das größte!) Um die Unordnungen zu hindern, müssen liederliche Dirnen in ein eigenes Haus eingesperret,

und in guter Aufsicht gehalten, die Fremden aber schlechterdings abgewiesen werden. (So sehr der strenge Moraliste hierbey den Kopf schüttelt, und der fromme Priester sich ereifert, so ist dennoch, nach dem Laufe der Welt, kein ander Mittel übrig.) Für die Angesteckten sind Lazarethe anzulegen, die jährliche Anzahl unehelicher Kinder wohl zu bemerken, aber auch zugleich mit der Abnahme derselben die bessere Sitten zu vergleichen. (Es ist eine wahre Schwachheit, aus den Listen der Gebohrnen die verminderten unehelichen Kinder so hoch anzurechnen, und doch nicht zu bedenken, wie viel die geheime Wollust und die Grausamkeit der Gesetze darzu beyträgt. Allzu große Ahndung einer unehelichen Schwangerschaft lehret Künste, die Fruchtbarkeit zu hindern; und die allzu starke Abneigung der Mannspersonen vor dem Umgange mit Weibspersonen, ist aus mehr als einer Ursache verdächtig.) Zweyter Abschnitt. Vom geflissentlichen Misgebähren, Aussetzen und Tödten der Leibesfrucht. Das wohlerzogenste Mädchen, das sich in Unehren schwanger zu seyn fühlt, wagt voll Furcht für Schande und Strafe, alles, die Frucht gleich im Entstehen zu dämpfen. Das Abtreiben wird bey den meisten Unehelichen strenge gestraft, und bey den Verehelichten erlaubt. Welcher Widerspruch in den Gesetzen! Die Alten verstunden diese Kunst besser, als die Neuern. Alle Mittel dieser Art müssen sorgfältig unterdrückt werden. Bey fruchtlosen Abtreiben bleibt immer noch Tödten oder Aussetzen des Kindes übrig, und alles dies — ist Folge der Furcht vor Schande und bevorstehendem Elende. (Völlig der Erfahrung gemäß. So lange in den Preußischen Staaten die nämlichen barbarischen Gesetze, die noch anderwärts tyrannisiren, uneheliche Schwängerung

hart verfolgten, fehlte es nicht an häufigen Kindermorden und Aussetzen; seitdem aber dieselben ganz und gar abgeschafft sind, und die öffentliche Sicherheitsakte alle Jahre von den Kanzeln abgelesen wird, zum großen Leidwesen mancher steifen Prediger, hat man wenige Fälle dieser Art aufzuweisen.) Die Strafe ist in verschiedenen Zeiten verschieden gewesen, (dies wird von dem Verf. historisch, wie gewöhnlich, bewiesen,) allein sie wird nicht zureichend seyn, ein Mädchen, so ihre Ehre über ihr Leben achtet, vom Abtreiben abzuhalten. Vortrefflich sagt der Verf. S. 102. Eine ehrliche Bürgerstochter, oder eine Person von einigem Ansehen, die findet an der öffentlichen Schande ein beynahe unübersteigliches Hinderniß, bey dem Anwuchs ihrer Leibesfrucht ruhig zu bleiben. Die Furcht vor solcher gewinnet leicht gegen alles, was das Gewissen sagen, und die Mutterliebe darwider einwenden kann, das Uebergewicht, und jetzt werden alle Wege gesucht, so vielem Unglücke vorzubeugen. Die Policey muß sich damit beschäftigen, dergleichen Mittel aus dem Wege zu räumen. (Leider pflegt in manchen Ländern die Obrigkeit und Policey das Gegentheil zu thun, und dadurch Verzweiflung, Kindermord und Wegsetzen zu erzwingen.) Vergebens bestreitet man dieses Laster mit beschimpfenden Strafen, anstatt auf Mittel zu sinnen, dasselbe so selten als möglich zu machen. Eine frühe Anzeige des Fehltrittes — fordert eine Heldinn, die über alle physischen Kräfte der heftigsten Leidenschaft — der Ehre — siegt, und ist nicht hinreichend. Alle Strafen und Kirchenbußen — sind eben so viel öffentliche Beschimpfungen, und keine Mittel zur Besserung. Wer unter uns (S. 115) in so fürchterlichen Augenblicken das Beste zu wählen sich stark genug aus

hinlangenden Gründen einer nie verunglückten Erfahrung glauben darf, der nehme einen Stein, und werfe auf diese Armselige. Man ergreife nützlichere Vorkehrungen, suche die geschwängerten Mädchen bey Ehren zu erhalten, und vor erzürnten Aeltern und Anverwandten zu sichern, und lege einen Zufluchtsort für dergleichen Personen an, (dergleichen hat man in Italien, Paris und Wien) wende sie aber nicht dazu an, um an ihnen die Entbindungskunst zu lehren. (Vollkommen richtig, und die beste Widerlegung der Maasregeln und Zwangsgesetze, die noch an manchen Orten zur Bevölkerung dieser Häuser angewandt werden. Ein Entbindungshaus muß eine sichere Freystätte für verlorne und gekränkte Ehre, nicht eine Art von Zuchthaus seyn. Ein noch nicht ganz verdorbenes Mädchen wird hier aufs äußerste gebracht, entweder alles zu wagen, um der Wuth der Gesetze zu entgehen, oder mit dieser neuen Schande ganz schaamlos zu werden. Nicht zu gedenken, daß in dergleichen Häusern öfters nicht einmal die Absicht erreicht wird, warum der Zwang statt findet, und manche Regellosigkeiten vorgehen, die sich ein sittsamer Mann schämet, nachzusagen. Doch wir wollen den Verf. S. 125 selbst reden lassen: Ich halte nicht für gut, daß man in solchen Häusern ohne Unterschied zugleich die Entbindungskunst an den in denselben aufgenommenen gebährenden ledigen Weibsbildern, wenn solche sich nicht selbst gerne dazu verstehen, lehren wolle, am allerwenigsten, wenn die Kandidaten der Hebammenkunst männlichen Geschlechts sind. (Wir setzen hinzu, öfters unmündige Studenten, oder gar Barbierlehrpursche sind.) Man kann nicht immer alles beysammen haben, und da manches Mädchen, bey allem seinem eben nicht die strengste Tugend verrathen,

ehenden Unglücke, noch so viele Schaamhaftigkeit besitzt, daß sie lieber zu Grund gehet, als sich so öffentlich fremder Behandlung ausgestellt zu sehen; (Wie aber, wenn es die Gesetze befehlen, und nur die Wahl zwischen diesem Hause und dem Zuchthause übrig bleibt?) so wird meistens der erste Endzweck solcher Häuser verfehlet, und dienet dergleichen Einrichtung wohl eher zur Vermehrung des Schreckens bey Ledigschwangern vor der Bekanntmachung ihres Standes, besonders wenn eine allgemeine Verordnung vorhanden ist, daß alle unehelicher Weise geschwängerte Weibspersonen sich in dergleichen Häusern unter obigen Bedingnissen entbinden lassen müssen. Verhärtete Huren oder solche, die wegen äußersten Elend fast alle Empfindungen der Ehre, und folglich ihre mehreste Schaamhaftigkeit verloren haben, dürften sich zwar schon dazu verstehen, sich in ein solches Haus zu begeben, um da ihre uneheliche Frucht zu gebähren; aber ein sonst wohlerzogenes Mädchen, das zum ersten, oder gesetzt auch zum zweyten male durch fremde Verführung oder eigne Schwäche geschwängert worden, wird nicht daran denken können, ohne daß sich alles in ihr herumwende, und sie wird Versuch auf Versuch häufen, um sich noch eines Gastes loszumachen, von welchem sie solchen Schrecken auszustehen hat. Wahrhaftig, unser Verf. kennet den Menschen und dessen geheimsten Falten besser, als mancher Rechtsgelehrte und Policeyrath. Die Schwängerer und Hagestolze müssen hier die Verpflegungsgelder geben, außerdem aber der Staat. Wie man mit solchen geschwängerten Mädchen verfahren solle, zeigt die musterhafte Preuß. Verordnung von 1765, in welcher die Worte ausgezeichnet zu werden verdienen, es sollen, um ein grös-

seres Uebel zu verhüten, von nun an alle Hurenstrafen, von welcher Gattung und Art sie seyn mögen, völlig abgeschafft seyn, und dergleichen Weibsleute ihres begangenen Fehltrittes halber zu keiner Strafe ferner gezogen, auch ihnen nicht der geringste Vorwurf deshalb, oder einige Schande gemacht werden. Die allenfalls nöthige Besichtigung muß keine Kosten verursachen, aber auch nicht eher geschehen, als bis gewisse Zeichen der Schwangerschaft da sind: denn die Rechte des jungfräulichen Standes lassen sich nicht so leicht kränken. Außerdem aber kann die Acht auf solche verdächtige Personen nicht uneben seyn. Schwangere, und noch weniger Gebährende, können zur Angabe des rechten Vaters angehalten, oder die Geburtswehen dazu angewandt, oder den Hebammen alle Beyhülfe untersagt werden. (Freylich ist es unschicklich und grausam, dergleichen zu begehren, oder zu verordnen, und dennoch wissen wir Beyspiele aus der neuesten Geschichte, daß protestantische Priester auf bloßen Argwohn Mädchen aus dem Beichtstuhl ohne Absolution entlassen haben, bis sie Schwangerschaft und Vater gestünden, und daß Hebammen solche Mädchen hülflos lassen mußten, weil sie auf ihrer Stube, und nicht in dem bestimmten Orte niederkommen wollten.) Alle öffentliche Taufen und Gevatterschaften können ebenfalls entfernte Ursachen zum Kindermorde werden, und müssen folglich ganz in der Stille geschehen, die verstorbenen Kinder aber ohne Geräusch begraben, und schlechterdings nicht öffentlich auf die Anatomie geliefert werden. (In manchen Ländern ist es Sitte, daß dergleichen Gevatterschaften für schimpflich geachtet, und auch zu einer andern Stunde, nur durch eine Gevatter, verrichtet, die todten Kinder und Mütter aber öffentlich bey Tage, auf

den Karren und unbekleidet auf die Anatomie geliefert werden. Ein solcher Gebrauch muß das Herz des Menschenfreundes, der Menschlichkeit fühlet, und Sittsamkeit schätzt, empören, und den Pöbel in Wuth setzen).

Zweyte Abtheil. Von den Gegenständen, welche bis gegen das siebende Jahr des menschlichen Alters auf das Leben, auf die physische Erziehung und auf die gute Leibesbeschaffenheit der Kinder Einfluß haben. Auch in dieser Abtheilung hat der Verf. viel Vortrefliches und Nützliches gesagt. Die Fürsorge für den neuen Weltbürger ist eben so wichtig, als jene für den Nichtgebohrnen: denn der größere Theil gehet gleich in dem ersten Jahre wieder in sein voriges Nichts. Und gleichwohl wie viel Bürger könnten dann bey besserer Aufsicht und Pflege erhalten werden! Erster Abschnitt. Von Verwahrung der ersten Kindheit vor besondere Unglücksfällen. Der Verf. rechnet dahin langwieriges Stecken in der Geburt, das schlechte Unterbinden der Nabelschnur, Brechen der Gelenke, voreiliges Zusammendrücken des Kopfes, oder sonstige Gewaltthätigkeit, Lösen des Zungenbandes, Erdrücken des Kindes, Gevatterschaften von Kindern, losbrennen der Schießgewehre, das Tragen zur Taufe über Land, das heftige Einwickeln und Wiegen, die Vernachlässigung der Aufsicht, zu frühes Gehenlernen der Kinder an Laufbändern und Laufstühlen, Haltung schwacher Kindermädchen, und deren Verschweigen geschehener Unfälle, weichliche Erziehung, Darstellung der Schreckbilder, das Zusammenschlafen mit Erwachsenen, die Unreinlichkeit, das Leichenbesehen, schädliche Gifte, Treppensteigen, Katzen und Hunde, geheimen Arzneyhandel — von allem so viel, als zur Warnung nöthig ist. Besonders möchten wir bey

dem

dem noch gar häufigen Erdrücken der Kinder durch Mütter und Ammen die S. 209 abgezeichnete Florenzer Maschine (Arcuccio) allgemein eingeführt wünschen, weil dieselbe als ein sicheres Gehäuse anzusehen ist. Zweyter Abschnitt. Von der mütterlichen Pflicht des Selbststillens und ihrem Einfluß auf das Wohl des Staates. Natur und Geschichte geben vielfachen Stoff zur Empfehlung des Selbststillens. Bloßes Vorurtheil, Gemächlichkeit oder gar andre schändliche Absichten, können hier nicht zur Entschuldigung dienen. Mutter, Kind und Staat leiden bey dieser jetzt so eingerissenen Mode, die auch wohlhabende Bürgersweiber befolgen, unwiderbringlich, und der Verfasser malet dies alles so lebhaft ab, daß wir alle Hoffnung zur Besserung aufgeben müssen, wenn diese triftige Gründe nichts fruchten. Nur Krankheiten, allgemeine oder örtliche, können von diesem Naturgesetze befreyen. Den Säugenden zugestandene Vorzüge und Belohnungen würden hier vielleicht das meiste ausrichten. Der Beischlaf mit Säugenden, wenn er mäßig gebraucht wird, kann und pflegt dem Kinde nicht zu schaden. Auch die eintretende Reinigung nicht, wofern keine heftige Zufälle damit verbunden sind, oder das Kind sehr zart ist. Auch das Fortstillen bey einer neuen Schwängerung nicht. (Hier kommt alles auf die einzelne Fälle und deren genaue Bestimmung an.) Schädlicher ist ein allzu lange fortgesetztes Stillen. Dies ist eines der vornehmsten Hindernisse der Bevölkerung. (Wir wissen aus der Erfahrung, daß an manchen Orten dieser Kunstgriff angewandt wird, um nicht wieder, oder doch so bald nicht, schwanger zu werden, und daß die Kinder so lange gesäugt werden, bis sie nicht mehr Appetit haben, an der Mutterbrust zu hängen.) Das Entwöhnen muß ohne Noth nicht vor

dem

dem achten Monate geschehen, und billig sollte dasselbe, wie ehedem, feyerlich heißen. Dritter Abschnitt. Von Bestellung des Ammenwesens. Gute Ammenanstalten sind in großen Städten unentbehrlich. Die Vernachläßigung pflanzt mancherley Uebel und Krankheiten fort. Das Ammenkomtoir in Paris kann allenfalls zum Muster einer solchen Anstalt dienen. Niemanden muß es frey stehen, sein Kind auf diese oder eine andere Art zu ernähren. Alle Ammen müssen geprüfet seyn und eine gewisse Instruction bekommen, zumal die auf dem Lande leben. Vierter Abschnitt. Von Findlings- und Waysenhäusern. So lange das Aussetzen unvermeidlich ist, wovon die Ursachen bekannt sind, so lange kann man diese Häuser, als Zufluchtsorte der verlassenen Kleinen, nicht entbehren, man wollte denn, wie die schwedischen Gottesgelehrten, denken — die Kinder lieber tödten, und die Mütter gesetzmäßig richten lassen. Daß die meisten in diesen Häusern wieder darauf gehen, ist bekannt; allein die Schuld liegt mehr an andern Ursachen; dahin gehört die Ansteckung von den Aeltern, der Mangel an Muttermilch, Unreinlichkeit der Luft, ungesunde Lage und Bauart dieser Häuser, Mangel der Aufsicht und Bewegung, Gewinnsucht, Gleichgültigkeit und Unbarmherzigkeit der Aufseher, Treibung ungesunder Handwerke. Werden diese Mängel gehoben, so muß sich auch die große Sterblichkeit mindern. (Hier läßt sich die Streitfrage, ob man alle solche Kinder aufs Land zur Erziehung geben solle, leicht entscheiden. Da, wo bereits solche Häuser mit den nöthigen Fonds sind, scheint es übertriebene Neuerung zu seyn, sie sogleich öde stehen zu lassen, anstatt den Mängeln abzuhelfen; hingegen wo keine sind, ist es allerdings besser, die Kinder einzeln oder auf dem

Lande zu erziehen. Nur kann wieder nicht geläugnet werden, daß sie dann meistens ohne Aufsicht und gute Wartung sind, und folglich die Sterblichkeit dieser Unglücklichen schier auf eins hinausläuft.) Daß solche Kinder hart erzogen, bey Zeiten eingeimpft, von Aerzten und Wundärzten gehörig besorgt, die Kranken von den Gesunden abgesondert, in die freye Luft gebracht, mit guter Kost versehen, reinlich gehalten, und für ein mäßiges Geld in die Lehre gebracht werden müssen, sind Vorschriften, die Natur und Menschlichkeit lehren. Dritte Abtheilung. Von der Gesundheitspflege der lernenden Jugend. Die physische Erziehung ist ein wichtiger Theil der Policey, als welche dafür sorgen muß, daß sich in dieselbe kein, die Jugend entnervendes oder ihre Fasern vor der Zeit steifmachendes System mische. Für die Gesundheit ist in den meisten Schulen und Erziehungsanstalten bisher viel zu wenig gesorgt. Erster Abschnitt. Vom Nachtheil einer zu frühen und zu ernsten Anspannung der jugendlichen Seelen- und Leibeskräfte. Zweyter Abschnitt. Von Schulen und Unterricht der Jugend in Rücksicht auf das Wohl der Kinder und des Staats. Dritter Abschnitt. Von Wiederherstellung der Gymnastik. Gerne zeichneten wir auch hier manchen vortrefflichen Gedanken aus, wenn wir dürften, besonders aber den von der Sucht in fremde Länder zu reisen, um Weisheit zu holen, die man in Deutschland auch, vielleicht besser und wohlfeiler, haben konnte, und von der Narrheit, verlaufenen Franzosen und Französinnen die Erziehung der Kinder anzuvertrauen: denn sie haben mehrentheils selber keine. — Doch genug von dieser nützlichen Schrift, die wir manchem Staatsmanne und Volksvater zur sorgfältigen Lecture, und mancher Mutter von gutem Ton, statt

statt der Werthers Leiden, Siegwarte, Schesters und anderer Kopf- und Herzzerrüttender Bücher, zur Beherzigung empfehlen. Könnte der Verf. sich bestreben, einige harte Provinzialausdrücke zu vermeiden, und manche Wendungen weniger schleppend zu machen, so würde das Lesen dieser lehrreichen Schrift noch anziehender seyn.

Hr.

IV.

Abhandlungen der bayerischen Akademie über Gegenstände der schönen Wissenschaften. Erster Band. München, 1781; bey Strobl; 363 Seiten in gr. 8.

I. Alexander Graf Savioli Corbelli, über die Stärke des Menschen im gesellschaftlichen Stande. Der Mensch, an sich genommen, ist schwach; aber Schwäche wird ein Leitfaden zur Stärke, so bald die Urtheilskraft sich mit der Empfindung vereint. Durch jene lebten unsre ersten Väter unter den wilden Thieren, ohne daß sie ihrer Gewalt unterlagen; durch sie schlossen sie das gesellschaftliche Band, das sie von den Thieren trennte, und durch Tugend und Weisheit der schaffenden Gottheit näherte. Der Mensch im Naturstande war nicht so unglücklich, als es durch Bequemlichkeit verwöhnte Philosophen schildern. Nur Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung waren seine Bedürfnisse; und diese befriedigte er leicht. Gleichheit der Nahrung, Gleichheit der Lebensart befreyten den Menschen von tausend Uebeln, die die Kunst gleichsam mit Gewalt der Na-

tur

tur entriß. Tugend und Weisheit waren dem gesellschaftlichen Stande vorbehalten, den nur Bedürfnisse hervorbringen konnten, weil er dem Triebe der Natur, dem Willen, Schranken setzt. Durch die vergrößerte Anzahl der Menschen wurden die Nahrungsmittel gemindert; daher Gewalt und das Recht des Stärkern. Das gesellschaftliche Band schwächte die Gewalt. Wider Mangel und Gewalt geschützt, fühlte der Mensch Bedürfnisse, die er vorher nicht kannte, und nur durch Mitmenschen befriedigen konnte. Die Kenntniß Eines Vortheils erweckt Begierde nach andern Vortheilen, die am Ende wahre oder eingebildete Bedürfnisse werden. Der Gedanke Bedürfniß zeugt den Gedanken Befriedigung, aus dem die Mittel fliessen. Stark durch die vereinigten Kräfte konnte nun der Mensch der Gewalt widerstehen; stark durch die Wissenschaften und Künste, ward die Bildung seines Verstandes eine Vervollkommung seines Herzens, die ihn im möglichsten Grade an die Gottheit anschloß. Doch, der Mensch wollte glücklich seyn; Glück war sein Wunsch, sein Bestreben; hat er es erreicht? Wer die Geschichte liest, liest die Satire der Menschheit. Aegypten, Griechenland und Rom geben davon die sichtbarsten Beweise; und so auch die Geschichte mittlerer und neuerer Zeiten. Doch, wenn Begierde nach Glück das gesellschaftliche Band schloß, wenn Gesetze die geopferten Theile der Freyheit in sich fassen, wenn vereinigte Kräfte und Kenntnisse die Stärke des Menschen im gebundenen Stande bestimmen; woher die fortgesetzten Unruhen? der Abstand vom Wunsche zur Erfüllung? — Weil Eigenliebe blendet, und Menschen Kinder sind, die sich an dem Stahle verwunden, der sie vertheidigen sollte. Nicht die Anlage der Natur, irrige Begriffe sind Schuld

an unsern Verirrungen. Selbst die Tugend kann schädlich werden, wenn sie aus widrigen (irrigen) Begriffen entspringt. Die Menschen sind nicht glücklich, weil sie ihre Vortheile verkennen, und sie verkennen dieselben, weil sie sich von der Natur zu sehr entfernten. Man nähere sie derselben, man unterrichte sie; und das Uebel wird, wo nicht ganz, doch nach Möglichkeit verschwinden. Dann wird sich der Mensch dem möglichsten Grade des Glücks nähern, ohne welchen seine Stärke im gesellschaftlichen Stande nur eine gekünstelte und wankende Stärke wäre. — — Dieß ist der summarische Inhalt einer Abhandlung, deren gründlicher Scharfsinn und deren männliche, gedrungene Schreibart ihrem Verfasser sehr zur Ehre gereicht.

II. J. G. Herder, weimarischen Oberkirchenrath und Generalsuperintendent, über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten. Eine Abhandlung, die im J. 1778 den Preis erhielt. — Nach vielen Zeugnissen der Alten war Poesie bey ihnen vom stärksten Einflusse auf die Sitten. War sie das wirklich? ist sie es noch? Diese Fragen durch Hülfe der Wahrheit und Geschichte zu beantworten, ist der Zweck gegenwärtiger Abhandlung, die aus drey Theilen besteht. In dem ersten wird die Frage untersucht: Was ist Poesie, wirkende Dichtkunst? und wie wirkt sie auf die Sitten der Menschen? gut oder böse? Ist Poesie das, was sie seyn soll, so ist sie ihrem Wesen nach wirkend; und ihre Wirkung, als Sprache der Sinne, ist allgemein, und im höchsten Grade natürlich. Das menschliche Geschlecht ist dieser Einwirkung in seiner Kindheit und Jugend, in den ersten Zuständen einer sich bildenden Gesellschaft am fähigsten und empfänglichsten. Aber was wirkt nun die Dichtkunst? wie bringt sie

Sitten hervor? und sind diese gut oder böse? Diese Fragen lassen sich nicht allgemein, sondern blos aus der Geschichte beantworten. Der Verfasser kommt also sogleich zum zweyten Abschnitte, zur Beantwortung der Frage: Wie wirkte Poesie bey den vornehmsten Nationen der alten Welt, die wir näher kennen, bey den Ebräern, Griechen, Römern und nordischen Völkern? — Daß die Ebräer herrliche wirkende Poesie gehabt haben, können auch ihre Feinde nicht läugnen; auch bloß in Wirkung ist ihre Poesie göttlich. Gott ists, der da spricht: vom Geiste Gottes sind ihre Gedichte voll; auf Gott fließen sie zurück. Ihn darzustellen, zu preisen und zu offenbaren, das erwählte Volk zu seinem Volke, zu einem Volke Gottes zu bilden, das allein ist ihre große reine Absicht. Dieß Volk war dichterisch selbst in seinem Ursprunge; durch den göttlichen poetischen Segen, der das Geschlecht Sems, Abrahams, Isaaks, Jakobs und seiner zwölf Söhne, unterschied. Das Gesicht Jakobs über seine Söhne enthält auf eine bewundernswürdige Weise ihr Bild, ihre Sitten, ihre Geschichte im ersten Abdrucke, und bis in die spätesten Zeiten. Moses gab ihnen den ersten Eindruck durch Poesie, durch das herrliche Lied ihres Ausgangs; und eben so herrlich ist sein letztes Lied, das auf die Sitten und das Herz des Volks ewiglich wirken sollte: Von eben dem Werthe ist das Lied der Debborah; die Fabel Jothams, und vorzüglich Davids Psalme. Die Dichtkunst Salomo's war ein redender Beweis, wie Sitten auf Gedichte, und Gedichte auf Sitten wirken. Und welche Wirksamkeit in den Liedern der Propheten! wenn sie gleich nicht immer den abgezielten Eindruck machten. Groß ist also die Wirkung, die die Dichtkunst der Ebräer auf dieß Volk, und

durch sie auf so viele andre Völker gemacht hat. Selbst in dem Nationalen, in dem Engen und Eignen des Volks und der Menschengattung, liegt die beste Wirkung ihrer Poesie. — — Auch bey den Griechen war die Poesie im Anfange göttlich, die Bilderinn der Sitten der Menschen und Völker. Hymnen der Götter, Geheimnisse, Kosmogonie, die alten Geschichten der Urwelt, Gesetze, Sitten, meistens auch in Bildern, in Sagen, war ihr Gesang, ihre Lehre und Weisheit. Von diesen rechnen sie selbst ihre politische und moralische Sittlichkeit her. Auch später blickt noch dieser heilige sittliche Gebrauch der alten Dichtkunst durch; in den Gedichten des Hesiodus, Tyrtäus, Pindar, der alten Pythagoräer und Gnomologen. Aus Dichtern der Vorwelt erzeugte sich bey den Griechen ihre ganze Verfassung und Weisheit. Die größten Wirkungen hatte bey ihnen die Dichtkunst, da sie noch lebendige Sage war. Ihre Sprache war durch Dichter gebildet, und daher so dichtrisch, biegsam, klingend, fein und reich; die Götter der Aegypter wurden bey ihnen schöne dichtrische Wesen; die Kunst fieng an mit der Dichtkunst zu wetteifern; aus zween Versen Homers ward Phidias Jupiter wie durch Offenbarung. So bildete sich auch der Geschmack ihres Lebens; Dichtkunst begleitete ihre Kämpfe, Spiele und Schlachten, und war ein wesentliches Stück ihrer Erziehung und Gesetzgebung. Aus ihrem Homer holten sie Sittlichkeit, Kunst und Weisheit. Freylich war dieser dichterische Charakter der Griechen nicht durchaus löblich und nachahmungswerth. Die Griechen waren immer Kinder, immer auf etwas Neues begierig, und brauchten alles Neue zum Vergnügen. Das Widersinnige und oft Aergerliche in ihrer Götterlehre veranlaßte nothwendig ent-

weder schönen Aberglauben oder Unglauben. Auch verlor die Wirksamkeit der Poesie durch die Festsetzung gewisser Dichtungsarten, wodurch sie im eigentlichsten Verstande Dichtkunst, Machwerk wurde. Ihr Hauptwerk wurde nun Erdichtung, Fabeley zum Ergötzen. Bey dem allem bleibt immer die griechische Dichtkunst eine schöne Blüthe der Sittlichkeit menschlicher Jugend. — — Mit den Römern hatte es andere Bewandniß. Sie waren nicht, wie die Griechen unter dem Schalle der Leyer gebildet, sondern durch Einrichtung, Gesetz, politische Religionsgebräuche, eherne Römer. In den ersten Zeiten war ihre Opfermusik, waren die Gesänge von den Thaten ihrer Vorfahren bey Gastmählern, gewiß noch roh, aber vielleicht von großer Wirkung, durch Wahrheit des Gefühls und Stärke des Ausdrucks. Sobald die Römer eigne Poesie bekamen, war ihre Wirkung in den ersten und besten Zeiten gleichfalls auf den Zweck gerichtet, das Andenken ihrer Vorfahren zu erhalten. Ihre Schaubühne hat nie die gehörige Wirkung auf das Volk gehabt. Je feiner Rom ward, desto feiner ward seine Dichtkunst, desto schlechter und schwächer aber auch deren Wirkung. Das gilt besonders von den Dichtern unterm August. Hatte indeß die Dichtkunst dieser Höflinge keine andre Wirkung, so wars die, poetische Blumenketten um die Fesseln Roms zu winden, damit dieses etwa sie angenehmer und sanft getäuscht trage. Juvenal und Persius züchtigten die Sitten Roms; aber da half kein Züchtigen mehr. Kein Held konnte retten; geschweige ein Dichter! — Alle nordischen Völker hatten Gesänge, in denen das Leben ihrer Väter, die Thaten derselben, ihr Muth und Herz lebte. Den nordischen Gesängen haben wirs mit zuzuschreiben, daß sich das Schicksal Europens

so

so änderte, und daß wir da, wo wir jetzt sind, wohnen. „O! hätten wir, sagt der Verf., diese Gesänge noch, „oder fänden wir sie wieder! Vielleicht besitzt das Land, „für das ich itzt schreibe, einen irgend verborgenen „Rest dieses Schatzes! vielleicht hat der edle Kreis, „in dem ich itzt gelesen werde, das Glück ihn zu suchen „und zu finden! Es wäre die lebendigste Beantwortung „der Frage von Wirkung der Dichtkunst auf die star„ken, edeln, keuschen, redlichen Sitten unsrer Väter.“ — Ueberhaupt hatten die nordischen Nationen einen unendlichen Glauben an die Kraft ihrer Gesänge und Lieder. Ein Glaube der Art mußte große Wirkung hervorbringen; er war die Seele ihrer Lieder; auch haben ihn Thaten bewährt. Bey allen Nationen, die wir Wilde nennen, und die oft gesitteter als wir sind, sind Gesänge der Art ihr ganzer Schatz des Lebens. Das Schicksal der meisten Barden war, daß sie untergiengen, als sich mit Art und Zeit die Sitten des Volks, ihre Religion und Denkart änderte. Da diese Völker mit dem Christenthum bekannt wurden, nahmen sie es meistens in Gesängen und Gebräuchen, d. i. nach ihrer Weise auf. — — Im dritten Abschnitte beantwortet nun der Verf. die Frage: Welche Veränderung geschah mit der Poesie in den mittlern und neuern Zeiten? und wie wirkt sie jetzo? Dieser Abschnitt zerfällt in mehrere Kapitel. Das erste derselben untersucht die Wirkung der Dichtkunst unter den Arabern, die einen Theil Europens überschwemmten. Von jeher waren die Araber Dichter, und lebten ganz in dichtrischer Natur. Auch haben ihre Gedichte von jeher gar sehr auf ihre Sitten gewirkt, und sind ein Abdruck von ihrer Denkart und ihrem Leben. Lange vor Mahomed waren sie Dichter; und durch diesen erhielten sie eine poetische Religion, und ein Meister-

stück von Dichtkunst, den Koran. Als die Araber einen Theil Europens überschwemmten, liessen sie überall Spuren ihrer Dichtkunst, ihrer Wissenschaften und Sitten. Die Romane und Rittererzählungen selbst wirkten viel Gutes; und so auch die mit europäischen Sitten und Sagen vermischten Heldengesänge, Abentheuer und Wundererzählungen, die aufs unwissende und abergläubige Europa zum Erstaunen wirkten. Bey allem Unförmlichen erhielten die damaligen Gedichte und Anstalten den Geist der Tapferkeit, des Ruhms, der Unternehmung, der Andacht und Liebe rege. Für uns ist, der veralteten und zu gemischten Sprache wegen, ihre Wirkung grossentheils verloren. Von ähnlicher Art und Wirkung war der Minnegesang, die Akademie der Liebe. Sie machten Sprache und Sitten geschmeidig, verwandelten eine wilde Leidenschaft in zartere Empfindungen, und ketteten die voraus zu sehr getrennten Geschlechter durch unschuldige Blumenkränze. Indeß gehört auch diese Poesie zum Uebergange, zur Verschmelzung der Sitten ins Feinere. – Kap. 2. Wirkung der christlichen Poesie auf die Sitten der Völker. Schon die ersten Christen gossen ihre Empfindungen in Lieder, und stärkten sich damit gegen Spott und Verachtung. An der Wirkung des Christenthums auf die Sitten der Welt nimmt also auch sein großes Werkzeug, das Lied, Theil. Was in der Folge die Gesänge der böhmischen Brüder, und Luthers Lieder ausgerichtet haben, ist bekannt. Auch in unserm Jahrhunderte unterließ Zinzendorf nicht, durch Gesänge auf seine Brüdergemeinen zu wirken. — Kap. 3. Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten neuerer Zeiten. Als die Wissenschaften in Italien wieder auflebten, entstand zuerst eine neulateinische, und, wo möglich, neugriechische Dicht-

kunst

kunst, die nicht aufs Volk wirken konnte, weil das Volk diese Sprache nicht verstand. Die Dichtkunst ward daher Ergötzlichkeit, schöne Kunst, Spiel. Mit der Sittenänderung Europens änderte sie sich auch, und kam immer mehr außer Wirkung. Meistens nennen wir diesen Zustand Wachsthum der Philosophie; er seys; aber diese Philosophie dient der Dichtkunst und dem menschlichen Herzen wenig. Selbst die Entdeckung zwey neuer Welttheile, und die Erfindung der Buchdruckerey raubten ihr viel von ihrer Wirkung, wenn sie gleich an Kunst gewann. Dazu kam die Trennung der Musik von der Poesie. Die letztre ist nun Litteratur; ein Paradies voll schöner Blumen und lachender Früchte; nur zeigt die schöne Frucht nicht von Güte derselben, noch weniger der süße Geschmack. Der Verf. giebt Proben darüber in einzelnen Gattungen, bey den Italiänern, Franzosen, Engländern und Deutschen, und zugleich stille Winke, daß sie lebendiger und wirksamer werde.

III. J. G. Herder — — über den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften. Nach einigen vorläufigen Erinnerungen über den Mißbrauch des Worts, schöne Wissenschaften, und über den nachtheiligen Einfluß des Mißverstandes der Sache, bestimmt der Verf. die rechte Bedeutung davon. Schöne Wissenschaften, sagt er, sind die, welche die sogenannten untern Seelenkräfte, das sinnliche Erkenntniß, den Witz, die Einbildungskraft, die sinnlichen Triebe, den Genuß, die Leidenschaften und Neigungen ausbilden. Ihre Erklärung zeigt also schon, daß sie auf die höhern Wissenschaften, die sich mit dem Urtheile und Verstande, dem Willen und den Gesinnungen beschäftigen, den schönsten und besten Einfluß haben; und es ist Irrthum und Thorheit, die höhern ohne die

schönen Wissenschaften anzubauen, in der Luft zu ackern, wenn der Boden brach liegt. Die schönen Wissenschaften sind, oder sollen seyn, Ordnerinnen der Sinne, der Einbildungskraft, der Neigungen und Begierden; das Sehglas also zur Wahrheit, die sich uns Sterblichen immer nur im Schein offenbaret. Sinne und sinnliche Kenntnisse sind das Erste, das in unsrer Seele aufwacht; folglich ist der frühe nützliche Gebrauch der schönen Wissenschaften aus der Natur und Ordnung der menschlichen Seele auch für alle andre Wissenschaften genug empfohlen. Freylich werden sie nicht allemal so zweckmäßig angewandt. Die Alten hatten auch in diesem Betracht mehr schöne Wissenschaft, als wir; sie nämlich, auf ihrer Stelle. Also auch von dieser Seite ist die Lesung der Alten, recht gebraucht, wohl geordnet, die wahre Wissenschaft des Schönen zur höhern Kenntniß. Der Verf. zeigt nun für die besondern Bestimmungen der Gelehrten insbesondere, für die Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie, wie viel Nutzen sie aus einer gründlichen Erlernung der schönen Wissenschaften schöpfen können. Allgemein geben die schönen Wissenschaften den höhern Licht, Leben, sinnliche Wahrheit, Reichthum; und das sowohl dem Stof als der Form, sowohl den Gedanken, als dem Ausdrucke; ja sie sollens dem ganzen Geiste und Charakter, dem Herz und Leben geben, wenn sie rechter Art sind. Vieles aber kommt dabey auf die Ordnung und Methode an, die man von Jugend auf wählt, damit beyderley Kenntnisse sich aufs beste einander beystehen und helfen. Und hiezu ertheilt der Verf. einige Vorschläge: 1. die schönen Wissenschaften müssen den höhern vorausgehen, doch also, daß auch in jenen Wahrheit zum Grunde liege. Man schaffe der Jugend erst Reichthum, und mancher-

ley sinnliche Gewißheit; die Deutlichkeit gelehrter Begriffe wird aus ihnen, wie Frucht aus der Blüthe, werden. Unvermerkt kommt hernach der Jüngling in das ernsthafte Schwerere; und es ist ihm nicht mehr schwer; er hat gleichsam nur dazu gelernt. — 2. Die schönen Wissenschaften, recht verstanden, haben den Vorzug, daß sie für alle Stände und Geschäfte sind, statt dessen jede höhere nur ein abgesondertes Feld bauet; sie müssen also, zumal mit der Jugend, in dieser Allgemeinheit getrieben werden. Die schönen Wissenschaften und der gesunde Verstand sind gleichsam die Gemeinflur, wo sich alle höhere Kenntnisse zusammenfinden und zusammen erhohlen; wo jede ihres besondern Amts vergißt, und sich des allgemeinen Zwecks, der Menschheit erinnert. Alle sind wir Menschen, und sollen Humanität lieben; auch warens zu allen Zeiten und in allen Ständen Zierden der Menschheit, die sie geliebt haben. — 3. Es ergiebt sich aber auch hieraus, was eigentlich schöne Wissenschaften sind; Humaniora sinds, Wissenschaften und Uebungen, die das Gefühl der Menschlichkeit in uns bilden. Theorie allein ist hier nicht hinlänglich; am meisten kommts auf Beyspiele solcher an, die in den höhern Wissenschaften mit wahrem Sinne der Menschheit, und in den schönen mit Sinn und Vorgeschmack der höhern geschrieben und gehandelt haben. Dergleichen Beyspiele werden nun von dem Verf. angeführt.

IV. Joachim Schubbauer, Benediktiner aus Niedernaltach, über die Singspiele. Im Eingange rühmt der Verf. die itzige bessere Aufnahme der deutschen Singemusik, und die günstigen Aussichten ihres weitern glücklichern Fortganges. Die öftere Betrachtung desselben hätte ihn fast auf den Entschluß gebracht,

überhaupt vom Einflusse der Musik auf die Erziehung und Sitten einer Nation, und vorzüglich vom mannichfaltigen Nutzen und von der innerlichen Einrichtung der öffentlichen Singschulen, seine Gedanken zu sammlen. Der Reiz der neuern deutschen Singspiele aber, den sie für ihn auf seinen Reisen bey ihrer Vorstellung, und an seinem Flügel beym Durchspielen hatten, änderte jenen Vorsatz, und bewog ihn, diesen Singspielen eine besondere Abhandlung zu widmen, worinn er hauptsächlich beweisen will, wie ganz unfehlbar sie den gemeinsamen Zweck der Dramatik erreichen, wenn sowohl ihre Poesie, als die musikalische Komposition der schönen Natur des vollen sinnlichen Ausdrucks gehörig entspricht. Um ihre von manchen bestrittene Wahrscheinlichkeit zu rechtfertigen, bedarf es keiner ängstlichen Hypothese von solchen Menschen, die ihre Empfindungen durch Melodie und Gesang an den Tag legen. Musik liegt mit der natürlichsten Richtung schon in der alltäglichen Mundart jeder Nation. Die Töne sind, wie die Gebehrden, die eigentliche Sprache der Empfindungen und die deutlichsten Organe des Herzens und der Seele. In Tönen und Gebehrden verstehen sich, wie in einer gemeinsamen Sprache, alle Nationen der Welt. Auf der Schaubühne wirkt die Sinnlichkeit, deren Gebiete sie ist, mit Hülfe der Musik weit stärker und eindringender. Die Gewalt der Musik scheint fast unumschränkt und bezaubernd; sie macht alles aus uns, was ihr beliebt. Die leblose Instrumentalmusik aber ist immer nur der halbe Ausdruck der Tonkunst; ihr fehlt die nöthige Bestimmtheit. Vereint mit der Menschenstimme hingegen erhält jeder Ton, jeder Akkord, seinen Sinn und Empfindung. Die menschlichen Handlungen und Leidenschaften in lebendigen succes-

siven Seelenbildern vorzustellen, dieß kann immer nur die Musik in Vereinigung mit der Poesie und Schauspielkunst. Hier schaltet der Verf. eine Erzählung ein, von der vor ein paar Jahren in Bayern geschehenen Aufhebung der italienischen komischen Opern, und ihrem Ersatz durch deutsche Singspiele. Darauf erörtert er die vornehmsten Eigenschaften und Erfordernisse eines guten Singstücks, besonders der großen Opern und der Oratorien. Es ist hier durchaus nothwendig, daß die Worte dem Tonkünstler Gefühl und Ausdruck an die Hand geben. In Singspielen verhalten sich Recitativ und Arie durchgehends so zu einander, wie sich die Vorstellung des Gegenstandes zu dem Ausdrucke der von ihm erregten Empfindung verhält. Die vornehmste charakteristische Eigenschaft, dafür der Verfasser eines musikalischen Gedichts vorzüglich zu sorgen hat, ist, daß jede Stelle des Textes schon in ihrer Grundlage ächt sangbar töne. Ramler's Poesie ist hierinn das herrlichste Muster; Gerstenberg allein kommt ihm darin ziemlich nahe. Ueber die Unvollkommenheiten der französischen Singemusik, und über die Vorzüge der italienischen, macht hier der Verf. einige gute und gegründete Anmerkungen, und verbindet damit den Wunsch, daß die Deutschen mehr Originalarbeiten für den theatralischen Tonsetzer liefern möchten. Bey den Kompositionen für die Bühne hat der Komponist mehr auf Gesang als auf Harmonie zu sehen, über die er hier so ängstlich gewissenhaft nicht seyn darf, wenn gleich volle, schöne Harmonie immer ihr großes Verdienst behält. Die besten Theatermelodien sind vorzüglich solche, die uns glauben machen, die Melodie und Begleitung seyn entweder zugleich mit dem Texte entstanden, oder der Komponist habe seine Töne alle aus der Seele des

Dich-

Dichters gestohlen. Ein Verdienst mehr ist es, wenn dergleichen Melodien leicht, faßlich, und behaltbar sind. Diesen Zweck bey seiner Nation desto gewisser zu erreichen, sollte sich billig der deutsche Komponist nicht so sclavisch an Leisten und Herkommen der Ausländer binden, und vorzüglich in den Verzierungen der Arien sich davon entfernen. Oft verderben freylich die Sänger, auch ohne Schuld des Komponisten, die angenehmste, vollkommenste Melodie. Ein fast allgemeiner Fehler der meisten Sänger ists, daß sie sich auf der Schaubühne immer mehr für ihr Privatinteresse, als für den gemeinsamen Zweck des Singspiels verwenden. Auch die Eingangs- und Zwischenmusik der Singspiele muß zweckmäßig eingerichtet werden, und sich auf die Hauptempfindungen beziehen, die sie vorbereitet, oder deren Uebergang sie ausdrückt.

V. Ludwig Fronhofer, Prof. Hofraths und beyder churfürstl. Schulkommissionen Sekretär, über das Studium der Kupferstecherey. Dieß ist ein ziemlich ausführlicher Entwurf einer größern Schrift, die der Verf. über diese Materie zu liefern verspricht; meistens historisch, und in Ansehung einiger vorzüglichen Blätter jeder Art kritisch, im Geschmack der bekannten, aus dem Englischen übersetzten Abhandlung von Kupferstichen, deren Ergänzung und Berichtigung der Verf. vornehmlich zur Absicht hat. Gegenwärtiger Entwurf hat drey Abschnitte. Der erste, vom Alterthume der Kupferstecherey, von den verschiedenen Arten in Kupfer zu stechen, und von der nöthigen Vorsicht der Liebhaber im Sammeln. Der zweyte, von den größten Meistern in jeder Art der Kupferstiche, und einigen ihrer besten Arbeiten. Der dritte enthält eine nähere Zergliederung einiger der vorzüglich-

sten

sten Blätter: Edelinks heilige Familie nach Raphael; Massons Jünger zu Emaus, nach Titian; Suyderhoefs Sturz der Engel, nach Rubens; Strange's Wahl des Herkules, nach N. Poussin; Earlom's Eisenschmiede, nach Wright; Chodowiecki's Calas; Lievens's Lazarus; Porporati's Tod Abels; das Werk des Corn. Ploos. — Eines Auszugs ist diese Abhandlung nicht wohl fähig, und selbst zu einzelnen Erinnerungen fehlt uns der Raum, da die Auszüge der vorhergehenden Abhandlungen schon dessen mehr einnehmen, als wir dachten; gewiß aber nicht mehr, als der so glückliche Anfang einer Sammlung verdient, deren lange ähnliche Fortsetzung keinem Liebhaber unsrer schönen Litteratur gleichgültig seyn kann; zumal, da sie in Deutschland die erste deutsche Sammlung ihrer Art ist, und die Erwartung so ungemein übertrifft, die sich vielleicht manche davon gemacht haben, denen die großen und schnellen Fortschritte Bayerns in der wissenschaftlichen Aufklärung noch nicht bekannt waren.

Fr.

V.

K. Karl der IV. König in Böhmen, Zweyter Theil, mit einem Urkund. Buche von 141. jetzt erst gedruckter Diplomen und Briefe von Franz Martin Pelzel. Prag, 1781.

In dem 45sten Bande der A. D. B. im 2. Stück haben wir schon hinreichend den Plan und die Denkungsart des Verf. in Bearbeitung dieses wichtigen Werkes beschrieben, und gezeiget, daß selbiges, ohngeach-

geachtet seiner soliden Ausführung, mit vieler Behutsamkeit in Absicht der deutschen Reichssachen gebraucht werden muß. Wir beziehen uns also darauf, indem dieser zweyte Theil auf gleiche Art geschrieben ist. Er fängt mit dem Abzuge des Kaysers von Rom an, recensiret eine Menge von Gnadenbriefen und andern Urkunden, so der Kayser in Rom an seinem Krönungstage bey dem gar kurzen Aufenthalt ausfertigen lassen, worüber man sich freylich wundern muß, und sucht den geschwinden Abzug des K. von Rom, der wahrscheinlich aus Furcht geschahe, S. 445 damit eines Theils zu entschuldigen, daß die Erzählung von dem Antrage der Römer, sie in ihre alte Freyheiten wieder einzusetzen (weswegen er einen Aufruhr besorgte) ohne Grund sey, andern Theils hält er es für ein Compliment, so die Römer dem K. gemacht haben. Allein alle Geschichtschreiber dieser Zeit, und selbst Petrarch machen dem K. über seine kleinmüthige Aufführung in Rom die gerechtesten Vorwürfe, und die Entschuldigungen sind im geringsten nicht hinreichend, die hier vorgebracht sind. S. 457 ist angeführt, daß die Abgeordnete der St. Florenz die zwote Zahlung von 30000 Goldgulden zu Siena an den Kayser abgetragen hätten, worüber ihm, wie billig, die Gibellinen Vorwürfe gemacht, und von seiner Geldbegierde, die wir schon bey diesem Ital. Zuge in der vorigen Rec. angemerket, abermal zeuget. S. 462 wird von seiner Neigung für die Wissenschaften und Gelehrten, die der K. würklich hätte, Beweis geführet, daß er zu Pisa verschiedene Rechtsgelehrte wie den Erasmus von Lyprandis, den Bartolum in den Adelstand erhoben, und dem letzten erlaubt, den böhmischen Löwen zum Wapen zu gebrauchen. Ob aber der letzte an Verfertigung der güldenen Bulle

Antheil

Antheil hat, solches hat der Verf. nicht ausfindig machen können. Die Erzählung von dem Aufruhr zu Pisa, wo der K. mit seiner Gemahlinn in der größten Lebensgefahr war, beweiset unter vielen andern auch das schlechte Ansehen, so der K. in Italien hatte. Die Stadt bezahlte 13000 Goldgülden, und damit war sie wieder ausgesöhnt. Die Florentiner brachten gleichfalls die letzte Post von den 100000 Dukaten auch dahin, und wie der K. also ziemlich Geld gesammlet hatte, gieng er nach Deutschland zurück. Selbst in diesen Erzählungen von dem Aufenthalt des K. in Italien liegen Data genug, so das Betragen desselben erniedrigen, doch sucht der V. S. 469-75 weitläuftig die allgemeinen Vorwürfe der italienischen und deutschen Schriftsteller zu widerlegen, worunter einiges Grund hat, das mehreste aber, so angeführet worden, ist blos Declamation. Des Villani und Petrarchs Vorwürfe vermeynt er damit zu entschuldigen, weil der K. die Florentiner dadurch gegen sich aufgebracht, daß er sie gedemüthiget, dem Reiche unterworfen, und zu Reichsabgaben (die 100,000 Dukaten waren aber Strafgelder und keine Reichsabgaben) gezwungen, daher rühre der Gift der beyden Schriftsteller. Wenn aber, schreibt er S. 475, deutsche Schriftsteller ihnen nachbeten, und mit ihnen über Carln losziehen, so verrathen sie Vorurtheil, ohnmächtigen Haß, und geringe Achtung für ihren eigenen Kayser, daher verdienen sie auch mehr Mitleid als Widerlegung. Hier hat der Verf. freylich den kürzesten Weg gewählet, die deutschen Schriftsteller auf solche Art zu widerlegen. Allein diese haben nicht den Florentinern nachgebetet, sondern sie haben aus den Handlungen des K. die Data zu den Vorwürfen genommen, davon der Verf. in seiner Declamation

S. 470 u. f. w. die wenigsten gehoben hat, daß er also gar nicht Ursache hatte, so heftig auf sie auszufallen. Noch sonderbarer ist es, wenn er zuletzt schreibt: — Sie schreyen mit ihm (dem Villani) in allen Handbüchern überlaut: der Kayser kehrte mit der Kayserkrone, die er ohne Schwerdtstreich erhalten, und mit angefüllten Beuteln wieder nach Deutschland zurück, worüber die vortreffliche Erklärung gemacht ist: „Desto besser! Das erste beweiset, daß ihm niemand die Kayserkrone streitig gemacht, und daß ihn ganz Italien für denjenigen gehalten, der sie zu tragen am meisten verdient hatte; das zweyte zeuget, daß ihm Welschland einen reichen Tribut gezahlet, (Hier ist die Wahrheit wider Willen gesagt, und zugleich der Vorwurf des Villani und der deutschen Schriftsteller zugestanden, mithin hat der K. mehr aufs Geld, als auf die kayserlichen Vorrechte gesehen), und ihn schon dadurch für seinen Herren auf das nachdrücklichste erkannt hat." Bey diesen allen muß man doch gestehen, daß der Verf. malam causam gut defendiret hat, wenn man aber die Scheingründe genau beurtheilet, so fallen die mehresten bald zusammen. Wie groß die Gefahr gewesen seyn muß, die er bey dem erwähnten Aufruhr zu Pisa durch seine Eigennützigkeit, daß er die Stadt Lucca, so der Republik Pisa bisher unterworfen war, gegen eine große Geldsumme frey machen wollte, sich zugezogen, sieht man auch daraus, daß der V. S. 483 erzählet, der Kayser habe in der Gefahr ein Gelübde gethan, daß er eine Kirche mit einem Frauenkloster bauen wollte, so er auch im folgenden Jahre in der Neustadt Prag erfüllet hat.

S. 487 wird die Belehnung der Herzoge von Sachsen Rudolf und Wenzel, Söhne des alten Herzogs Rudolfs (der sich beständig fast am kayserlichen Hof-

Hoflager aufhielte, den der Kayser bereits 1347. widerrechtlich mit der Alten Mark belehnete, und der die Rolle hauptsächlich mit dem falschen Waldemar spielte) beschrieben, und diese Handlung, so offenbar Reichsgesetzwidrig war, gegen die Vorwürfe des Schelds, Häberlins und Gercken ꝛc. gerechtfertiget; aber mit so schwachen Gründen, daß Recens. sich wundern muß, wie der sonst einsichtsvolle Verfasser sich nicht geschämet, damit zu Felde zu ziehen. Aber blos die Absicht alle Handlungen des Kaysers zu rechtfertigen, wenn sie auch noch so interessirt wären, hat ihn auch hiezu verleitet. Daß der Kayser die Agnaten um die Succession bringen wollte, und widerrechtlich die Herzoge von Sachsen belehnte, ist ja offenbar, und der größte Eingriff in die Fürstl. Rechte, so sich durch nichts, am wenigsten durch die elenden Gründe des Verfassers, entschuldigen läßt. Er schreibt S. 488. — Aber wie kann man sich wohl vorstellen, der Kayser hätte es gewagt, eine solche Ungerechtigkeit im Angesichte von ganz Deutschland zu einer Zeit zu begehen, da er eben im Begriff war, dem deutschen Reiche ein Gesetzbuch vorzulegen. Was hätte man sich wohl von seiner Gerechtigkeitsliebe, von seinen Kenntnissen im Lehnrechte und andern Reichsatzungen für einen Begriff gemacht? besonders wenn er so etwas gerade wider die Reichsverfassungen unternommen hätte. — Man wird wohl dem Kayser nicht zumuthen, daß er die Reichsgesetze nicht verstanden; Er, der nach denselben NB. täglich handelte, sprach und urtheilete; Karl muß von den Satzungen des damaligen Deutschlandes größere und gründlichere Kenntniß gehabt haben, als die Deutschen heutigen Rechtsgelehrten alle zusammen genommen. Darwider zu dieser Zeit öffent-

 lich

lich handeln, wäre vielmehr Unsinn, als Rachbegierde gewesen; und was hätte denn Karl für Ursache gehabt, sich auf eine solche Art an Herzog Wilhelm zu rächen? der unter den Gegnern Karls die geringste und ohnmächtigste Rolle gespielet hat? und dergleichen Declamation mehr. Bey diesem Geschwäz verdient der Verf. in Wahrheit auch mehr Mitleid, als Widerlegung, wie er S. 475 von den deutschen Schriftstellern in Absicht des Villani schreibt. Daß der Kayser ein großer Rechtsgelehrter war, wenn es auf die Auslegung der Gesetze nach seinem Interesse ankam, davon könnte Recens. Beyspiele geben, sonsten aber glaubt er, daß die heutigen Rechtsgelehrten zum Theil doch auch die damalige Grundverfassung von Deutschland und das Staatsrecht desselben so gut wie Karl, und vielleicht besser verstehen, es ärgert nur den Hrn. Verf, daß sie seinen Kayser, der, wie er S. 489 schreibt, nach den Reichsgesetzen täglich handelte, sprach und urtheilte, so ofte gegen die Reichsgesetze handelnd, und auf einem fahlen Pferde, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, angetroffen und beschrieben haben. Blos aus dieser Ursache fällt er den heutigen deutschen Rechtsgelehrten allen zusammengenommen auf den Hals rc. worüber sie sich aber leicht beruhigen werden. Von S. 492 - 517. ist eine von den wichtigsten Handlungen des Kaysers, nämlich die Verfassung und Publication der güldenen Bulle auf dem Reichstage zu Nürnberg 1356 weitläuftig, wie sie es verdienet, beschrieben. Jedoch, wie gewöhnlich, auch mit großen Lobeserhebungen, ohne das geringste sich dabey merken zu lassen, daß der Kayser auch hiebey vieles aus Eigennuz und zum Vortheil von Böhmen gethan hat, wie selbst in der güldnen Bulle aus vielen Stellen klar erhellet. Nachdem der Verf. S.

494

494 aus dem Hrn. von Olenschlager ꝛc. den elenden verworrenen Zustand von Deutschland geschildert, so schreibt er S 495: — „Wenn der Kayser ein gewissenloser Herr gewesen wäre, wie leichte hätte er nicht diese Umstände nutzen, die unter einander uneinigen und schwachen Fürsten zu Boden werfen, und Deutschland zu einer böhmischen Provinz machen können; (dieses gieng doch nicht so leicht an, wie sich der V. vorstellet). Allein zum Glück für das Reich, war Karl zu friedliebend und zu gewissenhaft, als daß er etwas zum Nachtheil des Reichs, und wider die Pflichten eines Regenten unternommen hätte. Er handelte vielmehr so, wie es einer gerechten, großen und erhabenen Seele zusteht, und bemühete sich, Deutschland aus der Zerrüttung zu reißen, es in einen blühenden Zustand zu setzen, und zugleich seine Majestät in demselben und den wahren Wohlstand und die Ruhe von Deutschland auf viele Jahrhunderte hinaus zu befestigen, zu dessen Ausführung und Bewerkstelligung, wie von Olenschlager, der gründliche Historiker dieses Jahrhunderts a. a. O. selbst eingestehet, (hier ist er sein Mann, wenn er den Kayser lobt, so bald er aber was an ihm getadelt hat, wie oft geschehen, so spricht er ganz anders von ihm z. B. in der Vorrede 1r Th. sagt er von dem Olenschlager, daß er dem Kayser öfters mit vielem Unglimpf bis zum Ekel begegnet hätte ꝛc.) es ihm weder an großen Verstand, noch hoher Klugheit und Macht fehlete.“ — Wer kann nach dieser Beschreibung den besten Vater des Vaterlandes mißkennen?

Bey diesem großen Geschäfte unterließ der Kayser nicht, auf diesem Reichstage, wo die vornehmsten deutschen Fürsten anwesend waren, andere wichtige Nebensachen in Richtigkeit zu bringen, zumal solche,

machen, ihm aber mehr Ansehen, und den Gesetzen mehr Kraft und Nachdruck auch außer Deutschland verschaffen sollten. — Auch hier ließ sich der K. abermal von einem jeden Churfürsten einen Versicherungsbrief über das Wahlrecht, so der Krone Böhmen zustehet, ausstellen, und zugleich auch nochmals von ihnen versichern, daß die Herzoge von Bayern mit ihrer Einwilligung die Oberpfalz ꝛc. an Böhmen verkauft hätten. S. 539. Wie ängstlich war er nicht bemühet, alles dreyfach zu verklausuliren? Nachdem er einen prächtigen Einzug in Metz kurz vor Promulgation des übrigen Theils der G. B. gehalten, so geschahe solche auf eine glänzende Art, wie es dem Kayser allemal gewöhnlich war, am Weyhnachtstage auf dem Markte zu Metz, wo ein hohes Gerüst, und auf selbigen viele prächtige Zelter von allerley Farben aufgeschlagen, und darunter die Tafeln für den Kayser gedeckt waren. Hier setzte sich der Kayser auf den Thron, und ließ die 7 letzten neuen Kapitel der G. B. öffentlich ablesen. Nachdem belehnte er verschiedene Fürsten, und nach dem anjetzo ganz neu promulgirten 27 Art. der G. B. musten die Churfürsten ihre Erzämter verrichten. Ohngeachtet solche nicht mehr völlig gleich, wie damals, verrichtet werden, so ist es doch zu weitläuftig zu extrahiren, auch bey dem von Olenschlager in seinem Commentar über die G. B. schon bemerket, dieses aber müssen wir doch daraus von dem Geschmack damaliger Zeit noch anführen, daß die geistlichen Churfürsten die Reichssiegel dem Kayser auf den vor ihm stehenden Tisch geleget, der sie aber wieder zurückgegeben, worauf der Churfürst von Trier, als Erzkanzler des Arelat. Reichs, worinn Metz liegt, das große Reichssiegel genommen, selbiges an den Hals gehangen, und während der ganzen Tafel so behalten hat.

Dieser

Dieser Zierrath muß ihm trefflich gestanden haben. Doch vielleicht urtheilen wir falsch, da wir den Geschmack der damaligen Zeit eigentlich nicht nach unserm beurtheilen sollten, indem es wohl glaublich ist, daß man an dem glänzenden Hofe des Kays., zumal hier, wo er sich dem französischen Hofe, (da er in seiner Jugend erzogen war) in seiner größten Pracht zeigen wollte, Leute gehabt hat, die den feinsten Geschmack der Zeit gekannt, und hier angewandt haben. Was der Verf. 549 S. in der Nota 1. von den 4 noch vorhandenen Originalen der G. B. bemerket, daß das dritte im Archive zu Frankfurt a. M. auch zu den damals zu Metz ausgefertigten gehöre, scheinet dem Recens. (der beyde in dem Reichsarchiv zu Maynz, so unstreitig ein Original von Metz ist, und auch das Exemplar in Frankfurt gesehen hat, die aber beyde sowohl in äußerlichen, indem das Maynzische sehr simpel, als auch nach der Schreibart und den Zügen der Buchstaben, sehr unterschieden sind. Wahrscheinlich hat sich die Stadt Frankfurt auf ihre Kosten dieses Exemplar ausfertigen lassen, wie denn viele Reichsstädte sich die Bestätigung ihrer Privilegien auf ihre Kosten mit angehängten güldnen Bullen geben lassen) gar nicht glaublich. Es ist gewiß nachher erst später ausgefertiget, indem es dem zu Maynz im Reichsarchiv gar nicht ähnlich, sondern viel zierlicher geschrieben, und weit mehr äußerlichen Glanz hat. Darinn aber möchte der Verf. wohl Recht haben, daß nicht Bartolus, sondern der Bischoff von Leutomischel *Ioh. de noua Foro*, kayserl. Kanzler, nebst dem bekannten Rudolf v. Friedberg die Verf. der G. B. gewesen sind. Mit Freuden hat er auch S. 551 den übertriebenen Gedanken des Freyers, von der Wichtigkeit dieses Gesetzes angeführt, nämlich, daß es das einzige und

vermantne Band sey, wodurch die Ueberbleibsel des Röm. Reichs, und die thönernen Füße, worauf es noch stehet, befestiget, und von dem Falle und der gänzlichen Zerstörung bewahret wird. — Mächtige deutsche Fürsten, so das Gleichgewicht der kayserlichen Macht halten, haben vielleicht weit mehr Antheil an der Erhaltung der Reichsverfassung, wie die G. B.

S. 560 ist das Schloß Karlstein, so der Kayser auf die prächtigste Art bauen lassen, sehr gut beschrieben. Es enthält noch jetzo viele Alterthümer zum Andenken seines Stifters, und nächstens wird der Prof. von Chemont, (wie der Verf. anzeigt) die Geschichte dieses berühmten Schlosses, worinn das böhmische Hauptarchiv behalten war, herausgeben. Was er von dem bekannten nachherigen Erzbischoff von Magdeburg Diederich (gemeiniglich Kagelwit, nicht Kugelweit genennet) damaligen Bischoff von Minden, S. 567 in der Not. 3. vorgiebt, daß solcher kein Brandenburger, sondern ein gebohrner Böhme von Kugelweit, einem böhmischen Orte in Bechiner Kreise gewesen sey, ist so unstreitig noch nicht, wie der Verf. behauptet. Wenigstens der Beweis, von dem Orte Kugelweit in Böhmen, ist nicht hinreichend, weil er bey den ältesten Schriftstellern *Kagelwit* genennet ist. Vielmehr giebt eine Urkunde vom J. 1370 (bey dem Hrn. v. Dreyhaupt Beschreibung des Saalkraises, 1r Th. S. 33) die stärkste Vermuthung, daß er ein Herr von Bißmark gewesen ist, indem Claus von Bißmark bey des Erzbischoffs Absterben alle seine hinterlaßne Baarschaften geerbet hat, und sich sonst noch mehr Data der Verwandschaft äußern ꝛc. Daß ihn aber der K. schon, wie er Bischoff von Minden war, auch zum Feldherrn gegen die Herzoge von Bayern in den Jahren 1357 und 58. gebrauchte, und er auch

dieses

dieses Werker gut verstanden hat, sieht man hier S. 567 u. w.

S. 574 u. w. finden wir die Sorgfalt des Kaysers den Weinbau in Böhmen zu befördern, der aber, seit dem das Land, wie der Verf. schreibt, mit österreichischen Weinen überschwemmet wird, nunmehro fast gänzlich aufhöret. Wie stark Pewach am kayserl. Hofe beliebt war, siehet man auch daraus, daß die Kayserinn ihn eigenhändig benachrichtiget hatte, daß sie von einer Prinzeßinn entbunden sey, und weil sie darum vielleicht gewünscht, daß sie lieber einen Prinzen zur Welt gebracht hätte, so antwortet er ihr S. 578 darüber: Sie werden daben nicht stehen bleiben; Sie haben gut angefangen; Sie werden ihr Werk vollenden, es ist uns jetzt genug zu wissen, daß Sie Mutter seyn können rc.

Die vortreffliche Brücke über die Moldau zwischen beyde Städte Prag, so 1790 Fuß lang ist, ließ der Kayser 1358 durch einen berühmten Baumeister Peter Arleri zu bauen anfangen. Der Verf. merket dabey sehr wohl an — man hätte sie zwar mit vielen Bildsäulen der Heiligen gezieret, aber die vornehmste, nämlich des Kaysers, hätte man vergessen, vielleicht würde sich die Nachkommenschaft dankbar bezeigen. S. 585. Von seiner außerordentlichen Vorsicht bey seinen Erwerbungen findet man auch S. 593 abermal Beweiß, wie er 1358 das Schloß Hirschberg an der Saale einlösete, ließ er sich darüber von jedem Churfürsten einen besondern Willebrief geben, (s. Urk. Buch S. 285), welches er also auch bey Kleinigkeiten nicht außer Acht ließ. Hier aber muß man ihn loben, daß er sich der deutschen Bischöffe rc. mit Nachdruck angenommen, wie der Papst 1359 den Zehenten von allen geistlichen Einkünften von ihnen

verlangte. Die Rede, so der damalige gel. Pfälzische Kanzler, Conrad von Alzey, bey der Versammlung zu Maynz vor dem päbstlichen Legaten gehalten, verdienet, daß man auch hier davon einen kleinen Auszug macht, und diesem braven Mann für die Dreistigkeit noch jetzo danket, (billig aber hätte müssen angezeigt werden, wo sie steht) er sagt — die Römer haben Deutschland beständig als eine Goldgrube angesehen, und verschiedene Mittel, sie zu erschöpfen, ausfindig gemacht. Was giebt wohl der Pabst diesem Reiche, außer Briefe, Bullen und bloße Worte? — Wir schicken Geld genug nach Italien für verschiedene Waaren, und nach Avignon für unsere Kinder, welche den Wissenschaften obliegen, oder um Pfründen anhalten, denn wir wollen nicht sagen, daß wir sie erkaufen. Es ist niemanden unter Euch unbekannt, daß man für die Bestätigungen der Prälaten, für die Erlangung der Pfründen, für die Rechtshändel, für Erlassungen, Lossprechungen, Ablaß ꝛc. jährlich große Summen Geldes an den päbstlichen Hof schleppet. — Hemmet dieses Uebel in seinem Anfange, und lasset nicht geschehen, daß eine so schimpfliche Knechtschaft eingeführet werde." — Selbst der Kayser sagte zu dem Legaten, da dieser unverschämt genug war, weiter darum anzuhalten: Hr. Bischoff! warum fordert der Pabst so viel Geld von der Geistlichkeit, und denkt doch nicht darauf, dieselbe zu bessern? Sie sehen, was für ein Leben die Geistlichen führen; Sie wissen, wie groß ihr Stolz, ihr Geiz, ihre Schwelgerey und ihre Wollüste sind." — Er muste also abziehen, und erhielte nichts. Vielmehr schrieb der K. einen wichtigen Brief (bey dem *Gudenus Tom. III. p. 433.*) an den Churfürsten von Maynz, daß er sich die Verbesserung der Geistlichkeit angelegen seyn lassen, und ihrer Uep-

pigkeit

nigkeit Einhalt thun sollte. Unter andern [illegible]: „Welche Satzung erlaubt wohl den Geistlichen, die Einkünfte der Kirche, ihrer Pfründen und der Erbschaft Christi zu Lustspielen, Speerbrechen und Turnieren anzuwenden? Sich so wie die Ritter mit Gold und Silber zu kleiden, Spornen an den Stiefeln zu tragen, das Haar und den Bart sich so, wie die weltlichen Leute, wachsen zu lassen, und nichts an sich zu haben, woraus man sie für geistliche Personen halten könne. Wir ersuchen und ermahnen also Sie, ja wir bitten Sie um ihrer Pflichten willen, daß Sie mit Ihren Mitbischöffen zur Verbesserung der Prälaten, der Clerisey und Mönche mit Sorgfalt und Standhaftigkeit schreiten, ihre Ausschweifung, so sie in ihrem Lebenswandel, Kleidung ic. begehen, strafen — Hier muß man weder für die Freunde, noch die Reichen und Mächtigen Nachsicht haben. Man muß ohne Furcht gerecht seyn, die Widerspenstigen mit dem Kirchenbann und Einziehung ihrer Pfründen zum Gehorsam und zu ihrer Pflicht treiben; denn wer sich dem Altar zu dienen schämet, der ist nicht würdig, daß er von dem Altare unterhalten wird ic.“ In diesem Ton ist der ganze Brief abgefaßt, so allerdings dem Kayser Ehre macht, und den Zustand der Clerisey damaliger Zeit zugleich schildert. An die übrigen Erzbischöffe ergiengen dergleichen Schreiben auch, und uns wundert, daß der Verf., der doch dieses alles zum Lobe des Kaysers, wie es auch recht ist, anführt, die schlechte Bemerkung hinterher setzet — Aber er (der Kayser) gab damals nicht darauf Acht, daß er durch diese Reformationsgedanken zugleich das Haupt der Geistlichen angriff. (recht, als Kayser hatte er Macht und Befugniß dazu, weil der Pabst nur Geld aus Deutschland sammlete, aber sich nicht um die Verbesserung der

der Geistlichkeit bestimmete, wie er selbst dem Legaten gesaget hatte), und er mußte gar bald, wie wir unten sehen werden, dem angefangenen Werke selbst wieder Einhalt thun." —

Von S. 607 - 611. sind zum Theil Mährchen und Kleinigkeiten vorgebracht, die sich für dieses wichtige Buch gar nicht schicken, und was S. 611. von dem Majest. Briefe des Kaysers vom J. 1359 für die Besitzungen der Geistlichen angeführet ist, kann eigentlich auf das Schreiben des K. an den Churfürst von Maynz, so wir vorher im Auszuge vorgeleget haben, keinen rechten Bezug haben. Es hat zwar der Kayser mit Einziehung der Einkünfte gedrohet; aber hauptsächlich die Kirchenzucht durch den Bischöffen überlassen, und in dem äußersten Nothfall dieses Mittel nur anzuwenden, sich herausgelassen, so auch ohne seine Erlaubniß nicht geschehen sollte, sondern man siehet wohl, daß unerlaubte Eingriffe geschehen sind, die aber vielleicht nicht von dem Schreiben des K. an den Churfürsten von Maynz herrühreten, welches in damaliger Zeit kaum bekannt geworden, und wahrscheinlich von Maynz sehr geheim gehalten ist, sondern selbst in der üblen Aufführung der damaligen Clerisey, die nach der kayserlichen Beschreibung höchst verdorben war, ihren Grund hatten. Bey der Denkungsart der Fürsten in damaliger Zeit, so dazu noch lange nicht genug aufgeklärt, war auch überall die Besorgniß, so der Verf. S. 613 äußert, nicht zu erwarten. Er meynet — „hätte der Kayser mit diesem Machtbriefe noch einige Jahre zurückgehalten, oder durch die Finger gesehen, so würden die Diener des Altars in Deutschland in den Stand herunter gesetzt worden seyn, in welchem sie zu den Zeiten der Apostel und der ersten Jahrhunderte der Kirche gewesen waren." — Allein was hätte

denn die Religion, die zu den Zeiten der Apostel und der ersten Jahrhunderte doch ganz sicher die reinste war, auch selbst die katholischen Layen verlohren, wenn solches würklich geschehen wäre? so denkt der Recensent. Auf den folgenden Seiten (überhaupt ist es ein Glück, daß das Diplomatarium des Glafei nur zwey Jahre enthält, weil die größten Kleinigkeiten daraus in die Geschichte des K. eingewebet sind) kommen ganz ermüdende Kleinigkeiten vor, z. B. S. 619. daß der Kayser einem Bürger zu Glogau die Erlaubniß gegeben, seiner Frau das ganze Vermögen zu vermachen rc. auf der S. 626 und 27. Mährchen aus dem Hagek, so ganz gegen die Würde des Geschichtschreibers sind, und öfters so kleine gar geringfügige Beweise, wie sehr sich der K. Deutschland angenommen, daß es ins Lächerliche fällt, wie S. 640 von dem Bürger von Constanz.

S. 668. Im J. 1360 machte er wieder eine kleine Erwerbung vom deutschen Reiche, worüber alle Churfürsten Willebriefe ausstellen mußten. Kein Kayser hat die Churfürsten so häufig mit ihren Willebriefen beschweret, wie dieser, aber solche Vergrößerungssucht hat auch kein andrer Kayser gehabt. Sie ist und bleibt, wenn auch noch der zweyte Pelzel sein Leben schreibt, ein Hauptcharakter seiner Person und Regierung, sie mögen es suchen zu verkleiden, so viel sie wollen. Es leuchtet so gar aus dem Notificationsschreiben an seine böhmische Unterthanen über die Geburt seines ersten Prinzen zu Nürnberg 1361 hervor, so hier S. 679 mitgetheilet ist.

Der eigenmächtige Successionsvertrag des K. mit den beyden Markgrafen von Brandenburg, Ludwig und Otto, den er 1363 zu Nürnberg mit ihnen abschloß, wodurch sein Prinz Wenzel und der Mark-

gra

graf Johann von Mähren bey dem unbeerbten Todesfall des Ludwigs und Otten in die Mitbelehnschaft genommen, und successionsfähig in der Mark gemacht würde, wird hier S. 724 so vortheilhaft ab Seiten des K. vorgetragen, daß die Markgrafen von Brandenburg diesen verfänglichen Vertrag, der sie bald gereuet, blos deswegen eingegangen, weil sie die edlen Gesinnungen desselben kannten. Zu diesen rechnet vermuthlich der Verf. das schmeichelhafte Versprechen des Kaysers, daß er nach 7 Jahren dem M. Otten seine Prinzeßinn (die 1358 gebohren, und also 5 Jahr alt war) zur Gemahlinn geben wollte, wodurch er ihn in Wahrheit mehr geäffet, als edel für ihn gedacht hat. Und damit er bey diesem Successionsvertrage noch mehr gesichert würde, wie er allezeit gewohnt war, so ließ er sich bereits im selbigen Jahre und seinen jungen Prinzen in der Mark huldigen, S. 733. Kurz vorher ist angeführt, daß der Pabst den K. ermahnet, einen Kreuzzug in das gelobte Land zu machen, auch dieserwegen an alle Churfürsten geschrieben. Wie diese den Kayser würklich dazu bereden wollen, so hielte derselbe eine solide Rede an sie, worinn er das Lächerliche dieser Handlung vortrefflich vorgestellet, und den Schaden in vorigen Zeiten deutlich bewiesen hat. Wüßte man gewiß, daß der Kayser sie so würklich gehalten hätte, so würde sie seinem Scharfsinn viele Ehre machen, weil sie aber aus dem Hagez genommen ist, so bleibt sie verdächtig.

Den gefährlichen Krieg, womit die verbundenen Könige von Ungarn und Pohlen, nebst den Herzogen von Oesterreich den K. im J. 1363 droheten, wendete er dadurch von sich ab, wie er solches meisterlich verstand, daß er die Elisabeth, eine Tochter des Herzogs von Stettin, und Nichte des Königs von Pohlen, zur

Ge-

Gemahlinn nahm, weil aber doch Ungarn und Oesterreich Feinde des K. blieben, so versöhnte sie endlich der K. damit, daß er auf die Rechnung der Herzoge von Bayern, das Haus Oesterreich mit Tyrol belehnte, wobey der K. aber doch wieder den Vortheil seines Hauses beobachtete, daß zwischen den Häusern Luxenburg und Oesterreich eine Erbvereinigung auf männ- und weibliches Geschlecht am 10 Febr. 1364 zu Brünn abgeschlossen wurde, so die böhmischen Stände hiernächst genehmigten S. 741, welche durch die Verheirathung des Markgrafen von Mähren mit der Wittwe des Herzogs Meinhards noch mehr befestiget ward. Aus allen diesen Handlungen sieht man die Kunst des schlauen K. alles durch Negotiationen zu seinem Vortheil durchzutreiben, wobey die Hauptabsicht, sein Haus zu vergrößern, nie zu mißkennen ist. Kaum hatte er dieses wichtige Geschäfte zu Stande gebracht, so machte er schon wieder eine neue wichtige Erwerbung. Die Niederlausnitz war damals von dem Markgrafen von Brandenburg an die Markgrafen von Meissen versetzet. Karl bat die Markgrafen von Brandenburg und Meissen zu sich nach Pirna, that ihnen den Vorschlag, daß er die Pfandsumme bezahlen, und das Land in Besitz nehmen wollte; die Markgrafen von Brandenburg erklärten sich, daß, wenn sie ohne Erben verstürben, der K. das Land behalten sollte, S. 744, und auf solche Art war wieder ein wichtiges Land erworben. Auf der 766 S. weiß der Verf. gar schön den K. zu entschuldigen, warum die edle Gesinnung des K. seine Prinzessinn Elisabeth mit dem Markgr. Otten zu verheirathen, nicht zu Stande gekommen, sondern sie 1366 an den Herzog Albrecht von Oesterreich verheirathet worden. Durch diese Verheirathung zog er das österreichische Haus

mehr

mehr auf seine Seite, und M. Otto muste mit der Catharina, einer Witwe, vorlieb nehmen, die wie der Verf. schreibt, für den ungesitteten verschwenderischen Otto schicklicher war, als die junge und zarte Elisabeth. Vielleicht mochte auch der K. hiebey Hoffnung haben, daß sie keine Kinder gebähren würde, wodurch sonst die Hoffnung, bald Herr der Mark Brandenburg zu werden, entfernet worden. Endlich brachte er auch den unordentlichen Markgr. Otten dahin, daß er dem K. alle seine Rechte an die Niederlaußnitz 1367 gänzlich abtrat, S. 793, worüber er hernach noch zwey andere Versicherungen ausstellen muste, S. 795. Im folgenden Jahre ist das Merkwürdigste, die Einführung des Pabstes Urbans zu Rom, so der K. auf eine für ihn sehr demüthigende Art und wider seine Würde verrichtete, so daß selbst die Römer über die Erniedrigung sich aufhielten. Er führte zu Fuß das Pferd, worauf der Pabst ritte, bis zur Peterskirche, er verrichtete die Stelle eines Diakons bey dem Hochamte, und überreichte das Handtuch dem Pabste, übertrug auch von einer Seite zur andern auf dem Altar das Evangelienbuch, welches jetzo schlechte Knaben verrichten, S. 808. Zu Siena kam er wieder in Lebensgefahr; worüber er aber sich mit 20000 Goldgülden Strafe entschädigte. Nachdem er abermal von den Städten Florenz, Pisa, Lucca rc. über 200000 Goldg. eingehoben, verließ er Italien, und die Unruhen blieben daselbst nach wie vor. Er hatte das Geld weg, und ließ sie walten, doch glaubt der Verf. S. 814, daß die Stadt Lucca, so bisher zum Staat von Pisa gehöret hatte, ob sie gleich dem K. 25000 Ducaten zum Geschenk gemacht, daß er sie von Pisa befreyet, (ob dieses mit Recht oder Unrecht geschehen, darum hat man sich nicht bekümmert), noch lange nicht ge-

nug

nug gethan, sondern sie hätte ihm eine marmorne Statue auch noch aufrichten sollen. Er sagt, diese Handlung des K. sey ein ewiges Denkmal der Großmuth des K., dergleichen wir von wenigen Kaysern aufzuweisen haben. —

S. 818 erzählt der Verf. viele gute Anstalten des K. in Absicht des Weinbaues, der Handlung und anderer Dinge, so zum Flor des Landes gereichen, er schafft viele Mißbräuche ab, besonders verbot er scharf, daß kein Landsaß in Böhmen, er mögte so vornehm seyn wie er wolle, königliche Kammergüter zu erwerben trachten solle, bey Verlust derselben, und jeder von seinen Nachfolgern sollte zu Anfang seiner Regierung einen Eid ablegen, daß er die Schmälerung des Königreichs auf keinerley Weise zugeben wolle ꝛc. Wie ängstlich gab sich derselbe Mühe, sein geliebtes Böhmen mit allen neu dazu erworbenen vielen Ländern in Zukunft vor Zertrennung zu bewahren, ohne daran zu denken, daß dieses allemal ein Werk der höhern Vorsicht seyn würde, die sich durch menschliche Vorsicht und Klugheit nicht binden läßt; wie auch bey seinen Söhnen fast alle seine so mühsam erworbene Erwerbungen verlohren gegangen sind, und sich deutlich gezeiget hat, daß kein Segen dabey gewesen ist. Was hierauf S. 823 und nachher S. 857 abermal zur Rechtfertigung des Kaysers in Absicht der den Herzogen Rudolf ꝛc. von Sachsen nunmehro 1370 würklich ertheilten Belehnung mit dem Herzogthum Lüneburg als ein eröffnetes Lehn angeführet wird, bestehet in falschen Gründen, zeiget von der schlechten Kenntniß des deutschen Lehnrechts, und ist keiner Widerlegung werth. Hergegen die Nachrichten von der grossen Verbesserung der Universität zu Prag, und daß die bekannte allgemeine Angabe, wie 1409 auf einmal

bey den Hussitischen Unruhen 36000 Studenten fortgegangen, falsch und übel verstanden sey, sondern diese Anzahl seit Errichtung der Universität bis 1409 immatriculiret wären rc., gereichen dem Verf. zum Verdienst S. 828. Auch ist die Nachweisung, daß das Erzstift Magdeburg sich seiner Ansprache auf die Niederlausnitz gegen Erlegung von 6000 Mark Silbers begeben, erheblich. Die Urkunde ist im *Dumont Tom. III. P. I.* S. 81 befindlich, und so viel Rec. sich erinnert, noch nicht gebraucht. Merkwürdig ist auch, was S. 836 von der außerordentlichen Stärke der Kayserinn aus dem gleichzeitigen Beneßius angeführt ist. Bey einem großen Gastmahl, so der K. auf einem freyen Platz bey der Schloßkirche öffentlich am Osterfeste hielte, hat sie davon Proben gezeiget, indem sie die stärksten Hufeisen, wie schlechtes Holz zerbrochen, und noch mehr Beweise davon abgelegt. Wie sehr dem Kayser an dem sichern Besitz der Mark Brandenburg gelegen wär, sieht man auch daraus, daß die Herzoge von Sachsen, Wenzel und Albrecht, so er ganz neuerlich mit dem Herzogthum Lüneburg beliehen hatte, 1371 auch einen Willebrief über die Erbverbrüderung mit den Markgrafen ausstellen müssen. S. 837. Eine Hand wäscht die andere. Eine gefährliche Krankheit des K. ward durch eine Wallfahrt zu Fuß der Kayserinn von drey deutschen Meilen zum Grabe des h. Siegmunds, und mit einem Opfer von 8 goldnen Schüßeln, so über 23 Mark wogen, glücklich gehoben. S. 839.

Wie im J. 1371 der M. Otto von Brandenb. einsahe, daß er für sich und seine Vettern die Herzoge von Bayern, durch den mit dem Kayser geschloßnen Successionsvertrag sehr nachtheilig gehandelt, so versuchte er davon sich loszumachen, schloß mit den übri-

gen

zen Herzogen von Bayern ein Bündniß, und ließ ihnen in der Mark eine Eventualhuldigung leisten. So bald der K. solches erfuhr, fiel er ihm mit einem grossen Heer in die Mark, es kam aber doch damals wieder zu einem Waffenstillstand, bis 1373, M. Otto, dem Herzog Friedrich von Bayern die alte Mark und Prignitz gar einräumte. Dieser Schritt muste nothwendig den K. dahin bringen, daß er schon im Junius d. J. mit einer starken Armee in die Mark einrückte, viele Hülfsvölker von den Herzogen von Pommern und Mecklenburg, die bey dieser Gelegenheit im Trüben fischen wollten, an sich zog, und den Markgrafen von allen Seiten verlassen, so in die Enge trieb, daß er im August mit dem Herzoge Friederich in des Kaysers Lager sich einfand, und die ganze Mark Brandenburg gegen eine starke Pfandschaft in der Oberpfalz ꝛc. und einige Jahrgelder völlig abtrat. Hier macht der Verf. die Anmerkung, daß der Kayser auf solche Art das Land kauffen und baar bezahlen müssen, welches ihm doch nach den Verträgen ohnentgeldlich zufallen muste. Allein er hat hier ganz unrecht; Karl verstand es besser, er gab ihm lieber die geringe Summe oder vielmehr Pfandschaft für die Nutzniessung der Mark, die M. Otto ja noch viele Jahre hätte ziehen können, mithin war es im geringsten kein Kaufgeld, und wer konnte ihm Bürge seyn, daß Otto nicht noch männliche Erben erhalten konnte? Ueberdem ist hier blos aus dem Schreiben des Bischoffs von Straßburg (bey dem *Wencker*, *in Appar. Arch.* S. 223.) weit mehr Geld angegeben, wie Otto erhalten, indem ausser diesem Schreiben von den 200000 Gülden terminweise zu bezahlen, die Brandenburgischen Schriftsteller, so aus Archiven geschrieben, nichts wissen. Daß man diese Abtretung auch als einen Kauf ausgiebt, ist

hernach aber vermiede er sie so viel als möglich, und der Verf. hat Recht, wenn er S. 959 schreibt — er hätte durch seine Unterhandlungen mehr ausgerichtet als ein anderer mit zahlreichen Heeren gethan haben würde — Kurz, er war würklich der gröste Geist seiner Zeit, ein grosser Staatsmann, Finanzier, und wie der Verf. sagt, ein Meister in der Haushaltungskunst. Doch war sein Hof glänzend, zumal bey grossen Feyerlichkeiten, und überhaupt hatte er viele grosse Eigenschaften an sich. Wenn aber der Verf. S. 964 u. f. seine grosse Verdienste um das deutsche Reich so übertrieben erhebt, so handelt er offenbar gegen alle historische Facta und Beweisthümer, die durch viele einzelne Fälle schon in der Recension selbst zum Theil vorgeleget sind. Er macht öfters Handlungen, die der K. aus Interesse für sein Haus unternahm, zu Meriten für das deutsche Reich; und wenn er die Reichsstädte mit grossen Vorrechten und Freyheitsbriefen begünstigte, (weswegen sie ihm noch jetzo öffentliche Monumente, wie S. 965 steht, errichten sollten) so ließ er sich solches von ihnen reichlich bezahlen. Er entzog sie zum Theil der kleinern Fürsten ihrer Bothmäßigkeit, und machte sie also für Geld frey. Ob er also hierinn ein wahres Verdienst hat, mag ein jeder selbst urtheilen. Daß er die Reichskanzley mit Böhmen besetzet, und ihnen die besten Erz- und Bisthümer in Deutschland verschaffet hat, schreibt er selbst S. 972, und rechnet es ihm zum Verdienst. Sein eigennütziger Charakter, und die übertriebene Begierde, sein Erbkönigreich Böhmen zu vergrössern, leuchtet aus allen Handlungen so deutlich hervor, daß die Kunst des V. selbigen einen ganz andern Anstrich zu geben, die er würklich im höchsten Grad besitzet, dennoch vergeblich angewandt ist. Es ist hier nicht der Ort, auf

die

die heftigen Vorwürfe, so den deutschen Schriftstellern S. 967 u. s. w. gemacht sind, zu antworten. Genug, daß die Handlung ihre Vorwürfe rechtfertigen, und man kann dem Verf. die Freude gönnen, wenn er glaubt, daß er in seinem Buche sie jetzt widerleget und schaamroth gemacht hat.

Die Verdienste, so der K. um Böhmen hat, sind allerdings groß, und werth, daß sie so einleuchtend hier beschrieben sind. Dieses wird niemand leugnen, daß der Verf. aber doch mit dem Balbin auch etwas übertrieben und gar zu schmeichelnd den Zustand und Glanz von Böhmen unter diesem Kayser beschrieben, und es fast so weit getrieben, daß er alle andere Nationen und besonders die Deutschen beleidiget, ist hergegen auch wahr. Man lese nur die S. 972, wenn er von seinen Landesleuten schreibt — Sie wurden zu den vornehmsten Gesandschaften gebraucht, sie führten die Kriegesheere an, und erwarben sich Ruhm, sie waren die gelehrteste Nation und größten Staatsmänner, sie besaßen den größten Reichthum, und das meiste Ansehen bey andern Völkern, mit einem Worte, die Böhmen waren damals die herrschende Nation in Europa, man hielte es für einen besondern Vorzug, ein gebohrner Böhme zu seyn — und was dergleichen würkliche Pralereyen mehr sind. Zuletzt wird der Balbin noch zu Hülfe gerufen, der den damaligen Glanz dieses Landes eben so erhoben, und den Zustand des Landes zu seiner Zeit fast beleidigend für die damaligen und folgenden Regenten heruntergesetzet, welches unser Verf. damit im Schluß wieder ausbessern will, wenn er schreibt — auch wir werden es unter der weisen Regierung eines Josephs II. in seinem vorigen Glanze wieder sehen. — Zuletzt sagt er — er hoffte man werde über Karl IV. endlich richtiger denken lernen,

nen, und ihm mehr Gerechtigkeit als sonst wiederfahren lassen — Recens. aber glaubt, daß Karl IV. auch noch jezo, ohngeachtet dieser böhmischen Vertheidigung, eben derselbige eigennützige deutsche Kayser seyn und bleiben wird, der er allezeit gewesen ist. Schade, daß Hr. von Olenschlager die Reichsgeschichte nicht weiter unter seiner Regierung fortgesetzet hat — doch ist Stoff genug vorhanden, und die jetzigen deutschen Historiker sind würklich gereizet und aufgefordert, dem Hohnsprechenden Gelehrten Böhmen zu antworten, weil er es in diesem zweyten Theil übertrieben hat. Ein Urkundenbuch von 128 ungedruckten theils sehr erheblichen Urkunden beschließt dieses wichtige Buch, so allerdings mit grossem Fleiß geschrieben, aber mit vieler Behutsamkeit gebrauchet werden muß.

Hl.



Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe, das Studium der Theologie betreffend; dritter und vierter Theil. Weimar, bey Hofmanns Erben. 1781. 8. 388 Seiten.

Diese Briefe betreffen nach der eignen Erklärung des Verf. die Bibel, die Dogmatik und den Vortrag. Was der V. über die erste seinem jungen Freunde zu sagen hatte, hat er in den beyden ersten Theilen vorgebracht; hier handelt er von dem letztern, nicht ausführlich und genau, sondern er bringt, wie man es in freygeschriebenen Briefen erwarten kann, einige Bemerkungen an, urtheilt über die einschlagenden Materien, ohne von seinen Entscheidungen umständlich und genau die Gründe anzugeben, macht allerhand Vorschläge und Wünsche, und ertheilt seinem Freunde manchen Rath zur Einrichtung seines Studirens und zur künftigen zweckmäßigen Führung des Lehramts. Obgleich der Recensent nicht alle Vorschläge und Urtheile des für alles Alte zu parteiischen und für alles Neue, was nicht von ihm selbst herkommt, zu eingenommenen Verf. billigen kann, so glaubt er doch, daß ein angehender Gottesgelehrter, insonderheit wenn es ihm nicht ganz an der Gabe der Prüfung fehlet, diese sehr gut geschriebenen Briefe mit Nutzen und Vergnügen lesen, und Anleitung darinn finden wird, wie er in dem theologischen Studium etwas Vorzügliches leisten und nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein nützlicher Prediger werden soll.

In dem ersten Briefe berührt der V. den vorgeblichen Streit zwischen Natur und Schrift, Vernunft und Offenbarung. Er leugnet und bestreitet diesen Streit aus richtigen aber bereits bekannten, und von andern mit mehrerer Präcision ausgeführten Gründen. Hierauf kommt er auf die Dogmatik, wünscht eine

philosophische Geschichte derselben, gehet einige Lehrartikel durch, und zeigt, wie sie zu Vorträgen dienen können. Am weitläuftigsten hält er sich bey dem Artikel der Vorsehung auf, und macht darüber einige Bemerkungen, die sehr andächtig und erbaulich scheinen, aber einiger Berichtigung bedürfen. Der V. bemerkt, die Bibel zeige in lauter menschlichen, auch den unbedeutendsten Geschichten, daß Gott als Vater für alles sorge, daß dem, der auch das kleinste schuf, nichts zu klein sey; dies zeige sie in Lehren, Beyspielen, Gesängen und Liedern. Nach dieser Methode der Bibel soll diese Lehre vorgetragen werden, und der V. giebt einige Punkte an, die er insonderheit wirksam und trostreich fürs menschliche Gemüth gefunden hat: Zuerst, „Gott muß den Menschen mitwirkend in ihr Leben auch „in die kleinsten Umstände desselben mit seinen Absichten ver„flochten dargestellt werden, sonst bleiben die schönsten Lehren „von Allgemein her, entfernt, todt und öde.“ Der zweyte Punkt, den der V. bey der Lehre von der Vorsehung will bemerkt wissen, ist die sonderbare geheime Wiedervergeltung in dieser Welt, die er in Gutem und in Bösem, für den knechtlichen und kindlichen Sinn, so allgemein und bey jedem einzelnen Menschen so auszeichnend, wenigstens an sich und allen denen, die er näher kennt, bemerkt hat. „Mich wundert“, setzt er hinzu, „daß diese „Lehre von Christen so wenig getrieben wird, da sie doch auch „schon Heiden so bündig eingesehen, und Christus sie als das „herrschende Gesetz Gottes in dieser und jener Welt wiederhohlt „einschärfet. Im Orient gilt sie in den meisten Religionen noch „dafür; unsre Väter haben auch auf sie ein schärferes Auge ge„habt, als wir, denen der Geist eigner Klugheit und Wirksam„keit in Dingen des allgemeinen Welt- und Lebenslaufs die Au„gen nur zu oft verblendet.“ Mich deucht, wenn die christlichen Lehrer den Punkt von der geheimen oder offenbaren Vergeltung des Guten und Bösen in diesem Leben, jetzt mit mehr Zurückhaltung und Vorsichtigkeit treiben, als unsre Väter thaten, so haben sie mehr als einen Grund dazu, Unsre Väter, welche diese Vergeltung durchgehends, im Großen und Kleinen annahmen, machten sich kein Bedenken, sie durch Anführung mancher Geschichten und Anekdoten zu erläutern und zu erweisen, die jetzt kaum bey dem großen Haufen der Zuhörer, geschweige bey dem aufgeklärten Theile derselben, der auf den Lauf der Welt und der menschlichen Begebenheiten ein schärferes Auge hat, Glauben finden würde. Man hat auch ohne Zweifel bemerkt, daß die gar zu genaue Entwickelung dieses Punkts

natür-

natürlicher Weise, bey denen, die eine solche durchgängige Wiedervergeltung im Zeitlichen annehmen, gar leicht eine ähnliche Art zu denken und zu urtheilen bewirken könne, als die Jünger Jesu bey Gelegenheit jenes Blindgebohrnen, durch die Frage: Wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern? an den Tag legten; denn wenn jede Sünde eine so ausgezeichnete Folge in der Welt hat, die man eine Wiedervergeltung nennen kann, und man von jeder Versündigung denken muß: in quo quis peccat, per idem punitur et idem; so ists natürlich, da, wo man ein physisches Uebel wahrnimmt, auf ein verursachendes moralisches zurückzuschliessen, und das ist doch offenbar in den meisten Fällen nicht nur falsch geschlossen, sondern auch verwegen und lieblos geurtheilt. Zugleich könnte eine solche Beurtheilung des physischen Uebels, z. E. eines Viehsterbens, das man sich sehr natürlich, bey jedem den es trifft, als eine Strafe der Ueppigkeit und des Mißbrauchs der Creatur vorstellt, so wie man die Verschonung andrer als eine Belohnung ihrer grössern Frömmigkeit betrachtet, dazu verleiten, alle natürliche Versuche, diese Plage abzuwenden oder zu erleichtern, als Empörungen gegen die richtende und strafende Gottheit, und als gottlose Versuche, sich ihren Strafen zu entziehen, anzusehen, und sich solchen Gegenmitteln als der Inoculation der Viehseuche aus diesem Grunde zu widersetzen, wie dies würklich in der Gegend, wo der Rec. lebt, der Fall gewesen ist. Man gedenke hiebey an die Bewegungen des Pöbels an manchen Orten gegen die Anbringung der Wetterableiter. Lauter Folgen von unrichtigen Begriffen, von Strafen und Belohnungen, und insonderheit von durchgängiger angemeßner Wiedervergeltung in dieser Welt. Endlich, wenn man lehret, daß hier immer eine genaue Wiedervergeltung erfolgt und erfolgen muß, so wird der Glaube an dieselbe die Aufmerksamkeit von der vollkommnen Vergeltung in der zukünftigen Welt abziehen, sie nur hier erwarten und suchen heissen, den Glauben an das künftige Leben schwächen, und dies Leben selbst ins Dunkle stellen. War dies wohl nicht der Fall bey den alten Israeliten? entstand nicht aus dem Glauben an eine durchgängige Wiedervergeltung in diesem Leben, oder harmonirte nicht wenigstens mit demselben der Sadducäismus? Und hat Lessing nicht recht, wenn er in seiner Erziehung des Menschengeschlechts behauptet, daß falls eine so durchgängige und vollkommene Vergeltung des Guten und Bösen in diesem Leben unter dem alten Testament statt gefunden hätte, als Bischoff Warburton annimmt, daß Gott nämlich jeden einzelnen Israeliten gerade so

glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente; dies den Glauben an einen künftigen Lebenszustand ausnehmend würde erschweret und zurückgehalten haben? — Aber freylich über alle diese Bedenklichkeiten müßte man sich wegsetzen, wenn diese geheime Wiedervergeltung als allgemein wahr könnte erwiesen werden. Um aber nicht zweydeutig zu reden, merke ich an, daß ich nicht die natürliche Abzweckung guter und böser Gesinnungen und Thaten, zu guten und bösen Folgen oder zum physischen Gut oder Uebel verstehe, sondern es ist die Frage: ob es noch außerdem eine willkührliche, angemessene, unausbleibliche Belohnung und Bestrafung jedes moralischen Guten und Bösen in dieser Welt, durch äußerliche Umstände, oder den innern Gemüthszustand der Menschen gebe? Ich zweifle sehr daran: denn wenn man gleich durchgehends behauptet: ungerecht Gut gedeihe nicht, komme nicht auf den dritten Erben u. s. w., so kann man doch in irgend einem solchen Fall nie gewiß seyn, daß die Ursache des Nichtgedeihens nicht in der Unvorsichtigkeit oder irgend einem Versehen bey der Verwaltung und dem Gebrauch dieser unrecht erworbenen Güter, dergleichen auch bey rechterworbenen statt findet, oder in einem für uns wenigstens ohngefähren Zusammenfluß von Umständen, die beym gerechten, so wie beym ungerechten Gut sich ereignen, sondern lediglich in der Ungerechtigkeit des Erwerbens zu suchen sey. Wenn dies wäre, so ist es nicht zu begreifen, warum diese Ungedeihlichkeit des ungerechten Guts nur bey Bedrückungen und Vervortheilungen, deren sich eine Privatperson gegen die andre schuldig macht, nicht da, wo man sich mit Vergreiffungen an das gemeine Gute durch Defrauden und Unterschlagung der öffentlichen Abgaben durch Kontrebande u. s. w. bereichert, statt finde, da doch hierbey eben so viel Ungerechtigkeit und gemeiniglich noch überdem ein Meineyd begangen wird? nicht da, wo ungerechte Regenten ihre Unterthanen drücken und aussaugen, nicht dann, wenn sie sich ganzer Provinzen unrechtmäßiger Weise bemächtigen; ja, warum sind oft die Regierungen, deren man sich durch Verbrechen bemächtigt, die glücklichsten und blühendsten? Gewiß, wenn eine solche Wiedervergeltung im Irdischen statt fände, so müßte sie sich auf alle ähnliche Fälle erstrecken. Allein, wird man sagen, durch Gewissensbisse, geheime Angst und Unruhe wird sich doch jede Sünde, wo nicht früher, wenigstens auf dem Sterbebette rächen — Hiebey aber ist wohl zu merken, daß sich diese Gewissenbisse nach dem Grade und der

Art

Art der Ausbildung des moralischen Sinnes, durch Erziehung, Unterricht und Uebung, Religion u. s. w. nach dem Temperament, nach dem Gesundheitszustande der Menschen, und in ihren letzten Stunden, insonderheit nach der Beschaffenheit der Krankheit richten. Es giebt Sünden, die beynahe durch allgemeine Uebung unter Menschen von einer Lebensart so zur herrschenden Gewohnheit geworden, daß man keine Empfindung, keine Reue, keine Schaam darüber fühlt. — Sünden, die der große Haufe unter Christen selbst gar nicht für Sünden, oder für ganz verzeihliche Kleinigkeiten hält; und wenn man sie auch ernsthafter betrachtet, giebts nicht falsche Tröstungen genug, das strafende Gewissen zu beruhigen? Wie viel hängt hier auch nicht von dem Gesundheitszustande ab! Der gesunde Bösewicht weiß von keiner Gewissensangst, da sie der tugendhafteste, der frömmste Mensch, bey einem Anfall von unverschuldeter Schwermuth, oft bis zu einem unerträglichen Grade empfindet. Alle dergleichen auffallende Bemerkungen sollten uns auch hier von den so ungewöhnlichen Uebertreibungen zurückhalten, und uns so vorsichtig machen, daß man sich begnügte zu lehren, daß wir durch Duldung und Willfährung unwürdiger, lasterhafter Neigungen gewiß unsern Gemüthszustand verschlimmern, und unsre Seele unvollkommner machen, die unselige Fertigkeit befördern, die Herrschaft der Gewohnheit verstärken, uns die Rückkehr zur Tugend, zur eigentlichen Gesundheit des Geistes erschweren, und die künftige Reue desto bittrer machen. Und in so fern, und bey der oben zugestandenen natürlichen Abzweckung des moralischen Guten und Bösen zum physischen Guten und Bösen bleibt der Ausspruch des Apostels immer wahr: **die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens.** Es ist auch ganz richtig, was der V. am Ende dieses Abschnittes seinem jungen Freunde zu lehren empfiehlt: „insonderheit schärfen sie „jedermann ein, daß er die Macht in seiner Hand habe, die „Vorsehung zu zwingen, wie sie mit ihm umgehen soll, ob „knechtlich oder kindlich? hart oder linde? nachdem er sich nämlich ihr bezeigt. Er weiß den Weg, mit einem Becher kalten „Wassers den Lohn eines Propheten zu erlangen, aber auch den „Weg, mit den lautesten schreyendsten Verdiensten seinen Lohn „dahin zu haben. Gott ist uns, wie wir wollen, daß er uns „sey, Richter oder Vater, Tyrann oder Freund und Bruder". Ich gestehe es, nach dieser Erklärung fiel mir folgende Stelle, die ich bald darauf las, sehr sonderbar auf: „Wiedergeburt und

„Bekehrung ist das Principium, der eigentliche lebendige Funken eines neuen Geschöpfs von Gott, eines himmlischen Daseyns, nicht philosophische Aufklärung, nicht allmählige gut gemeynte Besserung, nachdem und wiefern es nämlich uns aufzuklären und zu bessern beliebt — die letzte halte ich gerade für die schönste Schlafsucht und den kalten Brand der Seele mit den lieblichsten Opiumträumen, jenes Bischofs von Laodicea — meistens aus englischen Schriftstellern und Predigerphilosophen ist dies System zu uns gekommen, dem Glaubensbekenntniß Luthers und unsern ältern Theologen völlig fremde. Wollen Sie von der Natur, Kraft und Nothwendigkeit dieses lebendigen Principiums, des Glaubens, auch auf eine sehr lebendige, bestimmte Weise geredet hören, so lesen Sie Luthers Schriften. Er zeigte hundertmal und ausführlich, wie wenig der Bettelsack von allmähliger Selbstbesserung in sich halte, wie noch weniger er christlich sey, und vor Gott gelte. Der Geist seiner Schriften wäre Feuer, diese dürre Dornhecken zu Asche zu machen, wenns noch Mode wäre, die Schriften des leyder Augustinermönchs Luthers zu lesen". Hier hätte der V. sich billig nicht begnügen sollen, den Vorzug einer augenblicklichen, von außen gewirkten und von der Seele, die nach Luthers eignen Ausdruck vermittelst derselben aus einem Kloak der Teufel in einen Tempel der Gottheit verwandelt oder umgeschaffen wird) so leidend, als vom Thon die Bildung des Töpfers aufgenommene Bekehrung, in einer eben so derben, obgleich anständigern Sprache als Luthers seine war, zu behaupten, sondern er hätte billig seinem jungen Freunde, um sein ächtes Lutherthum zu sichern, kurz und bündig erweisen sollen, daß diese Klotzbuße des leyder Augustinermönchs mit der Natur und den wesentlichen Wirkungs- und Veränderungsgesetzen der menschlichen Seele, mit ihrer individuellen Persönlichkeit bestehen könne; daß sie der Gottheit anständiger, ihrer sonstigen Verfahrungsweise gegen die Menschen gemäßer, in der heil. Schrift gegründeter, zur Hervorbringung mehrerer und vollkommener Tugend, zur Veredelung und Vervollkommnung des moralischen Menschen beförderlicher, weniger der Gefahr des Selbstbetrugs ausgesetzt, weniger geneigt sey, in Schlafsucht und endlich gar in einen kalten Brand der Seele auszuarten, als diejenige Bekehrung, die er eine eigenmächtige, langsame und philosophische zu nennen beliebt, obgleich nie ein christlicher Lehrer, der sie behauptet, einen Einfluß Gottes, der sie durch das Wort (wiewohl nicht wunderbarer und unwiderstehlicher

licher Weise wirkt, dabey ausgeschlossen hat. Gewiß wird seine Beweisführung durch das Verweisen auf Luthers Schriften nicht entbehrlich gemacht, denn wenn sein Freund wirklich ein denkender Kopf ist, und nicht blos englische Predigerphilosophen, sondern neuere deutsche Philosophen und Ausleger gelesen und begriffen hat, so dürfte ihm eben über diesen Punkt weder das Raisonnement noch die Exegetik des ehemaligen Augustinermönchs die verheißne Genugthuung geben. — Auch über die Rechtfertigung denkt der V. ächt lutherisch, und darin hat er Recht, daß dieser Hauptartikel des Lutherthums, mit den eben berührten von der augenblicklichen wunderbaren unwiderstehlichen Bekehrung von der Sclaverey des menschlichen Willens und der völligen Unthätigkeit zum sogenannten geistlichen Guten in so genauer Verbindung stehet, daß eins mit dem andern stehen und fallen muß. Zuletzt warnet der V. seinen Freund vor dem heißen Schwefelbade des Mysticismus, wie er die Uebertreibungen und Ausschweifungen der Herrnhutherey und des Methodismus zu nennen beliebt. Und wohl hatte er Ursache seinem ächtlutherischen Jünger diese Warnung zu geben, denn ach! das heisse Schwefelbad liegt hart am Wege der lutherischen Orthodoxie, ja es liegt im Wege selbst, und wer diesen Weg bis zu einer gewissen Strecke endlich gehet, und nicht im Fortschreiten durch irgend ein mitten im Lauf vorgehaltenes Warnungssignal zum Stillestehen gebracht wird, oder durch seitwärts angebrachte Korrektion ein wenig von der geraden Richtung abgelenkt wird, stößt ohnfehlbar darauf. Uebrigens ist die Schilderung des sogenannten Mysticismus sehr treffend und lehrreich, und ich würde sie hersetzen, wenn ich mir nicht schon den Raum weggenommen hätte.

Ich kann also auch von dem, was der Verf. über den Vortrag erinnert, wenig mehr anmerken, außer dieses, daß er der analytischen Predigtart einen großen Vorzug beylegt, und sie sehr empfiehlt, auch ein Paar Beyspiele einer Disposition derselben mittheilt. Es ist nur gegen dies vielleicht zu weit getriebene Lob dieser Methode einzuwenden, daß wer sie immer anwenden wollte, über einerley Text beynahe immer einerley predigen müßte, daß manche evangelische Texte so unfruchtbar sind, daß sich nach analytischer Methode wenig zur Sache gehöriges sagen läßt, und daß endlich bey derselben die scharfe und genaue Disposition der Predigten, die der Verf. fordert, sich schwerlich anbringen läßt.

Noch

Noch bemerke ich, daß der V. seinen Briefen verschiedne geistliche Poesien von bekannten und unbekannten Dichtern angehängt, die großentheils der Stelle, die ihnen eingeräumt ist, würdig scheinen, nur in die Lobsprüche, die dem letzten, einem Lehrgedichte des ehemaligen Würtembergischen Generalsuperintendenten Andreä, gegeben werden, kann ich nicht einstimmen. Als ein antiques Stück kann es immer Aufmerksamkeit verdienen, aber als vorgegebene vollständige Anweisung zur Pastoralklugheit bedeutet es nicht viel; es ist in einem kaustischen Geiste mit vielen Uebertreibungen geschrieben, und dient mehr dazu, einen Kandidaten des Predigtamts zu verwirren und abzuschrecken, als zu belehren und aufzumuntern. —

St.

Das Evangelium Lucä umschrieben und erläutert von Heinrich Pope, Prediger zu Wulsbüttel im Herzogthum Bremen. Zwote Hälfte. Bremen bey Cramer. 1781. 1 Alph. 17 B. in 8.

Obgleich der Arbeit dieses Verfassers noch vieles an der Vollkommenheit fehlt, so verräth sie doch einen Mann, der mancherley gute Einsichten und Kenntnisse hat, und sich weit über den gemeinen Troß seiner Amtsbrüder erhebt, einen Mann, der selbst denkt und nicht bloß andern nachspricht, oder seine Auslegung nach einer alten willkührlich gedrechselten Dogmatik formt. Nur wünschten wir, daß er etwas weniger Vertrauen auf sich selbst setzen, und hin und wieder etwas weniger affectiren möchte. Er will zu oft den schöngeistrischen Theologen machen, oder bestimmter zu reden, er neigt sich zu sehr zum Sintenismus. Dabey weiß er doch mit den ausländischen Wörtern nicht recht umzugehen. Kaskäme möchte vielleicht noch ein Druckfehler seyn; aber zu wiederholten malen haben wir gefunden: der l'esprit des Volks; was würden wir von einem Franzosen sagen, der le dergeist schriebe? und warum konnte das Wort nicht deutsch ausgedrückt werden? Der Verfasser ist auch in seiner Paraphrase zu weitschweifig, und schiebt zu viel ein, das nicht nöthig war. Hier ist eine Probe aus Kap. 13, 31. u. ff. „An eben demselbigen Tage kamen einige „Pharisäer mit geheimnißvoller wichtiger Miene zu Jesu, und „riethen ihm, unter dem Schein der Freundschaft, seine Reise „nach Jerusalem zu beschleunigen. Mache dich, so bald als „möglich

„möchtest, aus diesen Gegenden weg, und beschleunige deine „Reise! Es ist gefährlich für dich, länger in diesem Gebiete zu „verweilen: Herodes geht mit den Gedanken um, dich auf „gleiche Weise, wie den Johannes zu tödten; er hat alle Maß„regeln genommen, sich deiner zu bemächtigen. Jesus kannte „die Verstellung und Hinterlist dieser Leute zu gut, als daß er „den vermeynten Rath derselben hätte achten sollen. Mit ge„ringschätzender Mine hörte er ihre geheimnißvolle Vorstellung „an, und sprach darauf laut im verachtenden Tone: Geht nur „hin, und bringet dem Fuchs, dem furchtsam verschmitzten Manne „die Nachricht zurück: er hätte keine Ursache, sich meinetwegen „zu fürchten, noch aus meinen Unternehmungen Aufruhr zu „besorgen; ich hätte nicht, wie Johannes, die Absicht, seinem „Gewissen Stiche beyzubringen. Meine Unternehmungen ha„ben bloß wohlthätige Absichten; ich befreye die Menschen von „dämonischen Krankheiten. Das sagt ihm wieder; sagt ihm, „ich würde mich in meinen Unternehmungen im geringsten nicht „durch seine Drohungen aufhalten lassen. Vors erste noch heute „und morgen, werde ich ungescheut fortfahren, wunderthätige „Heilungen zu verrichten; übermorgen werde ich dann mein „Leben aufopfern.“ u. s. w. Die Anmerkungen sind, so wie die Paraphrase, ziemlich weitläuftig gerathen.

Anweisung, wie die von den vier Evangelisten aufgesetzte Nachrichten nach der Zeitordnung auf einander folgen, entworfen von D. Joh. Heinr. Daniel Moldenhawer, Past. der Kathedralkirche zu Hamburg. Bremen, bey Cramer. 1781. 11 Bogen in 8.

Durch Kürze und Deutlichkeit unterscheidet sich diese Harmonie zwar von manchen andern; außerdem aber hat sie solche Vorzüge nicht, die sie bey der Menge schon vorhandener, unentbehrlich machten. Der V. ist dem richtigen Grundsatze beygetreten, daß nicht alle Evangelisten die chronologische Ordnung beobachtet haben, und daher nicht einerley Begebenheit als zweymal geschehen, anzunehmen sey. Am mehresten scheint ihm Lukas und am wenigsten Matthäus sich nach der Zeitfolge gerichtet zu haben, weswegen er die Zeitfolge der Begebenheiten, welche dieser erzählt, nach der von jenem beobachteten Ordnung

stellt. Daß die Menschen wegen des natürlichen Stolzes und der Feindschaft gegen Gott, an dem, was Gott noch so weislich eingerichtet hat, allerley auszusetzen haben; wie S. 5. behauptet wird, ist ein unerweislicher Satz. Wenn gleich viele Menschen Gott nicht lieben, so kann man doch selbst von dem entschlossendsten Bösewicht nicht sagen, daß er aus Feindschaft gegen Gott handle. Uebrigens haben wir gegen die, von dem Verf. gemachte Ordnung, nichts erhebliches einzuwenden; sie ist größtentheils die nehmliche, welche Herr Griesbach in seinem N. T. angegeben hat: aber das können wir nicht billigen, daß der Verf. die alte nichtige Hypothese wieder aufwärmt, Lukas liefere die Genealogie der Marie; die mit nichts in der Welt zu erweisen ist. Wem es frey steht, so etwas wider den klaren unwidersprechlichen Sprachgebrauch zu behaupten, so darf man die Bibel nur gar weglassen, und behaupten, was man will.

Pm.

Hypomnemata in Nouum Testamentum, quibus graecitas eius explicatur et Scholiis, quae ex scriptis recentiorum quorundam magni nominis philologorum, praesertim *I. A. Ernesti* excerpta sunt, illustratur, edita a *Christiano Gottfried Küttnero*, A. M. et ecclesiae Limbacensis in Variscis Pastore. Lipsiae, ap. Breitkopf. 1780. 2 Alph. 9 B. in Med. 8.

Gewonnen hat freylich die Auslegung des N. T. durch diese Hypomnemata nicht einen Fuß breit; indessen kann der mühsame Fleiß, welchen der Verf. im Sammeln bewiesen, vielleicht denen Anfängern nützlich seyn, die sich sonst keine Bücher anschaffen können. Nur scheint es, als ob er sich dieselben zu unwissend gedacht, und in dieser Hinsicht zu viel Gemeines und bloß Lexikalisches angebracht habe. Leute, denen man erst die gemeinen Bedeutungen ganz bekannter griechischen Worte vorsagen muß, müssen auf Luthers deutsche Uebersetzung verwiesen werden, und Anfänger, denen es um wahre Gelehrsamkeit zu thun ist, müssen durch solche Brücken, die zur Bequemlichkeit führen, nicht von dem Gebrauch der ächten Quellen abgezogen werden. Auch werden sie hier in Ansehung der historischen

Kenntniß von den Urhebern dieser oder jener Auslegung getäuscht, welches doch bey wichtigen und schwierigen Stellen nicht hätte geschehen sollen; Rosenmüller wird immer statt aller Quellen, die dieser gebraucht, genannt, als wenn er der Erfinder von dieser oder jeder Auslegung gewesen wäre, die er doch nur eben so, wie hier Hr. Küttner aus andern zusammengetragen, nur mit dem Unterschied, daß jener die Aeltern auch gebraucht, welche dieser ganz ungenutzt gelassen, oder doch nur aus Jenem gebraucht hat. Auch von Neuern ist Tellers Wörterbuch, das Repertorium und verschiedne andere nicht gebraucht; ob sie der Verf. nicht hatte, oder für ketzerisch hielt, wissen wir nicht. Indessen ist ihm dadurch manche gute Auslegung entgangen, die sich nicht allemal in den Schriften der Leipziger oder bey Hrn. Rosenmüller findet. Aus diesem Grunde giebt er auch des letztern Erklärung von Gal. 3, 20. einen so lauten Beyfall: Hanc expositionem facilem vsus linguae et contextus sermo (umgekehrt, Sermonis contextus sollte es wohl heißen) commendat, Haec, si quid sentio, Rosenmülleri interpretatio caeteris omnibus palmam eripit, atque erit documento, de plana atque expedita locorum quorundam N. T. vel difficillimorum explicatione non temere desperandum prorsus esse, licet etiam multis adhuc annis a multis doctis viris locum eiusmodi vexatum ab omnibus difficultatibus liberare frustra fuerit tentatum. Gleichwohl giebt diese so gerühmte Erklärung, wenn man sie näher untersucht, und sie eine eigne von den vorigen verschiedene Erklärung seyn soll, gar keinen Sinn. ἑνὸς soll nämlich auf σπέρμα gehen; was soll es denn aber nun heißen, „Moses ist nicht „des verheißenen Saamen Mittler"? soll der genitiuus ἑνὸς ein Genitivus obiecti oder ein genitiuus possessiuus seyn? Im letztern Fall würde es ohne Sinn seyn; denn wer könnte etwas bey dem Satz denken: Moses ist nicht Christi Mittler, d. h. nicht eine Mittelsperson, die Christus gebraucht hat, seine Religion zu pflanzen? das würde eben so viel heißen: als zweymal zwey ist nicht fünfe. So einen Satz kann man keinem vernünftigen Schriftsteller, und so eine Erklärung Herrn Rosenmüller nicht zutrauen. Es müßte also ein Genitiuus obiecti, und der Sinn dieser seyn: Moses Mittlersgeschäfte gieng nicht auf den verheißnen Samen, oder auf Christum und seine Religion: aber dann ist diese Erklärung nicht von einer andern verschieden, die Hr. Stroth im vierten Bande des Repertor. gegeben. Uebrigens würde es uns zu weit führen, wenn wir alle un-

unrichtige oder zu unbestimmte Erklärungen auszeichnen wollten, die wir gefunden haben; z. E. Matth. 3, 2. βασιλεία τῶν οὐρανῶν wären tempora Messiae, da es richtiger heißen würde, vera religio a Messia instituenda, oder mit einem Worte Christianismus. Matth. 28, 19. soll εἰς τὸ ὄνομα κ. λ. heißen: ad professionem eius *religionis*, *quae* Trinitatem *se credere* et colere *profitetur*. Joh. 14, 28. ὁ πατήρ μείζων μου, minorem se Christus dicit patre, non ratione essentiae, sed status praesentis, quod erat incarnatus, a patre missus et sponte se obtulerat; das wäre dann wieder ein Satz: ein Mensch ist nicht Gott, vier ist nicht fünfe. Die Kritik hätte der Verf. nur ganz weglassen sollen; denn da ist er vollends unerträglich einfältig. Wir wollen nichts von seiner Kritik über 1 Tim. 3, 16, sagen, aber das müssen wir doch erwähnen, daß er von der Aechtheit von 1 Joh. 5, 7. völlig überzeugt ist, weil plures latini codices ihn enthalten. Ein Mann, der so schreiben kann, zeigt nur zu deutlich, daß er nicht das N. T. der Kritik kenne. Er hätte ja nur eben so gut sagen können, daß einige hunderttausend Cansteinische Abdrücke der deutschen Bibel ihn enthielten, dies würde ein eben so starker Grund gewesen seyn. Daß der Zusammenhang für die Aechtheit des Verses sey, ist weiter nichts als ein Schnickschnack, den ein großer Mann, den Orthodoxen zu gefallen, um nur etwas zu sagen, vortrug, und der ihm hier in den Tag hinein nachgelallt wird. Gern möchten wir wissen, woher der Verf. die Nachricht hätte, daß Justin den zweyten Brief Petri in seinem Kanon gehabt hätte. Es ist kein wahres Wort daran; aber so geht es, wenn man die Quellen selbst nicht nachschlägt. Recens. ist erbötig dem Verf. einen Preiß von 100 Dukaten auszuzahlen, wenn er die Stelle im Justin gefunden hat, worinn dieser den zweyten Brief Petri nennt, oder einen Satz daraus anführt, oder auch nur auf einen eigenthümlichen Ausdruck desselben anspielt. Um den Leser mit dem Ton, der in diesen Scholien herrscht, näher bekannt zu machen, müssen wir doch etwas weniges anführen: σκυθρωπός, ή, όν, morosus, tristis, ἵνα πληρωθῇ, sic euenit illud, quod olim prophetae praedixerunt, εἷς, εἷς, alter, alter, μαθητεύω discipulus sum, λατομέω, e lapide exscindo, ἀσφαλίζω munio, tutum reddo. Die Zueignung an Hrn. Kästner hätte der Verf. lieber in Prose schreiben sollen; seine Verse sind unausstehlich matt. Er redet unter andern sein Buch so an:

Quid dubitas intrare Viri quoque tecta benigni,
A quo vix aliquis tristis abire solet?

Saepius oranti faciles mihi praebuit aures,
Annuet et precibus; quod reor hisce tuis.
Me, Vir Summe, Tibi trado, dic supplice vultu,
Et prodire Tuis auspiciis cupio.
Ne renuas, oro ac rogito, meus esse patronus.

Wer kann es aushalten solche Verse zu lesen?

Rw.

Das Neue Testament zum Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß des Herrn Jesu Christi, nach dem revidirten Grundtext übersetzt, und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel. Stuttgard, bey Mezler. 1781. 2 Alph. 5 B. in 8.

Dies ist die dritte Auflage der Bengelschen Uebersetzung des N. T. obgleich kein Wort davon weder in einem Vorbericht, (denn der fehlt ganz.) noch auf dem Titel steht. Ob man es vortheilhafter hielt, das Buch den Unwissenden als ein neues Buch zu verkaufen, oder warum es sonst geschehen, wissen wir nicht. Die erste Auflage erschien 1753, und die zwote 1769. Recensent hat die letztere jetzt nicht zur Hand; erinnert sich aber einen Anhang von mehrern Abschnitten bey derselben gefunden zu haben, welcher bey dieser dritten Auflage fehlt.

Pm.

***Ioannis Gerhardi*, Theologi quondam Ienensis celeberrimi, Locorum Theologicorum Tomus vicesimus. E recensione *Io. Friderici Cottae*, Theologi Tubingensis. Tubingae, sumtibus Cottae. 1781. 4. 547 Seiten.**

Mit diesem Theil, welcher die Artikel vom Ende der Welt, von der Hölle und dem ewigen Leben (Loc. XXX. XXXI. XXXII.) enthält, endiget sich endlich dies weitläuftige Werk, so weit Gerhard selbst es ausgearbeitet hat. Wahr ist es, daß in Ansehung der hier abgehandelten Materien von dem sel. G. manche sonderbare Meynungen behauptet,

und viele Fragen, welche die bloße Neugier der Menschen aufgeworfen hat, und niemand mit Gewißheit entscheiden kann, beantwortet werden. Aber Hr. Prof. Müller hat Recht, wenn er sagt, man müsse das theils auf den Genius der Zeiten, in denen Gerhard lebte, theils auf den eigenen Geist des Verf., theils auf seine Absicht, über jeden theologischen Artikel etwas vollständiges zu liefern, rechnen. Gerhard selbst habe doch die Klugheit und Mäßigung gehabt, in gedachten Artikeln das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen und Wahrscheinlichen, das Nothwendige vom Ueberflüßigen, und das Nützliche von dem, was wenig oder gar nicht nützet, zu unterscheiden. Was noch von Supplementen dazu bestimmt gewesen, wird, weil dieser Band an sich schon stark genug war, besonders erscheinen.

Br.

Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen mit praktischen Anmerkungen von Jacob Friedrich Feddersen, Dompred. zu Braunschweig. Dritte Sammlung. Ein Anhang zum Andächtigen — Halle, bey Gebauer. 1781. 8. 370 S.

Gewähren eine angenehme und nützliche Lectüre zugleich; denn es kann nicht ausbleiben, ein gut gesinntes Gemüth muß sich bey Lesung eines solchen Buchs zur Nachahmung vieler vortrefflichen Tugenden lebhaft erweckt, und ein schlecht denkendes, wenn es noch nicht alles moralische Gefühl verlohren hat, innigst beschämt finden, so bald es sich in dem Augenblick mit bessern Menschen vergleicht. Unter hunderten sey nur die eine Nachricht hier ausgezeichnet:

Metastasio.

„Dieser berühmte Dichter war in seiner Jugend arm. Ein „reicher Mann, mit dem er vertrauten Umgang gehabt, hinter„ließ ihm nach seinem Tode durch ein förmliches, gerichtlich „ausgefertigtes Testament, sein ganzes Vermögen, das auf „hundert tausend Thaler werth war. Er konnte nun auf ein„mal reich werden, unabhängig von jedem und nach seinen „jugendlichen Neigungen vergnügt leben. Aber Metastasio „erfuhr, daß der Verstorbene noch nahe Verwandte in Bologna „habe, und sagte gleich, wie er dies hörte: Segnen sollen

„diese

„diese ihres Verwandten Andenken! nicht ihm und mir „fluchen. Er reisete darauf nach Bologna, und als er sie „ausgekundschaftet hatte, gieng er zu ihnen und sagte: Mein „Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht; „aber wie ich glaube, aus keiner andern Ursache, als „es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die „Würdigsten seiner Verwandten ausgeforscht, um es „unter sie nach Billigkeit zu vertheilen. Mich dieses „Auftrages zu entledigen bin ich hieher gereiset — — „Sogleich zahlte er ihnen auch das ganze Vermächtniß aus, „ohne davon das Geringste für sich zu behalten".

Fb.

Karl Anton Ernst Bechers, Pfarrers und Adjunktus in dem Herzogl. Sächsischen Senioratamte Oldisleben, kurze Erklärung auf den vermeintlichen Beweis eines Ungenannten, daß der V. des Buchs, Betrachtungen über die große Unwissenheit der heutigen Christen, deren Ursachen und Mittel sie zu heben, kein evangelisch lutherischer Christ sey. Halle 1780. bey Hendel. 8. 17 B.

Hr. A. Becher hat eine Betrachtung über die Unwissenheit der Christen herausgegeben: ein Amtsbruder in dasiger Gegend macht darüber Lerm, als wenn die evangelische Kirche zu Grunde gehen sollte. Hierwider vertheidiget Hr. B. sich und seine Meynungen mit besonderer Freymüthigkeit. Er beweiset nachdrücklich, daß er ein besserer Protestant sey, und mehr Luthers Geist habe, als sein Gegner. Die Hauptsache der gottseligen Bekenner sey blos nach der h. Schrift ihre Lehren einzurichten: und die symbolischen Bücher, ja noch selbst nachher die Konkordienformel, die er nicht unter die symbolischen Bücher gerechnet haben will, setzen ausdrücklich diesen Grundsatz feste, daß keine menschliche Schriften, sondern blos Gottes Wort die Norm des Glaubens in ihrer verbesserten Kirche seyn solle. Er zeiget ganz richtig, daß sie nie Willens gewesen, ihre Nachfolger auf ewig an ihre damalige Einsichten zu binden. Hr. B. hätte hier die Worte des Religionsfriedens mit anführen können, da darinn die augspurgischen Konfeßionsverwandten ihrer

Religion und ihres Glaubens so gedenken, wie sie solchen bereits aufgerichtet, oder aufrichten möchten. Hr. B. zeigt ferner, wie ungereimt es sey, den Freunden der Wahrheit die Namen derjenigen Ketzer beyzulegen, mit denen sie einen Satz, oder eine Erklärung gemein hatten. Mir fällt hierbey allezeit die scherzhafte Antwort des Königs Jakobs in England an den Doktor Renaud ein. Als dieser nach vielen angeführten Ursachen, warum man das Zeichen des Kreutzes abschaffen sollte, endlich sagte, daß sich die Papisten desselben bedienten: antwortete der König, der Doktor müsse weder Brusttücher noch Beinkleider tragen, weil die Papisten sie trügen. Gewiß, wenn wir keinen Satz annehmen sollten, den Irrende haben, so müßten wir keinen Gott glauben. Hr. B. breitet sich über verschiedene andere Wahrheiten aus, und zeugt sehr deutlich, daß die Befolgung der christlichen Lehre mit zum Wesen des Glaubens an Christum gehöre. Er ermuntert alle Lehrer auf dem Katheder und der Kanzel, die Lehre Jesu nach der Schrift rein und deutlich ohne alle Menschenzusätze zu lehren; und versichert, daß dem Unglauben, der Verachtung der Religion und der Ruchlosigkeit unter den Christen dadurch werde am besten gesteuert werden. Hr. B. zeigt überhaupt viel Verstand, Wahrheitsliebe und Muth: ob wir gleich nicht in allen einstimmig mit ihm sind. Wir möchten ihm auch mehr Mäßigung gegen seinen Gegner wünschen. Wenn auch dieser zu erst sich versündiget hat, so heißt es doch: vergeltet nicht Böses mit Bösem.

Rf.

Institutiones Theologiae Moralis Auctore *Sam. Endemann*, Consil. Eccles. Inspect. Eccles. Reform. Comitatus Hanov. Prof. Theol. P. O. Francofurti Impensis Garbe 1780. 2 Tomi groß 8. 2 Al. 4 B.

Der Verf. hat eine Dogmatik geschrieben. Weil Wyttenbachs Moral ihm nicht gefällt und Stapfer ihm zu weitläuftig ist: so hat er auch eine Moral auszuarbeiten sich entschlossen; zumal, da in neuern Zeiten von reformirten Gottesgelehrten, keine herausgekommen. Doch gesteht er, daß in Absicht der Moral in beiden protestantischen Kirchen kein Unterschied sey.

Man

Man muß dem Verf. zugestehen, daß seine Moral an sich ordentlich und vollständig sey. Er ist billig in seinen Urtheilen, so daß er auch den Heiden Tugend und Seligkeit zuschreibt. Um so vielmehr bedauren wir, daß ein gar zu großer Eifer für das System ihn zuweilen zu unrichtigen Urtheilen verleitet hat. Gleich in der Vorrede leugnet er, daß aus Arianischen und Sozinianischen Irthümern die christliche Tugend hergeleitet werden könne. Unsers Erachtens hat die Streitigkeit über die Person Christi und über den H. Geist nicht den geringsten Einfluß in die Sittlichkeit der Menschen.

S. 164 giebt er eine doppelte Erklärung von einem Christen. Die erste ist richtig: der die christliche Religion bekennet und derselben gemäß zu leben allen Fleiß anwendet. Die andere ist sehr schwankend: der den Versöhnungstod Christi im Glauben ergreift, und der Heiligung sich befleißigt. Der Versöhnungstod und das im Glauben Ergreiffen, ist gar zu vielen Erklärungen unterworfen.

S. 178 rechnet er diejenigen zu den Ungläubigen, welche zwar die Göttlichkeit der heiligen Schrift erkennen: aber nicht alles dasjenige, was sie lehret, um des göttlichen Zeugnisses willen glauben, als die Geheimnisse und die Wahrheiten, welche sich darauf gründen. Hier hat der Verf. seinen Satz wohl nicht recht überdacht. Was würde er sagen, wenn ein unverständiger Lutheraner ihn zu den Ungläubigen rechnen wollte, weil er die Allgegenwart des Leibes Jesu und dessen wirklichen Genuß im Abendmahl nicht glaubt? Der vom Vorurtheil eingenommene Lutheraner gesteht, daß alles unbegreiflich sey: aber er rechnet es unter die Geheimnisse der christlichen Religion, welche wir um des göttlichen Zeugnisses willen glauben müssen. Wer die Göttlichkeit der H. Schrift erkennet, wird auch alles, was sie lehrt, gern glauben: aber das kann keiner von ihm verlangen, daß er alles das glauben soll, was ein von Vorurtheilen verführter Kopf, darin zu finden sich einbildet. Er wird doch untersuchen dürfen, ob die H. Schrift wirklich das lehret, was man ihr aufbürdet: und dann möchten wohl nicht nur die Allgegenwart des Leibes Christi, sondern noch manche andre Geheimnisse wegfallen.

Wir wollen noch ein paar andre Anmerkungen machen. S. 91 siehet der Verf. die gute Gewohnheit als eine Art der Heiligkeit an. Er sagt: „daß die daraus folgende gute Handlungen zuweilen als gute Werke angesehen werden könnten: „daß aber aus einer bloßen Gewohnheit auch sündliche Hand-

„fungen entstehen könnten, als ein Gebet ohne Andacht aus „bloßer Gewohnheit zu beten“. Da die Gewohnheit zur Natur wird, so ist die gute Gewohnheit nach unserer Einsicht wohl der höchste Grad der Heiligung, der eigentliche göttliche Sinn, die göttliche Natur 2 Petri 1, 4. Wer eine Gewohnheit in der Tugend erlangt, hat keiner äußerlichen Erinnerungen mehr nöthig, er fühlt die Schönheit der Tugend, einen Ekel gegen die Sünde und kann nicht sündigen 1 Joh. 3, 19. Beten ohne Andacht kömmt nie aus einer guten Gewohnheit des Beters her, sondern aus einer bösen Gewohnheit, daß man öfters ohne Andacht gebetet hat.

S. 94 glaubt der Verfasser, daß eine dem Gesetz gemäße Handlung, die, deswegen, weil sie recht ist, gethan worden, nicht den Namen der Tugend verdiene. Eine jede Handlung, die mit dem Gesetz übereinkommt und aus richtiger Absicht geschiehet, ist allerdings eine Tugend. Welche Absicht kann aber besser seyn, als wenn wir etwas darum thun, weil es recht ist?

S. 95 lobt der Verf. den Spinoza, leugnet aber, daß ein Atheist wahrer Tugend fähig sey. Es möchte sich dieses nicht schlechterdings behaupten lassen. Wenn ein ehrlicher Mann in Untersuchung der Welt und woher sie sey, sich vertiefet, so kann sein grübelnder Verstand so umnebelt werden, daß er in lauter Dunkelheiten sich verliehrt. Dies war wohl der Fall des Spinoza, der zu bedauern ist. Er war freylich der vornehmsten Tugend, der Verehrung seines Schöpfers nicht fähig, weil er ihn nicht sahe. Aber das Schickliche in seinem Verhalten gegen seinen Nebenmenschen, die er sahe, konnte er fühlen, und fühlte es würklich. In Absicht auf diese war er der Tugend allerdings fähig.

Rf.

D. Friedrich Eberhard Boysens, Oberhofpred. Consistorialraths und des fürstl. Gymnas. zu Quedlinburg erster Inspector, praktische Erklärung des Briefes Pauli an die Kolosser. Dritter und letzter Theil. Quedlinburg bey Reußner 1781. In fortlaufender Seitenzahl mit den vorigen Theilen 27 Bogen in 4.

Geist und Einrichtung ist in diesem Theil, wie in den beyden vorigen. Hier und da ist zwar der Sinn Pauli in diesem Brie-

se richtig angegeben, und nicht so in fremden Gedanken ersäuft worden, als in den vorhergehenden Theilen. Aber einen überschauenden Blick in die ganze Gedankenreihe des Apostels hat der Verf. nicht gethan; sonst würde er sich in der besondern Erklärung einzelner Stellen dieses Briefes mehr gleich geblieben seyn, den Sinn bestimmter gefaßt und genauer getroffen, in dem Auslegungsgeschäfft nicht so von einer Vorstellung zur andern gewankt, und in seinen Betrachtungen nicht Gedanken und Lehren zusammen gesammelt haben, die sich, zusammen gedacht, nicht recht mit einander vertragen wollen. Wer das Buch zum Unterricht oder zur Erklärung brauchen will, der prüfe bedachtsam, und behalte das Gute.

Ein

Ueber die Allgemeinheit der Verheissungen des a. T. von den Wundergaben des neuen T., sammt einer Zugabe von der Kraft des Glaubens und des Gebets von Philalethes. Nebst zwey Beylagen 2c. Leipzig, bey Schneidern 1781. 180 Seiten in 8.

Der ungenannte Verf. meynt es recht gut, und giebt sich recht viel Mühe aus einigen buchstäblich erklärten bekannten Stellen des alten Test. zu beweisen, daß alle und jede wahrhaftig bekehrte Christen nach Gottes Verheissungen noch Wundergaben empfangen können. — „Aber warum thun denn doch nicht alle Wunder? (oder vielmehr, warum hört man denn gar nichts davon, daß irgend jemand Wunder thue?)“ — Ja, wer sie thun will, der muß das Charakteristische des Glaubens Abrahams haben, das ist: er muß nach S. 81 die absolute, allgemeine, einfältigredliche, uneingeschränkte Unterwürfigkeit unter Gottes Wort und Aussprüche haben, die Abraham hatte, wenn er zur Wundergabe gelangen will: dann thut er Wunder. Nicht grade braucht das eben zur Bestätigung des Evangelii zu geschehen, sondern zur Ehre vornämlich der Verheissungen Gottes. — „Aber wo sind denn nun die, die durch wirkliche Wunder diesen charakteristischen Glauben Abrahams darlegen?“ — Ja, es kann jemand Wundergaben besitzen, und doch keine Wunder thun; er kann sie nur haben zu seiner eigenen höheren Erleuchtung, Heiligung und Vollendung; er kann vielleicht erst im Himmel ganz reif zum Wunderthun werden, u. s. w.

Der

Der gute Mann muß recht zum charakteristischen Glauben Abrahams gelangt seyn, da er von dessen Wirkungen mehr als sonst jemand, zu sagen weiß. Wenn er doch nur Ein Wunder thun könnte oder wollte! Das würde mehr einleuchten, als sein noch so gut gemeynter und weitläuftiger Beweiß.

Das angehängte Gespräch von der gnädigen Frau Leonore und dem Schulmeister soll, wie es scheint, den Leuten, die Wunder zu thun allzulüstern seyn möchten, den Kützel ein wenig vertreiben; denn die Dame Leonore sagt es dem Schulmeister rund heraus: man müsse erst alle Verleugnungen durchgehen, und in der Kreuzesschule recht mürbe werden, ehe man ans Wunderthun kommen könne. Der Schulmeister läßt sich daher auch weißlich an dem gemeinen Glauben genügen.

Die letzte Beylage soll eine Panacee seyn zur Gesundheit der Seele; die Beschreibung derselben aber ist uns zu hoch und zu tief. Wer sie besser fassen kann, der versuche sie; unsre Seele hat ohne Menschenverstand nie gesund durchkommen können.

Tz.

2. Rechtsgelahrheit.

Vollständige Ausführung des den Herren Gebrüdern von Hahn auf das Schloß und Amt Seeburg zustehenden Erbfolgerechts. Frankfurt und Leipzig, Fol. 76. S. nebst einer Stammtafel der Herren von Hahn, und 13 Beylagen von S. 79—133.

Diese Deduction verdient eine Erwähnung in dieser Bibliotek und auch ausser dem engen Kreise, für den sie eigentlich bestimmt ist, bekannt zu werden, weil sie die Lehre der fideicommissarischen Erbfolge auf eine sehr gründliche und gelehrte Art entwickelt, und die wichtigsten dabey vorkommenden Untersuchungen enthält. Die itzt ausgestorbenen Grafen von Mansfeld besaßen das Amt Seeburg, als ein Lehn des Erzstifts Magdeburg, und überliessen es im Jahr 1574 wiederkäuflich an Cuno Hahn. Dessen Söhne theilten die Vorwerke desselben, doch mit Beybehaltung der Gemeinschaft, in Absicht vieler

aller wichtigen Rechte und Besitzungen, — stifteten die Basedower und Renplinische Linie. Letztere ist 1779 im Mannsstamme ausgegangen, und nun über die Erbfolge ein Rechtsstreit zwischen denen noch übrigen männlichen Descendenten der Basedower Lienie, dem Mecklenburgischen Hrn. Erblandmarschall von Hahn, und dessen Hrn. Bruder, und den Hrn. von Geusau, Intestaterben der verstorbenen Schwester des letzten Hahns, Renplinischer Linie, entstanden. Diese Schrift ist bestimmt, die Rechte der erstern zu beweisen, welches dadurch geschiehet, daß 1) gezeigt worden, wie das Amt Seeburg von dem ersten Erwerber, Cuno von Hahn, zu einem Fideicommiß gemacht, (welches unstreitig auch bey einem wiederkäuflichen Besitz angehe,) und dasselbe lediglich seinen Söhnen und denen männlichen Descendenten hinterlassen u. bis zu deren Ausgang die Töchter und deren sämmtliche Nachkommen von der Erbfolge ausgeschlossen haben, weshalb auch diese, (nach der bekannten obgleich nicht nothwendigen, von den mit römischen Rechtsbegriffen zu sehr eingenommenen Juristen eingeführten Gewohnheit,) durch ausdrückliche Verzichte allen Ansprüchen auf Seeburg, so lange der Mannsstamm dauere, entsagt haben. Die schon erwähnte Theilung der Söhne des ersten Erwerbers hat in dieser Erbfolge nichts verändert, noch verändern können, da bey derselben offenbar das Gesammteigenthum beyder Brüder und ihrer Nachkommen auf das ganze Amt beybehalten worden, wie dieses besonders auch, durch die beyderseits vorbehaltene Einschränkungen in dem alleinigen Besitz, und durch die Erhaltung des gemeinschaftlichen Besitzes in beträchtlichen Rechten und Nutzungen, deutlich gemacht wird. Eben so wenig ist der auf Seeburg gelegte Fideicommiß dadurch aufgehoben worden, daß im Jahr 1736 der Antheil der Basedower Linie an die Renplinischen verkauft worden, weil dieser Verkauf nur das nutzbare Eigenthum ihres Antheils, nicht aber ihre fideicommissarische Rechte veräussert hat. Noch ein anderer Grund ist 2) die beständige Observanz der Familie von Hahn, da Seeburg niemals von einer Tochter besessen ist, welches auch deshalb nicht geschehen können, weil 3) Seeburg ein Stammgut gewesen. Zuletzt werden die Gründe des Gegentheils, (welcher aus der nähern Verwandschaft mit dem letzten Erblasser sein Recht herleitet, das von dem ersten Erwerber errichtete Fideicommiß leugnen, oder es doch durch die Theilung der beyden Söhne desselben oder den erwähnten Kauf für aufgehoben halten; und die observanzmäßige Ausschliessung der

Toch

Töchter bezweiflen will) ganz kurz widerlegt, oder vielmehr nur ihr Ungrund nach den vorher ausgeführten Sätzen mit wenig Worten angezeigt. Dieß ist der Hauptinhalt dieser Deduction, über die wir, in so ferne er den Rechtsstreit selbst betrifft, um so weniger urtheilen können, da derselbe itzt wirklich im rechtlichen Wege entschieden werden wird, und wenn uns auch die hier ausgeführten Beweise völlig überzeugt haben, wir doch unser Privaturtheil, bis auch der andere Theil seine Gründe ausgeführt hat, aussetzen müssen. Wir führen aber diese Deduction hier nur wegen der darinn enthaltenen erheblichen rechtlichen Erörterungen an, und wollen zugleich alle angehende Rechtsgelehrte auf dieselbe, als ein Muster einer gründlichen, lichtvollen und deutlichen Deduction aufmerksam machen. Der berühmte Herr Hofrath Walch in Jena ist ihr Verfasser.

Sb.

D. Fr. Christ. Jon. Fischer, öffentlichen Lehrers des Staats- und Lehnrechts, Entwurf einer Geschichte des deutschen Rechts. Leipz. 1781. 8. 8 Bogen.

In diesen wenigen Bogen liefert der H. V. eine kurze Geschichte von dem deutschen gemeinen Privatrechte; vornämlich aber ist es ihme hierbey darum zu thun, zu beweisen, „daß unser uraltes germanisches Recht in einem ununterbrochenen und stets lebhaften Gebrauche sich erhalten habe.„ Diesen Senkenbergischen Gedanken legt er daher wieder neu auf, macht ihn aber, wie man von dem gelehrten Hrn. V. nicht anders erwarten kann, in der Ausführung durch die hie und da eingestreuten neuen Bemerkungen und beygebrachten neuen historischen Beweisthümer, zu seinem eigenen, und erwirbt sich damit um die Aufklärung der deutschen Rechte und deutschen Rechtsalterthümer neue Verdienste. Die Periodirung solcher Rechtsgeschichte ist folgende:

I. Abschn. Aelteste Geschichte des deutschen Rechts bis zum Verfall des Karlingischen Geschlechts.

II. Gesetzliche Verfassung Deutschlands bis zur Verfertigung der einheimischen Rechtsbücher.

III. Alter, Schicksale, Ansehen, kayserliche Bestätigung und Gerichtsbrauch der einheimischen Rechtsbücher.

IV. Un-

Vom Isten bis IVten Abschnitt will Rec. über den geführten Beweiß keine weitläuftige Prüfung anstellen. Nur wundert ihn, daß eines Theils die durch das Recht des Landes und Standes-Genossenschaft sowohl als das Schöffen-Recht so sehr ausgezeichneten Umstände der bis dahin aufrecht erhaltenen Gerichtsverfassung, und andern Theils die Unbekanntschaft der Buchdruckerey als zwo sehr erhebliche Hindernisse gegen die Ausbreitung der römischen Rechtsgelahrheit in Deutschland — nicht von dem Hrn. V. unter seine Beweisthümer gestellt worden sind. Inzwischen können wir doch einige Stellen in diesen Abschn. die uns zu auffallend gedeucht haben, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. §. 1. S. 10. ist den Gebauerischen *Vestigiis Iur. Germ. antiquissimis &c.* offenbar zu viel geschehen, so sehr übrigens der Hr. V. Recht hat, daß wir Taciti Germaniam aus den hebräischen und griechischen Alterthümern nicht erklären können und sollen. Dagegen wundert uns desto mehr, daß er einem künftigen und bessern Kommentator des Tacitus zur Pflicht machen will, die Acta SS. fleißig zu excerpiren. Einmal die deutsche Volksverfassung von der Zeit, wo es unter den Deutschen schon Heilige gegeben hat, war viel zu sehr umgewandelt und entfremdet von derjenigen, die Tacitus kennen gelernt und beschrieben hatte, als daß diese aus jener erläutert werden könnte. Nach §. 5. S. 13. sollen die fränkischen Kapitularen ihre Existenz nur auf ein Jahr erhalten haben. Baluzius in seiner Vorrede zu der Ausgabe derselben behauptet das Gegentheil, das noch aus manchen andern Gründen glaublicher ist. „§. 6. S. 13. hätten wir gewünscht, daß der Hr. V. erklärt hätte, wen er unter dem Volke verstünde, in dessen Händen die ganze Gesetzgebung noch damals sich befunden haben soll. Baluzius am angef. O. sagt — populi non quidem hominum è trivio, ne quis heic insolenter abutatur vocabulo populi, sed

fidelium

fastigium regis i. e. *hominum principum, optimatum, procerum*, qui sunt *capita populi*„.

§. 7. Note b) S. 16. soll sich der Ursprung der kayserlichen Wahlkapitulation bis ins XI. Jahrhundert versteigen. Weil man unter dem, was dorten aus *Lambert. Schaffnaburg.* angeführt ist, nicht eine Wahlkapitulation versteht, so haben schon Mehrere angemerkt, daß man, um Misverständnisse zu vermeiden, deren Ursprung nicht so weit hinauf setzen könne und solle. Nach §. 10. S. 18. sollen im XI. Jahrh. nach Abgang der Karlinger die Deutschen zu ihren alten Sitten (ohngefehr des ersten Jahrhunderts) zurückgekehrt seyn. Allein ohne Zweifel haben sich bey unsern Voreltern die Sitten mit den Zeiten verändert, so wie sich darinn der Volkszustand überhaupt verändert hatte. Dieß ist der natürliche Gang der Menschheit bey einzelnen Personen wie bey ganzen Nationen *). Was nun weiter die alten Rechtsbücher aus dem XIII. Jahrh. betrifft, so behauptet zwar der Hr. V. S. 47 daß sie „die nöthigen Rechtsmaterien eben so umständlich wie das „Corpus Iuris enthielten und man dahero kein Recht gehabt „habe, sich über einen Mangel an Entscheidungsgründen zu be„klagen„. Rec. zweifelt sehr, daß der Hr. V. diesen so ganz dreiste hingeschriebenen Satz zu erweisen im Stande seyn möchte, der Umfang der nöthigen Rechtsmaterien sollte auch in noch so enge Grenzen eingeschlossen werden. Unstreitig ist es vielmehr, daß, so elend unphilosophisch und unzweckmäßig die Kompilation des Justinianeischen Gesetzbuchs gemacht worden ist; auch ferner, so gewiß es immer ist, daß vieles darinne steht, das nun auf die heutige privat- und öffentliche Verfassung Deutschlands, wie auch anderer Reiche, schlechterdings nicht paßt; und endlich, so unbehutsam es auch war, dem allem ungeachtet, doch solchem Gesetzbuche in unsern Gerichtshöfen unter so wenig Einschränkung ein so großes Ansehen einzuräumen, als es nun doch würklich erhalten hat: — so unstreitig ist es doch, daß dasselbe gerade um des Reichthums der darinnen enthaltenen und bestimmten Rechtsmaterien und um der Richtigkeit und Billigkeit dieser ihrer Bestimmungen willen, nicht nur die alten Deutschen sondern auch die einheimischen alten Rechtsbücher aller übrigen Nationen in der Welt übertrifft;

*) Wie mögen also unsere Vorältern im XI. Jahrh. zu ihren veralteten Sitten zurückgekehrt seyn.

wissen, daß es weder vor noch nach je irgend eine Nation gegeben hat, die so juristisch, wenn man so sagen darf, gewesen wäre, als es die Römische eine geraume Zeit hindurch gewesen ist; und daß eben darum jeder heutige Gesetzgeber seines Volks bey Errichtung eines eigenen Gesetzbuchs nirgends einen größern Reichthum von brauchbaren Materialien beysammen antreffen kann, als in derselben Kompilation des Justinianeischen Rechts. Wie auch die Wahrheit dieses Satzes selbst aus dem erhabenen Beyspiele der neuen preußischen Gesetzgebungen augenscheinlich erhellt.

Doch wir wollen und können uns nicht auf eine so weitläuftige Prüfung des Buchs einlassen: wir schränken uns vielmehr nur auf den 5ten und 6ten Abschnitt und zwar auf die darinnen enthaltenen zwey Sätze ein: daß nämlich

a) in der K. G. O. v. J. 1495 §. 3. unter den daselbst genannten „des Reichs gemeinen Rechten„ nicht das Römische Recht, sondern vielmehr und zwar, (wie es des Hrn. V. Meynung zu seyn scheint,) einzig und allein gerade die alten deutschen Rechtsbücher — bestätiget worden seyn: — §. 72. S. 74.

b) Vielmehr und dagegen daß das römische Recht erst durch Heinrich Geßlers Formularbuch 1493 und Ulrich Tengler's Laienspiegel 1509 Einfluß in die gerichtliche Entscheidungen erhalten, und sodann durch kein älteres Reichsgesetz als die Notariats-Ordnung v. J. 1512 eingeführt worden seye; mithin

erst von dieser Zeit an das übergebirgische Rechtssystem, neben dem gemeinen vaterländischen Rechte seinen subsidiarischen Gebrauch behauptet habe. §. 81. 82. 83. S. 83. 84.

Wir bemerken hierbey zuvörderst:

I. Daß wir gewünscht hätten, bey dieser Materie Joh. Phil. Datt mit seinem vortrefflichen Werke *de pace publica* allegirt zu finden, weil nun eben gerade dieser eine ziemlich weitläuftige und gründliche Erörterung davon L. IV. Cap. 1. S. 712 §§. 103 u. f. angestellt hat; denn

II. auch dieser hat schon den vom Hrn. V. allegirten Carolum Sincerum mit s. Dissert. Epistol. zwar unter einem andern Titel, nämlich: de Germanicarum legum veterum ac Romani Iuris in republica nostra origine autoritateque praesenti,

senti, wie denn auch J. G. Kulpis in Comm. Acad. in Monzamb. P. II. Cap. V. §. 13. p. 104. also gedenkt, aufgeführt: auch noch überdieß

III. die hierher gehörigen Meynungen von zweyen andern deutschen Biedermännern, dem Lehmann und Konring, geprüft; dagegen aber doch

IV. nicht nur einen etwelchen Gebrauch des Justinianeischen Rechts vom Xten Jahrhunderte aus dem Schilter in *Comment. ad Ius Feud. Alemann.* ad. c. XL. §. 4. 5. und Dissert. *de Inuestitur. Simult.* princ. c. III. §. 2. und noch weiter, aus einer Albertinischen Konstitution v. J. 1438 angeführt, daß darinn zur Bestellung des Kayserl. Obergerichts der Ritter und Gelehrten gedacht worden, die nach gemeinen Rechten sprechen sollten: sondern er hat

V. noch überdieß alles, für die Meynung, daß unter den gemeinen Reichsrechten in der K. G. O. v. J. 1495 nur das römische Recht zu verstehen wäre, — besonders um der von jenem Carolo Sincero eingestreuten Zweifel willen, noch zehen Beweißthümer in so viel sogenannten Observazionen beygebracht, No. 134 — 155. am angeführten Orte, die allerdings die ganze Hypothese, für die der gelehrte Hr. V. nur wieder aufs neue das Patrozinium übernommen hat, verwerflich zu machen scheinen. Zum wenigsten mögen ihr die vom Hrn. V. für sie angeführte Umstände nicht viel Beystand verschaffen; denn

a) K. Maximilian mag zwar die Doktoren, die den Bartolus und Baldus für Orakel hielten, nicht gar sehr geachtet haben. Aber solches Gelichters waren doch schon nicht mehr alle römische Doktoren seiner Zeit. D. Brandt z. B. war beyder Rechten Doktor. Fürsten, Herren und Städte waren deren um diese Zeit bedürftig, s. *Wencker. Appar.* et *Instr. Archiuorum* S. 22. 23. 24. und an diesen D. Brandt schreibt K. Max. in einem sehr gnädigen Schreiben v. J. 1502. s. Ebend. S. 26. „Wir seyn dein dieser Zeit zu ettlichen unsern „Sachen und Haendeln notturftig.„ (§. 73.) So ist auch

b) nicht zu erweisen, daß auf unsern deutsch. Universitäten das Ius civile aus den deutsch. Spiegeln je wäre gelesen worden. (§. 74.) dagegen hat

c) noch niemand behauptet, daß mit der Einführung des Römischen Rechts der Gebrauch alles vaterländischen Rechts aufgehoben worden wäre. Indem nun der Hr. V. §. 75. den subsidiarischen Gebrauch des römischen Rechts im XVten Jahrhundert

hundert zugiebt, so scheint er selbst von dem Streitpunkte abzugleiten. Wenn dahero gleich

d) K. Max. den Reichsstädten einen Theil des Kayserrechts Konrads II. bekräftiget hat; (§. 76.) auch

e) in den frankenbergischen Gewohnheiten v. J. 1494 sich auf dasselbe, als ein damals noch ganz übliches Rechtsbuch berufen worden ist; (§. 77.) Endlich

f) im XV. und XVI. Jahrh. die Ausgaben der einheimischen Rechtsbücher sich noch so sehr angehäuft haben, so sind dieß alles keine Beweißthümer von dem Nichtgebrauch des Römischen Rechts, und für den Punkt, den der Hr. V. zu erweisen übernommen hat. Partikularrechte sind freylich einheimisch gewesen; auch um dieser willen haben die alten deutschen Rechtsbücher damals, wie noch heutiges Tages, einen rechtlichen, und noch vielmehr historischen Nutzen gehabt. Ob aber nicht schon im XVten Jahrhundert und wohl noch weiter hinauf das Römische Recht im allgemeinen, subsidiarischen Gebrauche gewesen sey, dieß ist die streitige Frage, und

g) H. Geßlers Formularbuch, wie Ulr. Tengler's Laienspiegel und die Notariatsordnung v. J. 1512 scheinen offenbar mehr einen schon bereits vorhandenen ältern Gebrauch des römischen Rechts zu verrathen, als erst den plötzlichen Anfang desselben zu erweisen. Mit gutem Bedachte hat sich dahero Datt am angef. Orte S. 721 §. 14. Not. um den Vsum iuris romani von diesen Zeiten noch weiter zu erweisen, auf ebengedachtes Geßlerische Formularbuch berufen, und Nachrichten von den Lebensumständen damaliger Doktoren, wie oben von D. Brandt aus dem Wenker allegirt worden, scheinen den allgemeinen Gebrauch des Römischen Rechts bey Fürsten, Herrn und Städte, schon in ältern Zeiten beynahe außer Zweifel zu setzen. Auch mag die Geschichte der Erbfolge und anderer Familienrechte beym hohen Adelstande in Deutschl. noch mehrere Beweißthümer davon enthalten. Rec. genügt es, dem gelehrten Hrn. V. über den ganzen Gang seiner Geschichte des germanischen Rechts einige Zweifel gemacht zu haben, weil doch die Sache allerdings eine weitere Untersuchung verdient, und der Hr. Verf. gerade in diesem Theile der Geschichte eine so ausgebreitete Belesenheit hat, daß man vielleicht am ersten von Ihm die Sache aufs neue untersucht haben möchte.

D. Friedrich Christoph Jonathan Fischers — Gedanken von dem weiblichen Erbfolgsrechte in theilbaren Lehnen. Ein Programm, worinnen er zugleich seine Wintervorlesungen aufkündiget. Halle im Verlag des Waysenh. 1780. 3½ Bog. in 4.

Wie alle Schriften des Verf. durch die Aufsuchung, Zusammenstellung und Erklärung älterer Begebenheiten, Gesetze und Urkunden neues Licht über die abzuhandelte Materie ausbreiten; also haben auch diese wenige Bogen ein gleiches Verdienst. Nachdem der Verf. zuvörderst die Meynung, als ob in mittlern Zeiten die Weiber des Besitzes der Lehne unfähig gewesen, widerlegt, und den Satz festgesetzt hat, daß Rechte in Ansehung der Lehne größtentheils mit den Rechten bey Allodien gleichförmig gewesen: so zeigt er, daß nicht nur vor Heinrich VI die Töchter in die Lehne succediret; sondern daß auch dieses durch ein Gesetz dieses Kaisers festgesetzt, und nach diesem Gesetze auch wirklich bey denen Reichslehnen gehandelt worden sey. — Wobey er nur bemerkt, daß, zum Andenken der ehemaligen Einrichtung verschiedene Gebräuche übrig geblieben, und daß unter andern die Weiber des Besitzes des Lehns, durch die Belehnung, Expectanz und Aufnahme in die Samtlehnschaft sich versicherten. In der Folge wurden auch die Ministerialen dieses Vorrechts theilhaftig. Die Rechtsgelehrten haben in der Folge die Lehn, in deren Lehnbriefen der Weiber zur Sicherheit Erwähnung geschieht, fälschlich zu besondern Arten von Lehne zu Weiberlehne, gemacht. Kayser Albrecht fing an, aus Vergrößerungsabsichten dieses Recht zu bestreiten, dem Carl VI folgte, dessen Privilegien aber, als Machtssprüche, keine Gesetze sind.

Cg.

Entwurf einer juristischen Encyclopädie und Methodologie zum Gebrauch akademischer Volesungen von D. August Friedrich Schott. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipz. bey Heinsius 1780. 19 Bog. in 8.

In Ansehung des wesentlichen Inhalts ist keine Veränderung der vorigen Ausgabe gemacht worden; sondern blos einige

hin

hin und wieder beygefügte kurze Erläuterungen und litterarischen Zusätze sind bey dieser Ausgabe hinzu gekommen. Was uns bey diesem sonst schätzbaren und nützlichen Buche missfällt, daß nämlich bey jedem Theil der Rechtsgelahrheit gesagt wird, für welche Arten der Rechtsgelehrten derselbe brauchbar sey, (gleich als ob nicht jeder Rechtsgelehrter die ganze Rechtsgelahrheit inne haben müßte,) ist auch bey dieser Ausgabe stehen geblieben.

Cb.

---

3. Arzneygelahrheit.

William Hewson, vom Blute, seinen Eigenschaften und einigen Veränderungen desselben in Krankheiten. Nebst einem Anhang, betreffend die Entdeckung der lymphatischen Gefäße in Vögeln, Fischen und Amphibien. Nürnberg, in der Lochner und Grattenauerschen Buchhandlung, 1780. 11 B. in gr. 8.

Gegenwärtiges Buch ist eine Uebersetzung des ersten Theils der Experimental Inquiries des sel. Hewson. Die Urschrift erschien zu London 1772. Die gute Aufnahme des ersten Theils wird den Uebersetzer bestimmen, ob die noch übrigen zwey andern Theile, welche, wegen des Nachstichs der Kupferplatten zum System der lymphatischen Gefäße, mehrern Aufwand erfordern, folgen sollen, oder nicht? Da die Schriften eines Hewson's tief gedachte physiologische und anatomische Untersuchungen enthalten: so glauben wir gewiß, daß der Uebersetzer bey allen Zergliederern, und auch bey denjenigen deutschen Aerzten, welchen es nicht um bloße Krankheitsgeschichten zu thun ist, Dank verdienen wird.

Das erste Kapitel enthält 10 Versuche über die Absonderung des Blutwassers; von der Farbe des Cruors, und von den Ursachen der Gerinnung des Bluts. Je kleiner das Verhältniß des Blutwassers gegen den Cruor ist, desto nothwendiger

ger ist das Aderlassen, verdünnende Getränke u. s. w. und umgekehrt bey den entgegengesetzten Verhältnissen. In diesen 10 Versuchen wird vorzüglich die Meynung derjenigen bestritten, welche behauptet haben, daß frisches Blut in einer Schaale, welche bis zum 98sten Grad nach dem Fahrenheitschen Thermometer erwärmt worden, nicht gerinnen könne. Hiervon beweißt der Verf. das Gegentheil, sowohl aus Versuchen mit Menschenblut, als aus andern, in welchen Blutgefäße lebendiger Thiere unterbunden, und dadurch die Bewegung des Bluts gehemmt worden. Die atmosphärische Luft trägt allerdings viel zur Veränderung der Farbe des Bluts bey. Verschiedene Mittelsatze verändern die Farbe desselben, und erhalten es auch flüßig, wenn man etwas Wasser zumischt. Dahin gehört z. B. Seignettesalz, Salmiak, vitriolisirter Weinstein u. dergl. Das Gerinnen des Bluts in Pulsadergeschwülsten wird bey dieser Gelegenheit auch erläutert, und die Ursache der bey der Oeffnung sich vorfindenden dünnen breiten Stücke von geronnenem Blut angegeben. — Im zweyten Kapitel handelt der Verf. von der inflammatorischen Kruste oder Haut, deren Entstehung bey Entzündungskrankheiten er dem Gerinnen der Lymphe zuschreibt, wenn nämlich die rothen Theilchen des Bluts zuvor zu Boden gefallen sind. — Das dritte Kapitel handelt von den Ursachen der zu verschiedenen Zeiten beym Blutlassen erscheinenden Krusten; von den Verstopfungen der Hämorrhagien, und von den Wirkungen der Kälte aufs Blut. Beym Schlachten einiger Schöpse bemerkte der Verf. daß die Geschwindigkeit des Gerinnens des Bluts zunahm, je schwächer das Thier ward, und je näher es dem Tode kam. Aus dieser und aus andern Erscheinungen will er folgern, daß es bey Blutflüssen nothwendig sey, kühlende Arzeneyen und solche zu geben, welche die Stärke des Umlaufs vermindern. Hirschhorngeist und andere der Ohnmacht widerstehende Mittel werden verworfen. Noch werden in diesem Kapitel einige Beyspiele angeführt, daß die Kälte die Neigung des Bluts zum Gerinnen gehindert habe. — Viertes Kapitel: Fernere Beobachtungen über die gerinnbare Lymphe, und die plötzlichen bey ihr hervorgebrachten Veränderungen. — Fünftes Kapitel: Eine kurze Wiederholung der vornehmsten Thatsachen, und der im Vorhergehenden daraus gezognen Schlüsse. Der merkwürdigste Schluß, welchen Hr. H. aus seinen Versuchen zieht, ist dieser, daß die Eigenschaften des Bluts von der Beschaffenheit der Blutgefäße abhängen, daß sie eine bildende Kraft auf das-

selbe

haben, so, daß sie im Stande sind, dessen Eigenschaften in sehr kurzer Zeit zu verändern. Die Neuheit dieser Meynung, und die Schwierigkeit zu begreiffen, wie die Blutgefäße eine so merkwürdige Kraft haben können, haben freylich verschiedene Einwendungen gegen sich, welche Hr. H. zu entkräften sucht. — Sechstes Kapitel: Vom Blutwasser, und besonders, dem milchartigen. Das Blutwasser kommt mit der Milch darinn überein, daß beyde durch Laab gerinnen. Die gerinnbare Lymphe hingegen kann durch keine bisher entdeckte Kunst genau dem Blutwasser ähnlich gemacht werden. — In seinem Anhange giebt der Verf. einige Nachricht von einem Streit, welchen er mit Hrn. Monro gehabt. Dieser hatte sich die Entdeckung der lymphatischen Gefäße in Vögeln, Fischen und Amphibien zugeeignet; unser Verf. aber zeigt aus historischen Faktis, daß ihm, und nicht Hrn. Monro, die Ehre der Erfindung zukomme. — Dem deutschen Leser wüde freylich ein Auszug aus dieser Streitschrift hinlänglich gewesen seyn; es ist aber, im Ganzen genommen, besser, daß der Uebersetzer den Hewson, wie er ist, unverstümmelt liefert, als wenn er sich das Abkürzen öfter erlauben wollte, welches, zumal in den folgenden Theilen — denen wir mit Verlangen entgegen sehen — nicht rathsam seyn dürfte.

Peter Moscati, der Arzneywissenschaft Doctor (s) und Professor (s) der Chemie und Chirurgie zu Mayland, neue Beobachtungen und Versuche über das Blut und über den Ursprung der thierischen Wärme. Aus dem Italiänischen übersetzt von Carl Heinrich Köstlin. Stutgard, bey Mezler, 1780. 56 Seiten in 8.

Der Verf. war mit den von verschiednen Gelehrten angenommenen Bestandtheilen des Bluts, als, dem faserichten Theil, der gerinnbaren Lymphe, dem Schleim. u. dgl. (mit Hrn. von Haen) unzufrieden, und hat daher einen eignen Weg einzuschlagen gesucht, um diese Bestandtheile genauer zu erforschen. Allerdings schickt sich die heftige Auseinandersetzung des Bluts vermittelst des Feuers nicht hiezu. Hewson's Versuche über diesen Gegenstand haben unserm Verf. vorzüglich gefallen, und

ihn ermuntert, solche weiter fortzusetzen. Unter dem Grundstof des Feuers (fuoco-principio) versteht Hr. M. jenes feine unsichtbare Element, welches Franklin dichtes oder fixirtes Feuer genannt hat, und das, so lang es ruhig mit einem Körper verbunden ist und einen Theil der festen Theile desselben ausmacht, auf keine Art zu erkennen ist, u. s. w. (die weitläuftige Beschreibung dieses Wesens hätte Hr. M. ersparen, und das Wesen, so er meynt, geradezu Phlogiston nennen können; zumal, da es scheint, daß er unsers Stahls Schriften gelesen hat.) Das Serum des Bluts brachte er mit dem Causticum aus dem Kalch, welches er S. 11. Grundstof des Feuers nennt, zum Gerinnen. (Ueberhaupt ist Hr. M. hin und wieder schwer zu verstehen, weil er sich ungewöhnlicher Kunstwörter bedient.) Er legte ein Stück ungelöschten Kalch in das Serum von Menschenblut, stellte es unter eine Glasglocke, mit welcher eine Maschine, wie die Halesische, verbunden war, und fand, daß das Serum zu gerinnen anfieng, ohne daß der Kalch sich gelöscht hätte oder zerfallen wäre. Diesem Versuch zufolge, ist der Verf. geneigt zu glauben, daß das in das Serum ruhig übertretende Causticum die Gerinnung bewirke. Er wiederholte diesen Versuch mit dreyerley Arten von Kalch: die erste war durch etwas Feuchtigkeit halb gelöscht; die andere, solcher Kalch, den die Maurer schwachen Kalch nennen; die dritte war stark gebrannt. Diese drey Arten brachte er in drey verschiedenen Gefäßen mit Serum unter die Glocke, und fand, daß der halbgelöschte Kalch gar nicht, der schwache nur wenig, der starke aber sehr viel gerinnen machte. Bey diesen Versuchen spürte man durch den Geruch, daß sehr viel flüchtiges Alkali vom Serum vermittelst des Causticum, welches Hr. M. hier Phlogiston nennt, losgemacht ward. Aus diesen und einigen andern Beobachtungen glaubt Hr. M. vieles Licht über die Theorie von der Bildung der Polypen im Herzen und in den größern Gefäßen u. s. w. zu verbreiten. Wenn sich nämlich das Brennbare im menschlichen Körper in allzugroßer Menge anhäufe, und sich nicht, entweder durch die Haut oder durch die Lungen, zerstreuen könne; so sey es gezwungen, sich mit dem Serum zu verbinden und solches gerinnen zu machen. (Diese Erklärung ließe sich ganz gut hören, wenn Brennbares und Causticum nach allen Eigenschaften ganz einerley wären.) — Der zweyte Grundtheil des Bluts sey der Schleim, und dieser sey vom Serum wesentlich verschieden, weil sich der Schleim an der freyen Luft verdicke und vom Brennbaren flüßig erhalten werde,

das

das Serum hingegen von diesem gerinne und an der Luft flüssig bleibe. Man könne diesen Schleim erhalten, wenn man Blut aus einer Ader in Wasser lasse, das bis zum 100sten Fahrenheitischen Grad erwärmt worden, und wenn man die Mischung fleißig umrühre. Das Serum des Bluts bleibe hiebey flüßig; der Schleim hingegen sammle sich in kleine, weiche, zähe, faserichte Stücke, welche an einer hineingetauchten Ruthe fadenförmig hängen bleiben. Auch von diesem Schleim lassen sich die Blutkügelchen trennen. Dieser Schleim sey das, was bey Entzündungsfiebern die plevritische Kruste bildet. Verschiedene Versuche, die Hr. M. in einem größern Werk bekannt machen will, haben ihn gelehrt, diese Kruste oder Speckhaut des Bluts aus jedem Blut zu machen, und solche auch in jeder Entzündungskrankheit nach Gefallen abzuhalten. — (Die mit dem Blut und entzündbarer Luft, nach Priestley angestellten Versuche müssen wir hier übergehen, zugleich aber auch gestehen, daß wir das Nützliche von solchen Lufterperimenten noch nicht einsehen können, zumal, da der Verf. sich immer auf Resultate von Versuchen beruft, die erst künftig in einem größern Werk bekannt gemacht werden sollen.) Alle diese Versuche sollen am Ende beweisen: 1) daß es einen Umlauf und eine beständige Absonderung und Aussonderung des Brennbaren in uns gebe; 2) die Nothwendigkeit des Gleichgewichts zwischen der Aufnahme des Brennbaren und dessen Aussonderung; 3) daß der Schweiß und die unmerkliche Ausdünstung von sehr großem Nutzen sey, weil ohne diese der Mensch öfters in Lebensgefahr gerathen würde, und 4) wie nothwendig Entzündungskrankheiten entstehen müssen, wenn mehr Brennbares in unsern Körper aufgenommen wird, als durch die Lungen und die Haut weggehet, und daß Krankheiten von fauler Art sich erzeugen müssen, wenn sich dieses angehäufte Brennbare mit zu vieler Heftigkeit losmacht.

Des Herrn Albrecht von Haller chirurgische Disputationes, in einen Auszug gebracht und mit Anmerkungen versehen, von Friedrich August Weiz, der Arzneygel. Doctor. Zweyter Band, Leipzig, bey Herteln, 1780. 21 Bogen in 8.

Auch dieser zweyte Band empfielt sich, wie der erste, durch die Vollständigkeit der Auszüge und durch die Richtigkeit der Uebersetzung. Unter den vom Hrn. W. beygefügten Anmerkungen zeichnen sich einige besonders aus, und verrathen Kenntniß der neusten chirurgischen Schriften. — Es kommen hier Krankheiten der Augen, des Halses und der Brust vor. Dem dritten Band sehen wir entgegen.

Sk.

Ueber die Behandlung der Gonorrhoe und über die Ursachen eines Theils ihrer Folgen. Augsburg, Aetts, W. u. Frank. 1781. In 8. 5 Bogen.

Der Verf. (vielleicht Herr Nose?) giebt verschiedene Warnungen wegen der Theorie und Kurart der Gonorrhoe, die uns überhaupt so wahr und gründlich scheinen, daß wir die Bescheidenheit, womit er sie vorträgt, beynahe für übertrieben halten möchten. Er stimmt der Theorie des Herrn Tode, den er zwar nicht nennt, im Ganzen bey, daß die Gonorrhoe eine Entzündungskrankheit sey, und Entzündungswidrig behandelt werden soll. Nur will er, man soll zugleich in Erwägung ziehen, daß das, was von dieser Krankheit im Abstrakto, und so wie sie am öftersten und am gewöhnlichsten vorkommt, wahr ist, nach Verschiedenheit der Subjekte verschiedentlich eingeschränkt und anders bestimmt, mithin auch die Kurart dem gemäß anders eingerichtet, und die antiphlogistische, blindhin und unbedingt, zur allgemeinen weder angepriesen, noch angenommen werden müsse. Wir glauben, daß Niemand hierwider mit Recht etwas einwenden könne: doch sehen wir auch nicht ein, daß ein Schriftsteller, der ausdrücklich von einer Krankheit nur in so fern handelt, als wie sie gemeiniglich und am öftersten, ohne Verwickelung mit zufälligen Umständen vorkommt, gehalten seyn sollte, alle die andern Fälle, wovon er nicht handeln will, namentlich dabey zu erwähnen, sie von seinen Vorschriften auszunehmen, und die ihnen angemessenere Kurart zu lehren. Auch verlangt dieß unser Verf. von Keinem. Ein praktischer Schriftsteller, der über eine besondere Krankheit etwas Neues oder Besonderes zu sagen hat, kann und muß das bey seinem Leser voraussetzen, was dieser billig wissen muß; daß die Natur einer jeden Krankheit und ihre Kurart, nach Verschiedenheit

der Subjekte, des Zustandes ihrer übrigen Gesundheit, ihrer Kräfte, Gewohnheiten, Nebenkrankheiten, imgleichen der Ursachen und hunderterley Verhältnisse, anders ausfallen müsse, und daß zuweilen in einem Falle die Mittel unzulänglich, ja wohl gar schädlich sind, die im Andern die beste Genesung geben, und umgekehrt. Wer uns wider die gemeinen, unkomplicirten Augenentzündungen, antiphlogistische innerliche und äusserliche Mittel anräth, der wird damit nicht leugnen noch verheelen wollen, daß es Augenentzündungen gebe, die nur das Quecksilber, oder Schwefel, oder Brechmittel, oder Fieberrinde, oder Nervenarzneyen, oder Schwitzmittel, und äusserlich reizende, ja beizende Applikationen u. s. w. heilen können. Freylich aber ist es höchstnöthig, daß Jeder, wer sich an die Lesung specieller Abhandlungen über besondere Krankheiten oder über eine bestimmte Art derselben, wagt, aus der allgemeinen Heilkunde die Warnungen stets im Gemüth gegenwärtig habe, ohne die sich keiner getrauen darf, die Kur einer Bücherkrankheit (wie sie der Verf. nennt,) im Concreto zu übernehmen. Es giebt unstreitig Fälle genug von Gonorrhöen, die eine ganz andre als die antiphlogistische Kurart, auch solche, die reizende, zusammenziehende, stärkende Mittel, Balsame, Purganzen und dgl. erfordern, und wir glauben schwerlich, daß Herr Tode selbst dieses in Zweifel ziehen würde, wenn von ungewöhnlichen, komplicirten Tripperkrankheiten und besondern Subjekten und Nebenumständen die Rede wäre. Daß dieses nun Jemand den Anfängern, oder den Leichtsinnigen und Unvorsichtigen zu Gemüthe führe, die gar leicht aus Bequemlichkeit solche Schwierigkeiten im einzelnen Falle übersehen oder vergessen, und Alles über einen Kamm scheeren, das ist eine sehr löbliche Sache, und hätte von dem Verf. immerhin mit aller der Dreistigkeit gesagt werden können, die unleugbaren Wahrheiten ansteht. Wir haben mit wahrem Vergnügen gelesen, wie aufgeklärt der Verf. über diesen Gegenstand denkt, und können Aerzten, die solcher Warnungen bedürfen, und deren sind immer die meisten, das kleine wohlgeschriebene Werkchen nicht genug empfehlen.

Eine für nachdenkende Aerzte sehr wichtige Untersuchung erhöhet den Werth desselben ganz besonders. Sie fängt S. 32 an, und betrifft vorzüglich die Folgen der gestopften Gonorrhöen. Der Verf. sucht nämlich darzuthun, daß sowohl die Gonorrhoe selbst, als diese ihre Folgen, nicht allemal nothwendig vom Trippergifte, ja überhaupt nicht von einem Gifte entspringen dürfen.

seyn. Man hängt bey Krankheiten, die von Giften herrühren, allzusehr an der Idee, daß alle Erscheinungen derselben unmittelbar von diesem Gifte herrühren müßten, da es doch eine unleugbare Sache ist, daß zuweilen blos ein kurzer, ja augenblicklicher Eindruck in die Organe, besonders ins Nervensystem, eine aus sehr vielen Erscheinungen zusammengesetzte und sich durch den ganzen Körper verbreitende Krankheit formiren könne, und daß an diesen Erscheinungen, außer dem ersten Eindrucke, das Gift wenig oder gar keinen unmittelbaren Antheil zu haben braucht. Dieß ist der Hauptgedanke des Verf. den er recht gut ausführt und beweiset; nur wieder in einem Tone von Unmasgeblichkeit, als ob etwas allzuneues oder Paradoxes dabey wäre, so daß wir fast glauben müssen, der Verf. kenne nicht recht den Grad, wie weit man in dieser Einsicht schon fortgerückt ist. Um nur eine einzige Probe hiervon zu geben, erinnern wir ihn an des Herrn Geh. R. Hoffmanns in Münster Abhandlung von den Pocken, worinn er die ganze Peckenkrankheit nebst der Erzeugung des neuen Pockengifts aus der Wirkung allenfalls nur eines einzigen Theilchens des in den Körper gebrachten Gifts in eine einzige Pockendrüse herleitet, so daß alle die mannigfaltigsten Erscheinungen dieser großen Krankheit, ausser jener ersten Wirkung, ganz ohne weitere unmittelbare Theilnehmung des beygebrachten Gifts entstehen und auseinander folgen könnten. Es liegt hier wenig daran, ob diese Theorie wirklich im ganzen Detail so wahr sey, wie sie Hr. Hoffmann angiebt; auch hindert es nichts, daß derselbe viele Erscheinungen zwar nicht von dem beygebrachten, aber doch von dem neuerzeugten Pockengifte herleitet: genug daß unser Verf. bey diesem Schriftsteller seine ganze Idee schon vor zehn Jahren für eine demonstirte Wahrheit angepriesen hätte finden können, und zu Mehrerem soll diese Anführung nicht dienen. Wir geben daher dem Verf. darinn völlig Beyfall, daß die Zufälle, welche sich bey der Gonorrhoe, und die Folgen, welche sich nach der Stopfung derselben ereignen, eben so wenig wie bey andern Krankheiten gleicher Natur, allezeit nothwendig von einer Wanderung oder Versetzung der Giftmaterie, und von ihr als unmittelbare Wirkungen hergeleitet werden müssen, mithin auch, daß wider dergleichen Zufälle nicht immer eine giftaustreibende oder giftverbessernde Kurart, sondern zuweilen eine ganz andere Art von Arzneymitteln nöthig seyn könne, und gestehen, daß es sehr nützlich, ja nothwendig sey, die, welche diese Krankheit studieren, hierauf aufmerksam zu machen. Nur das

das Eine wünschten wir, daß der Verf. zugleich etwas mehr Rücksicht auf dem Umstand genommen hätte, daß das Gift, welches der Krankheit ihren Anfang giebt, z. B. das beygebrachte Trippergift, zwar sehr bald aus dem Körper wieder herausgeschafft, oder dergestalt verändert werden könne, daß es an den wenigsten Erscheinungen, die sich im Fortgange der Krankheit ereignen, unmittelbar Theil nehmen kann; daß aber eben die erste Wirkung, welche es in die Organe äußert, darinn mitbestehen könne, dieselben dergestalt zu verderben, oder in ihren Verrichtungen zu stören, daß sie nunmehr aus den gesunden Säften des Körpers selbst neues Gift von eben der Art wie das Beygebrachte erzeugen und den Körper damit überhäufen, in welchem Falle es dann doch noch möglich und wahrscheinlich bliebe, daß die Erscheinungen der Krankheit und die Folgen des gestopften Ausflusses der Giftmaterie von dieser gemeiniglich, und größtentheils unmittelbar herrührten, und die Kur wider die Giftmaterien eingerichtet werden müßte, ob es gleich damit nicht auf die dem Körper Beygebrachten, sondern auf die Neuerzeugten angesehen seyn würde. Dieses ist eine sehr wichtige Erwägung bey allen von ansteckenden Giften herrührenden Krankheiten: denn wenn bey diesen das beygebrachte Gift alles allein thäte, und nicht in jedem angesteckten Körper Neues erzeugt würde, so müßten bis diesen Tag alle Gifte aller Angesteckten noch Theilchen von demjenigen seyn, was der erste Kranke dieser Art dem, den er ansteckte, mittheilte, und wie unwahrscheinlich ist dieß nicht! Zeugt aber das Beygebrachte in jedem Angesteckten neues Gift eben derselben Art aus seinen eignen Säften: so kann man allerdings nicht umhin, zu gestehen, daß der unmittelbare Einfluß der Giftmaterien auf die Organe wahrscheinlicher Weise zu den Erscheinungen, die sich im ganzen Verlaufe der Krankheit ereignen, Vieles, ja wohl das Meiste beytrage, und die Kur mit Recht giftwidrig einzurichten sey. — Wir lassen es bey diesen Winken bewenden, und wünschen, daß sie der Verf. billig beurtheilen, und wenn er sie achtungswürdig findet, zur weitern Aufklärung und genauern Bestimmung seiner wichtigen Lehren anwenden möge.

W.

Herr Abbe de Sans, Canonicus und Professor der Philosophie, neue und durch Erfahrung vollkommen be-

bestätigte Anweisung, wie die von einem Schlagfluß gelähmte Kranke vermittelst der Elektricität sicher und vollkommen geheilet werden können. Mit K. Aus dem Französischen übersetzt. Augsb. 1780.

Das Eigene des Verfassers besteht darinnen, daß er seine gelähmte Patienten ohne elektrische Stöße, bloß durch Elektrisiren heilet. Er hat besondere Handgriffe, seine Patienten auf Betten, Stühlen u. d. g. zu isoliren, und Lähmungen im ganzen Körper oder in besondern Theilen auch in besonderer Lage zu elektrisiren, wozu er seine Anweisung durch Kupfer faßlicher macht. Recensent ist eben so wenig für die elektrischen Stöße. Doch erzählet ihm zur nämlichen Zeit ein Lehrer der Naturlehre, daß er einen Gelähmten durch Elektrisiren und zugleich gegebene elektrische Stöße in kurzer Zeit wieder hergestellt habe.

Herr Abbe Sans elektrisiret täglich zwo Stunden lang bey gelähmeten Theilen und bey wäßriger Fußgeschwulst, läßt aber eben so lang die Theile mit warmen Servietten reiben, hält täglich den Leib durch Clystiere oder andere Mittel offen, giebt wenige nahrhafte Speisen, und purgiret immer nach 2 oder 4 Wochen. Die Kur dauert gemeiniglich immer fünf bis sechs Monate. — Wird man hier nicht den Einwurf machen können, daß vielmehr die Nebendinge mehr als das Elektrisiren gewirket haben könnten?

Der Verf. giebt am Ende gewisse Regeln, die man beym Elektrisiren der Kranken beobachten soll. Er giebt endlich eine Theorie von der Lähmung, den Nerven, der Wirkung des Elektrisirens, wovon uns sehr weniges behagen will. — Lähmung ist gehinderter Umlauf des Nervensaftes. Nerven sind hohle Kanäle oder Röhrchen, die vom Hirn kommen, und sich in den Muskeln verlieren. Schlagfluß sind zusammgedrückte Nervenfäden. Wenn nun in einem lahmen Muskel die Fäden noch in gerader Lage unverworren liegen, so wird der Lähmung durch Elektrisiren nicht abgeholfen. Sind aber die Muskelfäden verdreht, und verwickelt, so geht die Heilung schwer oder gar nicht vor sich, wie es meistens bey Lähmung der Armmuskel ist. Es wird hier eine Vergleichung angebracht von einem Büschelchen Haarfädern und von einem Hanfstricke. Beym erstern gehen die Fäden unter dem Elektrisiren aus einander, wo sie aber im Stricke verdreht sind, bleiben sie in ihrer Lage.

(omnis

(omnis similitudo claudicat). Eben so wenig ist jenes so ganz und allgemein richtig, was der Verf. von den mineralischen Bädern räsonnirt. Am Ende beantwortet er Einwürfe, die ihm möchten gemacht werden.

3.

Ant. de Haen Praelectiones in Hermanni Boerhaave Institutiones Pathologicas. Collegit, recensuit, additamentis auxit, edidit, *F. de Wasserberg. Tom. I. II.* Viennae apud Graeffer 1780. gr. 8.

Der de Haen trug in seinem Krankenbette seinem Nachfolger, Herrn Stoll, auf, seine pathologischen Vorlesungen in Druck zu geben. Stoll übergab dieses Geschäfft Herrn von Wasserberg, der sich auch selber dazu am tüchtigsten fühlte. Wir haben nun zween Bände vor uns: auch der dritte hat die Presse verlassen, von welchem wir noch künftig eine Anzeige machen werden.

Hier und dort wurde von dem Schwulst der Haenischen Beredsamkeit weggeschnitten: Wortspiele, unnütze Spitzfindigkeiten, Nebendinge, die oft mehr zur Gottesgelahrheit als Arzneykunst gehörten, Erwehnung alter Streitigkeiten, u. d. g. wurden weggelassen. Der Herausgeber fügte eigene Anmerkungen bey, und streute neuere Belesenheit unter, welches jedoch im zweyten Bande häufiger als im ersten geschieht.

In den Prolegomenen liest man viel, was zur Geschichte der praktischen Arzeneykunst gehört, von ihrem Aufkommen, Wachsthum, von Hindernissen und Reformation. Nun kömmt die Pathologie; ihre Eintheilung: 1) von der Natur der Krankheiten, 2) von ihren Verschiedenheiten, oder Nosologie; 3) von den Ursachen, Aetiologie; 4) von den Zufällen, Symptomatologie. Eigentlich wird in diesen zween starken Bänden von der Natur der Krankheiten, ihrer Verschiedenheit, und dann von einfachen Krankheiten (Morbi Similares) kürzlich etwas gesagt, hauptsächlich aber von den organischen Krankheiten, von den Krankheiten der Säfte, und von der Aetiologie gehandelt. Am Ende folgen noch im zweiten Bande, um Gleichheit mit dem ersten zu halten, zwo Abhandlungen des verstorbenen

Lehrers, eine von Würmern, die andere von der Gelbsucht mit vielen Zusätzen des Herausgebers.

Wessen Geschäffte es ist, pathologischer oder praktischer Lehrer zu seyn, der wird aus diesen Bänden viel Stoff zur Bereicherung seiner Vorlesungen finden. Ueber einige Materien, z. B. Wasser, Luft, Schärfe, (wovon eine Tabelle S. 106 angebracht ist, welche die Zeichen der alkalischen, sauren, salzigen und öligten Schärfe vorstellt) trifft man hier viele Compilation an. Freylich ist alles nach boerhavischen Theorien genau abgemessen, z. B. von den Betrichtungen des Herzens, von den Nerven, vom Schlagflusse, Entzündung, und so durchaus. Denn de Haen's Vorlesungen sind bloß Commentarien des boerhavischen Textes, sogar in den Abhandlungen von Würmern und Gelbsucht.

In der Abhandlung von Würmern ist meistens von den Askariden, Spulwürmern und Bandwurme die Rede. De Haen glaubt, alle Würmer kämen aus Eyern: v. Wasserberg führt neuere Schriftsteller für und wider an, sagt aber nichts Bestimmtes. Ueber die mannigfaltigen Gegenden des Körpers, wo man Würmer gefunden hat, wird fast alles Mögliche compilirt. Die Heilungsart enthält nichts besonders. Man soll immer ein starkes Purgiermittel mit den Wurmmitteln verbinden. Durch Ohngefähr entdeckte de Haen, daß die Rinde von Simarube mit Opium, die er bey anhaltendem Durchfalle gab, Würmer abtrieb. Er wiederholte den Versuch mit dem nämlichen Erfolge. Der Herausgeber führt die neuern Wurmmittel an. Ueber die Zeichen der Gegenwart der Würmer wird nichts Besonderes gesagt. Zuweilen soll es Würmer ohne alle Zeichen gegeben haben.

Die Abhandlung von der Gelbsucht ist mehr Abhandlung von der Galle. Es werden die neueren Versuche von Willink, Houth, Smelle, Ramsay, Spielmann, Cadet, hererzählet, wo denn mancher Widerspruch mit unterläuft, aber nichts bestimmet wird. Die Gelbsucht wird in die idiopathische, symptomatische, geschwind vorübergehende und chronische, innere und superficielle, mit natürlichem und gefärbtem Urine, mit weissen oder natürlichen Exkrementen eingetheilt. Die Hauptkennzeichen sind Gelbes in den Augen, gelber färbender Urin, weisse oder graue Exkremente, gelbe Haut, Nägel. Andere Kennzeichen oder nur einzelne von den hiererzählten sind betrüglich. De Haen nahm einen Weg für die Galle aus dem Grunde der Blase in die Leber an. Es werden endlich Meynungen ange-

gebracht, daß die Gelbsucht von der Lebergalle, und andere, daß sie von der Blasengalle entstehen könne — gelehrt, weitläuftig und wiederholend zum Ermüden.

Des Hrn. Ignaz Monti Medicinische Dictata aus dem Italiänischen übersetzt. Stuttgard, 1781. 8. S. 270.

Original und Uebersetzung erhalten sich so ziemlich in gleichem Werthe: Beyde wären zu entbehren gewesen. Eigentlich ist hier die Arbeit von zween Aerzten, die auf einerley Grundsätzen fortgewandert sind. Monti und Frascaroli haben hier ihre Sächelchen zusammengetragen. Es sind Beobachtungen, Berichte, Consultationen, alles mit Erudition überfüllt. Es wird hier viel über die Erzeugung, über die Zeichen der Empfängniß und des Geschlechtes des Embryo's geschrieben. Merkwürdig ist das neue Zeugungssystem. Nach solchen Träumereyen würde man wohl bald mit Brennspiegeln und Elektrisirmaschinen Kinder machen können. Glück auf!

Wenzel Tonka von Kozowiz Geschichte der Wechselfieber ꝛc. aus dem lateinischen übersetzt. Erster Band. Von den Wechselfiebern überhaupt. Helmstädt, 1781.

Aus dem Lateinischen sollte eigentlich nichts Medicinisches übersetzet werden, als was populäre oder jedem Wundarzte nützliche Schriften wären. Hierher gehört nun freylich nicht eine gelehrte Compilation von allem, was über die Wechselfieber beobachtet und geschrieben ist. Unterdessen hat doch der Uebersetzer aus wirthschaftlicher Rücksicht für die deutschen Aerzte mit Nutzen gearbeitet. Der erste Theil von Tonka's lateinischem Werke hat 728 große Octavseiten; diese wußte der Uebersetzer durch gedrängten Vortrag und Einschränkung der lateinischen Eleganz in 502 kleine Octavseiten zu bringen, ohne daß der Leser dabey etwas vom Hauptsächlichsten verloren hätte. Außerdem ist Druck und Papier schlecht, also alles den dürftigen Umständen der meisten deutschen Aerzte völlig angemessen.

Johann Nep. Anton Leuthners, Sr. Churfürstl. Durchl. zu Pfalz-Bayern wirklichen Raths — praktische Pastoral-Arzneykunde für Seelsorger zu Hause, in der Kirche, bey Leichenbegängnissen, bey Kranken und Sterbenden. Nürnberg, 1781. 8. 358 Seiten.

Schwulst, Ueberfüllung, Weitschweifigkeit, niedrige Heucheley, kriechende Schmeicheley und ähnliche löbliche Eigenschaften sind das Eigene dieser Schrift. Wir bedauren jeden Mann vom Geschmacke, der die Arbeit dieses Verfassers lesen muß. Wozu nützet es, wenn auch einzelne Wahrheiten und Brocken von Belesenheit unter solchem Schutte müssen hervorgezogen werden? — Das Werk ist dem bekannten Exjesuiten, Herrn geheimen Rath Frank zugeeignet, dessen Bildniß auch vorgesetzet ist. Physiognomisten werden hier auffallende Züge wahrnehmen. Der Verf. rühmt sich ein Client Sr. Hochwürden zu seyn; überhaupt scheint er den unvergleichlichen Original-Genies der weltberühmten Lehrergesellschaft des grossen heiligen Loyola (S. 79) viel zu verdanken zu haben. Vielleicht kann auch durch diese sein Werkchen noch weiteres Glück in gewissen Gegenden machen. Wir können und mögen dabey keinen Antheil haben. — Eintheilung und Inhalt lassen sich schon aus dem Titel errathen.

3.

Vollständiger Roßarzt oder Unterricht, die Krankheiten der Pferde zu erkennen und zu kuriren. Mit angehängtem Receptbuch, von W. G. Ploucquet, der Philosophie und Arzneygelahrheit Doctoren. — Tübingen, bey Heerbrandt 1781. in 8. 381 Seit. und einem Register.

Ungeachtet es nicht an guten Schriftstellern unter verschiedenen Nationen gefehlt, welche sich bemühet haben, in der Vieharzneykunst ein Licht aufzustecken; so liegt diese Wissenschaft doch noch immer in einem ungeheuren Wuste von Vorurtheilen begraben, welches dem Landmanne so lange schädlich bleibt, als so lange die Stimme der Wahrheit nicht zu ihm dringt.

Die Ursach hiervon ist unstreitig in der so wenig populären Schreibart manches Schriftstellers zu suchen. Aus eben diesem Grunde hat sich gegenwärtiger V. bemühet, seinen Ton dergestalt herunter zu stimmen, daß er jedermann verständlich wäre. Daher man denn hier Anatomie, Physiologie, Pathologie, in wie fern sie einzelne Wissenschaften ausmachen, vergebens sucht, weil das Volk solches nicht lieset, nicht versteht, und auch nicht lernen will. Jedoch hat der V. eine der Natur gemäße nosologische Ordnung beobachtet und das nothwendig zur Sache gehörige aus den einzelnen Wissenschaften und Theilen der Arzneykunde mit beygebracht. Das Buch ist in acht Abschnitte abgetheilt, und diese enthalten unter allgemeinen Titeln: 1) die Krankheiten aus Unordnung des Blutumlaufs. 2) Fehler des Athemholens. 3) Fehler in der Bewegung. 4) Fehler der äußern und innern Sinne. 5) Fehler des Nahrungsgeschäfftes. 6) Unordnung in den Auswürfen. 7) Aeußerlich erscheinende Fehler. 8) Fehler, die das Zeugungswerk angehen. Das Receptbuch selbst ist auch in verschiedne Kapitel eingetheilt, z. E. von Purgiermitteln, schweißtreibenden Mitteln u. dgl. Das kühlende Laxier ist doch eine ungeheure Gabe, nemlich: Abends 4 Loth Salpeter, und des Morgens 20 bis 24 Loth Glauberisches Wundersalz. Mit Recht tadelt der Verf. Bourgelat's Vorschrift zu einem Laxiermittel aus sechs Loth Lerchenschwamm, sechs Loth Aloe, sechs Loth vegetabilisches Turbith und ein Loth Senesblätter, alles auf einmal zu geben? Unter den Arzneyen wider den Stein findet man auch venedische Seife und Kalchwasser, auch die Bärmtraube. Die Arzneyen gegen die Würmer haben Recens. vorzüglich gefallen, und zwar wegen ihrer Simplicität. Bey den Arzneyen wider allerhand Schärfen, wünscht doch Recens. daß der V. die Anzeigen festgesetzt, welche Arzneyen wider diese und jene Schärfe anzuwenden sind, denn der Landmann kann hierbey unmöglich von selbst unterscheiden, ob er saure oder laugensalzartige Mittel zu nehmen habe. Unter den Arzneyen, wodurch allerhand unordentlichen Bewegungen gesteuert, hätte Recens. wahrlich den Gebrauch des unkräftigen Gauchheils (anagallis flore puniceo) nicht gesucht.

Ef.

Josephi Quarin — de curandis febribus et inflammationibus commentatio. Viennae, apud Graefferum, 8maj. 466 Seiten.

Die beyden in eben dem Verlag 1772 und 1774 einzeln herausgegebenen Schriften des Verf. von der Heilung der Fieber und den Entzündungen hatten sich vergriffen, der Verleger bat also um eine neue Auflage; Quarin erfüllte den Wunsch des Verlegers, schmelzte aber jetzt den Inhalt der beyden erstern Bändchen, wegen der Aehnlichkeit der Heilungsmethoden, in einen Band zusammen, und verspricht in der kurzen Vorrede, daß er nächstens auch seine Anmerkungen über die langwierigen Krankheiten herausgeben werde. Das Publikum hat die ersten Auflagen gut aufgenommen, Rec. glaubt auch, daß sie in den Händen scharfsinniger Praktiker vielen Nutzen gestiftet haben: und eben dies hofft er auch von dieser Auflage; ohngeachtet sie wenig neue Zusätze und Bereicherungen erhalten. Die Kürze und Faßlichkeit der Sätze erleichtert den Gebrauch dieser Schrift am Krankenbette gar sehr, obgleich die Schreibart bald aphoristisch, bald discoursiv und die Ordnung der abzuhandelten Materien nicht ohne Fehler ist. Eine Schrift von solchem Werth verdient immer einige Auszüge, und Recensent wird sich bemühen, solche Sätze anzuführen, wo der Verf. entweder seine alte Meynung geändert hat, oder wo er, ohngeachtet des Widerspruchs und des Tadels seiner Kritiker und anderer Beobachter, noch auf seiner Meynung beharret. Bösartig nennt der V. jetzt ein Fieber, wenn es mit einer großen Entkräftung, mit Zufällen, die der innern Gefahr nicht entsprechen, z. B. wenig Durst und Hitze, mit schwachem ungleichem Puls u. s. w. vergesellschaftet ist, kurz so wie der sel. Schröder (Opusc. med. T. I. p. 173.) die bösartigen Fieber beschreibt; er erfordert also nicht mehr schlimme und ungewöhnliche Zufälle, wie bey der ersten Auflage. Um eine große Menge Blut ohne Ohnmacht des Kranken wegzunehmen, räth der Verf. jetzt auch einen Finger auf die Oeffnung zu setzen. Noch glaubt er, daß nur die Rinde der Brechwurzel zu einigen Granen gegeben, Brechen mache, und noch läßt er nach jedem Gebrechen blos warmes Wasser nachtrinken, und scheint den Chamillen- oder Cardobenedicktenthee ganz zu vergessen; auch will er nicht, daß man dem Kranken während eines Schweißes ein Klystier setze. Jetzt sagt der V. auch, (aus Morgagni) daß bey langem

gem Fasten oft die Eßlust völlig verlohren gehe, und von der scharfgewordenen Galle, die bey nüchternen Menschen beständig in Magen fließt, Eckel und ein Fieber entstehe, wo man keine Abführung, sondern die Galle verdünnende und verbessernde Mittel geben müsse, als Gerstenschleim mit Citronensaft, Sauerampfer in Fleischbrühe gekocht u. s. w. doch erlaubt er auch, wenn der Eckel zu lang anhält, Tamarindenmolken. Glaubers Wundersalz zieht er jetzt dem vitriolisirten Weinstein, dem Polychrestsalz und dem vitriolisirten Salpeter vor, weil es sich leichter im Wasser auflößt, und nicht so bitter schmeckt. Rhabarber vermehrt die Hitze, und er mißbilliget den Gebrauch der Rhabarber im Fieber. Jetzt mißbilliget der V. eine Wärme von 70 Grad im Krankenzimmer und erlaubt nur 60 bis 65 Grad. Noch entscheidet der V. nicht, ob er zu dem hitzigen Fieber (Febris ardens) auch das Gallenfieber rechne; jetzt rühmt er in diesem Fieber bey heftigem Kopfweh, wenn das Gesicht roth ist, und die Blutadern aufgetrieben sind, Blutigel hinter die Ohren. Auch billiget er warme Fußbäder und erweichende Umschläge auf die Füße, bey Blutwallungen nach dem Kopf. Noch verwirft er den kalten Aufguß der Chinarinde, und zieht jetzt einen warmen Aufguß von einer Unze Chinarinde in sechzehn Unzen Wasser vor, der 30 Stunden an einem warmen Ort gestanden, und hernach abgegossen worden; die von diesem Aufguß zurückgebliebene Chinarinde theilte dem Wasser, womit sie hernach noch zwey Stunden gekocht wurde, nichts mehr als etwas Farbe mit. Noch will der V. das Trinken des kalten Wassers bey diesem Fieber nicht gelten lassen, außer wenn die Kranken eine heftige Begierde darnach haben. Er tadelt auch die Gewohnheit den Wiedergenesenden von irgend einem anhaltenden Fieber eine Abführung zu geben; wenn sie nicht von irgend einem Zufall erfordert wird. Auch das Faulfieber unterscheidet er noch nicht vom Gallenfieber. Noch will er, daß man erst ein Brechmittel geben soll, wenn man einige Tage verdünnernde und auflösende Mittel gegeben hat. Doch setzt er jetzt nach Glaß (de febribus) daß man, wo der Geschmack bitter, und die untern Glieder kalt sind rc. durchaus kein Purgiermittel geben solle. Bey Faulfiebern, deren Entstehung mit einem flüßigen Leib vergesellschaftet ist, billiget er gelind abführende Mittel, und sagt, daß wenn man in einem solchen Fall bloß verdünnernde Mittel gebe, der Bauchfluß bald nachlasse, der Leib anschwelle, Verwirrung entstehe u. s. w. Oft entstehen, wenn man im Anfang der Krankheit Mineral-

seyn. Man hängt bey Krankheiten, die von Giften herrühren, allzusehr an der Idee, daß alle Erscheinungen derselben unmittelbar von diesem Gifte herrühren müßten, da es doch eine unleugbare Sache ist, daß zuweilen blos ein kurzer, ja augenblicklicher Eindruck in die Organe, besonders ins Nervensystem, eine aus sehr vielen Erscheinungen zusammengesetzte und sich durch den ganzen Körper verbreitende Krankheit formiren könne, und daß an diesen Erscheinungen, außer dem ersten Eindrucke, das Gift wenig oder gar keinen unmittelbaren Antheil zu haben braucht. Dieß ist der Hauptgedanke des Verf. den er recht gut ausführt und beweiset; nur wieder in einem Tone von Unmasgeblichkeit, als ob etwas allzuneues oder Paradoxes dabey wäre, so daß wir fast glauben müssen, der Verf. kenne nicht recht den Grad, wie weit man in dieser Einsicht schon fortgerückt ist. Um nur eine einzige Probe hiervon zu geben, erinnern wir ihn an des Herrn Geh. R. Hoffmanns in Münster Abhandlung von den Pocken, worinn er die ganze Pockenkrankheit nebst der Erzeugung des neuen Pockengifts aus der Wirkung allenfalls nur eines einzigen Theilchens des in den Körper gebrachten Gifts in eine einzige Pockendrüse herleitet, so daß alle die mannigfaltigsten Erscheinungen dieser großen Krankheit, außer jener ersten Wirkung, ganz ohne weitere unmittelbare Theilnehmung des beygebrachten Gifts entstehen und auseinander folgen könnten. Es liegt hier wenig daran, ob diese Theorie wirklich im ganzen Detail so wahr sey, wie sie Hr. Hoffmann angiebt; auch hindert es nichts, daß derselbe viele Erscheinungen zwar nicht von dem beygebrachten, aber doch von dem neuerzeugten Pockengifte herleitet: genug daß unser Verf. bey diesem Schriftsteller seine ganze Idee schon vor zehn Jahren für eine demonstirte Wahrheit angepriesen hätte finden können, und zu Mehrerm soll diese Anführung nicht dienen. Wir geben daher dem Verf. darinn völlig Beyfall, daß die Zufälle, welche sich bey der Gonorrhoe, und die Folgen, welche sich nach der Stopfung derselben ereignen, eben so wenig wie bey andern Krankheiten gleicher Natur, allezeit nothwendig von einer Wanderung oder Versetzung der Giftmaterie, und von ihr als unmittelbare Wirkungen hergeleitet werden müssen, mithin auch, daß wider dergleichen Zufälle nicht immer eine giftaustreibende oder giftverbessernde Kurart, sondern zuweilen eine ganz andere Art von Arzneymitteln nöthig seyn könne, und gestehen, daß es sehr nützlich, ja nothwendig sey, die, welche diese Krankheit studieren, hierauf aufmerksam zu machen. Nur das

das Eine wünschten wir, daß der Verf. zugleich etwas mehr Rücksicht auf dem Umstand genommen hätte, daß das Gift, welches der Krankheit ihren Anfang giebt, z. B. das beygebrachte Trippergift, zwar sehr bald aus dem Körper wieder herausgeschafft, oder dergestalt verändert werden könne, daß es an den wenigsten Erscheinungen, die sich im Fortgange der Krankheit ereignen, unmittelbar Theil nehmen kann; daß aber eben die erste Wirkung, welche es in die Organe äußert, darinn mitbestehen könne, dieselben dergestalt zu verderben, oder in ihren Verrichtungen zu stören, daß sie nunmehr aus den gesunden Säften des Körpers selbst neues Gift von eben der Art wie das Beygebrachte erzeugen und den Körper damit überhäufen, in welchem Falle es dann doch noch möglich und wahrscheinlich bliebe, daß die Erscheinungen der Krankheit und die Folgen des gestopften Ausflusses der Giftmaterie von dieser gemeiniglich, und größtentheils unmittelbar herrührten, und die Kur wider die Giftmaterien eingerichtet werden müßte, ob es gleich damit nicht auf die dem Körper Beygebrachten, sondern auf die Neuerzeugten angesehen seyn würde. Dieses ist eine sehr wichtige Erwägung bey allen von ansteckenden Giften herrührenden Krankheiten: denn wenn bey diesen das beygebrachte Gift alles allein thäte, und nicht in jedem angesteckten Körper Neues erzeugt würde, so müßten bis diesen Tag alle Gifte aller Angesteckten noch Theilchen von demjenigen seyn, was der erste Kranke dieser Art dem, den er ansteckte, mittheilte, und wie unwahrscheinlich ist dieß nicht! Zeugt aber das Beygebrachte in jedem Angesteckten neues Gift eben derselben Art aus seinen eignen Säften: so kann man allerdings nicht umhin, zu gestehen, daß der unmittelbare Einfluß der Giftmaterien auf die Organe wahrscheinlicher Weise zu den Erscheinungen, die sich im ganzen Verlaufe der Krankheit ereignen, Vieles, ja wohl das Meiste beytrage, und die Kur mit Recht giftwidrig einzurichten sey. — Wir lassen es bey diesen Winken bewenden, und wünschen, daß sie der Verf. billig beurtheilen, und wenn er sie achtungswürdig findet, zur weitern Aufklärung und genauern Bestimmung seiner wichtigen Lehren anwenden möge.

W.

Herr Abbe de Sans, Canonicus und Professor der Philosophie, neue und durch Erfahrung vollkommen be-

bestätigte Anweisung, wie die von einem Schlagfluß gelähmte Kranke vermittelst der Elektricität sicher und vollkommen geheilet werden können. Mit K. Aus dem Französischen übersetzt. Augsb. 1780.

Das Eigene des Verfassers besteht darinnen, daß er seine gelähmte Patienten ohne elektrische Stöße, bloß durch Elektrisiren heilet. Er hat besondere Handgriffe, seine Patienten auf Betten, Stühlen u. d. g. zu isoliren, und Lähmungen im ganzen Körper oder in besondern Theilen auch in besonderer Lage zu elektrisiren, wozu er seine Anweisung durch Kupfer faßlicher macht. Recensent ist eben so wenig für die elektrischen Stöße. Doch erzählet ihm zur nämlichen Zeit ein Lehrer der Naturlehre, daß er einen Gelähmten durch Elektrisiren und zugleich gegebene elektrische Stöße in kurzer Zeit wieder hergestellt habe.

Herr Abbe Sans elektrisiret täglich zwo Stunden lang bey gelähmeten Theilen und bey wäßriger Fußgeschwulst, läßt aber eben so lang die Theile mit warmen Servietten reiben, hält täglich den Leib durch Clystiere oder andere Mittel offen, giebt wenige nahrhafte Speisen, und purgiret immer nach 2 oder 4 Wochen. Die Kur dauert gemeiniglich immer fünf bis sechs Monate. — Wird man hier nicht den Einwurf machen können, daß vielmehr die Nebendinge mehr als das Elektrisiren gewirket haben könnten?

Der Verf. giebt am Ende gewisse Regeln, die man beym Elektrisiren der Kranken beobachten soll. Er giebt endlich eine Theorie von der Lähmung, den Nerven, der Wirkung des Elektrisirens, wovon uns sehr weniges behagen will. — Lähmung ist gehinderter Umlauf des Nervensaftes. Nerven sind hohle Kanäle oder Röhrchen, die vom Hirn kommen, und sich in den Muskeln verlieren. Schlagfluß sind zusammgedrückte Nervenfäden. Wenn nun in einem lahmen Muskel die Fäden noch in gerader Lage unverworren liegen, so wird der Lähmung durch Elektrisiren nicht abgeholfen. Sind aber die Muskelfäden verdreht, und verwickelt, so geht die Heilung schwer oder gar nicht vor sich, wie es meistens bey Lähmung der Armmuskel ist. Es wird hier eine Vergleichung angebracht von einem Büschchen Haarfädern und von einem Hanfstricke. Beym erstern gehen die Fäden unter dem Elektrisiren aus einander, wo sie aber im Stricke verdreht sind, bleiben sie in ihrer Lage.

(omnis

(omnis similitudo claudicat). Eben so wenig ist jenes so ganz und allgemein richtig, was der Verf. von den mineralischen Bädern räsonnirt. Am Ende beantwortet er Einwürfe, die ihm möchten gemacht werden.

3.

Ant. de Haen Praelectiones in Hermanni Boerhaave Institutiones Pathologicas. Collegit, recensuit, additamentis auxit, edidit, *F. de Wasserberg.* *Tom. I. II.* Viennae apud Graeffer 1780. gr. 8.

Der de Haen trug in seinem Krankenbette seinem Nachfolger, Herrn Stoll, auf, seine pathologischen Vorlesungen in Druck zu geben. Stoll übergab dieses Geschäfft Herrn von Wasserberg, der sich auch selber dazu am tüchtigsten fühlte. Wir haben nun zween Bände vor uns: auch der dritte hat die Presse verlassen, von welchem wir noch künftig eine Anzeige machen werden.

Hier und dort wurde von dem Schwulst der Haenischen Beredsamkeit weggeschnitten: Wortspiele, unnütze Spitzfindigkeiten, Nebendinge, die oft mehr zur Gottesgelahrheit als Arzneykunst gehörten, Erwehnung alter Streitigkeiten, u. d. g. wurden weggelassen. Der Herausgeber fügte eigene Anmerkungen bey, und streute neuere Belesenheit unter, welches jedoch im zweyten Bande häufiger als im ersten geschieht.

In den Prolegomenen liest man viel, was zur Geschichte der praktischen Arzeneykunst gehört, von ihrem Aufkommen, Wachsthum, von Hindernissen und Reformation. Nun kömmt die Pathologie; ihre Eintheilung: 1) von der Natur der Krankheiten, 2) von ihren Verschiedenheiten, oder Nosologie; 3) von den Ursachen, Aetiologie; 4) von den Zufällen, Symptomatologie. Eigentlich wird in diesen zween starken Bänden von der Natur der Krankheiten, ihrer Verschiedenheit, und dann von einfachen Krankheiten (Morbi Similares) kürzlich etwas gesagt, hauptsächlich aber von den organischen Krankheiten, von den Krankheiten der Säfte, und von der Aetiologie gehandelt. Am Ende folgen noch im zweiten Bande, um Gleichheit mit dem ersten zu halten, zwo Abhandlungen des verstorbenen Lehrers,

Lehrers, eine von Würmern, die andere von der Gelbsucht mit vielen Zusätzen des Herausgebers.

Wessen Geschäfft es ist, pathologischer oder praktischer Lehrer zu seyn, der wird aus diesen Bänden viel Stoff zur Bereicherung seiner Vorlesungen finden. Ueber einige Materien, z. B. Wasser, Luft, Schärfe, (wovon eine Tabelle S. 106 angebracht ist, welche die Zeichen der alkalischen, sauren, salzigen und öligten Schärfe vorstellt) trifft man hier viele Compilation an. Freylich ist alles nach boerhavischen Theorien genau abgemessen, z. B. von den Verrichtungen des Herzens, von den Nerven, vom Schlagflusse, Entzündung, und so durchaus. Denn de Haen's Vorlesungen sind bloß Commentarien des boerhavischen Textes, sogar in den Abhandlungen von Würmern und Gelbsucht.

In der Abhandlung von Würmern ist meistens von den Askariden, Spulwürmern und Bandwurme die Rede. De Haen glaubt, alle Würmer kämen aus Eyern; v. Wasserberg führt neuere Schriftsteller für und wider an, sagt aber nichts Bestimmtes. Ueber die mannigfaltigen Gegenden des Körpers, wo man Würmer gefunden hat, wird fast alles Mögliche compilirt. Die Heilungsart enthält nichts besonders. Man soll immer ein starkes Purgiermittel mit den Wurmmitteln verbinden. Durch Ohngefähr entdeckte de Haen, daß die Rinde von Simarube mit Opium, die er bey anhaltendem Durchfalle gab, Würmer abtrieb. Er wiederholte den Versuch mit dem nämlichen Erfolge. Der Herausgeber führt die neuern Wurmmittel an. Ueber die Zeichen der Gegenwart der Würmer wird nichts Besonderes gesagt. Zuweilen soll es Würmer ohne alle Zeichen gegeben haben.

Die Abhandlung von der Gelbsucht ist mehr Abhandlung von der Galle. Es werden die neueren Versuche von Willink, Youth, Smelle, Ramsay, Spielmann, Cadet, hererzählet, wo denn mancher Widerspruch mit unterläuft, aber nichts bestimmet wird. Die Gelbsucht wird in die idiopathische, symptomatische, geschwind vorübergehende und chronische, innere und superficielle, mit natürlichem und gefärbtem Urine, mit weissen oder natürlichen Exkrementen eingetheilt. Die Hauptkennzeichen sind Gelbes in den Augen, gelber färbender Urin, weisse oder graue Exkremente, gelbe Haut, Nägel. Andere Kennzeichen oder nur einzelne von den hiererzählten sind betrüglich. De Haen nahm einen Weg für die Galle aus dem Grunde der Blase in die Leber an. Es werden endlich Meynungen an-

ge-

gebracht, daß die Gelbsucht von der Lebergalle, und andere, daß sie von der Blasengalle entstehen könne — gelehrt, weitläuftig und wiederholend zum Ermüden.

Des Hrn. Ignaz Monti Medicinische Dictata aus dem Italiänischen übersetzt. Stuttgard, 1781. 8. S. 270.

Original und Uebersetzung erhalten sich so ziemlich in gleichem Werthe. Beyde wären zu entbehren gewesen. Eigentlich ist hier die Arbeit von zween Aerzten, die auf einerley Grundsätzen fortgewandert sind. Monti und Frascaroli haben hier ihre Sächelchen zusammengetragen. Es sind Beobachtungen, Berichte, Consultationen, alles mit Erudition überfüllt. Es wird hier viel über die Erzeugung, über die Zeichen der Empfängniß und des Geschlechtes des Embryo's geschrieben. Merkwürdig ist das neue Zeugungssystem. Nach solchen Träumereyen würde man wohl bald mit Brennspiegeln und Elektrisirmaschinen Kinder machen können. Glück auf!

Wenzel Tonka von Kozowiz Geschichte der Wechselfieber ꝛc. aus dem lateinischen übersetzt. Erster Band. Von den Wechselfiebern überhaupt. Helmstädt. 1781.

Aus dem Lateinischen sollte eigentlich nichts Medicinisches übersetzet werden, als was populäre oder jedem Wundarzte nützliche Schriften wären. Hierher gehört nun freylich nicht eine gelehrte Compilation von allem, was über die Wechselfieber beobachtet und geschrieben ist. Unterdessen hat doch der Uebersetzer aus wirthschaftlicher Rücksicht für die deutschen Aerzte mit Nutzen gearbeitet. Der erste Theil von Tonka's lateinischem Werke hat 728 große Octavseiten; diese wußte der Uebersetzer durch gedrängten Vortrag und Einschränkung der lateinischen Eleganz in 502 kleine Octavseiten zu bringen, ohne daß der Leser dabey etwas vom Hauptsächlichsten verloren hätte. Außerdem ist Druck und Papier schlecht, also alles den dürftigen Umständen der meisten deutschen Aerzte völlig angemessen.

Johann Nep. Anton Leuthners, Sr. Churfürstl. Durchl. zu Pfalz-Bayern wirklichen Raths — praktische Pastoral-Arzneykunde für Seelsorger zu Hause, in der Kirche, bey Leichenbegängnissen, bey Kranken und Sterbenden. Nürnberg, 1781. 8. 358 Seiten.

Schwulst, Ueberfüllung, Weitschweifigkeit, niedrige Heucheley, kriechende Schmeicheley und ähnliche löbliche Eigenschaften sind das Eigene dieser Schrift. Wir bedauren jeden Mann vom Geschmacke, der die Arbeit dieses Verfassers lesen muß. Wozu nützet es, wenn auch einzelne Wahrheiten und Brocken von Belesenheit unter solchem Schutte müssen hervorgezogen werden? — Das Werk ist dem bekannten Exjesuiten, Herrn geheimen Rath Frank zugeeignet, dessen Bildniß auch vorgesetzet ist. Physiognomisten werden hier auffallende Züge wahrnehmen. Der Verf. rühmt sich ein Client Sr. Hochwürden zu seyn; überhaupt scheint er den unvergleichlichen Original-Genies der weltberühmten Lehrergesellschaft des grossen heiligen Loyola (S. 79) viel zu verdanken zu haben. Vielleicht kann auch durch diese sein Werkchen noch weiteres Glück in gewissen Gegenden machen. Wir können und mögen dabey keinen Antheil haben. — Eintheilung und Inhalt lassen sich schon aus dem Titel errathen.

Z.

Vollständiger Roßarzt oder Unterricht, die Krankheiten der Pferde zu erkennen und zu kuriren. Mit angehängtem Receptbuch, von W. G. Ploucquet, der Philosophie und Arzneygelahrheit Doctoren. — Tübingen, bey Heerbrandt 1781. in 8. 381 Seit. und einem Register.

Ungeachtet es nicht an guten Schriftstellern unter verschiedenen Nationen gefehlt, welche sich bemühet haben, in der Vieharzneykunst ein Licht aufzustecken; so liegt diese Wissenschaft doch noch immer in einem ungeheuren Wuste von Vorurtheilen begraben, welches dem Landmanne so lange schädlich bleibt, als so lange die Stimme der Wahrheit nicht zu ihm dringt.

Die Ursach hiervon ist unstreitig in der so wenig populären Schreibart manches Schriftstellers zu suchen. Aus eben diesem Grunde hat sich gegenwärtiger V. bemühet, seinen Ton dergestalt herunter zu stimmen, daß er jedermann verständlich wäre. Daher man denn hier Anatomie, Physiologie, Pathologie, in wie fern sie einzelne Wissenschaften ausmachen, vergebens sucht, weil das Volk solches nicht lieset, nicht versteht, und auch nicht lernen will. Jedoch hat der V. eine der Natur gemäße nosologische Ordnung beobachtet und das nothwendig zur Sache gehörige aus den einzelnen Wissenschaften und Theilen der Arzneykunde mit beygebracht. Das Buch ist in acht Abschnitte abgetheilt, und diese enthalten unter allgemeinen Titeln: 1) die Krankheiten aus Unordnung des Blutumlaufs. 2) Fehler des Athemholens. 3) Fehler in der Bewegung. 4) Fehler der äußern und innern Sinne. 5) Fehler des Nahrungsgeschäfftes. 6) Unordnung in den Auswürfen. 7) Aeußerlich erscheinende Fehler. 8) Fehler, die das Zeugungswerk angehen. Das Receptbuch selbst ist auch in verschiedne Kapitel eingetheilt, z. E. von Purgiermitteln, schweißtreibenden Mitteln u. dgl. Das kühlende Laxier ist doch eine ungeheure Gabe, nemlich: Abends 4 Loth Salpeter, und des Morgens 20 bis 24 Loth Glauberisches Wundersalz. Mit Recht tadelt der Verf. Bourgelat's Vorschrift zu einem Laxiermittel aus sechs Loth Lerchenschwamm, sechs Loth Aloe, sechs Loth vegetabilisches Turbith und ein Loth Senesblätter, alles auf einmal zu geben? Unter den Arzneyen wider den Stein findet man auch venedische Seife und Kalchwässer, auch die Bärmtraube. Die Arzneyen gegen die Würmer haben Recens. vorzüglich gefallen, und zwar wegen ihrer Simplicität. Bey den Arzneyen wider allerhand Schärfen, wünscht doch Recens. daß der V. die Anzeigen festgesetzt, welche Arzneyen wider diese und jene Schärfe anzuwenden sind, denn der Landmann kann hierbey unmöglich von selbst unterscheiden, ob er saure oder laugensalzartige Mittel zu nehmen habe. Unter den Arzneyen, wodurch allerhand unordentlichen Bewegungen gesteuert, hätte Recens. wahrlich den Gebrauch des unkräftigen Gauchheils (anagallis flore puniceo) nicht gesucht.

Et.

Iosephi Quarin — de curandis febribus et inflammationibus commentatio. Viennae, apud Graefferum, 8maj. 466 Seiten.

Die beyden in eben dem Verlag 1772 und 1774 einzeln herausgegebenen Schriften des Verf. von der Heilung der Fieber und den Entzündungen hatten sich vergriffen, der Verleger bat also um eine neue Auflage; Quarin erfüllte den Wunsch des Verlegers, schmelzte aber jetzt den Inhalt der beyden erstern Bändchen, wegen der Aehnlichkeit der Heilungsmethoden, in einen Band zusammen, und verspricht in der kurzen Vorrede, daß er nächstens auch seine Anmerkungen über die langwierigen Krankheiten herausgeben werde. Das Publikum hat die ersten Auflagen gut aufgenommen, Rec. glaubt auch, daß sie in den Händen scharfsinniger Praktiker vielen Nutzen gestiftet haben: und eben dies hofft er auch von dieser Auflage; ohngeachtet sie wenig neue Zusätze und Bereicherungen erhalten. Die Kürze und Faßlichkeit der Sätze erleichtert den Gebrauch dieser Schrift am Krankenbette gar sehr, obgleich die Schreibart bald aphoristisch, bald discoursiv und die Ordnung der abzuhandelten Materien nicht ohne Fehler ist. Eine Schrift von solchem Werth verdient immer einige Auszüge, und Recensent wird sich bemühen, solche Sätze anzuführen, wo der Verf. entweder seine alte Meynung geändert hat, oder wo er, ohngeachtet des Widerspruchs und des Tadels seiner Kritiker und anderer Beobachter, noch auf seiner Meynung beharret. Bösartig nennt der V. jetzt ein Fieber, wenn es mit einer großen Entkräftung, mit Zufällen, die der innern Gefahr nicht entsprechen, z. B. wenig Durst und Hitze, mit schwachem ungleichem Puls u. s. w. vergesellschaftet ist, kurz so wie der sel. Schröder (Opusc. med. T. I. p. 173.) die bösartigen Fieber beschreibt; er erfordert also nicht mehr schlimme und ungewöhnliche Zufälle, wie bey der ersten Auflage. Um eine große Menge Blut ohne Ohnmacht des Kranken wegzunehmen, räth der Verf. jetzt auch einen Finger auf die Oeffnung zu setzen. Noch glaubt er, daß nur die Rinde der Brechwurzel zu einigen Granen gegeben, Brechen mache, und noch läßt er nach jedem Gebrechen blos warmes Wasser nachtrinken, und scheint den Chamillen- oder Cardobenedicktenthee ganz zu vergessen; auch will er nicht, daß man dem Kranken während eines Schweißes ein Klystier setze. Jetzt sagt der V. auch, (aus Morgagni) daß bey langem

gem Fasten oft die Eßlust völlig verlohren gehe, und von der scharfgewordenen Galle, die bey nüchternen Menschen beständig in Magen fließt, Eckel und ein Fieber entstehe, wo man keine Abführung, sondern die Galle verdünnende und verbessernde Mittel geben müsse, als Gerstenschleim mit Citronensaft, Sauerampfer in Fleischbrühe gekocht u. s. w. doch erlaubt er auch, wenn der Eckel zu lang anhält, Tamarindenmolken. Glaubers Wundersalz zieht er jetzt dem vitriolisirten Weinstein, dem Polychrestsalz und dem vitriolisirten Salpeter vor, weil es sich leichter im Wasser auflößt, und nicht so bitter schmeckt. Rhabarber vermehrt die Hitze, und er mißbilliget den Gebrauch der Rhabarber im Fieber. Jetzt mißbilliget der V. eine Wärme von 70 Grad im Krankenzimmer und erlaubt nur 60 bis 65 Grad. Noch entscheidet der V. nicht, ob er zu dem hitzigen Fieber (Febris ardens) auch das Gallenfieber rechne; jetzt rühmt er in diesem Fieber bey heftigem Kopfweh, wenn das Gesicht roth ist, und die Blutadern aufgetrieben sind, Blutigel hinter die Ohren. Auch billiget er warme Fußbäder und erweichende Umschläge auf die Füße bey Blutwallungen nach dem Kopf. Noch verwirft er den kalten Aufguß der Chinarinde, und zieht jetzt einen warmen Aufguß von einer Unze Chinarinde in sechzehn Unzen Wasser vor, der 30 Stunden an einem warmen Ort gestanden, und hernach abgegossen worden; die von diesem Aufguß zurückgebliebene Chinarinde theilte dem Wasser, womit sie hernach noch zwey Stunden gekocht wurde, nichts mehr als etwas Farbe mit. Noch will der V. das Trinken des kalten Wassers bey diesem Fieber nicht gelten lassen, außer wenn die Kranken eine heftige Begierde darnach haben. Er tadelt auch die Gewohnheit den Wiedergenesenden von irgend einem anhaltenden Fieber eine Abführung zu geben; wenn sie nicht von irgend einem Zufall erfordert wird. Auch das Faulfieber unterscheidet er noch nicht vom Gallenfieber. Noch will er, daß man erst ein Brechmittel geben soll, wenn man einige Tage verdünnernde und auflösende Mittel gegeben hat. Doch setzt er jetzt nach Glaß (de febribus) daß man, wo der Geschmack bitter, und die untern Glieder kalt sind ꝛc. durchaus kein Purgiermittel geben solle. Bey Faulfiebern, deren Entstehung mit einem flüßigen Leib vergesellschaftet ist, billiget er gelind abführende Mittel, und sagt, daß wenn man in einem solchen Fall bloß verdünnernde Mittel gebe, der Bauchfluß bald nachlasse, der Leib anschwelle, Verwirrung entstehe u. s. w. Oft entstehen, wenn man im Anfang der Krankheit Mineral-

säuren giebt, und der Unrath aus dem Magen noch nicht ausgeworfen worden, Beängstigungen und Eckel. Der Verf. hat gegen Hippocrats Ausspruch auch einen faulichten stinkenden Durchfall in der Hitze der Krankheit kritisch befunden. Oft haben die Kranken in horizontaler Lage nicht harnen können; aber der Harn floß so bald man sie aufrechts gestellt hatte. Unter dem bößartigen Fieber scheint der V. noch das jetzt so genannte Nervenfieber zu beschreiben. Im einfachen bösartigen Fieber schaden die Säuren und kühlende Mittel. Im Anfang hilft die Chinarinde nicht viel, aber zu Ende, wenn der Puls gleich aber klein und sehr langsam ist, schafft sie in Verbindung mit Minders Geist Nutzen. Auch Quarin sah wie Cullen, daß der Friesel meistens solche Personen befällt, die viel Blut verlohren haben. Der Verf. warnt gegen den allgemeinen Gebrauch der Abführungen bey allen Fleckfiebern. Noch giebt der Verf. auch bey einzelnen Blattern nach dem Ausbruch Mineralsäuren, noch läßt er den Leib, wenn sich keine schlimme Folgen zeigen, einige Tage verstopft; jetzt theilt der V. zwey Krankheitsgeschichten von Blattern mit, wovon die eine tödtlich ausfiel. Die Chinarinde und selbst der Alaun unterdrückt den Speichelfluß nicht. Der V. widerräth sowohl bey künstlichen als bey natürlichen Pocken die rauhe Luft. Der V. hat unzählige Personen bloß durch Mittelsalze von Wechselfiebern geheilt; überhaupt hat das Kapitel einige Zusätze erhalten, die Beweis sind, daß der V. auch die neuere Heilungsmethode kennt und nützt. Ein Chinarindenumschlag auf den Magen hat nach des Verf. Erfahrung nichts geholfen. Nach Hebung des Fiebers Abführungen zu geben, wenn die Kranke gesund sind, ist höchstschädlich, wo aber noch Zeichen von Unrath in ersten Wegen vorhanden, da sind sie nöthig. Dem Kapitel vom Wechselfieber hat der Verf. jetzt auch seine Gedanken vom Kindbettfiebern angehängt. Die Heilung richtet er nach dem Genius des Fiebers ein, empfiehlt aber Vorsicht beym Gebrauch der Spanischen Fliegenpflaster, wegen ihrer reizenden und auf die Harnwege wirkenden Kraft. Den Blasenpflastern in der Hirnwuth ist der Verf. nicht günstig, besonders wenn sie auf den Kopf gelegt werden. Noch giebt er im Seitenstich den Kampher sehr bedächtlich. Auch erklärt er den schleimichten Auswurf im Seitenstich nicht mehr durch die Gemeinschaft der ungepaarten Blutader mit der Luftröhre, oder mit den Puls- und Blutadern der Luftröhrenäste; sondern er sagt, daß die Lungen die sie umgebenden Feuchtigkeiten einsaugen, und sie durch

den

den Husten auswerfen. In der Darmgicht lobt er die Tobacksrauchklystiere, preißt aber die Schäfferische Maschine noch als die beste. Oft werden in den neuen Zusätzen Cullens Rathschläge angeführt und gelobt; aber noch hat er die Entzündung der Gebärmutter und der Blase, den Katarrh und das Giftfieber übergangen; vielleicht daß sie in den Anmerkungen über die langwierigen Krankheiten noch nachgeholt werden.

Km.

Wilhelm Whiterings — Beschreibung des mit einem wehen Hals verknüpften Scharlachfiebers, so wie dasselbe besonders im Jahr 1778 zu Biminghem in England erschien. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen versehen von J. A. J. Saur. Frankfurt, bey Garbe. 1781. auf 9 Bogen in 8.

Der Uebersetzer hatte eben seine Arbeit vollendet, als er von ungefähr den fünften Band der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte zu Gesicht bekam und zu seiner Bewunderung in dessen zweyten Stück entdeckte, daß ihm ein Unbekannter hierinn schon zuvorgekommen. Der Uebersetzer wollte erst den Abdruck seiner Uebersetzung aufgeben; allein seine nachher angestellte Vergleichung seiner Uebersetzung mit der andern, und der Umstand, daß letztere in einer ganzen Sammlung enthalten, die sich nicht jeder zumal anfangende praktische Arzt anschaffen wird, vermochten ihn endlich wieder dahin, die seinige mit einigen Anmerkungen zum Druck zu befördern. Bey der Vergleichung muß die Vaterliebe dem Uebersetzer einen Streich gespielt haben; denn er scheint nicht bemerkt zu haben, daß die Uebersetzung in der Sammlung für praktische Aerzte viel feiner, reiner und fließender ist, als die seinige; war also ein einzelner Abdruck nöthig oder nützlich, so konnte er kühnlich die Uebersetzung des Unbekannten abdrucken lassen, die sich viel besser lesen läßt, als die seinige. Auch die Anmerkungen unsers Uebersetzers wollen nicht viel bedeuten, es sind meist nur unbeträchtliche Erweiterungen der Anmerkungen des gelehrten Uebersetzers dieser Schrift in der schon genannten Sammlung.

Yz.

4. Romanen.

Geschichte des Herrn von Polidor, von J. B. B.— B — n. In drey Theilen. Frankf. und Leipzig 1781. 454 Seiten 8.

Die verkannte Nonne, in der Geschichte der Caroline Henriette P. . . Leipzig, bey Haug. 1781. Erster Band 16 Bogen. Zweyter Band 14½ B. 8.

Carl und Clärchen. Eine Scene aus dem letzten Kriege. Halle bey Hendel. 1781. 369 Seiten 8.

Isabelle oder Lohn weiblicher Sanftmuth. In zwey Theilen. Nach dem Französischen. Eisenach bey Wittekind. 1781. 6 Bogen 8.

Briefe zweyer Liebenden in einer kleinen Stadt an den Ufern des Innflusses. Aus wahrhaften Originalen zusammengetragen. Mannheim bey Schwan 1781. 150 Seiten 8.

Adelstern oder Ehrgeiz und Vorurtheil für seine Familie. Eine Geschichte von J. F. Keppler. Les préjugés sont les rois du Vulgaire. Voltaire. (Mit einer Titel-Vignette und einem schlechten Kupferstiche.) Wien bey Gerold, 1781. 11 Bogen 8.

Da haben wir's wieder! Müßt Ihr denn durchaus Bücher schreiben? Ihr guten, lieben Leute! giebt es denn sonst nichts zu thun in der Welt? Und warum eben Romanen, deren es schon eine so ungeheure Menge giebt? Da sind ein Paar Carricaturen mit ein Paar gewöhnlichen Menschen zusammengebracht, hingeschrieben, was ihnen so ohngefähr in einigen Jahren hätte begegnen können, als: daß einer einmal heirathen will, und es kömmt allerley dazwischen, oder es crepirt einer von der Gesellschaft — Nur hingeschrieben! da haben wir einen Roman. Von solcher Art ist auch diese Waare. Es ist un-

unmöglich bey der Menge dieser Schriften jede zu zergliedern, auch wird niemand damit gedient seyn — Kaufe, wer da will! —

In des Herrn von Polidors Geschichte läuft sehr viel unkluges Zeug mit unter — Schlechte Verse — Raisonnements über Recensenten — ermüdende prosaische Aufsätze, und platte, langweilige, schlecht dialogirte Unterredungen. S. 155 erzählt ein Fräulein etwas, das sie höchst nahe angeht, und ihr von der Kammerjungfer ist erzählt worden. Sie hat dennoch die Kaltblütigkeit in ihrem Gespräche das ganze Kammerjungferngespräch, so wie sie es mit allen unbedeutenden Nebenumständen damals, zu ihrem größten Aerger hat anhören müssen, jetzt, zu unserm größten Aerger zu wiederholen — Und welche Unwahrscheinlichkeiten! z. B. die Einsiedeley unter der Erde, das Raubschloß — Vielleicht soll indessen dieses eine geheime Beziehung haben. Aber weg damit! Und um des Himmels Willen keine Fortsetzung, womit uns der Verfasser droht! Die Schreibart ist so ganz übel nicht. Warum mußte er sich aber gerade in dies Feld wagen?

Die verkannte Nonne ist auch nicht ganz schlecht geschrieben. Die Geschichte geht einen so ziemlich alltäglichen Gang, ist nicht ohne Interesse, und die eingestreueten Gedichte sind nicht alle zu verachten. Aber wozu nützt nun am Ende ein solches Buch? Ist darinn wohl irgend ein noch unbekanntes Fältchen des menschlichen Herzens entwickelt? Ist irgend eine neue Wahrheit vorgetragen; irgend eine Pflicht durch eine neue besonders herzergreifende Art des Vortrags interessanter gemacht? Nichts von dem allen! Es ist ein Buch, das man in drey müßigen Stunden lesen kann, und deren giebt es ja heut zu Tage schon genug.

Carl und Clärchen ist eine abscheuliche Mordgeschichte, in welcher der Hr. Verf. alle Schandthaten zusammengedrängt hat, welche nur erdacht werden können, ohne daß auch nur der kleinste feine Charakterzug der handelnden Personen uns die Sache angenehm machte.

Isabelle ist einer von den unzähligen Romanen, die man ohne Mühe und Schaden schreiben und nicht schreiben, lesen und nicht lesen kann.

Die Briefe zweyer Liebenden enthalten verliebtes Gewinsele eines empfindsamen Pärchen. Ich habe nichts dawider, daß man sich in einer kleinen Stadt am Innfluß liebe und auch Briefe schreibe, aber, diese Briefe sollen nicht gedruckt werden — Doch es mag gut seyn! Der junge Herr wird ohnehin keine

Briefe mehr schreiben, denn er ist daran gestorben, und von Todten soll man ja alles Gute reden.

Im Adelstern sterben auch am Ende die Hauptpersonen, und man ist herzlich froh, wenn man sich so weit hindurchgearbeitet, und sie glücklich in die Erde gebracht hat.

Der Proceß auf dem Lande, oder das glückliche Bauermädchen, eine Geschichte. Frankfurt und Leipzig. 1781. 7½ Bogen 8.

Das Tagebuch des Weisen. Mit einem Vorbericht herausgegeben von A. F. H. Regensburg, bey Montag. 1781. 300 S. 8.

Geschichte Weilers und seiner Freunde. Leipzig, bey Hilscher. 1781. 22 Bogen 8.

Nun! das ist einmal wieder gar erbärmlich zu lesen, besonders das erste Product. Und dessen Anhang — o weh! und die Verse, die in dem Ton geschrieben sind, wie die Mordgeschichten, welche auf Jahrmärkten verkauft werden; Und der sogenannte dramatisierte Pygmalion — das alles erweckt Uebelkeiten.

Das Tagebuch hat vermuthlich ein armer Candidat geschrieben. Es ist klägliches Zeug. Bald eine Liebesgeschichte mit einer Kammerjungfer, dann ein elendes Gedicht, ein Gespräch voll gemeiner Dinge, eine äußerst schlechte Schreibart, schief gezeichnete Charaktere — alles durcheinander. Zur Probe der Gedichte mag das S. 185, dienen.

„O! kläglich ist der Period,
„In dem das arme Mutterland
„Aus Eigensinn, und ohne Noth,
„Durch eines blut'gen Henkers Hand
„So häufig ihrer Kinder Blut
„Muß ohne Gnade fliessen seh'n,
„Muß seh'n der besten Bürger Brut
„Und ihre Zögling' untergehn.

„Der

„Der Fürst ist sehr Beklagens werth,
„Der durch die Strenge, durchs Schavott
„Den sich erworbnen Ruhm verheert,
„Und einst auch nicht besteht vor Gott.

Und ein Beyspiel der Prose wollen wir aus dem Schluß des Werks nehmen, S. 299: „Lieben Leser! Hier haben Sie „nun den Erstling meiner Muse, den ich ohne Censur, ohne „Kritik in die Welt hinausschicke, um vernünftig getadelt zu „werden; denn ohne dem Urtheile der bescheidenen Welt wird „kein Geist die Höhe erreichen, nach der er trachtet; — hab' „ich Ihnen in diesem Stücke nicht Genüge geleistet; so wird's „vielleicht in der Folge geschehen, sie werden vielleicht Wer„thers finden, vielleicht Siegwarte, und vermuthlich auch „Sophien, am meisten aber — Thoren. Leben Sie wohl, „bis Weihnachten sprechen wir uns wieder" — Nein! das wolle der Himmel nicht! Zu Hause geblieben mit solchem Unsinn!

Das dritte Product enthält Studenten-Charaktere, eine kahle, gemeine Geschichte, nichts anziehendes, nichts überraschendes — Alles höchst gemein.

Yr.

Wilhelm Silberfels, der Jüngling. (Ein poetischprosaischer, epistolischer, dramatisirter, philosophisch-politischer und theologischer Wirrwarr.) Leipzig, bey Böhme. 1781. 17½ Bogen. 8.

Die Sympathie oder der wiedergefundene Bräutigam. Eine Geschichte. Wien, bey Gerold. 1781. 9 Bogen in 8.

Wirrwarr genug ist in dem ersten Stücke. Alles durcheinander, alles nur halb gezeichnet, oder verzeichnet, ausgeschrieben, nachgeahmt — Jeder Gedanke, der dem Verf. einmal durch den Kopf gelaufen ist, hingeschrieben, raisonnirt, dialogirt, politisirt, epistolirt, versificirt, moralisirt — Ein Titel davor — und nun in die Welt damit! Aber was sollen wir mit dem Ganzen machen?

Das andere ist von gleichem Werthe. Der gute Herr Verfasser hat doch auch ein Geschichtchen schreiben wollen, und

da er unglücklicher Weise das menschliche Herz nicht kennt, die geheimen Triebfedern der Handlungen nie untersucht hat, und daher die allerunwahrscheinlichsten Begebenheiten zusammenflickt, und diese mit platten Beurtheilungen, Gemeinsprüchen und Alltagsscenen untermischt; so ist freylich das Werkchen nicht sehr erbaulich gerathen, und der Kupferstecher, der das Titelkupfer und die Vignette gekratzt hat, ist ihm treulich zu Hülfe gekommen, dasselbe dem Schutzgott der Makulatur zu weyhen.

S.

5. Naturlehre und Naturgeschichte.

Vom Regenbogenachat, den der Verfasser dieses Briefes zuerst an die Pariser Akademie in einer ihrer ordentlichen Versammlungen des Jahres 1777 persönlich bekannt gemacht hat. An Herrn C. E. Pabst von Ohain — Mit einer ausgemalten Kupfertafel. Hamburg bey Reuß. 23 Seiten in 4.

Wenn man die Beschreibung dieses Achats S. 12 und 13 rc. gelesen hat, wird man wohl keinen Augenblick zweifeln können, daß der Stein, von welchem Hr. Schulz in den vorliegenden Blättern so weitläuftig handelt, nichts anders, als der von vielen, sowohl ältern als neuern Mineralogen beschriebene Regenbogenchalcedon sey. Der Hr. Leibarzt Brückmann führt dergleichen unter andern auch aus dem Pfälzischen und Zweybrückischen an. (S. dessen Beytr. zu den Abh. von Edelsteinen S. 140 und 141). Wir sehen also nicht ein, daß der Verf. etwas Neues gefunden hätte; obschon er sich die erste Entdeckung dieses Steins im Jahr 1771 zueignet, welche, wenn sie wirklich neu wäre, nicht ihm, sondern dem Ungenannten in Dresden gebühret, der ihm eine solche Dose zeigte. Daß die Farbenwechselung von der verschiedenen Brechung der Lichtstralen, und diese von der verschiedenen Lage, Dichtigkeit, Farbe, Gefüge und Rissen der Theilchen des Steins herrühret, bedarf keines Beweises; aber, daß diese Theilchen kleine prismatische Krystallen seyn müssen, ist wohl nicht so offenbar, als der V.

S.

S. 23 glaubt. Spielt doch auch altes Fensterglas, welches der Luft lange ausgesetzt gewesen, und dessen Theilchen durch eine Art der Verwitterung an der Oberfläche ungleichartig geworden, nicht selten mit Regenbogenfarben, ohne daß man prismatische Krystallen darinn wird finden können! Es ist übrigens recht gut, daß Hr. Schulz seine kleine Bemerkungen bekannt macht; er schreibt aber zu weitläuftig und mikrologisch, macht aus jeder einzelnen kleinen Bemerkung besondre Briefe und Abhandlungen, und vertheuert dadurch und durch die sonst schönen, aber größtentheils entbehrlichen Kupfer, den Lesern ihre Wißbegierde ohne Noth. Wir finden überhaupt seine bisher herausgegebene Entdeckungen in der That nicht so wichtig, daß er Ursache hätte, den Erfindungsruhm so sorgfältig für sich aufzubewahren, Zeugen darüber aufzuführen, und alle Umstände dabey so genau zu erzählen, als er gemeiniglich thut. Noch weniger hätte er nöthig, oder geziemt es sich, dergleichen geringfügige Entdeckungen, als große Geheimnisse, einigen berühmten Wissenschaftsakademien versiegelt zuzustellen und sich darüber Beglaubigungsscheine geben zu lassen. Es ist nicht nur eine, mit dem unbedeutenden Gegenstand übel abstechende Praierey; sondern überhaupt einem jeden, es mit seiner Wissenschaft gutmeynenden Gelehrten unanständig, aus nützlichen oder interessanten Entdeckungen Geheimnisse zu machen, oder nachher über den Ruhm der Erfindung sorgfältige Bewahrungen drucken zu lassen, oder wie sonst auch wohl geschieht, gar Streit darüber anzufangen. Was soll man denn wohl von einer angeblichen Entdeckung eines neuen Halbedelsteins halten, die weder für's Wohl der Menschheit, noch für die Wissenschaft erheblich seyn kann; weil alle Abänderungen der Kiesel- und Halbedelsteine, nach Farbe und Feinheit, nur zufällige Stufen des Unterschieds und nicht wahre Arten sind? Die bisher herausgegebene fünf Abhandlungen unsers Verfassers betreffen in der That entweder nur weniger wichtige Gegenstände der Naturgeschichte, oder auch sind sie so gedehnt und wortreich, daß man alles Gute, was etwa noch darin enthalten seyn mag, bequem auf einen halben Bogen zusammenziehen konnte, oder in irgend einem Journal oder periodischen Werke leicht Platz finden würde. Wie viel haben also die Käufer jetzt schon umsonst ausgegeben, und wie viel werden sie auch noch zollen müssen, wenn der V. so fortfährt? Wir benutzen diese Gelegenheit zu einer Anmerkung, die uns schon lange auf dem Herzen liegt, die zwar oft vorher gesagt seyn mag, die vielleicht nicht ganz, aber doch zum

Theil

Theil auf die paar Aufsätze von Hrn. Schulz paßt, und die nicht oft genug wiederholt werden kann. — Es wäre sehr zu wünschen, daß ein jeder Schriftsteller den Werth seiner vermeyntlichen Entdeckungen für den Vortheil der Wissenschaften und der Leser, richtig schätzen könnte und wollte, und daß man nicht das ohnehin kostbare Studium der Naturgeschichte durch zu prächtige Ausgaben ohne Noth vertheuern mögte! Von schmutzigem Druck und elendem Papier, welches bey dem Umkehren des Blatts zu Lumpen wird, sind wir gewiß nicht Liebhaber. Allein, giebt es nicht viele theure Werke in dem weitläuftigen Fache der Naturkunde, in welchen der nützliche Inhalt unter einem erbärmlichen Wuste geringfügiger Betrachtungen, seichter und weitläuftiger Raisonnements, wortreicher Ausschweifungen und unnützer Wiederholungen, Auszüge und Citationen so begraben liegt, daß man Mühe hat, ihn auszusuchen, und bey dem Lesen eine Menge Träber mit dem Most verschlucken muß? Wie viele theure Kupferstiche bey den Büchern sind nicht theils an sich unnöthig und also ganz entbehrlich, oder schon in andern Werken vorhanden, wodurch man sie doppelt, ja zuweilen drey- bis viermal kaufen muß? Giebt es nicht Schriftsteller in und außer Deutschland, die recht darauf zu sinnen scheinen, wie sie durch Kupfertafeln, Frontispicen, Vignetten, Schlußleisten u. dgl. ihre Arbeiten kostbar und in die Augen fallend machen mögen? Nun wird zugleich ein solches Bilderwerk, dessen wesentlicher Inhalt in einem mäßigen Duodez-Platz hätte, auf dickes, schönes Papier, mit großen Lettern und Handbreiten Rändern, in groß Quart oder Folio, gedruckt; und so muß der Käufer das reine Papier und die Eitelkeit des Verfassers theuer bezahlen! Wo ich Nahrung für den Geist und in wissenschaftlichen Dingen Erweiterung meiner Kenntnisse suche, da will ich nicht Augenweide an Bildern und Kupferstichen finden, die übrigens in anderer Absicht und als Werke der Kunst betrachtet, ihren großen Werth haben können. Auch sind die Folianten und die großen Quartanten gewiß nicht die lehrreichsten Bücher für den Verstand, wenn ich Einige ausnehme, die mit dem größern Haufen nicht zu verwechseln sind. Es läßt sich so leicht kein Foliant neuer Wahrheiten schreiben, wenn leider schon mancher mäßiger Octavband in Rücksicht auf solchen Inhalt eine ungeheure körperliche Größe hat und sehr ins Enge gebracht werden konnte. Was wird denn zuletzt aus der Naturgeschichte, was aus den Gelehrten werden, wenn dem Unwesen, wovon wir hier reden,

kein Einhalt geschieht? Nur die werden zuletzt Bücher kaufen können, die sie statt Tapeten brauchen, ohne sie zu lesen. Und gleichwohl fordert man oft sehr unbillig von einem jeden Gelehrten, wenigstens dann, wenn er als Schriftsteller auftritt, daß er alles, was vor ihm über seinen Gegenstand geschrieben und gedruckt worden, wissen müsse. In einigen Fällen kann es nöthig, kann es recht seyn; aber in vielen andern Fällen ist die Sache unmöglich und also unbillig. Beherziget dies, Ihr Schriftsteller, Verleger und Recensenten! Die Wissenschaft wird unstreitig dabey gewinnen, sich mehr ausbreiten, Bücher wohlfeiler werden, und ihr Absatz zunehmen!

Gm.

Abhandlungen zur Naturgeschichte, Chemie, Anatomie, Medicin und Physik, aus den Schriften des Instituts der Künste und Wissenschaften zu Bologna. Herausgegeben von Nath. Gottfr. Leske, Prof. der Naturgeschichte und Oeconomie zu Leipzig. Mit einem Kupfer. Erster Band. Brandenburg. 1781. gr. 8. S. 375.

Der große Werth der Schriften des Instituts von Bologna, dessen Original 1731 erschien, ist längst entschieden. Da aber bey denselben sich Schriften so mancherley Inhalts finden, die deshalb nicht alle einen Gelehrten interessiren können: da italienische Schriften überhaupt in Deutschland selten, und deshalb, als auch des hohen Preises wegen nicht allgemein genug genützt sind; so hielt Hr. Prof. Leske es mit Recht für heilsam, diejenigen Schriften, zusammengelesen in der Uebersetzung herauszugeben, welche einen Mann ganz interessiren können: denn ein gründlicher Arzt muß die Naturkunde gehörig verstehen, und einem wahren Physiker wird die gesunde und kranke Beschaffenheit des menschlichen Körpers auch wichtig seyn. Die Uebersetzungen der Abhandlungen sind unter Hrn. L.s Aufsicht von einer Gesellschaft seiner Freunde, und ehemaligen Zuhörer verfertigt: er hat bey den meisten das Original verglichen, wenigstens die streitigen und zweifelhaften Stellen berichtigt. Die nach dem Plane ausgewählten Schriften sind den Sachen nach vollständig, in der oft weitschweifigen Schreibart aber abgekürzt, und enthalten alle Stücke aus dem ersten

Theil.

Theile. Wir müssen gestehen, daß Hr. L. alles dasjenige geleistet hat, was er seinen Absichten nach, Willens war, und versprochen hat: und die Uebersetzung läßt sich sehr gut lesen. In der allg. d. Bibl. kann von dem Werke selbst nicht umständlich geredet werden. Wir wollen daher nur den Inhalt angeben. I. Abhandl. zur Naturgesch. 1) von einem besondern Saude bey Bologna. 2) Stancari von den Augen der Wassermotten. 3) Puzzi von den größern Eifaden. 3) Scheuchzer von dem Heimweh. 5) Reise von Bologna nach den Alpen di San Pellegrino. 6) Von den Stacheln der Scorpionen. 7) Scheuchzer von einer besondern Steinart in den Gegenden um Wien. II. Chem. Abhandl. 8) Von den Wassern zu Poretta. III. Anatom. Aufsätze. 9) Galeazzi und Leprotti Beobachtung über die Milchgefäße im menschlichen Körper. 10) Galeazzi von den in den weiblichen Eyerstöcken vorhandenen Bläschen. 11) Vanni von den Drüsen. 12) Stancari von der harten Hirnhaut. 13) Molinelli anatom. Versuche. 14) Galeazzi von der siebförmigen Haut der Därme. IV. Medicinische Bemerkungen. 15) Mundini von einem häufigen Abgange des Urins. 16) Tacconi von der Gicht. 17) Beobachtungen über verschiedene Krankheiten. 18) Vom ungelöschten Kalkwasser. 19) Von dem Malthesser Schwamm. 20) Stancari vom Mohnsafte. 21) Galeazzi von Steinen in der Gallenblase. 22) Albertini von der peruv. Rinde. 23) Leprotti von einer Schlagadergeschwulst der Luftröhrenschlagader. 24) Galeazzi von Steinen in der Gallenblase. 25) Morgagni von den Muskeln des Zäpfchens und Schlundes. 26) Albertini über einige Krankheiten der Blutgefäße. 28) Dessen Bemerkung eines heftigen Blutenbrechens. V. Physische Abhandlungen. 29) Zanotti vom Schalle. 30) Von den Bologner Steinen. 31) Von einer neu entstandenen Insel. 32) Vermischte physische Bemerkungen. 33) Beccari von der innerlichen Bewegung der flüßigen Körper.

Dw.

Hermenegildi Pini, C. R. S. P. de Venarum metallicarum Excoctione Vol. II. Quo in VI. Libros tributo Artificia metallorum ex singulis venarum generibus conficiendorum explicantur.

cantur. Vindobonae, sumtibus Kraus. 1781. in 4to. p. 336. Tab. XII.

In diesem Bande werden die Schmelzarbeiten auf Bley, Kupfer, Silber, Gold, Zinn und Eisen ganz gut vorgetragen und beschrieben. Aber die lateinische Einkleidung bey Seite gesetzt, so finden deutsche Leser hier wenig Neues; weil Schlüter, Kramer, Swedenborg, Wallerius, Jars und andre bekannte metallurgische Schriftsteller die Quellen eröffnet haben, aus welchen der V. größtentheils schöpfte, und nur wenig Eigenes beygefügt hat. Hätte er diese Quellen bey jeder Arbeit, die er beschreibt, genannt, so würde dies sehr deutlich in die Augen gefallen seyn. Unterdessen wird das Werk in Ländern, wo man nicht die deutsche Sprache versteht, und auch wegen der, nach der Ordnung aus Schriftstellern von verschiedenem Jahralter zusammengetragenen Beschreibungen, seinen Nutzen haben.

Hb.

Memoire sur des nouvelles Cristallisations de Feldspath et autres singularités renfermeés dans les granites des environs de Baveno par *Hermenegilde Pini.* A. Milan, chez Marelli. Avec approbation. 1779.

Diese ursprüngliche italienische Schrift hat die Kraußische Buchhandlung zu Wien auf deutschen Grund und Boden versetzt. Der Verf. ein gebohrner Italiener, schrieb sie darum französisch, weil man seine Beobachtungen über die Insel Elba in schlecht Französisch übersetzt hatte. Die ganze Schrift ist lesenswerth, ungeachtet Recensent an einigen Behauptungen des Verf. noch sehr zweifelt, auch mit der oft unvollkommnen Bestimmung der Kristallisationen nicht zufrieden ist. Zu wünschen ist es, daß die Freygebigkeit, die der Verf. von verschiednen fürstlichen und andern Personen in Ansehung der Vermehrung des öffentlichen Cabinets rühmt, auch in Teutschland üblich werden möchte. Wir wollen hier nur die vorzüglichsten Entdeckungen des Verf. anführen. Dahin gehört der rhomboidalisch kristallisirte durchsichtige Quarz, den der V. in den Thälern der Provinz Ossola, in dem Goldkiese des Thals Antigori, und bey den Gletschern in Savoyen will gefunden haben. Doch ist diese

Kristallisation viel zu unvollkommen beschrieben, und allzu schlecht abgebildet, als daß man sie für hinlänglich bestimmt ansehen könnte. Denn weder die Anzahl der Seitenflächen, noch ihre Zusammenfügung ist genau beschrieben. Und die Figur stellt eine rhomboidalische Fläche, 2 Trapezia, und einen Triangel vor. Billig hätte auch der Umriß aller Flächen angezeigt werden sollen. Recensent ist immer geneigt diese Kristallisation für die 6seitige gewöhnliche Zuspitzung der Quarzkristalle mit 4 großen und 2 kleinen vom V. übersehenen Flächen, die sich, statt der Spitze, in eine Kante endigen, anzusehen, und nicht für eine neue Kristallisation zu halten. Nun folgt eine kurze Beschreibung des am größern See im Mayländischen gelegenen Dorfes Baveno, wo der wegen der neuen Feldspathkristallen so merkwürdige Granit bricht. Uns wundert, daß der Verf. die Beschreibungen anderer Verf. vom Granit nicht richtig beurtheilet, und die Verschiedenheit derselben, die nur scheinbar ist, rügt, auch nicht die richtigen Beschreibungen des Cronstedts v. Born, Ferber, Carpentier ꝛc. anführt. Sonst beschreibt er des Granits Gewebe richtig, von abgesonderten körnigen Stücken, ohne sichtbaren Kitt: mit Unrecht schließt er aber den Glimmer von den nöthigen einfachen Steinarten des Granits aus, da auch der Granit von Baveno Glimmer in seiner Zusammenhäufung hat — Ueber die Bestandtheile des Feldspaths: der Verf. hält ihn für eine Verbindung des Quarzes und Flußspaths; doch unsrer Meynung nach mit Unrecht: vielmehr eine Vermischung der Kiesel- und Thonerde; wie häufige Versuche beweisen. Der Feldspath im Granit von Baveno ist bis nach Feraolo roth, und verursacht, daß der ganze Granit roth genannt wird; von da bis an den isolirten Berg Montorfano ist er weiß: der Glimmer darinn ist eisenschüßig, und der Quarz im erstern weis, im letztern rosenroth. Ueberhaupt widersteht dieser Granit dem Wasser und der Witterung, läßt sich auch gut poliren. Der Verf. will keine Lager noch Bänke darinn bemerkt haben, sondern Risse und Klüfte von mancherley unordentlichen Richtungen. Er liegt in sehr großen Massen, die den zum Piedestal der Statur Peter des Großen angewandten Granitfelsen bey weiten übertreffen. Ein solcher Felsen hat hier 60 Fuß in der Länge, mehr als 33 in der Breite, und 20 Fuß in der Höhe: folglich 39600 Kubikfuß im körperlichen Inhalt. Es ist daher dieser Granit zum Bauen sehr brauchbar. Inwendig ist dieser Granit oft voller Deusen, die mit besondern Kristallen von Quarz, Feldspath, Flußspath, Schörl,

Glim-

mer rc. gleichsam ausgelegt sind. Unter den Quarzkristallen will der Verf. einen vielseitigen durchsichtigen Kristall bemerkt haben. Doch ist diese Bemerkung sehr unbestimmt; bey genauerer Betrachtung hätte Er die Zahl der Seiten wohl angeben können. Merkwürdig sind die angezeigten Flußspathkristallen, die weder dem Verf. noch Recens. im Granit sonst unbekannt sind; und wenn die von Verf. angestellten Untersuchungen seine Richtigkeit haben; so bleibt fast kein Zweifel übrig, daß es nicht wirklich Flußspath gewesen seyn sollte. Der Flußspath war grün, seladongrün, veilchenblau, auch helleweis, bald derb, bald kristallisirt, und zwar achtseitig und neunseitig (wieder allzu unbestimmt: erstere Kristallisation war also wohl eine doppelte vierseitige Pyramide, und an letzterer Gestalt zweifelt Recens. ganz.) Der kristallisirte Feldspath soll allezeit undurchsichtig, (Rec. vermuthet vielmehr, er sey an den Kanten durchscheinend,) doch zuweilen mit einer halbdurchscheinenden Rinde von gleicher Mischung überzogen seyn. Auch will der Verf. durchscheinende feine spießige Kristallen gefunden haben. Einige Feldspahtkristallen waren gleichsam aus 2 Hälften zusammengeleimt, andre inwendig schwammig. Der kristallisirte Feldspath, besonders der weiße, knistert und leuchtet stark im Feuer, welches nach der Muthmaßung des Verf. von einer größern Menge des salzigen Wesens, als sich im derben Feldspaht findet, der keines von beyden thut, herrühren mag. Innerhalb den Feldspathkristallen liegen oft Bergkristallen, auch sind erstere zuweilen von letztern eingeschlossen. Von den Feldspathkristallen nimmt der V. 6 Arten an. 1. vierseitig säulenförmige, 2. sechsseitig säulenförmige, 3. achtseitig säulenförmige, 4. vielseitige; 5. eyförmige und 6. rautenförmige. Jede dieser Arten hat ihre Abänderungen, in Rücksicht der verschiedentlich zugeschärften, zugespitzten oder abgestumpften Endfläche, und dergleichen Abänderungen hat der Verf. sehr viel angeführt, und auf den Kupfertafeln abbilden lassen. Die vierseitigen Säulen sind meist rechtwinklicht, und folglich Parallelipeda: eine einzige Schiefwinklichte fand der Verf. Recensent ist mit der Bestimmung so ziemlich zufrieden, nur wünschte er, daß manche noch ausführlicher nach ihren Flächen beschrieben wären: und hernach ist die vielseitige Kristallisation höchst unbestimmt: nach der Figur zu urtheilen, scheinet sie uns aus zwey an einander gewachsenen achtseitigen Säulen zu bestehen. Und was der Verf. eyförmige Kristallisation nennt, ist gar keine, sondern entweder eine abgerundete Säule, oder eine besondere Gestalt

Des Verf. Beschreibung ist zu kurz, und die Figur nicht deutlich genug, um dieses mit Gewißheit zu bestimmen.

Endlich führt der Verf. Beobachtungen über diesen Granit in Rücksicht auf die Gebirgskunde an: woraus denn offenbar folgt, daß auch diese Granitgebirge um Baveno zu den Ursprünglichen gehören, und weder durch spätere Wasserfluthen, noch durch Vulkane entstanden seyn. — Ein Verzeichniß der Feldspathkristallisationen, deren in allen 36 Abänderungen sind, und der andern im Granit um Baveno gefundnen Steinarten beschließt diese für die Mineralogen immer merkwürdige Schrift, wovon auch bereits eine deutsche Uebersetzung durch Hrn. Prof. Gmelin zu Göttingen veranstaltet worden ist.

D.

Königl. Französische Instruction zu besserem Betrieb des Salpeterwesens; nebst einer Abhandlung über das Salpetererzeugen; vom Herrn Cornette; als der dritte Theil zu Hrn. Simons Kunst, Salpeter zu sieden, mit Kupfern. Dresden, in der Walther. Hofbuchhandl. 1781. 8 S. 208.

Der 1. Artikel dieser Instruction handelt von der Natur, und dem Wesen des Salpeters: sein Saures enthalte eine Menge sehr reiner Luft in einem Stande der Feuerbeständigkeit, und engsten Verbindungen; und von ihr entsprängen die entsetzlichen Würkungen des Pulvers. — Erdichter Salpeter; vollkommner Salpeter in Pflanzen. Zerlegung jenes durch Laugensalz. 2. Artikel: Allgemeine Grundsätze über die Salpetererzeugung. — Der Salpeter ist kein Werk der Vegetation, erfolgt nur durch vollkommene Fäulniß der thierischen und vegetabilischen Materien. — Zugang der Luft, Feuchtigkeit. 3. Artikel. Die sparsamsten bekannten Mittel, kunstmäßig Salpeter zu erzeugen, und die angemessensten für Frankreich: Die Schuppen haben vor allen andern den Vorzug. 4. Artikel. Vom Platz und der Erbauung der Schuppen: 30' breit, 100' lang, mit Stroh bedeckt, mit groben Flechten auf den Seiten eingeschlossen, die inwendig mit aufziehbaren Strohdecken versehen werden. 5. Artikel. Auswahl der Erde, salpeterhaltige aus Ställen, aus altem Gemäuer, und baufälligen Gebäuden, Gassenkoht, Kalcherde, u. s. w. 6. Artikel. Bestellung der

Erde

Erde unter den Schuppen. Vermischung der Erde mit ¼ verfaultem Mist, Pflanzen, Früchten, Lohe, Begiessung derselben mit Harn, Mistjauche, stillstehendem faulen Wasser. Durch die Querre des Schuppens setze man alle 6', dreyseitige, hohle Flechten von 18' lang; thut auch diese ohngefähr 18" der vermischten Erde, auf diese setzt man eine zweyte Reihe von Flechten, in der Mitte der Zwischenräume gegen die untern Flechten, bedeckt sie wieder mit 18" Erde und so fährt man fort, bis das Beet 10 — 12' erlangt hat. 7. Artikel. Die Begiessung: einer der wichtigsten und schwersten Punkte: man gebraucht Harn, Mistwasser, das Spülicht, das Waschwasser: oder man mache einen großen hölzernen, allenfalls mit Blech beschlagenen Behälter, welchen man bis ⅔ mit verfaultem Miste anfüllt, der durch Sparren niedergehalten wird; man thue etwas gebrannten Kalch hinzu, und gieße Wasser darauf, das, nach einigen Tagen abgezapft, und zur weitern Faulung in andere Tonnen gelassen wird. Oder man richte einen großen Misthaufen auf, an dessen Fuß man eine Rinne macht, die in eine oder mehrere Tonnen geht, schüttet, wenn man Jauche gebraucht, oben einigen Eimer auf den Haufen; das Begießen muß nicht zu oft geschehen, blos die Erde feucht erhalten. Im Anfange begiesse man mit blossem Harne, oder satter Mistjauche, darauf gebrauche man sie verdünnt, zuletzt blosses Wasser: man gießt die Flüßigkeit in einen großen kupfernen Trichter, dessen Oeffnung in eine lange Röhre gesteckt wird, welche man in die Flechten leitet: der obere Theil wird durch Gießkannen begossen. Während des Winters läßt man die Bearbeitung beruhen. 8. Art. Vereinfachung dieser Mittel für alle Stadt- und Dorf-Einwohner: sie können sich zur Kreisbewegung der Luft statt der Flechten der Reißigbüschel bedienen, 8 — 12 Monate vor dem Auslaugen muß man allen Zusatz von vegetabilischen oder animalischen Materien unterlassen, und 3 — 4mal jährlich die Erde mit der Schaufel ganz umwenden. In Schweden macht man pyramidenförmige Beete von derselben Erde; setzt über dieselbe, alle 18"—2', zwey, 18 — 20' lange, oben spitzig zusammen lauffende Stangen, legt in die Zwischenräume derselben Reißig, oder Baumäste, und bedeckt sie mit Strauch- und Laubwerk. Ein sehr sinnreiches Mittel der Begiessung sind große Töpfe von einer porösen Erde, oben in die Beete befestigt: durch diese zieht sich die Feuchtigkeit unmerklich durch. 9. Artikel. Auslaugen der Erde: in einem Fasse mit doppelten Boden, davon der Obere durchlöchert, und mit Stroh bedeckt

 ist,

ist, worauf man von ⅓—½ Asche schüttet: das Wasser muß lange genug über der Erde stehen können. — Das Indische Verfahren, 10. Artikel. Versieden der Laugen, und Anschiessen des Salpeters. Bey Annäherung des Krystallisations-Punktes schütte man einige Pfunde aufgelößten Flandrischen Leim hinzu, um die Unreinigkeiten abzuschöpfen. (Dies verwirfft Hr. Dr. Pfingsten in Diss. de Nitr. hodiern. histor. etc.) Wegnehmen des Kochsalzes, (des Korns) Anschiessen in grossen kupfernen Becken, nachdem man vorher den Sud in einem großen hölzernen Fasse hat abkühlen und sich setzen lassen. 11. Artikel. Gebrauch des Areometers, um die stärkste und schwächste Lauge bestimmen zu können. 12. Artikel. Gebrauch der Pottasche beym Versieden: an den mehrsten Orten ist es einträglicher, dieselbe statt der Asche zu gebrauchen; auch hat diese noch viel fette und schleimigte Theile. Man lege daher oben in die Höhlung der frischen Erde so viel Pottasche als nöthig ist: dieses erkennt man, wenn die abfliessende Lauge durch reine Pottaschenauflösung nicht mehr milchigt wird; oder jene auch nicht frische Mutterlauge milchigt macht; am besten ists, eher zu wenig als zu viel zu nehmen. 13. Artikel. Alcalische Materie, welche die Pottasche vertreten kann: alles Bleich- und Wäsche-Wasser. 14. Artikel. Behandlung der Mutterlauge. Giest man sie wieder auf den Kessel, oder die frische Erde, so häuft sie sich von Sud zu Sud an, und verschlimmert den Salpeter. Man thue daher hinlänglich Pottasche hinzu: (6 Unzen zu 1 Pfund Mutterlauge;) so folgt die Magnesie — Der Zusatz der Pottasche zu den Laugen aus der blossen Salpetererde, scheint nicht so vortheilhaft. 15. Artikel. Behandlung der ausgelaugten Erde, und von den Gruben zur Fäulniß: man wirft in diese alle vegetabilische und animalische Theile, die mäßig befeuchtet, und gegen die Witterung und die Sonne durch ein Dach geschützt sind, diese gährenden Materien vermischt man alsdenn wieder mit jener Erde. — Sinnreiche Vorrichtung, einen Kreislauf der Luft um, und mitten durch die gährenden Materien zu erhalten. 16. Artikel. Berechnung der Unkosten. Nach derselben erhielte man über 15 pro Cent bey der ersten Anlage; in der Folge also weit mehr. 17. Art. Proben des Gehalts am Salpeter in den verschiedenen Erden. Man fange sie nach Verlauf von 18 Monaten, nach der ersten Anlage an; und erneure sie von 3 zu 3 Monaten, und untersuche die Lauge mit dem Areometer, oder durch die gewöhnliche Arbeit im Kleinen.

Hrn.

Hrn. Cornette'ns Abhandlung, 1. Theil, über das Salpetersäure. Widerlegung der gewöhnlichen Meynung: Pietschen's Versuche mannigfaltig wiederhohlt: allein die Schlüsse aus diesen Erfahrungen waren, daß die Vitriolsäure nichts zur Erzeugung des Salpeters beytrage: selbst nicht, wenn man sie mit faulender Luft verband. Eben dergleichen Versuche wurden in Menge mit dem Kochsalze angestellt; aber auch aus ihnen erhellte, daß dieses nicht die Erzeugung des Salpeters befördere. Die Salpetersäure sey also eine eigene, nicht aus den vorigen zusammengesetzte Säure. 2 Theil. Erzeugung des Salpeters und die Mittel zu dessen Erhaltung. Er erfordert in Fäulniß begriffene Substanzen, und etwas gebrannten, aber nicht von seiner fixen Luft befreyten Kalch, (denn der ungelöschte Kalch zerstöre die Salze,) und einen freyen Durchstrich der Luft. Die fixe Luft sey zur Bildung dieser Säure nothwendig; aber womit sich jene noch weiter zu dieser verbinde, sey noch nicht ausgemacht. 3. Theil. Mittel zur Erzeugung des Salpeters, ohne Graben in den Kellern, u. s. w. Kalcherde, faulende Substanzen, besonders vegetabilische, weil sie schon fixes Laugensalz enthalten; vorzüglich wäßrige, im fetten Erdreich, oder längst den Mauren wachsende: sie müssen gänzlich verfaulen, also dann nicht mehr riechen: Befeuchtung mit Mistlacke: Wendung der Erde: Proportion der Erde zu dem faulenden Theile: jene muß weit das Uebergewicht haben. — Man mache eine mit Leimen ausgeschlagene oder ausgemauerte, Grube von 6', und 2" tief; (auch größere) wo die Luft, besonders die nördliche, frey zutreten kann: bedecke sie mit einem Dache, in diese wirft man eine Mischung aus 100 Th. Erde, 100 Th. Schutt, oder Kalch, 3 — 4 Körbe Kräuter; 5 Theile Mist, 4 Theile Asche, so daß diese Mischung 2 — 3' über die Grube pyramidenförmig gehe; man befeuchte sie mit Harn, oder Mistlacke, wende sie alle 2 Monate von Grund aus um: gegen das Ende muß man sie noch öfter umwenden. Die Erde werde von den Einwohnern selbst ausgelaugt, gekocht, und der Salpeter ihnen bezahlt; hernach von den Salpetersiedern geläutert. Recens. hat es für heilsam gehalten, durch diesen Auszug auf dieses Buch, (das wir dem Fleisse des geschickten Hrn. Dr. Pfingsten zu verdanken haben,) aufmerksam zu machen, da die Salpetererzeugung für jedes Land, besonders das Preußische, sehr wichtig ist, und jede bessere kleine Einrichtung im Großen, von Folgen ist. Uebrigens tritt Recens. nicht unbedingt den vorgeschlagenen Mitteln bey, und wünscht besonders

daß Hr. Weber's Abhandlung vom Salpeter (die in d. A. D. Bibl. B. 41. S. 207. f. f. angezeigt ist,) hiermit verglichen, und das Nützlichste aus beyden gezogen werde.

Ew.

Der Säugthiere IV. Theil XXXIII. und XXXIV. Heft. Erlangen, bey Walther 1781 4.

In diesen Heften sind die breitflügelichte und breitgeschwänzte Fledermaus, die Spitzmaus mit dem viereckigen Schwanze, die schmale Spitzmaus und die Spitzmaus mit weissem Schwanze, alle fünf nach eigenen Zeichnungen, von welchen die letztern drey Hr. Pr. Hermann mitgetheilt zu haben scheint, nachgeholt, und mehrere Arten des Eichhorns, das gemeine, das hudsonische, das javanische, und die fliegende Maus (alle vier nach eigenen Zeichnungen) das graue, schwarze, langschwänzige, bunte, gestreifte, getulische, und Palmeneichhorn abgebildet. Mit ihnen ist nur ein Bogen Text ausgegeben, welcher die Geschichte einiger Mäusarten enthält.

Cf.

Des Herrn Casp. Stoll Abbildungen und Beschreibungen der Cikaden und Wanzen und anderer damit verwandten Insekten aus Europa, Asia, Afrika und Amerika, aus dem Holländischen übersetzt, herausgegeben von Ad. Wolfg. Winterschmid, Nürnberg 4. 1781. I. Abtheilung, 2½ Bogen stark mit 2 sehr schön bemalten Kupferplatten, II. Abth. 4 Bogen und 4 Kupferplatten.

Sehr kurz, aber sehr treffend sind hier die Insekten, und, was dem Liebhaber der Insektengeschichte noch angenehmer seyn muß, sehr schön und richtig abgebildet sind hier mehrere Arten dieser beyden Geschlechter, zugleich die Beschreibungen und Abbildungen anderer angeführt und hin und wieder beurtheilt. Mit Degeer setzt er den Laternenträger unter die Cikaden; un-

ter dieſen auch einige neue, die rechtwinklichte und die lang-armichte Kreutzcikade und der ſchwarze Spiegelträger, alle aus Surinam. In der zweyten Abtheilung ſind zugleich die Geſchlechter der Waſſerſkorpions und der Waſſerwanzen mit einbegriffen; das Linneeiſche Wanzengeſchlecht iſt in ſieben Geſchlechter getheilt. Auch hier einige neue Arten, die violette Schildwanze, von Coromandel und Java, der Javaner von Samarang, die gedornte Wanze von Coromandel, die gelbbandirte von Surinam, die Zweypunktwanze, der glänzende Rükkenſchwimmer, eine coromandeliſche Spielart der gemeinen Waſſerwanze, die geſtreifte ſurinamiſche Wanze, das Orangeband, die ſurinamiſche Wanze mit häutigen Füſſen, die zwöte blaue Stockwiſche Wanze von Batavia, die grüne Stockwiſche Wanze, die übergrün lineirte, und die Pharaonswanze, alle drey aus Surinam, die geblümte vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die lazurblaue und die vergoldete Schildwanze von Coromandel.

Rz.

Johann Ingenhouß Anfangsgründe der Elektricität, hauptſächlich auf dem Elektrophor, nebſt einer leichten Art, vermittelſt eines elektriſchen Funkens ein Licht anzuzünden und einem Briefe in Betreff einer neuen entzündbaren Knallluft, mit Anmerkungen. Aus dem Engliſchen überſetzt von Niklas Carl Molitor. Wien bey Wappler, 1781. 8.

Der Inhalt der auf dem Titel angezeigten Ingenhouſſiſchen Aufſätze, iſt durch die Anzeigen der philoſophiſchen Tranſaction ſchon ſo allgemein bekannt, daß wir eines Auszugs daraus gar wohl überhoben ſeyn können. Wir merken nur an, daß Hr. Ingenhouß dem Ueberſetzer noch einige Erläuterungen mitgetheilt hat, die in der Urſchrift nicht ſtehen, daß ſelbſt der Ueberſetzer hier und da eine gute Anmerkung gemacht hat, und daß endlich die Ueberſetzung ſelbſt, ſehr gut ausgefallen iſt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſer Schriften wird Hr. Ingenhouß ehſtens ſelbſt beſorgen.

N. A. J. Kirchhofs Beschreibung einer Zurüstung, welche die anziehende Kraft der Erde gegen die Gewitterwolken und die Nützlichkeit der Blitzableiter beweißt. Nebst einer Kupfertafel und einer Beschreibung verschiedener nützlichen Maschinen aus Herrn Fergusons Vorlesungen übersetzt. Hamburg und Berlin bey Nikolai, 1781. 8.

Herr Nikolai hat bey seinem vorjährigen Auffenthalte in Hamburg den Verfasser, der Kaufmann ist, und dabey seltene Einsichten in die Physik und die Mechanik besitzt, veranlaßt, seine Zurüstung über die Natur der Blitzableiter, wovon zwar bereits Hr. D. Reimarus und Hr. Professor Lichtenberg im zweyten Theile des Göttingischen Magazins von diesem Jahre eine kurze Nachricht gegeben haben, ausführlicher zu beschreiben und einige der nützlichsten mechanischen Erfindungen des Herrn Ferguson aus dessen Werke zu übersetzen. Jeder Einsichtsvolle wird gewiß dem Hrn. N. für diese Veranlassung um so mehr Dank wissen, je beträchtlicher bey unsern aufgeklärten Zeiten noch immer die Anzahl so gar solcher Leute ist, die zwar keine geringen Kenntnisse zu besitzen glauben, und sich dennoch der allgemeinen Einführung einer so heilsamen Anstalt, als der Gebrauch der Blitzleiter ist, aus allen Kräften widersetzen, und von nichts geringern als offenbaren Eingriffen in die Rechte Gottes und rasender Verwegenheit reden, aber gewiß mächtig um Hülfe schreyen würden, wenn Gott einmal durch einen entzündenden Strahl über ihr Eigenthum gebieten wollte. Die Kirchhofische Zurüstung besteht in einem Wägebalken, der an dem einen Ende eine metallene Scheibe, an dem andern das Gegengewicht trägt. Unter die Scheibe werden in gehöriger Entfernung kleine Thürme, die mit spitzen und stumpfen Ableitern versehen sind, gestellt. Einige dieser kleinen Gebäude haben unterbrochene Leitungen. Wenn nun die Scheibe, die an seidenen Schnüren hängt, elektrisirt wird, so wird sie sich dem untergesetzten Thürme nähern und einen Funken geben, der wenn er aus einer Verstärkung genommen ist, das Gebäude, nach der getroffenen Einrichtung, bald beschädigen bald ganz unversehrt lassen wird. Ueberzeugendere Versuche als die gegenwärtigen, lassen sich über die Wirksamkeit der Blitzleiter nicht anstellen. Die Fergusonischen Erfindungen betreffen den Mühlenbau,

bau, verbesserte Pumpen und das vierräderige Fuhrwerk. Daß das vierräderige Fuhrwerk vortheilhafter ist, wenn die vordern Räder mit den hintersten gleiche Höhe haben, ist schon lange bekannt, daß man sie aber, zumal an den Staatswagen, von so sehr verschiedener Größe gemacht hat, dazu gab wohl die Gemächlichkeit bey dem Umwinden, und besonders der Bau des Vorderwagens, am ersten Anlaß. An den englischen Wägen hat man wirklich die Abänderung gemacht.

Nf.

Chr. Wilh. Jak. Gatterers Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, nebst den vornehmsten Arten dieselben zu fangen, und die schädlichen zu vermindern. St. I. Von den Säugthieren. Leipz. gr. 8. bey Weygand, 1781. S. 234. St. II. S. 456.

An einem Ort, wie Göttingen ist, wo man einen Ueberfluß an Büchern, Reisebeschreibungen, Sammlungen, Magazinen, Compendien hat, kann es nicht schwer seyn, ein Werk, wie dies ist, zu unternehmen. Der Sohn lernt vom Vater das Sitzen, Sammlen, Abschreiben, Auszüge machen, und wieder drucken lassen. So entsteht aus etlichen Hunderten von Büchern wieder ein Neues, das freylich seinen Werth hat, weil es andern die Mühe des Sammlens erspart, und das auch seinem Verf. Ehre macht, weil es ein Beweiß seines Fleisses ist. Und so denken wir auch von Hrn. G. von dem jetzt noch kein Mensch mehr fordern wird, als daß er, wenn er ja schon jetzt schreiben will, treu und vollständig sammle, und bey der Anordnung seiner Collektaneen mit Beurtheilungskraft verfahre. Das Letzte finden wir nun freylich nicht überall. Man kann viel, aber nicht alles, aus Büchern lernen, und für den, der die ökonomische Seite der Naturgeschichte bearbeiten will, sind eigene Erfahrungen, Aufenthalt auf Landgütern, Bekanntschaften mit Landwirthen, Reisen, Versuche rc. unentbehrlich. Weil Hrn. G. das alles fehlt, so hat sein Buch manche Lücke, und manchen Fehler. S. 25. 26. räth er noch an, die Maulwürfe zu vergiften, weil er es in Schriften fand. Sollte es nicht wegen der Feuersbrunst gefährlich seyn, stachlichte Pflanzen in den

Schorn-

Schornstein zu hängen, wie der Verf. S. 31. gegen die Fledermäuse anräth? S. 110 vermissen wir das Essen eines Kalbeskopfs mit der Haut, welches ein viel köstlicherer Bissen ist, als wenn die an dieser Stelle sehr zarte Haut abgezogen ist. Auch erinnern wir uns nicht, hier etwas von der Consomme gelesen zu haben, die gleichwohl sehr wichtig ist. Der Verf. giebt allemal den Nutzen, hernach den Schaden, und bey dem meisten den Fang, oder die Jagd an. Im St. 2. lauffen die Seitenzahlen fort, und zween Stücke sollen einen Band ausmachen. Man wird nicht vom Rec. fordern, daß er das alles durchlesen soll. Der Verf. hat das Verzeichniß seiner hierbey genutzten Schriften selber gegeben, und wir können versichern, daß er die besten Werke gebraucht hat. Nur dünkt es uns, daß er bey fremden und seltenen Thieren gar zu umständlich gewesen sey, und gar oft weitläuftige Stellen aus allgemeinen bekannten Reisebeschreibungen in extenso geliefert hat. Bey den folgenden Classen der Thiere wird das von selbst wegfallen.

Tf.

Die neuesten Entdeckungen in der Chemie. Gesammlet von Dr. Lorenz Crell ꝛc. Zweyter und dritter Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1781. 8.

Obgleich der bisherige Beyfall und Abgang dieses Journals andere bewogen haben mag, mit einem Aehnlichen daneben aufzutreten, so wird doch ohne Zweifel dieses vor allen, die sind und noch kommen mögten, den Vorzug behalten. Wir können hoffen, daß sich der Herausgeber um destomehr bemühen werde, das Interessanteste aus dieser Wissenschaft künftig für die Leser auszuheben, auch in der Folge manche geringfügige Abhandlung zurückbehalten werde, die er jetzt nur zur Ausfüllung eines Platzes gebrauchen muß. Daß die Abhandlungen nicht alle von gleicher Güte sind, das wird niemand, auch der Herausgeber selbst nicht, ableugnen können. Soll aber der gute Zweck erreicht werden, so wünschen wir unsern deutschen Chemisten mehr Thätigkeit, als sie bisher bezeiget haben. Rechnet man die Beyträge von 4 bis 6 fleißigen Mitarbeitern aus den vorherigen Stücken dieses Journals ab, wie wenige

Blätter bleiben dann von den sämmtlichen übrigen deutschen Beyträgen übrig? Wir kennen noch viele würdige Männer, die zur Unterstützung dieses gemeinnützlichen Werks vieles beytragen könnten, deren Namen aber noch nicht einmal vorgekommen ist. Sollten sie gegen die Ehre ihres Vaterlandes so gleichgültig seyn? Nun wir wollen das Beste hoffen.

Im zweyten Theil sind 9 Originalaufsätze, fünf Auszüge aus den französischen Abhandlungen; zwey dergl. aus den Schriften der Societät der Wissenschaften zu Koppenhagen; fünf aus Roziers Beobachtungen; und zuletzt Anzeigen chemischer Schriften, befindlich, nebst etlichen Vorschlägen. 1) **Chemische Untersuchung der aus den Knochen gezogenen Phosphorsäure, in Absicht ihrer verglasenden Eigenschaft; von Wiegleb.** Es wird darinn dargethan, daß die verglasende Eigenschaft der Knochensäure von einer noch dabey vorhandenen Portion Kalcherde herrühre, die bey der gewöhnlichen Bereitungsart nicht ausgeschieden werden könne. 2) **Chemische Versuche, über eine verbesserte Bereitungsmethode des goldfarbenen Spießglasschwefels, von Göttling.** Zwey Theile Spießglas und drey Theile Schwefel werden hierzu mit kaustischer Lauge aufgelößt, und mit Vitriolsäure niedergeschlagen. Dem V. gefällt die verstärkte Portion Schwefel, weil der Präcipitat eine schönere Farbe bekommt. Dieser Grund entscheidet, wenn man die Absicht hat, eine Malerfarbe zu bereiten; sobald aber bey einer solchen Bereitung, woraus ein wirksames und sicheres Arzeneymittel erwartet wird, auf den Endzweck gesehen werden muß, gilt er nichts. Nach Wieglebs Vorschrift wird zu zwey Theilen Spießglas nur ein Theil Schwefel zugesetzet, und daß dieser sicher und wirksam sey, ist ausgemacht. Zuviel Schwefel schränkt schon an sich die Wirksamkeit des Spießglases ein, und dann muß die Dosis um destomehr verstärket werden; das giebt aber viele Gelegenheit zu Irrungen, zum Nachtheil der Patienten. 3) **Bequeme Art edle Erze zu reinigen, von Storr.** Der Verf. schlägt nach seiner Bemerkung des Sedativsalz vor, um Gold und Silber durch die Schmelzung aufs vollkommenste zu reinigen. 4) **Auflösung des Goldes im Salmiak, von eben demselben.** Der Salmiak nahm etwas davon bey der Sublimation mit in die Höhe, ist davon theils purpurfarbig, theils mit glänzenden Goldpünktgen durchsäet gewesen. 5) **Vom Ricinus und dessen Oel, von Heyer.** 6) **Verbessertes Melissenöl, von demf.** 7) **Beytrag zu**

der

der blauen Färbegeschichte (besser, zu der Geschichte der blauen Farbe) des Franzosenharzes; von dems. 8) Ueber die Verfertigung des Glaubersalzes, aus gemeinem Salz und Alaun, und die Erzeugung des Salmiaks, von Dr. Dehne. 9) Anmerkungen über die Verfertigung des Veilchensyrups, von dems. 10) Einige Auszüge aus Briefen. Darunter steht folgendes Abentheuer, von Hrn. P** in Koppenhagen. Ein Liebhaber „der Chemie aus J**, Hofrath S**, war 1754 hier; und „hat vor des hiesigen Hrn. Apothekers Cappels Augen einmal, „und vor Hrn. Etatsrath M** Augen ein andermal mit ein „Paar Tropfen einer Flüßigkeit ein Weinglas voll Wasser in „Kristall im Augenblick verwandelt. Das Wasser kroch in einen kleinern Raum zusammen; das Glas wurde zerschlagen, „und Hr. Cappel schlug mit einem Feuerstahle Funken aus diesem „metamorphosirten Wasser. Allein Hr. S** wollte ihm diese „Masse nicht überlassen.“ Zu solchen Fabeln ist mein Glaube zu schwach, und wenn noch mehr große Buchstaben und keine Sternchen zu Zeugen darneben stünden. Was lag denn wohl Hr. S** daran, das zu Kiesel gemachte Wasser dem andern nicht zu lassen, da es ihm ja nur ein Paar Tropfen einer Flüßigkeit kostete, eine Portion Wasser wieder zu verwandeln? Unter den Abhandlungen von der französischen Akademie der Wissenschaften sind folgende die vorzüglichsten: Tillets Untersuchung des mit Silber legirten Goldes; de Laßone vierte Abhandlung von Verbindung der Weinsteinsäure mit Zink; Lavoisier Abhandlung über das Daseyn der Luft in der Salpetersäure. Aus Rozier Journal — Jars Abhandlung, die Steinkohlen zu verbessern, daß sie statt der Holzkohlen gebrauchet werden können. Zwischen dem Titel S. 204. N. V. und der nachfolgenden Beschreibung ist kein Zusammenhang.

Der dritte Theil enthält mit den Auszügen aus Briefen, II. Originalaufsätze chemischen Inhalts. 25 Auszüge aus den Schriften der K. Schwed. Akademie der Wissenschaften; Anzeigen chemischer Schriften und Vorschläge. 1) Gmelins Abhandlung von den Thonerden, und besonders von einer Thonerde von Urach im Würtembergischen. Letztere bestund aus drey Theilen Alaunerde und ein Theil Kieselerde. 2) Günthers Bereitung der Harnnaphte. 3) Ueber den Reißstein und dessen chemische Bestandtheile, von Crell. 4) Beytrag zu den Versuchen über die Flußspathsäure, von Dr. Bucholz. Es werden darinn vornehmlich Wieglebs Behauptungen (N. Entd. der Ch. Th. I. S. 3 15.)

daß

daß die übergehende Erde aus aufgelöstem Glase bestehe, bestätiget. 5) Ueber die anziehende und zurückstoßende Kraft der Salze, von Lichtenstein. 6) Chemische Untersuchung des Reißes von Crell. 7) Nachtrag zu der Nachricht vom Ricinus, von Heyer. 8) Untersuchung einer vorgegebenen Magnesia, von Hahne. 9) Nachtrag zur grünen Farbe des Kajeputöls, von Bindheim. 10) Etwas zur Berichtigung wegen der grünen Farbe des Kajeputöls. Die Farbe dieses Oels hat immer nicht von Kupfer herrühren sollen, und sie hat am Ende doch keinen andern Ursprung. In den Auszügen aus Briefen findet man vorläufige Nachricht von einem neuen zusammengesetzten Metall, woraus jetzt alle Nägel für die englische Flotte gemacht werden sollen. Es soll zäher als alles Eisen seyn. In Weimar hat der Hofmed. Buchholz Ameisenäther bereitet. Hr. Günther in Koppenhagen sublimirt Kampfer in Menge, verfertigt auch Salmiak im Großen, wie es hier heißt, aus allerley thierischen Abfällen, besonders den Kuhhörnern, und dem jetzt hier so wohlfeilen englischen Vitriolöl — das ist vermuthlich so zu verstehen, daß er aus erstern das flüchtige Alkali ziehet, letzteres aber nur mittelbar anwendet, die Salzsäure aus dem Kochsalze zu scheiden. Von den sämmtlichen schwedischen Abhandlungen wollen wir nur folgende, als die merkwürdigsten anführen, die man hier findet: Abrah. Grills Bericht von einer Art Tutanegoerz; Engeströms Versuche mit natürlichen Zinkblumen; Scheele vom Benzoesalz, Ebendesselb. Abh. vom Arsenik und dessen Säure. Engeströms Beschreibung des Packfong, eines chinesischen weißen Metalles. T. Bergmanns fernerweite Anmerkungen über die Bereitung des Alauns. Scheelens Untersuchung des Blasensteins, nebst einem Zusatz von Bergmann.

Aw.

Versuche über die Platina; mit zweyen Kupfertafeln. Mannheim, gedruckt in der akademischen Buchdruckerey. 1782. 8. S. 324.

Dies vor uns liegende wichtige Werk ist zwar nur eine sehr gutgerathne Uebersetzung, die wir dem Hrn. Prof. Succow zu Lautern zu verdanken haben: allein das französisch geschriebene Original ist doch von einem sehr verdienstvollen Deutschen,

dem Hrn. Grafen von Sickingen. In der Zeit, daß Er sich als Pfälzischer Gesandter am Französischen Hofe, zu Paris aufhielt, machte er sich in seinem Laboratorium, das allen andern den Rang abgewann, aus Naturlehre und Chemie, in seinen müßigen Stunden, ein Geschäffte: und die Reihe von Versuchen, die die Platina betrafen, legte er der königl. Akademie der Wissenschaften vor, die sie in den Abhandlungen auswärtiger Gelehrten in der Folge abdrucken lassen wird. Indessen sahe Hr. Suckow die Producte, und laß die Abhandlungen; er erbat sich die Erlaubniß, sie zu übersetzen; und erhielt sie. Er berührt den Nutzen, den wir von Gefäßen aus Platina haben könnten, da deren Unschmelzbarkeit die Hindernisse so vieler Versuche hebt, die aus dem endlichen Schmelzen aller derer enthaltenden Gefäße entsteht. Er zeigt uns an, daß dies Buch nicht alle die, vom Hrn. Grafen mit der Platina gemachten Versuche enthalte; sondern daß wir die übrigen, so bald ein Theil geordnet, ein andrer zu Ende gebracht sey, uns nächstens zu versprechen hätten: eben so macht er uns noch Hoffnung zu andern Abhandlungen, zu denen die erforderlichen Versuche bereits gemacht sind. Der Hr. Verf. selbst bemerkt in der Vorrede, daß die ziemlich groben Sachen, die man bisher aus Platine verarbeitet habe (von denen er z. B. einen Degenknopf besitze,) aus einer Beymischung andrer Metalle, und zwar dem Anscheine nach, aus Kupfer und Zinn bestehe; ob die Platina gediegen, in festen Stein eingesprengt, oder allezeit unter einer sandigten Gestalt, und mit anderm eisenhaltigen Sande vermischt, gefunden werde, lasse er unentschieden, obgleich Davila derbe Platina in festem Gestein aufführe, der Hr. Graf auch selbst einen Brief aus Peru gesehen habe, welcher diese Sage bestärkte. (Kürzlich hat man in Leipzig dergleichen derbes Stufferz feil geboten, das aber, allen Nachrichten zufolge, keine wahre Platina war) Buffon's Behauptung, sie bestehe blos aus Gold und Eisen, beruhe mehr auf Gründen als Versuchen. Thörichter Einfall eines deutschen Alchymisten, dieselbe für unreifes Gold zu halten, 2 Centner für den Preis, als Kronengold aufkaufen zu wollen, und alles so weit in Bewegung zu setzen, daß dem Hrn. Verf. der ernsthafte Antrag gemacht wurde, mit dem spanischen Hofe deshalb in Unterhandlung zu treten. Seine Versuche die Platina dehn- und schmiedebar zu machen, wurden schon 1772 angestellt, aber 1778 erst vorgelesen; in der Zwischenzeit erfuhren verschiedene Mitglieder der Akademie die Verfahrungsart, „von

denen

denen Einige in die neu eröffnete Laufbahn eindrangen, und es nicht verschmäheten, das Verdienst einer kleinen Entdeckung ertheilen zu wollen. Unter andern hatte der Graf v. Milly, nach der von Lewis und Beaume schon lange bekannten Art, ein Platina Salz durch Salmiak niedergeschlagen," er benutzte solches aber nach der in gegenwärtigem Werke angegebenen Weise, um eine dehnbare Platina zu erhalten; und schickte dies Verfahren an die spanische Gesellschaft der Wissenschaften. Wenig um die geschwinde Bekanntmachung seiner Versuche besorgt, war es ein leichtes, dem Verfasser vorzueilen. So wenig ihn aber der Vorzug, die Bahn zuerst gebrochen zu haben, reizen kann; so empfindlich würde es ihm seyn, wenn man ihn beschuldigen könnte, mit fremden Verdienste zu prangen." So edel, so gesetzt, spricht ein Deutscher von dem wahrlich nicht edeln Verfahren eines Franzosen, der im umgekehrten Falle, gewiß Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, und wenigstens die ganze deutsche Nation in sehr verständlichen Ausdrücken, wegen eines Betragens herabgewürdigt haben würde, für welches ich dem Gr. v. M. oder seinen ähnlich denkenden polizirten Landesleuten überlasse, ein feines Wort zur Hülle für die widrige Gestalt auszumachen.

Erste Abhandlung. Die zuerst zu untersuchenden Fragen sind, ob die Platina ein ganz eigenes Metall, oder eine Mischung von Gold und Eisen, oder vielleicht gar bloßes Eisen sey? 1. Abschn. Versuche über die rohe Platina mit Salzen. In Königswasser aufgelößt, gab sie Berlinerblau 1) und durchgeseihet einen schmutziggrünen Niederschlag; nach neuem Durchseihen fiel durch das Weinsteinsalz ein ziegelfarbener Satz nieder; dessen abgesonderte Feuchtigkeit durch Stehen von selbst einen schmutziggrünen Niederschlag gab: und nach der Abklärung erfolgte mit dem mineralischen Alcali ein flockigter blaßgelber Satz. In der abgesonderten Flüßigkeit erzeugte sich nach 3 Wochen ein fein krystallisirtes orangefarbenes Salz; 2) darauf erhielt man aus jener, durch neues Weinsteinsalz einen schweren schön gelben Niederschlag. 3). Die Niederschläge von 1) gaben Anzeigen des Eisens: Das Salz 2) durch Rösten im Tiegel einen schmiedbaren, nicht anziehbaren metallischen Flocken; und vor dem Brennglase eine glänzende metallische Masse: der Niederschlag 3) eben so, wie 2) behandelt, gab dasselbe Product, das weißglühend, auf einem wohlpolirten Stahle, mit verdoppelten Hammerschlägen, sich in eine Masse vereinigte, die durch öfteres Glühen und Schmieden zu einer dünnen, völlig

heugsamen Platte gemacht wurde. Diese veränderte sich, bey einem Feuer, wo der Tiegel, sein Untersatz, die eisernen Stangen, selbst das Innere des Ofens floß, gar nicht; nur daß sie glänzender, und dem feinen polirten Silber ähnlicher wurde. Vor dem Brennglase aber schmolz sie, ließ sich leicht unter dem Hammer strecken, und schien sehr weich. Dieselbe Masse nicht mit vielem Salpeter lange geschmolzen, sahe darauf einem grauen Kalche gleich, der jedoch durch den Polirstahl völlig metallisch wieder wurde. 2. Abschnitt. Rohe Platina und Quecksilber. Durch jener Digestion mit Salpetersäure zeigten sich, mittelst des Vergrößerungsglases kleine Stückchen (vermuthlich vom Quecksilber befreyte,) Goldes, die man absonderte, und darauf Quecksilber und Salmiakauflösung hinzuthat. Nach 14tägiger starken Digestion in einer Phiole und öftern Umschütteln, um das sublimirte Quecksilber herabzustoßen, schwamm eine große Menge schwarzen und sehr feinen Staubes auf dem Quecksilber; die Platinakörner waren schwarz, rauh, und hiengen auf dem Boden an einander, und man fand an denselben eine ocherartige Substanz, die nebst dem schwarzen Staube, vom Magneten gezogen wurde. Bey drey- bis viermal wiederholter Arbeit erfolgte eben dasselbe; und zuletzt schien die Platina selbst angegriffen. Nach abermaliger Zugießung desselben Quecksilbers, und Zuschmelzung der Phiole stand die Masse, einen Monat lang in mäßiger Wärme: das Amalgama aber war nicht so zusammenhangend, als das vom Golde und Silber und auf demselben schwamm noch schwarzes und ocherartiges Pulver, welches vor sich geschmolzen, zum Theil metallisch, zum Theil, wie unvollkommen geflossener Hammerschlag aussah, und schwach anziehbar war. Im Amalgama war nur wenig Platina vereinigt; sehr viele Körner nur mit Quecksilber überzogen; und nach verflüchtigtem Quecksilber, sahen die Körner unmetallisch, schwarz und rauh aus, und waren anziehbar. Das vom Amalgama abgesonderte, destillirte Quecksilber ließ zu Zeiten äußerst wenig Gold, zu Zeiten einige Gran einer schwarzen Materie zurück. Durch öftere Wiederholung jener Arbeiten würde es möglich, aber nicht rathsam seyn, die Platina (so wie durch die Salze) schmiedbar zu machen. 3. Abschnitt. Versuche über die von ihrem Eisengehalte gereinigte Platina. Durch die Blutlauge wurde aus der Platinaauflösung Berlinerblau gefällt. Zuletzt erschien ein kleines rubinrothes Salz, das im Tiegel geröstet eine schmiedbare Platina gab; und die davon erhaltene Platte wurde nicht vom Magnet gezogen; dahergegen

das

das aus der gewöhnlichen Platinaauflösung angeschossene gelbe Salz, durch das Ausglühen zum schwarzen Pulver wird. Jene Platte wurde mit ganz reinem Quecksilber zu einem guten, zusammenhangenden Amalgama aufgelößt, wovon sich jedoch jenes durch Reiben mit destillirtem Wasser abschied, und ein schwarzes Pulver übrig blieb, das im rauchenden Salpeter- und im Salzgeiste sich auflößte, mit der Blutlauge Berlinerblau, mit keinen Salzen, Plazgold gab, für sich im Tiegel zu einem grauen Kalche wurde, (der durch den Polirstahl ein metallisches Ansehen erhielt;) und mit Borax und schwarzem Flusse eine kleine, völlig metallisch aussehende Masse gab, die auf die Magnetnadel nicht würkte. 4. Abschnitt. Folgen aus den vorigen Versuchen, Wiederholung derselben mit einer größern Menge Platina, nebst einigen neuen Versuchen. Je concentrirter die Platinaauflösung und die Blutlauge sind; desto schöner und dunkelrother fällt das Salz nieder.; und ein etwas unordentlicher Niederschlag von Salz, und eine schmutzige dunkle Materie kann man durch Waschen von jenem absondern, weil es schwer, und nur in sehr vielem Wasser auflösbar ist. Nach Absonderung des Berlinerblaus, und des safranrothen Salzes 1) erfolgt bey fortgesetztem Abdampfen ein schönes goldgelbes Salz 2), und aus der abgesonderten, noch übrigen, durch Weinsteinsalz niedergeschlagenen Flüßigkeit fällt ein schwerer gelber salzartiger Satz 3) nieder; wo man aber die Füllung dann unterbrechen muß, wenn die rothen Wolken sich schwer durch die Bewegung zu zertheilen anfangen. Sämmtliche drey Produkte geben, durch bloße Ausglühung, eine dehnbare und nicht anziehbare Platina. Wird aber die alsdenn noch übrige Flüßigkeit bis zu einer Concentration abgedämpft, und alles aus derselben niedergeschlagen; so erfolgt eine Menge, rothen leichten Niederschlags, der mit Leinöl und Kohlen geröstet, fast ganz anziehbar ist. — Zieht man Salpetersäure über die rohe Platina öfters kochend ab; so verliert sie ohngefähr $\frac{1}{18}$ ihres Gewichtes: eben so mit Kochsalzsäure behandelt, nur $\frac{1}{180}$ (besonders die nicht stark anziehbare Platina). Die siedende Vitriolsäure bekam von der Platina eine sehr dunkelgrüne Farbe: abdestillirt, das Rückbleibsel ausgesüßt, erhielt man Eisenvitriol; in jenem $\frac{1}{120}$ Gold. Dieselbe Arbeit wurde bis zum 8ten male mit immer mehrerer Vitriolsäure wiederholt. Als zum 9ten male auf die 6½ Unzen Pl. 6 Unzen Vitriolsäure mit 24 Unzen Wassers verdünnt gegossen, und die Säure, nach einer Digestion von 14 Tagen bis auf 4 Unzen abgetrieben waren, fand

 man

man die Säure über der Plat., bey 5° Reaum. Thermometers, ganz zu einer soliden Masse gestanden; die bey 13° wieder flüßig, in wenigerer Wärme wieder feste ward. Nach Abgießung der Säure, und der Aussüßung hatte die Platina in allem 2 Q. 40 Gr. verloren, und war sonst nicht verändert. Auf dieselbe würkte die alsdenn darauf gegossene starke Salzsäure fast gar nicht; die Salpetersäure zog hergegen noch 2 Quent. 43 Gr. heraus. (Das Eisen, was sich gleichsam als Aggregat, in jener befindet, löset sich also nicht so sehr schwer auf; hergegen das innige verbundene, das die Platina anziehbar macht, wird durch diese gegen die Einwürkung der einfachen Säuren geschützt.) Die übrige Masse wurde im Königswasser bis zum Rückstand von 1 Qu. einer schwarzen glänzenden Materie, aufgelößt, mit Blutlauge so lange niedergeschlagen, bis das Berlinerblau durch braune Wolken sich zu verändern anfieng, welches getrocknet, schmutzigblau, 1 Quent. 28 Gr. wog. Nach der Abdampfung von $\frac{3}{4}$ — $\frac{4}{5}$ erfolgten 6 Unz. 2 Qu. 37 Gran rothes, und in der Folge, bis zu $\frac{1}{3}$, 1 Unz. 61 Gr. gelbes Salz. Die übrige, wieder verdünnte Flüßigkeit wurde mit Weinsteinsalz niedergeschlagen; und noch ehe die Flüßigkeit halb gesättigt war, erschien der gelbe schwere Niederschlag, wo man mit Zugießen, nur bis zur Erscheinung rother Wolken fortfahren muß; (sonst mischt sich noch Eisen ein) die Flüßigkeit wurde abgeseyht, zur Hälfte abgedampft, und bis zur gänzlichen Erschöpfung niedergeschlagen; worauf rother rostfarbener Präzipitat niederfiel, der getrocknet 4 Qu. 55 Gr. wog. Das rothe und gelbe Salz, und der gelbe Niederschlag, wurden alle drey auf die gewöhnliche Weise zu Platina; der letzte rostfarbene Präcipitat, mit Leinöl, reinem verkalchten Rindsblute, und Kohlen gelinde calcinirt, ließ sich durchgängig vom Magnete ziehen, mit Vitriolsäure zu Eisenvitriol auflösen, alsdenn zu Berlinerblau niederschlagen. Die Platina in den Tiegeln befand sich in Form einer glänzenden silberfarbenen metallischen, aber schwammigten Masse, würkte nicht das geringste auf eine sehr empfindliche Magnetnadel, und ließ geglühet sich zu einem Stäbchen schmieden — Die Platina scheint mehr Salzsäure ($\frac{3}{4}$) an sich zu ziehen, als Salpetersäure ($\frac{1}{4}$); und keine Verbindung von Gold und Eisen, wenigstens nicht auf dem gewöhnlichen Wege, zu seyn — Die Amalgamation mit der hergestellten Platina durch Reiben war nur unvollkommen, und es sonderte sich ein schwarzes Pulver ab, (das fast unveränderte Pl. war) auch durch 6tägige starke Digestion erfolgte sie nicht. Hergegen erzeugte sich mit 6 Unz.

kochen-

kochenden Quecksilbers, und ¼ U. Platina ein vollkommenes Amalgama, das sich auch durch Reiben mit Wasser nicht wieder zersetzte. — Da nun die Zerlegung keine Mischung aus Gold und Eisen zeigte, so versuchte der Hr. Graf den Weg der Zusammensetzung, und machte 12 Mischungen von Eisen und Gold; so daß in der ersten gleiche Theile, in der 2ten, 2 Theil jenes zu 1 Theil dieses u. s. w. waren; der Boden und die Oberfläche der Mischung wurden mit vielem schwarzen Peche bedeckt; alle flossen sehr gut. Die erste Mischung war sehr weich, 3. 4. 5. 6. 7. erforderten öfters Ausglühen, um sich feilen zu lassen; 2. 8. 9. 10. 11. 12. waren viel härter; 9 erhielt erst nach 5maligen Ausglühen einige unvollkommene Gestalt, und die Härte der einzelnen Proben richtete sich nicht, nach der mit dem Golde verbundenen Menge des Eisens; sondern nach andern zufälligen Umständen. Alle Täfelchen rosteten nach acht Tagen. Die Vitriolsäure griff sogleich den Feilstaub an, und in jedem Kolben befand sich ein gelbes, glänzendes Pulver; und die Säure schien das Gold vom größten Theile des beygemischten Eisens befreyet zu haben. Die gleiche Mischung von Gold und Eisen wurde in siedendes Quecksilber gethan, und nach dem Anfange einer Amalgamation lange gerieben. Ein beträchtlicher Theil verband sich durchaus nicht; sondern wurde zu schwarzem Staube; das Amalgama selbst zog der Magnet stark an; es war weder von lebhafter Farbe noch Glanz. 7 Theile zu 1 Theil Gold amalgamirten sich gar nicht. Gleiche Theile von Eisen und Gold gaben mit dem Alembrothsalze einen rothen Sublimat; (so wie auch die bloße Eisenfeile und die rohe Platina) von der wiederhergestellten Platina und dem reinen Golde war der Sublimat weiß: alle zerflossen; jene gaben eine mehr oder weniger gelbe Flüßigkeit; die beyden letzten eine wasserhelle. Jene Mischung waren mit dem Lapis de tribus im Tiegel, wie auch die von reinem Gold geflossen; die erste war anziehbar; die hergestellte Platina und das Eisen hatten die Gestalt einer staubigen schwarzen Materie; dieses war anziehbar, jene nicht. Aus gleichen Theilen Eisen und Gold, aus 6 Theilen und aus 11 Th. Eisen gegen 1 Theil Gold ließ sich das Eisen durch das Königswasser von dem glänzenden Goldstaube scheiden. — Alle erhaltene gereinigte Platina aus 6½ U. betrug nur ohngefähr 3½ U. ½ Quent, und die eisenartige Materie 2½ Unze 51 Gr.

Zwote Abhandlung, erster Abschnitt. Physischmechanische Arbeiten mit dem Platinastäbchen. Dieses glühend in

 kaltes

kaltes Wasser oder Talg getaucht, oder ein Blech der Platina mit dem gewöhnlichen Stahlpulver auf die bekannte Art behandelt, nahm auf keine Weise eine mehrere Härte oder Sprödigkeit an. Das Stäbchen wurde durch immer kleinere Löcher des Drathzuges (das letzte $\frac{1}{128}$''') gezogen; es schien nicht stärker, als das Gold zu widerstehen; wurde auch, wie dieses, spröder; so daß es desto öfter ausgeglüht werden mußte, je kleiner und zärter der Faden wurde: man konnte sogar etwas Draht bis zu $\frac{1}{78}$''' ziehen. Etwas von den Faden zu $\frac{1}{128}$''' wurde durch eine Plattmaschine so stark gestreckt, als sich die Walzen noch an einander bringen ließen; die Pl. zeigte hierbey die größte Dehnbarkeit, ob man gleich auf den Platten (zu 3''' breit) Stellen von unvollkommener Schweißung bemerkte. Diesen Umständen gemäß schiene der Pl., in Absicht ihrer Dehnbarkeit zwar die Stelle nach dem Golde und Silber angewiesen werden zu müssen: allein der Hr. Verf. glaube, daß dies doch wohl nicht der rechte Platz seyn möchte, weil die Schweißung daran Schuld wäre. Denn je größer die Masse ist, welche den, der Schmelzung (z. B. des Eisens) nahekommenden Grad der Hitze lange erhalten kann, desto vollkommener geschieht die Schweißung. Da aber nun der, der Schmelzung nahe kommende Grad bey der Pl. sehr groß, das Stäbchen aber sehr klein ist, das folglich diese große Hitze nicht lange genug erhalten kann; so kann auch die Schweißung nicht anders als unvollkommen und der Grad der Dehnbarkeit daher bis itzt noch unbestimmlich seyn. — Die specifische Schwere des Pl. Draths verhält sich zum Wasser, wie 21 : 1; und zum Golde, wie 27 : 25. Die Zähigkeit der Pl. zu bestimmen, bediente man sich eines Draths von $\frac{1}{140}$''': und bey dieser Gelegenheit wurde die Zähigkeit gleich dicken Draths von mehreren Metallen versucht: man fand die Resultate derselben von der hergebrachten Meynung sehr verschieden. So zerriß, nach den mittlern Festigkeiten, das Gold von 12 Pf., das Silber von 20 Pf., die Platina von 28, das Kupfer von 33, Messing 40, Eisen 39, und wenn es sehr spröde war, 60 Pf. — Sehr gründliche und scharfsinnige Ursachen dieser Abweichung von den gewöhnlichen Versuchen — Verschiedene sehr schätzbare, noch zu unternehmende Versuche mit der Platina, (z. B. das Eisen mit der Pl. durch Schweißen zu überziehen, und jenes dadurch unzerstörbar zu machen) die wegen des Todes eines geschickten, dazu erbötigen Fabrikanten unterblieben. Der Hr. Graf bemühte sich indessen, die Aufgabe, metallene Spiegel zu machen, die un-

unverändert ihre Farbe und Politur behielten, aufzulösen, welche ihm der Abbé Rochon, und Turgot *) vorgelegt hatten. Zu dem Ende schmolz er 6 Theile gereinigte Pl., 3 Theile weiches Eisen (von Hufnagelspitzen) und 1 Theil 24karatiges Gold, zusammen: die erkaltete Masse war von außerordentlicher Härte, und nahm eine vortreffliche Politur, und eine etwas hellere Farbe, als die sonstigen Teleskopspiegel an. Man ließ die Masse nach und nach in den mineralischen Säuren, dem Weineßig und dem flüchtigen Laugensalze 8 Tage lang, in kalter Digestion liegen: brachte sie auch darauf in die Dämpfe von den nämlichen Substanzen, und sogar in die vom Schwefel und der Schwefelleber; doch der Spiegel litt nichts von diesen harten Proben: daß also der Hr. Graf diese so schwere Aufgabe aufgelößt, und sich bey der Astronomie und den verwandten Wissenschaften und Künsten ein immerbleibendes grosses Verdienst gemacht hat. Zweyter Abschnitt. Untersuchung mit der schon dehnbar gemachten Platina. Sie wurde wieder im Königswasser aufgelößt; je stärker sie aber durch den Drathzug gepreßt war, desto mehr widerstand sie jenem; und da es vorher $\frac{1}{12}$ dieses Metalls aufgelößt hatte, nahm es von recht dichtem Drahte nur $\frac{1}{34}$ auf. Nach dem Abdampfen von $\frac{1}{108}$ bildeten sich ziemlich große gelbe Krystallen: nachher wurde etwas Blutlauge zugegossen, worauf Berlinerblau, und safrangelbe Krystallen sich zeigten: nach weitern Abdampfen erfolgten ein hellgelberes, und zuletzt ein goldgelbes Salz. Um alles Eisen zu fällen, wurden 9mal wiederholte Zugießungen der Blutlauge, nach jedesmal vorhergegangenem Durchseyhen erfordert; wobey immer, (und selbst noch, wie die Auflösung fast ganz erschöpft war) Berlinerblau und gelbes Salz oft auch eine Erde von mehreren Farben [die jedoch nichts als Platina war] niederfielen. Die Platinasalze ließen sich in den verschlossenen gläsernen Gefäßen ohne Zusatz wiederherstellen; und die auf so verschiedene Art gemarterte Pl. zeigte, bey ihrer neuen Auflösung, doch noch etwas Eisen. Eben jene Salze in Tiegeln geröstet, erschienen gleichfalls wieder als Pl., woraus man kleine Stäbchen bilden konnte, die sich aber nicht zusammenschweißen lassen wollten, und auf genaue Untersuchung fand man, daß ihre Oberflächen mit einer Art Schlacke von grüner und schwarzer Farbe bedeckt waren. Von diesen Stäbchen lößte sich der erste Theil nur in 29 Theile, der folgende in 62 Theile, dar-

*) Bey dieser Gelegenheit hält der Hr. V. diesem großen Manne, eine sehr warme, aber dabey doch sehr gegründete Lobrede, welche seinem Herzen eben so viel Ehre, als jenem, macht.

auf in 287 Theile auf; that man hergegen mehrere, nicht starke Kochsalzsäure hinzu, so geschah die Auflösung leichter; und wurden, den Rest aufzulösen, nur 87 Theile erfordert. Alle diese Auflösungen gaben wieder Berlinerblau, bis nach neunmal wiederholter Arbeit, endlich nichts mehr erfolgte. Alle die erhaltenen Salze gaben, geglüht, einen metallischen Flocken, den eine sehr empfindliche Magnetnadel nicht anzog; auch wenn er auf einen messingenen Amboß mit einem gleichen Hammer geschweißt wurde: brachte man aber einen Theil des letztern, unter eine Plattmaschine, oder schweißte den andern Theil des Flockens mit den gewöhnlichen Werkzeugen; so würkten beyde gleich auf die Nadel. Dritter Abschnitt. Versuche im Großen mit 1 Pfund roher Platina, gleiche Theile Salpeter- (zu 28½°) und Kochsalzsäure (zu 20° nach der Spindel) lösete ½ der rohen Platina auf; zugleich wurde der ganze innere Theil des Recipienten mit einem Sublimate so fest überzogen, als wenn er mit dem Glase zusammengeschweißt wäre. Weder die drey mineralischen Säuren, noch das Königswasser, noch die Schwefel und Phosphorsäure, (diese jedoch noch am mehresten) noch Essig, so wenig als die Laugensalze würkten auf ihn: er war auch unschmackhaft: die Gestalt war einer kleinen Austerschaale ähnlich; er könne vielleicht beygemischter Flußspath gewesen seyn. Von der ganzen Platina blieb $\frac{1}{47}$ unausgelößt, das eisenhaltig zu seyn schien. Unter denen durch das Abrauchen erhaltenen Salzen, (die durch einen Fluß aus Borax, weissem Glase, schwarzen Fluß- und Kohlengestübe zu einem, der Koboldspeise ähnlichen, König geschmolzen werden konnten) zeigte sich auch ein sehr weißes Salz, das mit dreymal so viel reducirendem Flusse, einen ziemlich leichten grauschwarzen König von metallischem Ansehen gab, der den andern Tag ganz in Staub verwandelt war. Dieselbe Erscheinung zeigte sich bey der Wiederholung. — Die Platinasalze waren von hyacinth- und rubinrother Farbe bis zum schwächsten Gelb; sie betrugen zusammen 13 Pf. 6 U. 4 Quent. 32 Gr., die ausgeglüht einen Flocken von 5 Pf. 1 Unz. 2 Qu. gaben, die jedoch noch 3 Quent. Digestivsalz enthielten, das durch Auskochen mit Wasser davon getrennt wurde. Alsdenn wurde der Flocken getrocknet, geglüht und geschmiedet. Vierter Abschnitt. Versuche mit der Platina, durch die Verkalchung mit Salpeter: er verpufft nicht mit ihr, verkalcht sie aber doch, dem Anscheine nach. Durch siebenmalige Calcination von 8 Unzen Pl. mit nach und nach hinzugethanen 32 U. Salpeter blieben nur 2½ Gr. metallische

lische Platina übrig. Die Kalche wurden im Königswasser, und den drey mineralischen Säuren aufgelößt, und alsdenn wieder hergestellt: allein das Product durch diese Calcination ist viel geringer, als das auf dem nassen Wege; welches allerdings eine besondere Untersuchung verdient. Das Resultat aller dieser Versuche ist, daß die Platina zwar durch den Salpeter verkalcht scheint; allein sie lößten sich eben so gut in Königswasser auf, und wird daraus zu schmiedbarer Platina hergestellt. Eben der Kalch kann auch ohne Zusatz von Brennbarem hergestellt werden; aber diese Platina läßt sich nicht unter den Hammer strecken; sie ist weder als Kalch, noch hergestellt, anziehbar; wird es aber auch, mit eisernen Werkzeugen bearbeitet — Die Vitriolsäure hatte aus dem Kalche nicht blos die Eisentheile ausgezogen, sondern auch würklich Pl. aufgelößt, die vom Eisen durch Schwefel befreyt, nicht anziehbar, aber sehr spröde war. Anhang. Der Hr. Verf. verlor durch einen Unglücksfall einen sehr großen Theil seiner Handschriften, und mit einer chemischen Gewissenhaftigkeit, die äußerst rühmlich ist, und zur Nachfolge für so viele dienen könnte, zeigt er die folgenden Versuche, gleichsam nur als verloren, aus seinem Gedächtnisse, an. Er spricht mit einer kaltblütigen Bescheidenheit, die nur wenige Erfinder besitzen mögten, von dem Werthe seiner Entdeckung, die der vielen Kosten wegen im Großen nur schwerlich möchte gebraucht werden können. Deshalb versuchte er einen andern Weg, die Cementation. Sein Pulver bestand aus 2 Pf. Alaun, 1 Pf. Salpeter, und eben so viel Küchensalz, welches er schichtweise mit 8 U. roher Platina in einen Tiegel that: nach 14stündigem Cementirfeuer hatten sich die Salze in einen grau grünlichen Kuchen vereinigt, unter welchem sich die Platina befand. Jener in Wasser aufgelößt, durchgeseihet gab mit der Blutlauge nur eine leichte graue Wolke. Die Pl. hatte 6 Qu. 35 Gr. 91½ verloren, und war blos etwas weißer geworden. Die Feuchtigkeit gab, krystallisirt, ein gelbes Platinasalz. Künftig muß man bey einer ähnlichen Arbeit ein mäßigeres Feuer geben, und ein Gefäß mit einem genau passenden Tiegel wählen, um die Dämpfe vollkommen zurück zu halten: zuerst könnte man sie im gläsernen Kolben mit einem blinden Helme versuchen, die Salzmasse auflösen, mit Blutlauge niederschlagen u. s. w. Fragment einer Arbeit über die Platina, mit krystallisirtem Arsenik. Auf 4 U. rohe, weißglühende Platina, wurden 3 U. Arsenik geworfen und ein halbstündiges, sehr starkes Feuer gegeben. Die Platina war schwärzlicher, rauh und ganz schwach

an einander gebacken, und zertheilte sich, nach dem gelindesten Stoße, in kleine Stückchen. Durch Waschen und Reiben sonderte sich eine schwarze Materie ab, die Körner, von denen wenigere angezogen wurden, nahmen wieder ihren metallischen Glanz an: die Pl. hatte aber 7 Quent. 55 Gran verloren — Scheidung der Pl. durch den nassen Weg von Gold und Silber. 1 Quent. rohe und 1 Qu. gereinigte Pl. wurden, jede mit 5 Qu. Gold, 18 Qu. Silber geschmolzen, und zu Blechen gestreckt, mit Salpetersäure übergoßen. Die Röllchen mit der rohen Platina (N. 1.) waren ganz geblieben, und strohgelb: die andern (N. 2.) waren nicht so ganz erhalten, und fast noch weiß; jene wurden durch das Glühen noch goldfarbener; diese blieben weißlich. Das Königswasser löste N. 1. ganz auf, bis auf einen schweren Satz: von N. 2. blieben außer dem Satze, noch viele gelbweißliche Stücken übrig (etwas Gold und viel Silber). Jener zusammengeschmolzen glich dem ungefeilten Eisen, würkte auch schwach auf die Magnetnadel. Die Auflösung vom Königswasser ließ durch Salmiak Platinakrystallen fallen: hernach wurde das Gold durch Laugensalz niedergeschlagen, das aber, selbst nach mehreren Schmelzungen, nicht die völlige Farbe noch Dehnbarkeit desselben besaß. Das salpetrige Silber wurde durch Kupfer niedergeschlagen, alsdenn zusammengeschmolzen, in Scheidewasser wieder aufgelößt, und zu Hornsilber niedergeschlagen. Der, zu der übriggebliebenen Flüßigkeit zugegossene Salmiak schlug noch Platinasalz daraus nieder: eine besondere Erscheinung, theils weil das Scheidewasser, unter diesen Umständen, selbst etwas Platina auflößt, theils weil diese auch vom Silber eben so, wie vom Golde durch den Salmiak geschieden wird, obgleich dies Salz mit dem Salpetergeist das sonst für die Platina gewöhnliche Auflösungsmittel, erzeugt. Zuletzt folgt die Erklärung der zwey schönen Kupfertafeln, welche die sehr gut erfundene Maschine, die Festigkeit der Metalle zu bestimmen, darstellt, und zugleich ihren Gebrauch gehörig anzeigt.

Dies ist der kurzgefaßte, doch nicht erschöpfte Inhalt eines vaterländischen Originalwerks, das die große Summe wichtiger deutscher Entdeckungen um eine noch vermehrt, und den Namen des Hrn. Verf. als Erfinders, auf die Nachwelt überträgt. Sollte ihn diese nicht auch dafür segnen, daß er Vorgänger für die Edlen und Vornehmen der Nation wurde, damit sie in denen von höhern Pflichten freyen Stunden, (statt sie durch glänzendes Nichts, und langweilige Festins zu tödten)

sich

sich aus Naturlehre und Chemie gleich unsern Nachbarn ein Geschäfft machten, und dadurch neue Verdienste um das Vaterland, und neue Lorbeern sich errängen? Trügt mich die aus dem edlen Charakter der Nation fliessende Ahndung nicht; so werden jene Wissenschaften durch die Menge der Nachfolger, die dieses würdige Beyspiel erregen wird, schnell zu höherer Vollkommenheit gebracht werden, da alles sich bey ihnen vereinigt, um ihren raschen Lauf auf der ehrenvollen Bahn zu erleichtern.

Kmz.

6. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz, von Willhelm Coxe, M. A. Mitglied des königlichen Kollegiums zu Cambridge — an Wilhelm Welmoth, Esq. Aus dem Englischen, mit Verbesserungen des Verfassers. Zürich, Orell, G. F. 1781. 384 S. in 8.

Dieses Buch enthält alles, was man von solchen Reisebeschreibungen erwarten kann, ohne hervorstechende Vorzüge noch Fehler, in einem natürlichen ehrlichen Vortrag, welcher der Person des Verf. gleicht.

Freylich, Rheinfelden ist nicht Rheinfels (S. 96), noch Wettingen Witterling (97), noch Faucigny ein Herzogthum (185), noch war Zäringen ein solches (063), noch wurde Genf unter den Karlowingen eine deutsche Reichsstadt (378) oder gab es im alten Züricher Krieg fünf neutrale Cantons (365); auch dürfte vielleicht weder die Handelschaft in Schafhausen sehr blühend (7), noch die Litteratur zu S. Gallen im schönsten Flor (25) seyn; der Abt von S. Gallen ist nicht uneingeschränkt (24); im Gebiete der Stadt Genf sind nicht sechzehen, sondern kaum 6,000 Menschen, im Canton Schafhausen ein und zwanzig; nicht aber dreyßig tausend (S. 313); Siegmund von Oestreich war nicht einfältiger als andere Fürsten (247), Carl der dritte nicht eben grausam (319). Aber diese Kleinigkeiten benehmen dem Werthe dieser Briefe wenig. Die Berge des Fürstenthums

Neuf-

Neufchatel sind gut beschrieben. Ueber die Töpel in Steyermark ist eine merkwürdige Anmerkung (184).

Bg.

Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich Preußischen Staaten in Briefen. Dritter Theil. Oder: Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, Engelland und Holland in Briefen an seine Freunde. Sechster Theil. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1781. 16 Bogen in 8.

Hr. U. bleibt sich immer gleich. Einzelne gute Nachrichten giebt er zwar hier und da von den Preußischen Provinzen, die er bereiset haben will, oder von welchen ihm vielmehr seine Korrespondenten Nachrichten haben auftreiben müssen, und da von ihren gegenwärtigen Verfassungen, ihrer neuern Beschaffenheit und Einrichtung, wenig brauch- oder lesbares zu finden ist, so nimmt man mit dem, was er giebt, gern vorlieb, und sucht sie aus den Bemerkungen und Betrachtungen heraus, worinn sie ersäuft sind. Und doch ist vieles aus Büsching und andern geradezu ausgeschrieben. Die eingewebten politischen und statistischen Urtheile hingegen sind theils unbedeutend und flach, theils so einseitig und mangelhaft, daß er besser thäte, wenn er seiner Lüsternheit, sie anzubringen, weniger nachhienge. Das Ganze bleibt immer eine Compilation, die ohne Plan und Wahl zusammengetragen ist, und man sieht es aus dem letzten Briefe dieses Theils, der einige begangene Fehler des Verf. jedoch mit vielen ihm gemachten seltsamen Komplimenten, verbessern soll, daß Hr. U. die ihm zugesandten Nachrichten nicht einmal hat lesen, vielweniger verstehen können. Die gegenwärtigen enthalten noch etwas über Magdeburg und über Schlesien. Daß sie von Hr. U. nicht aufgesetzt worden, beweiset das reinere Deutsch, und der bessere und minder nachläßige Styl. Aber die Einwohner von Magdeburg und die Kaufleute zu Breslau werden mit des Briefstellers Urtheil über ihre Sitten und Lebensart wenig zufrieden seyn. Ein feiner Mann und Menschenkenner wird nicht ganze Städte oder

Stände mit rohem Sinn verurtheilen. Aber wie kann man das von Schriftsteller Meteoren erwarten? Nur durch Dreustigkeit und Frechheit des Urtheils erhalten sie sich in den Augen eines gewissen Publikums sichtbar.

Em.

Der gegenwärtige Zustand des brittischen Reichs, beschrieben von Johann Entik — Fünfter Band; übersetzt von Joh. Peter Bamberger. Berlin, im Verlage der Realschul-Buchhandlung. 1781. 680 Seiten 8.

Dieser Band, welcher das ganze Werk beschließt, enthält die Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes von Irrland und den umliegenden Inseln; ferner den Inseln Man, Jersey, Guernsey, Alderney und Sarke; dem brittischen Reich in Amerika und Westindien; der Insel Minorca; der Festung Gibraltar; von den Brittischen Niederlassungen auf der Küste von Afrika und der Insel S. Helena; endlich von den Brittischen Niederlassungen in Asien, welchen allen eine magere Beschreibung von China (Sina) angehängt ist. Von S. 194 bis 219 ist eine kurze, hier am schicklichsten Orte stehende Geschichte des Aufstandes der brittischen amerikanischen Colonien bis zum Jahr 1778 aus Hrn. Leiste's Beschreibung des brittischen Amerika Auszugsweise eingeschaltet, von welcher wir jedoch wünschten, daß sie aus andern glaubwürdigen Nachrichten bis zum Jahr 1781 fortgeführet wäre. Was S. 503 bis 507 von den Falklandinseln beygebracht worden, ist nur halb wahr und sehr unvollständig. Weit gründlichere Nachrichten hievon stehen im ersten Theile der von den Hrn. Forster und Sprengel herausgegebenen Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Ueberhaupt hat das Entiksche Werk hie und da seine Fehler und Mängel; die verdienen aber, wenn ihrer nicht zu viele und zu grobe sind, bey einer Arbeit von der Art Nachsicht; und es bleibt, wie es da ist, immer eins der brauchbarsten, die wir über die gegenwärtige Verfassung Großbrittanniens und seiner Nebenländer besitzen.

R.

Von Breslau. Dokumentirte Geschichte und Beschreibung; in Briefen. Ersten Bandes zweyter Theil. Mit Kupfern. Breslau, bey Korn. 1781. 24 Bogen 8.

Die ersten 19 Briefe oder den ersten Th. des ersten Bandes dieser Geschichte haben wir im XLVI. Bande der allgem. deutschen Bibliothek S. 481 angezeigt. In dem gegenwärtigen Theile, welcher den 20sten bis 36sten Brief enthält, und den ersten Band endigt, führt der Verf. die Geschichte von Breslau und den benachbarten Gegenden mit eben der rühmlichen Gründlichkeit und Kritik, welche er im vorhergehenden Theile gezeigt hat, ungefähr von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis zum Jahr 1335 fort. Doch gefällt er hier weniger als in seinen ersteren Briefen, weil er gar zu viel witzelt und affektirt. Auch seine Orthographie ist von ganz seltsamer Art. So schreibt er z. B. allezeit „wider“, es mag contra oder rursus bedeuten (will man nicht unterscheiden, so wäre wieder wohl das richtigere), sein (esse, ein offenbarer Fehler), Siger, Besigte, und gleichwohl siegreich, Sieg, Krieg, besiegt. Ueberhaupt scheint er in Ansehung der Rechtschreibung nicht mit sich selbst einig zu seyn, und daher mag es kommen, daß er bald Anzahl, führt, ließ 2c., bald Anzal, fürt, lissen u. s. w. schreibt, bald sehr zur Unzeit das h in der Mitte wegwirft, bald unnöthiger Weise einen Buchstaben einflickt u. dgl. m. Endlich sehen wir nicht ein, warum der Verf. seine Nachrichten nicht lieber historische Untersuchungen, welches ihr angemessenster Titel wäre, als Briefe nennet. Sie haben durchaus keine weitere Aehnlichkeit mit Briefen, als daß sie datirt sind. Die beygefügten Kupfer stellen meistentheils Siegel Breslauischer Herzoge vor. Sie gehören fast alle zu den sogenannten Sigillis pedestribus, und geben einen abermaligen Beweis, daß diese, wie die Sigilla equestria, eigentlich nur von Personen hohen Standes geführet wurden. Die Fortsetzung dieses Werks, aber in einer natürlichern Sprache, wird den Freunden und Kennern der Geschichte angenehm seyn.

Des Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten. Aus dem Französischen übersetzt von Joh. Christoph von Zabuesing. Vierter Band.

Band. 1780. Fünfter Band. 1781. Augsburg, bey Riegers Söhnen. 2 Alph. 7 Bogen 8.

Fängt mit dem ersten Punischen Kriege an, und geht bis zum Jahre 325 nach Christi Geburt. Der Werth des Originals sowohl als der Uebersetzung ist übrigens bekannt genug; daher wir es für unnöthig halten, weiter ein Wort darum zu verlieren.

Tw.

Historisches Tagebuch des Durchlauchtigsten Erzhauses Oesterreich von J. 994 bis 1780. von Anton Ferd. von Geißau. Wien, bey Gräffer. 1781. 8. 19 Bogen.

Schönleben's Ephemerides — habspurgo — austriacae v. J. 1681 — verglichen mit Megisers österreichischem Geschichtskalender v. J. 1614 und den Fastis Austriae des Prof. Forchends v. J. 1736 — sind hier ins Deutsche übersetzt, und bis auf den Tod Marien Theresiens fortgesetzt. Zu seinen weitern Quellen hat der Hr. V. angegeben: den Tübingischen österreichischen Geschichtskalender v. J. 1699., Junkers Geschichtskalender K. Leopold's I. vom J. 1697.; Schirachs Biographie Carls VI. Seyfart's Leben Kays. Franz I. Das Wiener Diarium und den Sackkalender v. J. 1772, betitelt: Choses les plus remarquables arrivées pendant le Regne de Marie Therese.

Der Gebrauch dieses Buchs besteht darinn, daß man auf jeden Tag des Jahres alle diejenigen wichtigen Begebenheiten aus der österreichischen Geschichte zusammengetragen findet, welche daran vorgefallen sind. So wenig auch dieser Gebrauch den Nutzen haben kann, den eine Geschichte hat, so sind wir doch weit entfernt, dergleichen Tagebüchern allen Nutzen abzusprechen, wenn nur anders die Fakta unter ihr richtiges Datum verzeichnet, aber auch an sich zweckmäßig gewählt und mit Genauigkeit erzählt sind. Mühsam ist allerdings solche Arbeit, und da sie der Hr. V. einmal übernahm, so würde er bey dem Publikum noch größern Dank verdient haben, wenn er den selbstforschenden Historiker mehr als den bloßen Uebersetzer und Compilator gemacht hätte. Er würde sodann Anstand genom-

men

men haben, z. B. Jänner 21. Ludwigs, Königs in Germanien, zu gedenken; das Reichsconclusum vom 17ten dieses Mon. für einhellig auszugeben; unter dem 18ten dieses M. eine erzherzogliche Bestätigung von einem Iure patronatus über eine Pfarr anzuführen u. s. w. Unter dem 6. Merz ist Stuttgardt statt Rastadt — wohl nur durch einen Druckfehler gesetzt worden.

Livländische Jahrbücher von F. K. Gadebusch — — Zweyter Theil, erster Abschnitt, von 1562 bis 1586. Riga, Hartknoch. 1781. gr. 8. 390 S.

In Hinsicht auf die vorgefallenen Begebenheiten kann man den hier abgehandelten kurzen Zeitraum einen der wichtigsten für die beyden Herzogthümer Lief- und Ehstland, deren Schicksal damals sehr ungewiß und traurig war, nennen. Hätte der Verf. nur die Kunst verstanden, in seine Erzählung immer das rechte Interesse zu bringen. Er ist ein fleißiger Sammler, welches jetzt noch sichtbarer wird, da Arndts liefl. Chronik, wo viel vorgearbeitet war, nicht bis hieher reicht: aber es fehlt ihm, wie wir schon bey der Anzeige des ersten Theils bemerkt haben, am Geschmack; er versteht weder die Erzählungen gut zu ordnen und vorzutragen, noch von unnützen Auswüchsen zu reinigen. Wo er Reflexionen einstreut, fällt er gemeiniglich ins Triviale. Nur einige Beyspiele wollen wir anführen. Die unnützen Wiederholungen z. B. S. 44. verglichen mit S. 261 die häufig eingemischten ganz fremden Sachen, z. B. was der Herzog Joh. Albrecht in Memel soll auf eine Wand geschrieben haben S. 77, der Niederländer erstes Vertheidigungsbündniß S. 91 u. dgl., sonderlich die vielen Unerheblichkeiten als: tiefer Schnee S. 184, die Anzahl der Gevattern bey einer Taufe S. 226, die Beschreibung eines Vermählungsfestes und dessen Dauer, wobey sogar die Begleiter namentlich angeführt werden, S. 74 bis 78; das Namenverzeichniß der Dörptschen Rathsherren S. 284 und 288, und andere dergleichen Dinge vergrößern die Bogenzahl ohne Nutzen, und fallen dem Leser zur Last. Einige Stellen sind ganz sonderbar eingekleidet, z. B. S. 321. „Joh. Wettermann, ein „vortrefflicher und gelehrter Prediger zu Dörpat, verließ seine „Heerde in diesen Trübsalen (der Wegführung in die Gefangenschaft) nicht; sondern zog mit seinen Schafen (seiner

„Ge-

„Geschütze) nach Rußland; wo er sie von Stadt zu Stadt „bald zu Pferde, bald zu Fuße, besuchete." Auf ähnliche Art wird S. 161 von Russow gesagt, die schottischen Feldprediger hätten ihm „viel Sorge gemacht, daß sie nicht einige „von seiner Heerde auf fremde Weide führen möchten." Kaum würde man einem Dorfschulmeister i. J. 1781. eine solche historische Schreibart zu gut halten. Nicht besser ist die Frage S. 101. wo von des Königs Johann III. Mißtrauen gegen Horn geredet wird, dabey der Verf., wir wissen nicht warum, ausruft: „Aber ist es denn sträflich, oder nur tadelhaft, wenn „man seinem Könige getreu ist?" Auch in den beygefügten Anmerkungen steht manches Unnütze, welches wir zur Schonung des Raums überschlagen. — Hin und wieder wird mancher Leser eine nähere Aufklärung wünschen, z. B. in der Vorschrift der kurländischen Gesandten S. 108; ingleichen über die Lage der Oerter Ekedra und Ropot S. 41, die der Rec. nirgends gefunden hat. Auch werden die Wenigsten wissen, was sie aus der Erzählung S. 32 machen sollen, daß die Polen zum Entsatz gekommen und die Schweden genöthigt haben, „von ihrem „groben Geschütz vier Mönche, einen Hund, und eine „Sängerinn, ohne die zersprengten, zurückzulassen, welche „Weiher erbeutete und mit vieler Mühe nach Riga bringen ließ." Durch Druckfehler mögen wohl manche Dunkelheiten entstanden seyn, dahin gehören unter andern die 4 alten Namen (soll Nonnen heißen) in Riga, die das Abendmahl in langer Zeit nicht genommen hatten S. 231. Die kleinen Sprachfehler, und das Affektirte, wenn z. B. anstatt Abgeordnete zuweilen gesagt wird, die Geschickten S. 103 und 112; ingleichen den unzeitigen Tadel über Russows Strafpredigt, wobey doch der Verf. selbst eine Strafpredigt hält S. 143, wollen wir wegen des vielen Guten, das wir in dem Buch finden, und des dabey angewandten Fleißes, nicht rügen.

Km.

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Drittes Bändchen. Nürnberg, in der Weigel- und Schneiderischen Buch- und Kunsthandlung. 1781. 302 Seiten in 8.

Der Hauptinhalt dieses Bandes ist Pennants abgekürzte Reise durch Schottland. Das Original ist auch durch eine zu

 Leipzig

Leipzig vor wenig Jahren herausgekommene deutsche Uebersetzung hinlänglich unter uns bekannt. Ferner zur Ausfüllung des Bandes ist noch beygefügt Arwid Ehrenmalms Reise durch Westnordland nach Lappland, im Sommer 1741 gethan. Auch sie ist bloß kurzer Auszug, und zur Ergänzung sind hie und da einige Nachrichten aus Hogströms Beschreibung von Lappland eingeschaltet, und von der Ehrenmalmischen Reise durch Parenthesen abgesondert.

Reisen und Beobachtungen durch Egypten, Arabien und andre Gegenden Morgenlandes, aus den grossen Werken verschiedner gelehrten Reisenden. Zweyter Band. Mit Kupfern. Bern und Winterthur, bey der neuen typographischen Gesellschaft, und Heinrich Steiner und Kompagnie. 1781. 444 Seiten in gr. 8.

Dieser zweyte Band, dem man ein kurzer Vorbericht beygelegt ist, enthält Auszüge aus der Niebuhrschen Beschreibung von Arabien und aus Forskåls Flora Arabica. Wir fanden bey flüchtiger Durchblätterung eben so gute Ordnung und Auswahl, als im ersten. Die Kupferblätter, die sehr verkleinert sind, und die wir auch nicht so gut finden, als die im Original, enthalten Folgendes: I. Kriegsübungen der Araber. (Eigentlich eine Abbildung des Dscheridwerfens.) II. a Ein hölzernes Rauchfaß mit seinem Deckel von geflochtenen Binsen. b Eine Flasche von Porzellan zu wohlriechendem Wasser mit silbernem Deckel. c Eine Kaffeetasse von Häfnererde für gemeine Leute. d Eine silberne oder messingne Schale bey vornehmern Arabern in Jemen. e Erdener Hafen zum Kischersieden, das ein Getränk von Kaffeehülsen ist. Ferner ein Kanape in Tehama gebräuchlich, worauf man sich mit übereinander geschlagenen Beinen setzt. (Aber hier fehlen in der Erklärung ein Paar Stücke, die wir nicht gleich angeben können, da wir eben das Original nicht zur Hand haben.) Endlich noch ein arabisches Haus in Hedsjas und in Jemen mit rundem Dach. III. Kleidung der Banianen zu Mochha. IV. Werkzeuge zum Ackerbau der Araber. A Art, Dämme um die Felder zu machen, damit das darauf geleitete Wasser nicht ablaufe. B Soddbrunnen in der Ebene von Damor, aus welchen man bey trocknen Zeiten die Felder begießt.

begießt. C Gerüst, von welchem aus die Araber ihre Felder bewachen. D Stein von Ochsen geschleppt, womit sie dreschen. F Art zu pflügen. G Ihre Art Holz zu sägen. V. Basrelief eines indianischen Tempels auf der Elephanteninsel. (Die Angabe ist unrichtig; es ist ein indianischer Götze aus dem Tempel.) VI. Käkhris, oder zweyrädrigter Wagen der Indianer. VII. Kleidung eines hindouanischen Kaufmanns. VIII. Kleidung eines hindouanischen Bauers bey Regenwetter, mit seiner langen Kappe von Palmblättern. Und zuletzt noch drey Landkarten: Terra Oman, Sinus Persicus, und Tabula itineraria a Sues usque ad Dsäbbel et Mokátteb et montem Sinai.

Mf.

Auszug aus der alten Geschichte zur Bildung der Jugend nach dem Plane der Frau le Prinze de Beaumont, fortgesetzt von Georg Heinrich Martini, der Schule zu St. Nikolai Rektor. Vierten Bandes zweyter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1781. 1 Alph. 7 Bogen in 8.

Eben so gut ausgearbeitet, als der vorherige, von uns gerühmte Theil. Es ist darinn die Geschichte so weit fortgesetzt, als es des vorigen Bearbeiters, Hrn. Superint. Schlegels Absicht war, nämlich bis auf Konstantins des Großen Tod. Ob das nützliche Werk weiter werde fortgesetzt werden, hängt, wie Hr. M. sagt, von mancherley äußerlichen Umständen ab, wovon sich jetzt nichts Bestimmtes sagen läßt. Sollte eine Fortsetzung erwartet, ja wohl gar verlangt werden: so wird er entweder sehr kurz und trocken schreiben, oder ein Bändchen in mehrere Abschnitte zerlegen, und die verschiedenen gleichzeitigen Reiche, die nach und nach in Europa entstanden sind, darinn behandeln, die wichtigsten Begebenheiten derselben ausheben und erzählen müssen. Im letzten Falle, setzt er hinzu, könnte das Werk zu einer Stärke anwachsen, die vielleicht manchen Leser und Käufer abschrecken würde.

Mf.

Geschichte der Deutschen von Konrad dem ersten bis zu dem Tode Heinrichs des Zweyten, von D. H. Hegewisch, Prof. zu Kiel. Hamburg bey Bohn. 1781. 15 B. in 8.

Die Manier des V. in Behandlung der deutschen Geschichte ist aus den vorhergehenden beyden Stücken, welche die Geschichte Carls des Großen und seines Stammes enthielten, hinreichend bekannt. Das gegenwärtige ist denselben in Ansehung der vorzüglich guten und leichten Erzählung vollkommen gleich. Aber auch die seltsame Art zu allegiren, worüber schon mehrere Erinnerungen gemacht worden sind, beobachtet der V. noch immer. (S. Allgem. deutsche Bibl. B. 42. S. 511.) Bücher, die aus mehreren Folio- und Quartbänden bestehen, wie Pfeffinger, Goldast rc. werden in den Noten citirt, ohne die Stelle anzugeben, welche wirklich zum Beweise dienen soll. Bey Anführung der gleichzeitigen Geschichtschreiber verfährt der Verf. zwar itzt etwas genauer; aber doch nicht so, daß solchen Lesern damit geholfen wäre, welchen diese Arbeit des Verfassers doch besonders bestimmt zu seyn scheint.

Briefe eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Cassel, mit aller Freyheit geschildert. Frankfurt und Leipzig bey Fleischer. 1781. 256 S. in 8.

Daß der V. wirklich an Ort und Stelle gewesen sey, sieht man wohl; auch mag sein Freund nach S. 4. ganz recht haben, wenn er ihn für einen aufmerksamen Beobachter hielt. Aber wozu nützt diese Aufmerksamkeit, wenn sie Dinge beobachtet, die ihrer nicht werth sind; und dagegen wichtige Gegenstände übersieht. Wenn es nun ferner diesem aufmerksamen Beobachter an dem nöthigen Vorrath von Kenntnissen mangelt, um richtig über das Gesehene zu urtheilen; wenn er nicht die Gabe besitzt, seine Gedanken bestimmt und angenehm vorzutragen; wenn er sogar nicht einmal grammatisch richtig deutsch schreibt, so thäte er besser, mit der Schriftstellerey sich nicht abzugeben; zumal da er S. 6. versichert, „es sey ihm ärgerlicher durch die spitzigen Federn derer (der) Herrn (Herren) Kunstrichter angegriffen zu werden, als wenn die Briefe ganz öffentlich in

hohen Flammen loderten". Von einem für die allgemeine Lectüre bestimmten Buche fordert man mit dem stärksten Rechte, daß die Schreibart rein und gut seyn müsse. Der Verf. dieser Briefe versteht weder das eine noch das andere. Er weiß unter für und vor, unter der und derer, unter den und denen noch keinen Unterschied zu machen; auch nicht einmal den richtigen Casum zu treffen, z. E. S. 33 sagt er: ich führe Ihnen nun wieder einige Schritte — zurück. Wo es ihm einfällt, etwas recht zierliches oder witziges zu sagen, druckt er sich gewöhnlich schielend oder abgeschmackt aus, z. E. S. 17: „Wir kehren nun an das Haus zurück, wo wir stehen geblieben sind". S. 37 ist von einem Hause die Rede, „welches noch gänzlich meublirt ist, aber meist leer steht. S. 8. sagt er: „Es war schon später Abend, als ich ankam, und die Nacht war dunkel, doch ohne Nebel, so daß ein aus der Stadt aufsteigender heller Schein bis zum gestirnten Himmel empor kommen konnte, welcher durch die Erleuchtung der Neustadt (von den Laternen) verursacht wurde." (Wie mögen die Bewohner der Sterne durch diesen Schein geblendet und in Verwunderung gesetzt seyn! wenn doch der Verf. mit seinen Gedanken auf der Erde geblieben wäre!

Daß es dem Verf. an erforderlichen Kenntnissen gefehlt habe, zeigt sich vorzüglich, so bald er auf Gebäude, Mahlereyen und andere Kunstsachen zu reden kommt. Er führt seine Leser von einer schönen Rarität zur andern, ohne als Kunstverständiger darüber irgend eine richtige und treffende Bemerkung zu machen; und wie fremd ihm alle solche Dinge gewesen seyn müssen, zeigen vorzüglich die verunstalteten Namen der Künstler: *Corraggio*, *Quidironi*, Leonhard *Auinii*, Botter, Heuson, Deniers ꝛc. Wer diese Männer nicht einmal den Namen nach richtig kennt, von dem kann man vermuthen, daß er mit ihren Arbeiten noch weniger vertraut sey, und wer das nicht ist, sollte ganz davon schweigen. Für Nomina propria scheint der V. überall kein Gehör gehabt zu haben; denn S. 123 nennt er auch den Lehrer der Sternseherkunst zu Cassel Mascov, da ihm doch der so oft citirte Staatskalender den richtigen Namen hätte sagen können. Die Nachrichten vom Kriegsstaat, vom Zustande der Gelehrsamkeit in Kassel, von der politischen Verfassung sind ebenfalls höchst unbefriedigend. Am meisten scheint der Verf. in seinem Fache zu seyn, wenn er auf Lustbarkeiten, Promenaden, täglichen Umgang, Moden, Hof- und Stadtleben u. s. w. zu reden kommt; Dinge, die jedoch in allen

 großen

großen Städten fast gleich sind, und also auch fremde Leser wenig unterhalten werden. Auch die Charaktere, welche der Verf. von manchen merkwürdigen Personen schildert, müssen dem Leser durch so manche andere schiefe Urtheile desselben natürlicher Weise verdächtig werden; wiewohl es doch scheint, daß mehr die Stimme des Publicums als eigenes Studium der Personen sein Urtheil über persönliche Eigenschaften bestimmt habe. Man lese zum Beyspiel im zwölften Briefe die Schilderung der jetzigen Minister, welche so vorzüglich gut gerathen zu seyn scheint, daß man zweifelhaft wird, ob selbige mit dem übrigen einerley Verfasser habe? — Fremde, die Cassel selbst sehen wollen, können diese Briefe höchstens als einen Wegweiser brauchen, von dem sie lernen, wornach sie sich umzusehen haben. Außerdem ist wenig daraus zu lernen.

Sf.

Johann Gillies, beyder Rechte Doktor (Doktors) Betrachtungen über die Geschichte, Sitten und den Charakter der Griechen, vom Schluß des peloponnesischen Krieges an bis zur Schlacht bey Chäronea. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Christian Macher. Göttingen und Bremen bey Förster. 1781. in 8. 197 Seiten.

Um neu zu seyn, erwählt der Verf. gleich manchen neuen französischen Schriftstellern, gerade das Gegentheil vom bisher durchgängig angenommenen. Die Griechen, lehrt er, sind bey weiten nicht das glückliche Volk, wofür man sie hält; ihre Staatsverfassungen, vornehmlich die Atheniensische, waren steten Stürmen, Aufruhren, die Reichen den drückendsten Lasten, das Vermögen der größten Unsicherheit unterworfen, kurz, unter dem ärgsten Despotismus, unter dem Großsultan sogar leben die Menschen glücklicher. Dies alles ermangelt er nicht, mit Stellen aus Rednern und Geschichtschreibern zu belegen, solchen nämlich, die aus einer üblen Laune, oder absichtlich zu viel Mischung vom schwarz haben. Dabey fällt ihm nicht ein, daß eben dies von den meisten republikanischen und allen demokratischen Staaten gilt. Schriebe ein türkischer Bassa mitten im Harem so, so verziehe mans seinem erblödeten Gesichte; einem freyen Britten aber ists durchaus nicht zu verzeihen.

zeihen. Der wenigstens mußte doch wissen, daß eben die innere Unruhe, eben diese stete Gährung das Princip der Seelengröße ist, daß gerade in der Staatsverfassung, wo innere Ruhe die größte Eigenmacht die kleinste ist, alle Kraft, alle große Tugend, erschlaft, erstirbt. Auch sind die Menschen im geringsten nicht unglücklich dabey, theils weil stete angestrengte Thätigkeit des Glückes Hauptquelle ist; und theils weil was man auf der einen Seite verliehrt, auf der andern desto leichter zu ersetzen ist. Beyspiel von der genauen Bekanntschaft des Verf. mit den Griechen sey folgendes: Sophist war anfangs ein ehrenvoller Name, wurde hernach aus Bescheidenheit vermieden, aber um Perikles Zeiten wieder hervorgesucht, blieb in Ehren, bis er durch die Zwistigkeiten der Sophisten um Philipps von Macedonien Zeit verächtlich würde. Die Uebersetzung liest sich ziemlich: doch hat sie eine nicht zu empfehlende Rechtschreibung; z. B. Burgk, ungestimme, Weisse (für ungestüme, weise); auch einige nicht zu billigende Stellungen der Worte, wie wenn aber gewöhnlich an den Schluß des Gegensatzes geschoben wird, wo es Dunkelheit verursacht, nebst einigen andern Flecken, die noch zu geringe Kenntniß der Sprache verrathen.

M.

Miscellaneen literarischen Inhalts — — herausgegeben von Georg Theodor Strobel — Vierte Sammlung. Nürnberg, in der Bauerschen Buchhandlung. 1781. 234 Seiten 8.

Mit Vergnügen zeige ich die Fortsetzung dieser schätzbaren Miscellaneen an. Die gegenwärtige, den vorhergehenden an Güte nichts nachgebende Sammlung enthält I. Versuch einer Lebensbeschreibung Ottmar Nachtgalls, nebst einer vollständigen Anzeige seiner Schriften, vom Hrn. C. C. Am Ende. Man findet hier eine ziemlich vollständige Nachricht von den Lebensumständen, dem Charakter und den Schriften des sehr verdienten Mannes, der jedoch bald vergessen wurde, bis Brucker und Schelhorn sein Andenken erneuerten. II. Zwanzig bisher ungedruckte (wirklich interessante) Briefe Caspar Peucers. III. Protocoll über einen von den Protestanten zu Schmalkalden im J. 1529 gehaltenen Convent. Ein nicht unerheblicher Beytrag zur

Reformationsgeschichte. IV. Recension der Briefe Aeneä Sylvii mit einigen merkwürdigen Auszügen. Der V. hat aus den Briefen des Aeneas Sylvius hauptsächlich solche Stellen ausgehoben, welche über die Denkungsart und den Beobachtungsgeist dieses merkwürdigen Mannes Licht verbreiten. Besonders wichtig in dieser Hinsicht ist der hier fast ganz abgedruckte Brief dieses nachmaligen Pabstes an seinen Vater, worinn er ihm meldet, daß er mit einer Engländerinn einen Sohn gezeugt habe; und der sehr unterhaltende hundert und fünf und sechzigste Brief, der eine Beschreibung von dem damaligen Zustande der Stadt und Universität Wien giebt, welche in manchen Stücken noch heut zu Tage auf mehr als eine große Stadt passen würde. Der Recensent bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß er auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek vor einiger Zeit ein in Folio gedrucktes Exemplar von der hier nicht angeführten „Bulla contra perfidissimos turchos" gesehen hat. Sie ist unter den Epistolis Aeneae Sylvii die CCCCXIte und hat die Aufschrift Bulla de profectione in Thurcos et de prerogativis eiusdem passagii. Sie ist datirt rome apud scm petru. Anno incarnacois dnice M. cccc. lxiij. xj. kl'. nouembris. pontificatus nri Anno sexto. Ob nun gleich diese Bulle in dem nämlichen 1463sten Jahre ergangen ist, so hindert dies doch nicht, daß erwähntes Exemplar nicht auch zu eben der Zeit schon sollte gedruckt seyn, da es hievon alle Kennzeichen hat, und in dem Betracht ist es einer besondern Aufmerksamkeit werth. V. Schechs Bedenken, ob Evangelisch-Lutherische bey den Leichen reformirter Personen mit gutem Gewissen das Lied: Nun laßt uns den Leib begraben 2c. singen können. Ein Aufsatz, der unsern Intoleranten eben so sehr behagen, als alle Freunde einer vernünftigen Toleranz betrüben wird. VI. Geschichte des Exorcismi in der Nürnbergischen Kirche. VII. Nachricht von einer höchstseltenen Grusinischen oder Georgischen Bibel; von Hrn. Prof. Nast, mit einigen guten Anmerkungen, deren Verfasser sich P. unterzeichnet, und vermuthlich Herr Schaffer Panzer zu Nürnberg ist. VIII. Nachlese zu den Schriften Ottmar Nachtgalls.

Uw.

Nachricht

Nachricht von dem pommerschen Geschlechte der von Sitwin oder Schliessen. Gedruckt im Jahr 1780. 337 Seiten; nebst den zu Beweisthümern dienenden Beylagen auf 149 Seiten, in 4.

Wir haben das Vergnügen unsere Leser hier mit einem Werke bekannt zu machen, welches sich als das vollkommenste Muster in seiner Art auszeichnet; und da es in diesem Fache der historischen Litteratur noch gar sehr an gut gearbeiteten Geschichtbüchern fehlt, so halten wir es für Recensentenpflicht, den Inhalt und die Einrichtung dieser Familiengeschichte etwas ausführlich anzuzeigen. Sie unterscheidet sich von andern ähnlichen Arbeiten vorzüglich durch den edlen Ton und geschmackvollen Vortrag, der durch das ganze Buch vom Anfange bis zu Ende herrscht. Sie dient aber auch zum stärksten Beweise, wie sehr wohl sich eine schöne Schreibart mit gründlicher und wahrer Gelehrsamkeit verträgt; denn sie ist mit eben so tiefer historischer Einsicht und kritischer Genauigkeit abgefaßt, als die berühmten Geschichtschreiber der Münchhausischen und Holzschuherischen Familien auf ihre Arbeiten verwendet haben. Sehr wahr und schön gesagt ist das, was der V. S. 6. über eine solche gelehrte Unternehmung und die Natur ihres Gegenstandes überhaupt erinnert: „Sie verheißt freylich noch „immer mehr Mühe als Ruhm. Die Größe eines Gegen„standes ist für die zu hoffende Namensgröße des Bearbeiters „keinesweges gleichgültig. Götter und Heldenkämpfe von Troja, „nicht der Frösch- und Mäusekrieg vergötterten ihren Sänger; „demohngeachtet trennen noch mancherley Stufen Entzückung „von Langerweile. Tausend Beyspiele beweisen, daß auch an„muthige Kleinigkeiten gefallen, und vielleicht rührt der Eckel, „welchen Geschlechtsnachrichten dem Leser zu erwecken pflegen, „weniger von ihrem Inhalte, als dem Vortrage her. Zwar „müssen dieselben den reichen Putz der Romane durchaus ent„behren: des Dorfjunkers wahrhafte Begebenheiten können „unmöglich so reizen, als das ersonnene Leben seines unnach„ahmlichen Seelsorgers — Sebaldus Nothanker. Doch „haben auch getreue Erzählungen ihren erlaubten Schmuck; „er ists, wodurch uns die Angelegenheiten einiger Bürger von „Athen oder Sparta bekannter sind, als die Thaten unserer „Carle oder Ottonen; und warum sollte die Geschichte irgend „eines adelichen Hauses, wenn es sich gleich durch nichts von

zu erhalten. Nun leisten aber auch die besten Familienregistraturen, ja selbst die öffentlichen Landesarchive, wohin in manchen Provinzen der landsäßige Adel seine Hausnachrichten verwahrlich niederlegt, keinesweges eine so große und uneingeschränkte Sicherheit, als die Presse durch eine vollkommen gleichförmige Vervielfältigung der gesammelten Nachrichten zu verschaffen im Stande ist. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, muß selbst den Gliedern eines adelichen Hauses daran gelegen seyn, die einmal gemachte Sammlung nicht nur zu eigenem Gebrauch in Händen zu haben, sondern sie durch den Buchhandel ins Publicum, und vorzüglich in öffentliche Bibliotheken zu bringen. Hieraus erfolgt weiter unmittelbar dieser Nutzen, daß auch andere Familien, welche durch Heyrathen mit demjenigen verwandt sind, dessen Geschichte gehörig aufgeklärt ist, bey vorkommenden Fällen dahin ihre Zuflucht nehmen und Nachforschungen anstellen können. Ueberdem bedarf auch die Geschichte des deutschen Adels überhaupt genommen, noch einer sehr großen Aufklärung; und diese kann, wenn sie vollständig und pragmatisch seyn soll, allein das Resultat von den Beobachtungen der Begebenheiten vieler einzelner adelichen Häuser seyn. Was man bisher von diesem ansehnlichen Theile der deutschen Geschichte aufzuweisen hat, sind in der That nur noch sehr rohe und wenig aneinander passende Bruchstücke. Wenn aus jeder deutschen Provinz nur vier bis sechs angesehene Familien nach dem gegenwärtigen nicht genug zu empfehlenden Muster ihre Hausnachrichten mit Fleiß sammelten, mit kritischer Genauigkeit prüften, mit Geschmack ordneten und alsdenn bekannt werden ließen; wie viel Licht würde sich auf einmal über die allgemeine Geschichte des deutschen Adels ausbreiten? wie leicht würde es alsdenn werden, das Ganze mit Glück zu bearbeiten? und welche Aufklärung hätte hiervon der Rechtsgelehrte in Ansehung so vieler dunkeln und bestrittenen Rechtsmaterien zu erwarten, welche ohne diese Hülfe wohl immer verworren und ungewiß bleiben werden? Endlich würde eine zweckmäßige Bearbeitung der besondern Familiennachrichten angesehener adelicher Häuser sowohl in der Geschichte einzelner deutschen Provinzen, als in der allgemeinen Reichshistorie manches berichtigen, manche Lücke glücklich ausfüllen, und dem Ganzen mehr Zusammenhang geben, als es bis dahin möglich gewesen ist. Auch hiervon giebt gegenwärtiges Werk die sicherste Probe, indem kein aufmerksamer Leser die mancherley herrlichen Erläuterungen, welche die Geschichte von Pommern und der angränzenden

zenden Länder in demselben erhält, unbemerkt lassen kann. Dieser Umstand berechtigt uns also, den Wunsch nochmals zu äußern, daß in jeder deutschen Provinz ein halbes Dutzend angesehener und in der Geschichte berühmter Familien ihre Hausnachrichten zum gemeinen Gebrauch mittheilen mögten.

Aber von wem ist die glücklichste Bearbeitung solcher Nachrichten zu erwarten? Unser Verf. giebt auch hievon S. 5 einen lehrreichen Wink, indem er behauptet: **Familiennachrichten auszufinden, zu berichtigen, und in ein Ganzes zu bringen, sey bey gleichen Gaben der Angehörige geschickter als der Fremde; diesem gienge das Bewußtseyn von manchen Umständen ab, das jenem die Unternehmung erleichtert.** Und man kann hier noch hinzufügen: es fehlt dem Fremden auch der Enthusiasmus für seine Arbeit, ohne welchen keine gelehrte Geburt in einem vorzüglichen Grade gelingen kann, und ohne welchen dieselbe, wo nicht gar zu einer Mißgeburt, doch meistens zu einer mühseligen Lohnarbeit wird. Dem **Schlieffenschen** Geschlechte hat ohne Zweifel einer seiner vornehmsten Angehörigen den großen Dienst erwiesen, in diesem Werke seine Geschichte zu bearbeiten, wie nicht nur der durchs ganze Buch herrschende Ton, darinn der Verf. immer von den Seinigen und zu den Seinigen spricht, sondern auch der hohe Grad der Vollkommenheit der ganzen Ausführung deutlich zeigt, welchen kein Fremder zu erreichen fähig gewesen seyn würde. Wie sehr wäre es wegen des vorhin gezeigten Nutzens solcher Familiengeschichten zu wünschen, daß ein Beyspiel dieser Art mehrere Nachfolger haben möchte! Aber wie sehr wäre es, um diesen Wunsch zu realisiren, nöthig, daß ein eben so gesunder Geschmack, eben so tiefe historische und politische Kenntnisse, und bey aller Bekanntschaft mit dem Auslande, eine eben so edle und gerechte Vorliebe für das Einheimische und Vaterländische, als jede Seite dieses Werks von seinem Verfasser zu erkennen giebt, unter dem deutschen Adel häufiger möchte angetroffen werden. Eine Arbeit von diesen Vorzügen macht ihren Schöpfer auch zum wahren Lehrer seines Hauses, der insonderheit auf die Gesinnungen der Jugend desselben oft weit glücklicher würken kann, als es tausend Ermahnungen des Haus- und Kanzellehrers nicht vermögen. Der junge Kavalier sieht omnis exempli documenta in illustri posita monumento; und wer unter dem Anschauen dieser ihn so sehr interessirenden Scenen ihm das inde tibi tuaeque reipublicae (familiae) quod imitere, capias; inde foedum in-

inceptu, foedum exitu, quod vites &c., zuruft, der muß nothwendig unauslöschliche Eindrücke in dem jungen Herzen machen, und dasselbe zu unwiderstehlichen Entschlüssen der Nacheiferung reizen. Wie meisterhaft unser Verf. diese Kunst verstanden habe, ein Lehrer seines Hauses zu seyn, können die Beyspiele zeigen, auf welche wir in der Folge noch die Leser aufmerksam zu machen Gelegenheit finden werden — denn es ist nöthig, die Einrichtung des Buchs jetzt genauer anzuzeigen.

Nach einer vorangehenden kurzen Einleitung, welche von der Veranlassung dieses Werks, von den Quellen, aus welchen die Nachrichten geschöpft sind, und von der Manier und dem Plan der Bearbeitung des gesammelten Stoffs Unterricht giebt, folgt S. 8 bis 72 zuerst ein Schilderung der Beschaffenheit des deutschen Adels in alten und mittlern Zeiten. Der Verf. hatte bey selbiger zwar nur die Absicht, denjenigen von seinen Lesern, welchen es an hinlänglichen Kenntnissen der Sitten ihrer Väter gebrechen möchte, einige Erläuterungen zu geben, deren Sachkundige nicht bedürfen. Allein wir können auch den letztern Bürge dafür seyn, daß sie diesen allgemeinen Unterricht von dem ehemaligen Zustande des Adels lehrreich finden werden. Noch ist kein Buch vorhanden, welches in einer so gedrängten Kürze, und zugleich so möglichst vollständig und faßlich diesen wichtigen Gegenstand behandelte; wozu noch der größte Vorzug dieser Ausführung kommt, daß sie nicht etwa aus neuern historischen und juristischen Büchern zusammengetragen, sondern aus den reinsten, von dem Verf. mit eigener kritischen Sorgfalt selbst geprüften Quellen geschöpft ist.

Zuerst vom Ursprung des höheren und niedern Adels unter den verschiedenen Stämmen deutscher Völker, welche dem fränkischen Scepter gehorchten. Der V. trägt hier von dem Verhältniß des Adels zu den übrigen Classen des Volks eine ihm eigene Meynung vor, welche die von einander abweichenden Lehren der Geschichtforscher über diesen Gegenstand auf eine glückliche Art vereinigt, und durch die einander sonst entgegenstehenden Beweise bestätigt wird. „So viel sich“, sagt er S. 13 „aus den lange vor Carls des Großen Zeiten eingeführten „Fränkisch-Ripuarischen, Salischen, Allemannischen und Bay„erschen Gesetzen abnehmen läßt, gab es bey diesen Stämmen „eigentlich und ursprünglich nur zwey Hauptklassen: — Die „der Freygebohrnen, und die der Leibeigenen — *Franci* „und *Liberi* oder *ingenui* waren dem Anschein nach Unterab„thei-

„theilungen der ersten; *Liti* und *Servi* aber von der andern.
„Tacitus sagt ausdrücklich, die Freygelassenen würden für
„wenig besser als die Leibeigenen angesehen. Ehen unter
„den *Francis* et *Liberis* sind nirgends verboten; nirgends
„finden sich Spuren, daß sie wären für ungleich gehalten wor-
„den; zwischen den *Liberis* und den *Litis* oder *Servis* aber
„waren sie unerlaubt, und wann sie statt hatten, so folgten
„die darin erzeugten Kinder der ärgeren Hand, das ist,
„man rechnete sie zu der niedrigsten von den beyden Classen,
„woraus die Aeltern waren. Bey den Sachsen hingegen ver-
„heyratheten sich die Athelinge auch mit den Frylingen
„nicht. Unter den *Francis* und *Liberis* oder *Ingenuis*, den
„Athelingen und Frylingen, findet sich der eigentliche Adel
„begriffen; es scheint aber, daß bey den germanischen Völkern,
„wie bey so manchen andern der allerwesentlichste erbliche Un-
„terschied zwischen Unabhängigkeit und Knechtschaft gelegen
„habe, und daß ursprünglich die Gränzen des Adelstandes sich
„so weit, als die Classe dererjenigen Freygebohrnen erstreckte,
„unter deren Voraltern man sich niemand von knechtischer Ab-
„kunft erinnerte. Man fuhr bis in sehr späte Zeiten fort, den
„vornehmen von Adel in vorzüglichen Sinne einen Freyen oder
„freyen Mann (*Liberum ingenuum*) zu nennen.“ Dieses
wird in den Anmerkungen durch treffende Beyspiele bewiesen,
und in der Folge noch weiter erläutert.

Hierauf folgt eine in sehr fruchtbarer Kürze erzählte Geschichte von den nach und nach erfolgten Veränderungen in der Beschaffenheit des deutschen Adels, bis er diejenige Gestalt gewann, die er seit dem zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte überall in Europa angenommen hat; insonderheit wird mit ungemeiner Klarheit gezeigt, wie in Deutschland der große Unterschied zwischen dem höheren und niedern, zwischen unmittelbaren und mittelbaren Adel sich allgemach ausgebildet habe. Da sich hier der Grund von dem Eigenthümlichen der deutschen Verfassung findet, und andere europäische Staaten, welche deutschen Ursprungs sind, sich dadurch sehr von der unsrigen unterscheiden, so sucht der Verf. auch die Ursachen dieser Verschiedenheit auf. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, unsern Lesern hier eine Stelle, welche sich darauf bezieht, mitzutheilen:

S. 22 folg. „Der deutsche Monarch behielt in den weni-
„gen Gegenden, um welche er nicht völlig durch seine Statt-
„halter gebracht worden war, auch die mindermächtigen von
„Adel

„Adel in einer unmittelbaren Abhängigkeit, sie möchten erbliche „Güterbesitzer, oder Lehnträger, oder seine Dienstmänner seyn; „und diese fuhren fort, nur ihn für ihren Herren zu erkennen; „z. B. in den Cantons der Reichsritterschaft in Franken, „Schwaben und am Rhein. — Was sich hingegen davon „in dem Gebiete der unabhängig gewordenen Landpfleger ver„wickelt fand, das konnte ihm fernerhin nicht anders, als „nur mittelbar gehorchen. Doch blieben die Vorrechte dieser „sowohl als jener, noch immer sehr ansehnlich, so lange das „Faustrecht ihnen Bündnisse zu treffen erlaubte, die Kriegsmacht „des Staats aus ihnen allein bestand, und keine ordentlich be„soldete Truppen die Nachfolger der neuen Landesherren in den „Stand setzten, so uneingeschränkt zu seyn, als sie wollten."

„In Frankreich giengen ähnliche Veränderungen aus „gleichen Ursachen vor. Mächtige Vasallen gediehen dort, wie „in Deutschland, zu wahren Landesherren. Weil aber die „Krone dort bey dem Capetingischen Mannesstamme erblich „war, und nicht wie hier aus einem Hause in das andere wan„delte; so konnte die königliche Gewalt ungehindert eine jede „günstige Ereigniß nützen, um ihr altes Uebergewicht wieder „zu erlangen. Mit Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts „war auch das Werk schon größtentheils vollendet, und die „Gestalt des dortigen Adels derjenigen wieder ziemlich ähnlich „geworden, die er zu Carls des Großen Zeiten hatte. „Deutschland aber ist dermalen das einzige Reich in Europa, „dessen Stände noch wahre Landesherren sind. Anderwärts „ist es Niemand mehr als der König selbst; alles übrige kann „für weiter nichts als Güterbesitzer, als Landsassen angesehen „werden, denen der Monarch noch Titel vergönnt oder beylegt, „womit keines der alten Vorrechte mehr verknüpft ist. Aber „auch diese leeren Namen haben ihren Werth in den Augen „des Thoren; — sie geben in den königlichen Kanzleyen den „Stempel zu einem Papiergelde für die Eitelkeit ab, das im „funfzehnten Jahrhunderte auch in Deutschland bekannt zu „werden anfieng. Doch scheint Carl der Fünfte, welcher zu„gleich König in Spanien war, wo es sehr gesucht wurde, der „erste von unsern Kaysern gewesen zu seyn, der es recht in Um„lauf zu bringen wußte; und seine Nachfolger versäumen nicht, „so viel vollgültige Baarschaft dafür einzuwechseln als sie kön„nen."

Mit unsern durch die Landeshoheit fast in die Reihe der „Könige erhabenen Herzogen, Marggrafen, Fürsten, Grafen,

„und

„und den ihnen gleichstehenden alten Freyheiten, sind also die-„jenigen keinesweges zu vermengen, denen ein kayserlicher Gna-„denbrief eben diese Ehrennamen beylegt, ohne daß sie zum „Besitz unmittelbarer Länder, oder zu einer Stelle im Reichs-„fürstenrath gelangen. Solche bleiben nach wie vor in der Classe „des Landsäßigen Adels, worin ihre Würden weiter nichts, als „neuerfundene Stufen sind, die unsere Voraltern später, als „einige von ihren Nachbarn kennen lernten; — nichts, als „eine von den ausländischen Moden mehr, die man in ihrem „Anbeginn verlacht, die aber endlich so überhand nimmt, daß „der Weise selbst sich nach ihr kleiden muß, wenn er nicht ver-„spottet werden will. Die gemeinen Adelsbriefe, ob sie gleich „nur die Scheidemünze unter diesem Papiergelde sind, haben „wenigstens den Nutzen, daß ihre Erwerber zu einigen Vorrech-„ten des neuen Standes gleich, — und nach einigen Genera-„tionen zu allen gelangen. Dieser Nutzen aber mangelt den „hohen Titelverleihungen.

„Die Vorzüge, worinn die Zeit jene höheren Standesper-„sonen bestätigt hat, sind von einer Art, welche die königliche „Gewalt nicht so willig, als ein Stück Pergament zu verlei-„hen pflegt. Solche wesentliche Theile ihrer eigenen Größe „konnten ihr nur abgenöthigt werden.

S. 28 bis 43 enthält eine vortreffliche Abbildung der Kriegsverfassung in alten und mittlern Zeiten, samt dem damit verbundenen Ritterwesen und Turnieren, ohne deren gründliche Erkänntniß man sich keinen deutlichen und vollständigen Begriff von der ehemaligen Beschaffenheit des Adels machen kann. Der kriegerische Geist des Adels lenkte nicht nur die Sitten desselben, sondern gab auch dem grösesten Theile der Vorzüge dieses Standes ihr Daseyn. Diese ganze Ausführung verräth ein eigenes langes Studium der Geschichte des Kriegswesens, und füllt eine der größten Lücken aus, welche man in allen bisher erschienenen Beschreibungen der alten Verfassung des Adels gewahr wird; weshalb wir die Leser auf den Inhalt derselben insonderheit aufmerksam machen müssen. Indessen ist in dieser Stelle das Bild der alten Kriegsverfassung nur im Allgemeinen entworfen; und müssen damit noch die einzelnen hierzu gehörigen wichtigen Erörterungen besonderer Kriegsoperationen verbunden werden, welche, so wie die Familienbegebenheiten Veranlassung dazu geben, an mehreren Stellen des Werks eingeschaltet sind.

Hierauf wird S. 43 - 52 die Liebe des deutschen Adels in mittleren Zeiten zur Dichtkunst und zu dem, was man damals Gelehrsamkeit nannte, eben so schön geschildert, und gezeigt, wie viel derselbe am Steigen und Fallen des guten Geschmacks Antheil genommen habe. „Diese ehrwürdigen Lanzenbrecher der Weilandszeit, (sagt der Verf.) die wir uns gemeinehin so rauh, so ausschliessend stolz auf körperliche Vorzüge, so wenig lüstern nach angenehmen Kenntnissen vorstellen, haben gleichwohl einen erleuchteten Periodus gehabt, „worinn sie sich angelegen seyn liessen, den Musen wie den andern Damen zu dienen, und auf dem geflügelten Pferde des „Parnassus, wie auf ihrem Streitrosse Ruhm zu erjagen." Sowohl die schwäbischen Minnesinger als die Troubadours der Provenzalen waren von der edelsten Geburt. Welche von beyden Nachahmer der andern gewesen sind, untersucht der Verf., und nach seiner Untersuchung gebürt den deutschen schönen Geistern der Vorzug des Alterthums. Auch die übrigen Schriftsteller dieser Zeit waren insgesamt, so viel wir deren kennen, von vornehmer Geburt. „Wir Deutschen, (sagt der V. S. 48) „strebten nicht ganz vergebens nach mehr „als einer Art von Ruhm; aber unser damaliger Versuch, aus „der Barbarey der Zeit hervorzubrechen, war wie ein Blitz in „der Nacht, der nur die Dunkelheit trennt, ohne sie zu zerstreuen. „Den Italienern hingegen gelang es, ein dauerhaftes immer zunehmendes Licht anzuzünden, dessen Schein endlich alles erleuchtete. Sie waren an Kenntnissen bald reicher als wir; „sie schwungen sich in der Dichtkunst zu der fast unerreichbaren „Höhe ihres vortrefflichen Ariosts und Tasso hinauf: wir sunken bis in den unsaubersten Abgrund der sogenannten Meistergesänge herunter. Pegasus wurde aus einem Ritterpferde „zum Miethgaule des Handwerkers. Der glücklichste Anfang „von Aufklärung hatte bey uns das Schicksal der allzuzeitigen „Frühlingsblume, die ein zurückkehrender Frost vernichtet. „Zwey Jahrhunderte der dicksten Finsterniß folgten auf diese „anmuthige Helligkeit; unser Adel verwilderte von neuem; „sein nicht ohne Großmuth, ohne rühmlichen Nacheifer schwärmender Rittergeist braunte bey ihm aus; die Sitten wurden „rauher, wurden niederträchtiger; er unterließ in den Vergnügen „des Geistes eine Ehre zu suchen. Stolz auf Unwissenheit trat „bey ihm an die Stelle seiner ehemaligen Wißbegierde; so herabgewürdigt gelangte er an das Ende seiner Ritterzeiten, die „unsern Tagen am nächsten sind. Er würde vielleicht in diesem

„Stand-

„schändlichen Zustande der Wiedervertierung noch lange beharret haben, wenn nicht das Allgemeinerwerden der Wohlhabenheit nach und nach zwischen ihm und dem Pöbel einen hochachtungswürdigen Mittelstand hervorgebracht hätte, der durch einen andern Weg ihm an Ehre gleich zu kommen, und durch die wahren Vorzüge der Gelehrsamkeit den Abgang des vermeynten Vorzugs der Geburt zu ersetzen bemühet war. Dieser bauete das wüstgewordene Feld menschlicher Kenntnisse schon fleißig wieder, als jener sich großentheils nur noch aufs Rauben legte. Zu unserem Trost gieng es den Franzosen nicht besser, und unser unrühmliches Ausarten mochte vielleicht weiter nichts, als eine Nachahmung seyn. Italien war es, das endlich sie und uns ins Heiligthum des guten Geschmacks zurückließ; nur krochen wir, dieweil sie flogen; bis zuletzt ihr Spott nicht minder, als ihr Beyspiel unsere Langsamkeit beflügelte, und wir auf ihren Fußstapfen auch dahin eilten. Aber Italiens Ariosts und Tassos Helden sind noch eben solche Wiegande, solche Recken, solche Degene, die in den schönen Tagen unserer Ritterzeiten von ihres Gleichen besungen wurden.“

S. 52 folg. kommt der V. auf die Entstehung der großen Ritterorden, und die bey selbigen sowohl, als in den deutschen Stiftern aufgekommene Ahnenprobe. Ferner S. 54 folg. wird vom Ursprunge der Geschlechtsnamen und erblichen Wappen gehandelt. Von beyden giebt der V. lauter sehr auserlesene Bemerkungen, die wir aber, ohne in unserer Anzeige zu weitläuftig zu werden, nicht einzeln auszeichnen können. Wir bemerken nur noch, daß an dem Schlusse dieses Abschnittes auf vier Kupfertafeln verschiedener adelichen Familien Wappen mitgetheilt sind, welche deutlich beweisen, wie gewöhnlich es in mittlerer Zeit gewesen sey, mit den Wappen abzuwechseln; wie denn auch das neuere Schliessensche Geschlechtswappen sich von dem ältern merklich unterscheidet. Beyde sind gleichfalls auf zwey besondern Kupferstichen dem Werke beygefügt, und die Geschichte von der Veränderung desselben kommt S. 145 folg. vor.

Von S. 75 bis 87 schildert der Verf. in einem besonderen Abschnitte den Zustand von Pommern im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte. Pommern war damals von Wenden bewohnt, welche ihren eigenen Landesherrn hatten. Svantibor I., welcher 1107 starb, ist der älteste mit Gewißheit anzugebende Stammvater der folgenden Herzoge. Unter

seinem Nachfolger Wartislav wurde die christliche Religion durch die Predigt des Bischofs Otto von Bamberg, welche von den mächtigern Nachbarn von Pommern mit Feuer und Schwerdt unterstützt wurde, eingeführet. Schon lange vorher waren die Pommerschen Wenden keine Wilden mehr. Sie hatten einen erblichen Adel, wie die Deutschen; Sie zeichneten sich durch Gastfreyheit und Neigung zum kaufmännischen Gewerbe aus. Wineta, Julin u. a. m. waren schon länger volkreiche und mächtige Handelsplätze gewesen, als sich bestimmen läßt. Um diese Zeit aber machte die unter der Larve des Glaubenseifers versteckte Herrschsucht der benachbarten christlichen Fürsten Pommern fast zu einer Wüste. Dieses setzte die Landesherren in die Nothwendigkeit, durch allerhand Vortheile fremde Einwohner herbey zu ziehen. Im Jahr 1182 ertheilte K. Friedrich I. diesen Landesherren die Reichsstandschaft und erkannte sie für Herzoge. Jedoch haben sie letztern Titel mehreren Urkunden zu Folge schon längst zuvor geführet. Auch ist es ein gemeiner Irrthum der einheimischen Chronikenschreiber, daß sie diese Begebenheit als den eigentlichen Zeitpunkt angeben, in welchem die Deutschen angefangen hätten, sich in Pommern niederzulassen; denn unser Verf. zeigt sehr überzeugend aus Urkunden, daß solches früher geschehen sey, und daß die dortigen Fürsten auch schon zuvor an Deutsche von Adel Güter verliehen haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Deutsche sich in Pommern gleich von der Zeit an niedergelassen haben, in welcher das Christenthum anfieng, dort Wurzel zu schlagen: denn der heilige Otto und die mehresten seiner Reisegefährten waren Deutsche. Jedoch scheint der größte Zulauf dieser neuen Ankömmlinge in der That erst um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts erfolgt zu seyn. Bis dahin sieht in den Urkunden noch alles Wendisch aus; etwa um das Jahr 1240 erscheinen darinn zuerst Deutsche von Adel als Zeugen; mithin fiengen sie erst damals an, um die Person der Landesherren zu seyn. Bald nachher aber findet man in den Urkunden wenig andere als deutsche Namen. Diese einwandernden Deutschen waren aus mancherley Gegenden, größtentheils aus Niedersachsen. Ihre Menge machte in Pommern bald ihre Sitten und ihre Sprache herrschend, und die Wenden wurden theils verdrängt, theils zu Niedersachsen umgeschaffen. Auch Städte wurden nach deutscher Art eingerichtet, und viele erhielten solche Gerechtigkeiten, die sie gleichsam zu freyen Republiken unter dem Schutze der Landesherren machten. Bey manchen Städten wurde die

erste Einrichtung Leuten von Adel aufgetragen, die denn gemeiniglich den neuen Stadtrath derselben ausmachten; überall aber bewarb sich der Adel vom Lande um das Bürgerrecht in solchen Städten, und bekleidete obrigkeitliche Aemter in selbigen. Dieser Gebrauch war auch damals Pommern nicht eigen, sondern durch ganz Deutschland allgemein; wobey der Verf. sehr richtig bemerkt, daß die Deutschen hierin die Städte Italiens als Muster vor sich gehabt hätten. Das Faustrecht beförderte diesen Gebrauch nicht wenig, und veranlaßte nicht nur den niedern Adel, sondern selbst Fürsten und unmittelbare Grafen, zu ihrer Sicherheit das Bürgerrecht in angesehenen Städten zu gewinnen. Ueberdem aber verstand auch der Adel mehr als andere von der Kriegeskunst, wenn anders die damaligen kunstlosen Balgereyen noch diesen Namen verdienen. Mithin waren unter ihm die tüchtigsten Vertheidiger der Schlösser und Städte zu finden; — Krieg war sein erbliches Handwerk. Ohnzweifel war dieses eine Hauptursach, die Rathsherren so mancher Städte aus dem Adel zu nehmen. Es entstand hieraus bald Mißhelligkeit zwischen diesem und dem auf dem Lande bleibenden Adel. Die Schlösser der letzteren waren größtentheils Raubnester: und ihre Bewohner bereicherten sich durch Störung alles Gewerbes. Die Mauern der erstern hingegen waren Zufluchtsörter gegen solche Anfälle, und das Vermögen des Adels, der sie vertheidigte, nahm gemeiniglich mit dem Gewerbe der Stadt zu. Jeder von beyden hielt sich für besser als den andern; jedoch blieben die Turniere bis in die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts beyden gemein. Im Jahr 1481 und 1485 beschloß aber der Landadel auf besondern Versammlungen zu Heidelberg und Heilbronn, keinen Edelmann aus irgend einer Stadt weiter mit sich zu turnieren zu lassen, wenn er nicht seinem Bürgerrechte entsagte. Das Faustrecht erreichte gleichfalls sein Ziel; den Städten wurden ihre alten Freyheiten geschmälert, und dadurch ihre Abnahme so befördert, daß der Adel nichts mehr darinn vorstellen konnte. Alle diese Umstände veranlaßten letztere, sich wieder aufs Land zurück zu ziehen. In Pommern hat die Sache des Adels eben diesen Erfolg gehabt. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte zeigen sich Schliessen unter den Rathsherren zu Colberg; aber hundert Jahre zuvor lassen sich ihre Güter bereits in einer nicht weit davon entfernten Gegend bemerken, wie der Verf. nunmehr in der genaueren Beschreibung des Geschlechts zeigt.

Zuerst S. 87 bis 123. Von dem Geschlechte der von Schlieffen überhaupt. Die sichern Spuren von dem Daseyn dieses Geschlechts verlieren sich, wie bey allen adelichen Familien im zwölften Jahrhundette. Unter den mancherley Arten den Namen desselben zu schreiben, scheint SLIWIN die älteste zu seyn. Da das Geschlecht seit undenklichen Zeiten in der Gegend von Pommern, welche schon in einer Urkunde vom Jahr 1159 *Provincia Slivin*, genannt wird, und wovon das heutige Dorf Schlevin bey Treptow der Hauptort war, begütert ist, und einen Theil dieser Provinz besessen hat, so zeigt solches von einem alten Zusammenhange des Geschlechts und dieser Gegend. Provinzen hießen ehedessen in Pommern die verschiedenen größeren und kleineren Abtheilungen einer Castellaney oder Burggrafschaft. Die Provinz Slivin war ein solcher Theil der Castellaney Cammin. Das Geschlecht der von Schlieffen gehört wahrscheinlich unter die deutschen Ankömmlinge; und diese Gegend, welche ihm anzubauen verliehen war, hat von ihm den Namen erhalten. Die Besitzer derselben aber waren ohne Zweifel Burgmannen zu Cammin, wozu diese Provinz gehörte. Verschiedene von den Geschlechtern, welche sich nach den nahe bey Slivin gelegenen Dörfern nannten, sind gewiß ursprünglich für Schlieffen zu halten, wie hier aus starken Gründen gezeigt wird, welche zugleich die Beobachtung bestätigen, daß manche adeliche Häuser vor Alters mit Weglassung des gewöhnlichen Namens ihres Stammhauses, den Namen ihrer Güter angenommen, und auf ihre Nachkommen fortgepflanzt haben.

Das jetzige Colberg scheint ganz von den deutschen Ankömmlingen erbauet zu seyn, und hatte an den ergiebigen Salzwerken noch ein Mittel mehr, als andere Städte, den Adel vom Lande herein zu ziehen: denn dergleichen Güter waren vor Alters fast durch ganz Deutschland in den Händen des Adels. Lübisches Recht und die republicanische Verfassung dieser Stadt, erhöheten ihr Ansehen in der Geschwindigkeit. Bald anfangs bekleiden in ihr die Schlieffen obrigkeitliche Aemter; und da Wenden in den deutschen Pflanzstädten hierzu nicht gelangten, so konnten sie wohl keine eingebohrne Wenden seyn. Ihr Name steht in dem Lotbuche von 1450, unter den übrigen Besitzern der dortigen Salzwerke vorne an. Sie sind sehr wahrscheinlich als ein besonderer Zweig des um eben diese Zeit schon in der Mark begüterten Geschlechts, welches sich heut zu Tage Schlieben nennt, zu betrachten. Würden

die

die Nachrichten dieses Hauses von der andern Seite mit eben der Sorgfalt gesammelt und geprüft, so würde man dieses ohne Zweifel zu einem hohen Grade der Gewißheit gebracht sehen. Denn schon die Gründe, welche hier von der einen Seite dargestellt sind, machen diese Verbindung sehr glaublich. Hierauf folgt S. 123 ein fünfter Abschnitt von den besondern Personen des Geschlechts bis auf den gemeinschaftlichen Stammvater aller Linien. Dieser ist nach S. 135 u. f. Hans der ältere, welcher im vierzehenten und funfzehenten Jahrhunderte lebte. Seine beyden Söhne, Hans und Nicolas wurden die Stifter zwoer besonderer Linien; nämlich der Dresowischen und Soldekowschen. Von jenen stammt die ältere oder Dresowsche Hauptlinie und eine ausgestorbene Nebenlinie ab. S. 144 folg. Er selbst ist unter andern auch dadurch merkwürdig, daß er das Joch der Vorurtheile seines Jahrhunderts abzuschütteln wußte, ungeachtet er noch in der tiefsten Finsterniß des Aberglaubens lebte; wie hier die auf eine sehr unterhaltende Art ausführlich erzählte Geschichte desselben lehrt. Nicht weniger sind auch die Sitten des Adels in Ansehung des Faustrechts in der Geschichte seines Sohnes Caspar oder Jaspar sehr lebhaft geschildert. Zu dieser Dresowschen Hauptlinie gehört nach S. 229 auch der Hessen-Casselische Etatsminister und Generallieutenant Martin Ernst von Schlieffen; ein wahrhaftig groß und edeldenkender Herr, welcher bey hohen Einsichten, auch den allgemein anerkannten Ruhm eines Beschützers der Gelehrten hat. Unter den zur ausgestorbenen Dresowischen Nebenlinie gehörigen Personen zeichnet sich vorzüglich die sehr merkwürdige Geschichte eines Anton von Schlieffen S. 242 folg. aus. Der V. hat in dieselbe sehr viel lehrreiche Bemerkungen und Erläuterungen des Kriegswesens in der ersten Hälfte des sechzehenten Jahrhunderts verwebt; und da dieser Anton von Jugend auf ein vertrauter Freund des berühmten Wallensteins war, dessen Fall auch ihn auf eine empfindliche Weise mit traf, so sind seine persönlichen Schicksale auch für die allgemeine Geschichte sehr merkwürdig, und klären manches in diesem wichtigen Vorfalle des dreyßigjährigen Krieges auf eine angenehme Art auf. Unter so vielen herrlichen Reflexionen, welche überall eingestreuet sind, müssen wir die Leser dieses Werks insonderheit auf die aufmerksam machen, welche S. 269-273 über das Reisen junger Leute aus vornehmen Familien nach Frankreich, und über deutsche und französische Sprache und Littera-

 tur

tur vorkommt. Wir würden sie hier mit Vergnügen ganz abschreiben, wenn es der Raum dieser Anzeige erlaubte. Die Nachrichten von der Goldeckowschen Linie mit ihren untern Abtheilungen gehen von S. 277 bis 330. Bey jeder Haupt- und Nebenlinie sind die Stammtafeln eingerückt. Das Urkundenbuch enthält funfzig Beylagen, welche außer dem genealogischen Nutzen, auch dem Forscher deutscher Rechtsalterthümer sehr willkommen seyn werden.

Pmk.

Henrich Zimmermanns von Wißloch in der Pfalz, Reise um die Welt, mit Capitain Cook. Mannheim bey Schwan. 1781. 7 Bogen in 8.

Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee in den Jahren 1776 bis 1780 unter Anführung der Capitains Cook, Clerke, Gore und King. Mit einer neuverbesserten Karte und Kupfer, nach der originellen Handschrift getreulich beschrieben. Eine Uebersetzung nebst Anmerkungen von Johann Reinhold Forster, Prof. der Naturgeschichte zu Halle — Berlin, bey Haude und Spener. 1781. 357 S. in 8.

Beyde Bücher haben die Absicht, der Neubegierde des Publicums wegen des Erfolgs der letzten Reise des berühmten Cook so lange Nahrung zu geben, bis die größere annoch zu erwartende authentische Reisebeschreibung die Erwartung vollkommener befriedigen wird. Unser Landsmann zeigt in seiner Erzählung mehr Beobachtungsgeist, als sich von einem Matrosen sonst erwarten läßt; jedoch steht er freylich dem einsichtsvolleren Verfasser des aus dem Englischen übersetzten Tagebuchs sehr nach; und da Hr. Forster das beste aus Zimmermanns Erzählungen in den Noten zu seiner Uebersetzung beygefügt hat, so kann man jene füglich ganz entbehren. Hr. Forster hat aber überdem noch das Verdienst, manches in den Nachrichten des Engländers näher bestimmt, erläutert und berichtigt zu haben; und in diesem Betracht hätte dieses Tagebuch keinen bessern

Ueber-

Uebersetzer bekommen können. Auszüge aus einem Buche, das so allgemein gelesen zu werden verdient, erwarten unsere Leser wohl nicht.

Sf.

Anmerkungen über die Siegel, zum Nutzen der Diplomatik von Philipp Willhelm Gercken. Augsburg bey Stage. 1781. 8.

Freunde der Diplomatik werden es dem Verf. gewiß Dank wissen, daß er zu der noch immer sehr unvollständigen Lehre von den Siegeln, sehr wichtige Beyträge in dieser mit Fleiß ausgearbeitete Schrift geliefert hat. Die erste Abtheilung enthält: **Anmerkungen über die Siegel der Gräflichen und Fürstlichen Damen, und überhaupt der Frauenzimmer vom Stande.** a) Von dem Alterthum der Siegel der Damen vom Stande. Das älteste, das der V. anführt, ist das Siegel der Königinn Richeza von Pohlen, vom Jahr 1051. b) Zu welcher Zeit sie angefangen, Contrasigilla zu führen. Das älteste weibliche Gegensigil ist vom J. 1189. c) Zu welcher Zeit die Damen angefangen haben, auf ihren Hauptsiegeln die Wappenschilder ihres Gemals und ihre eigene aufzustellen, und ob das Vorgeben, daß sie allezeit das Wappen ihres Gemals zur rechten und jenes zur linken angestellt; gegründet und ohne Ausnahme ist. Das älteste Hauptsiegel, worauf ein Wappen befindlich ist, ist vom Jahr 1245. Das vorher angeführte Vorgeben ist nicht ohne Ausnahme, das Wappen des Mannes findet sich auch auf der linken Seite. d) Ob das Vorgeben gegründet ist, daß fürstliche Damen allezeit sitzend, gräfliche und freyherrliche (oder vielmehr Dynastae) aber beständig stehend auf ihren Siegeln erscheinen. Auch hier läßt sich nichts gewisses bestimmen, indem diese Stellungen sehr abwechselnd vorkommen. e) Was die Nebensachen auf den Frauenzimmersiegeln, als Hunde, Vögel, Blumen ꝛc. bedeuten, und ob diese Nebensachen allemal eine sichere regelmäßige Bedeutung haben, und nicht zum Theil zuweilen Zierrathen und Einfälle der Stempelschneider, und also ohne weitere strikte Bedeutung sind. Der Verf. hält alle diese Dinge für Zierrathen und Einfälle der Stempelschneider; zu denen die Liebhaberey der Damen an Hunden und Vögeln Gelegenheit gegeben haben soll. Es kann seyn; allein bey Grabmälern sind dergleichen

Vorstellungen dem Recensenten bedenklich. Das Treten auf Hunde und Löwen will sich überhaupt nicht wohl zur Liebhaberey schicken. Den Beschluß der ersten Abtheilung machen Anmerkungen über vier Classen, in die die Frauenzimmersiegel eingetheilt sind. α) Von den Frauenzimmersiegeln, worauf sie stehend abgebildet erscheinen; β) worauf sie sitzend vorkommen; γ) worauf sie zu Pferde sind: und endlich δ) worauf blos ihr Geschlechtswappen oder der Wappenschild ihres Gemahls, auch wohl beyde zusammen, ihr Brustbild u. s. w. befindlich ist. II. **Versuch einer kritischen Untersuchung, über die Beyzeichen der Wappen auf den Siegeln, die Schrägbalken, Turnierkragen, ein ausgeschnitten Viertheil aus dem getheilten Schilde, die Sterne, halbe Monde u. s. w. und derselben Bedeutung** ꝛc. Sterne und Monde waren fast immer willkührliche Zierrathen der Stempelschneider. Die übrigen dienten zur Bezeichnung der unehelichen Geburt, nachgebohrner Söhne und deren Nachkommen, minderjähriger auch abgetheilter Kinder. In Deutschland ist dieser Gebrauch selten, gewöhnlicher und sogar häufig in Frankreich und Niederland. Der Schrägbalken wird 1190, der Turnierkragen mit Lätzen 1280 zuerst gefunden. IV. **Untersuchung der Frage, ob die Prinzen und Grafen bey Lebzeiten und Regierung des Vaters kein Recht gehabt, ein eigen Siegel zu führen, und ob der Ausdruck — *quia careo proprio sigillo* — allemal so viel hat bedeuten sollen — weil ich kein Recht habe, ein eigen Siegel zu führen.** Der Verf. erweiset, daß der angeführte Ausdruck größtentheils den Verstand habe: Weil ich mir kein eigen Siegel habe stechen lassen. — Dieses kann hinreichen, die Aufmerksamkeit der Leser auf ein Buch rege zu machen, das wohl kein Liebhaber der Diplomatik wird entbehren können.

Mf.

Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte, gesammlet von Christian Wilh. Dohm. Dritte Lieferung. Lemgo. 1781. 1 Alph. 8 Bogen 8.

Diese nützliche Sammlung ist schon bekannt. Möchte es gleich manchen unangenehm seyn, um einiger wenigen Stücke willen vieles doppelt bezahlen zu müssen; so werden andre, denen

nen jene Quellen fehlen, dem Sammler desto mehr Dank wissen. Die gegenwärtige Lieferung enthält: I. Staatsschriften im jetzigen Kriege zwischen den bourbonischen Mächten und Grosbritannien in chronologischer Ordnung. II. Relation de la cour de France — — Faite au commencement de l'année 1690, von Ezech. Spanheim. Interessant und unterhaltend, obgleich in unreinem Französisch geschrieben, und durch Druckfehler entstellt. Schade, daß der noch wichtigere zweyte Theil dieses Berichts in der dem Hrn. Herausgeber mitgetheilten Handschrift mangelte. III. Commerztractat zwischen Frankreich und Meklenburg-Schwerin, geschlossen den 18ten Sept. 1779. IV. Defensionsschrift des Marquis von Pombal, von ihm selbst aufgesetzt und an die Königinn von Portugall gerichtet. V. Neuere Geschichte des Banats Temeschwar, aus Griselini. VI. Von den Salzwerken in Siebenbürgen, aus von Fichtel. VII. Schreiben des Jacob Jefferys, großbritannischen Gesandtens am Hofe K. Carl XII. von Schweden zu Bender, an einen Freund, über die Expedition der Russen gegen die Türken im J. 1711; aus Hrn. Curtius Collectan. ad historiam spectant. Partic. II. VIII. Ueber das Russische Successionsgesetz; auch vom Hrn. Curtius. IX. Leben des Feldmarschalls Grafen Peter Borissowitsch Scheremetew; aus dem St. Petersburgischen Journal. X. Auszug einiger Nachrichten von dem gewesenen Großkanzler, Fürsten Alexej Michailowitsch Tscherkaskoj; Eben daher. XI. Merkwürdige Anecdoten von dem Hetman Mazepa und seinem Neffen Woinarowskoj; eben daher. XII. Verzeichniß aller unter der Aufsicht des Manufacturcollegii stehenden Fabriken im russischen Reiche; aus eben der Quelle. XIII. Verzeichniß der im ganzen moskowischen Gouvernement Gebornen, Copulirten und Gestorbenen für die Jahre 1769 bis 1775; eben daher. XIV. Landmacht der Republik der vereinigten Niederlande am 1. October 1780; aus dem *Almanach de la Cour à la Haye.* XV. Verzeichniß der Orte in den holländischen Colonien, wo sich Gouverneure, Commandeure und Directoren befinden. XVI. Verzeichniß der sämmtlichen Gouverneure von Batavia in chronologischer Ordnung.

Uw.

7. Philo-

7. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Xenophons sämmtliche Schriften. Aus dem Griechischen neu übersetzt von Aug. Christian Borheck, Rektor des kombinirten Stadtlycäums zu Salzwedel. Zweyter Theil, welcher den Feldzug des Prinzen Kyros mit den besten Erläuterungsschriften desselben enthält. Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandlung. 1780. 21 Bogen in 8.

Bey der Vergleichung des Originals fast durchs ganze erste Buch stießen wir, wie im ersten Bande dieses verdeutschten Xenophons, mehrmalen auf Stellen, wo uns der Sinn entstellt, oder gänzlich verfehlt zu seyn schien; aber, auch weil wir beym ersten Bande schon länger uns verweilt, und diesen Uebersetzer unsern Lesern bekannt gemacht haben, wollen wir nur wenige von den Fehlern der Uebersetzung, die wir uns angestrichen hatten, hier auszeichnen.

S. 12. „Der älteste war eben damals gegenwärtig; den Kyros aber ließ er aus seiner Statthalterschaft kommen, über welche er ihn zum Satrapen gesetzt, und zum Heerführer aller der Völker bestimmt hatte, die sich in der Ebene von Kastoles versammlen.“ Hr. B. hat hier, so viel wir sehen, nicht nach dem rechten Sinne übersetzt, auch Leunklav nicht, dessen Uebersetzung allein, nicht die von Hutchinson verbesserte, wir zur Hand haben. Leunklav dollmetscht: Ac major quidem natu forte tunc aderat, Cyrum a praefectura, quam ei cum satrapae titulo concesserat, arcessit, ac praetorem omnium designat, quicumque ad Castoli campum ac planitiem congregari solent. Der griechische Text aber, deucht uns, wie ihn auch schon der ältere Uebersetzer, Romulus Amasäus, verstand, sagt: „Der älteste, Artaxerxes, war gegenwärtig; den Cyrus aber ließ er aus der Statthalterschaft kommen, worüber er ihn zum Satrapen gesetzt hatte; denn seiner Herrschaft hatte er alle Völker unterworfen, (καὶ στρατηγὸν δὲ αὐτὸν ἀπέδειξε πάντων) die sich in den Gefilden von Kastolus versammlen.“ Auch Folgendes ist sehr ungeschickt und unverständlich übersetzt: „Wenn Jemand vom Hofe des Monarchen

zu ihm kam, so reißte er so sehr für ihn eingenommen, wieder ab, daß sie alle weit mehr seine, als des Monarchen Freunde geworden; die unter ihm stehenden fremden Völker regierte er so, daß sie zum Kriege geschickt, und gegen ihn gut gesinnt wurden.“ Nach dem Griechischen setzen wir: „Alle, die wegen irgend einer Ursache vom Könige zu ihm kamen, ließ er so für ihn eingenommen wieder von sich, daß sie nachher viel mehr seine, als des Königs Freunde waren. Die Barbaren aber, die unter ihm stunden, machte er durch gute Mannszucht zu geschickten Kriegern, und gegen ihn selbst gut gesinnt.“

S. 13. „Er sammelte auch noch eine andere Armee im Chersonesos gegen Abydos über, und zwar auf folgende Weise. Klearchos war von Lacedämon vertrieben, mit diesem verband sich Kyros, lobte ihn sehr, und schenkte ihm zehntausend Dariken. Dieser nahm das Gold, und warb ihm für diese Summe eine Armee an, rückte damit aus Chersonesos aus, und bekriegte die Thraker, die über den Hellespont wohnen, wodurch er den Griechen nützlich war. Daher schickten ihm auch die hellespontischen Städte freywillige Geldbeyträge zum Unterhalt seiner Kriegsleute. Es blieb also verborgen, daß auch dieß Kriegsheer für den Kyros unterhalten wurde.“ Genauer nach Xenophons Worten schreiben wir; „Noch eine andre Armee wurde dem Cyrus im Chersones, Abydus gegenüber, gesammelt; und dieses geschah auf folgende Weise. Klearch, ein Vertriebner aus Lacedämon, erlangte die Bekanntschaft des Cyrus; und dieser schätzte ihn, und schenkte ihm zehntausend Dariken. Klearch nahm das Gold, warb dafür eine Armee, und rückte hierauf aus dem Chersones aus, und bekriegte die Thrazier, die über dem Hellespont wohnen. Weil dieses den Griechen vortheilhaft war, schickten ihm freywillig die hellespontischen Städte Geld zur Unterhaltung seiner Truppen; und auf diese Weise blieb es verborgen, daß auch dieses Heer dem Cyrus gehörte.“ Nach unserm Bedünken muß man hier zuletzt ἐλάνθανεν αὐτῷ ὂν (oder auch τρεφόμενον, wie im Folgenden steht) τὸ στράτευμα für ἐλάνθανεν αὐτῷ τὸ στράτευμα lesen. Auch das Folgende ist nicht gut gedollmetscht, und hier sollte man, deucht uns, wie schon ein Recensent der hutchinsonischen Ausgabe, allem Ansehen nach Reiske, in den Actis Erudit. Lips. 1749. p. 416. vermuthete, Ἀρίστιππος δὲ ὁ Θετταλὸς, ὃς ἐτύγχανε ξένος ὢν αὐτῷ, lesen. Wiederum gleich hierauf, „Auch dem Stymphalier, Sophänetos, und dem Achäer Sokrates trug er auf, so viel Truppen,

pen, als möglich, zu werben, als wollten sie zum Vortheil der flüchtigen Mileßer gegen den Tissaphernes kriegen," sind nicht genau Xenophons Worte. Dieser sagt: „Auch den Sophäner, den Stymphalier und Sokrates, den Achäer, lud er ein, mit so vieler Mannschaft, als sie aufbringen konnten, zu ihm zu kommen, weil er mit den flüchtigen Milesiern den Tissaphernes bekriegen wolle." Bald hierauf heißen in der Uebersetzung ἀκροπόλεις „Hauptstädte und Festungen;" das letztere Wort war hinreichend.

S. 18. „Die Siegspreise waren goldene Bürsten." Vielmehr, „goldene Schaber," strigiles aureae. „Hier an den Markt der Keraneer", sollte vielmehr heißen, „bis nach Keramus;" der Uebers. selbst bemerkt in der Note, daß ἀγορὰ Κεράμων der Name der Stadt sey, so wie Forum Julium. Aber die Aenderung, die er nöthig findet, können wir nicht annehmen; Ceramû ist eine bloß aus dem Plinius bekannte Stadt. „Die Ebne der Kaysers" ist hier ein Druckfehler für „des Kaysers." Ebendas. „Diese Kiliterin hatte auch eine kilikische und aspendische Leibwache bey sich, und es ward gesagt, daß Kyros bey ihr schliefe". Uns scheint die ältere Lesart, die Leunklav am Rande hat, συγγενέσθαι richtiger: „Diese Königinn von Cilizien kam von einer cilizischen und aspendischen Leibwache begleitet; und das Gerücht gieng, Cyrus habe ihr beygewohnet".

S. 19 „ihre Waffen zum Angriff vorzuhalten". Im Griechischen steht προβαλέσθαι τὰ ὅπλα, „ihre Schilde vorzuhalten. Gleich darauf, „diese brachten den Strategen die Order," sagt nicht Xenophon, sondern, diese (die Strategen nämlich) gaben den Soldaten die Order, οἱ δὲ ταῦτα προεῖπον τοῖς στρατιώταις. S. 20. „Megaphernes, des Königs Purpurbereiter." Wir denken vielmehr φοινικιστὴς βασίλειος heiße regis purpuratus, ein vornehmer Bedienter des Königs, der Purpur trägt. Hesychius hat das Wort aus unserer Stelle, aber ohne Erklärung.

S. 20. „Am folgenden Tage aber kam ein Bote mit der Nachricht, Syenesis habe die Anhöhen verlassen; nachdem er erfahren, daß Menons erstes Korps (der Ueb. schreibt überall Kor, als obs ein cor de postillon wäre) schon innerhalb der Gebirge in Kilikien wäre, und daß Kriegsschiffe der Lakedämonier und des Kyros unter der Anführung Tamons aus Jonien nach Kilikien herüber segelten." Die Worte τάμων ἔχοντα sind ohne Zweifel ein Schreibfehler; aber so wie es hier

geschehen

geschehen ist, konnte die Stelle doch gar nicht übersetzt werden. S. 21. „Kyros erstieg also die Gebirge, ohne von Jemand verhindert zu werden, und eroberte die Gezelte, worin die Kiliker Wache gehalten“. Mit dem Muretus und Hutchinson liest Hr. B. [illegible], und dafür las Reiske am angeführten Ort der Leipziger Acta, [illegible]. Nach unserm Urtheil bedurfte [illegible] keiner Aenderung: „Cyrus sah auf dem Gebirge die verlassenen Gezelte der Cilizier, worin sie Wache gehalten hatten.“

Noch eine Stelle schreiben wir S. 24. ab, und wollen hiermit unsre Erinnerungen schließen. „Kyros ward nun hierüber sehr bekümmert und traurig, und ließ den Klearchos zu sich rufen. Dieser wollte zwar nicht selbst kommen, schickte ihm aber heimlich, ohne daß es die Soldaten wußten, einen Boten, und ließ ihm Muth einsprechen, er würde diese schon wieder zur Pflicht zurück bringen. Ob er ihn gleich nochmals rufen ließ, so wollte er doch nicht zu ihm gehen“. Die Worte sind sehr falsch übersetzt; und uns deucht, man müsse [illegible] für τῶν στρατιωτῶν lesen, wie noch vermuthlich Romulus Amasäus hatte, dessen hier, wie fast durchaus, schönere und richtigere Uebersetzung, als die Leunklavische ist, wir zur Verbesserung hieher setzen: Hic Cyrus magna sollicitudine ac molestia ex re inopinata affectus, Clearchum ad se accersi jubet: ille palam quidem se iturum negat; clam vero certum ex militibus suis nuncium mittit, ac Cyrum bono animo esse jubet, quod, uti expediret, omnia eventura consideret, se modo iterum accerseret. Quo facto, ille iterum se venturum negavit.

Am Ende dieses Bandes finden wir einen Auszug aus Hutchinsons Abhandlung über den Verfasser des Werks, und den Zug der Griechen, und noch einige kleinere Aufsätze.

If.

Ioh. Frid. Fischeri Prolusiones quinque, in quibus varii loci librorum divinorum utriusque Testamenti eorumque versionum veterum, maxime graecorum, explicantur atque illustrantur. Accessit Commentatio super loco quodam epistolae quae inscribitur ad Hebraeos.

braeos. Lipsiae apud Sommer. 1779. 179 S. in gr. 8. ohne Index und Vorrede.

Kritische Gelehrsamkeit und bis an Enthusiasmus gränzenden Eifer für das Studium der griechischen Sprache, schätzt das Publikum schon lange an dem Verf. dieser Abhandlungen. Eben so erkennen wir auch sein Verdienst um das Studium der alten griechischen Bibelübersetzer, das durch sein und einiger anderer Gelehrten Empfehlung und Beyspiel sich in unsern Zeiten etwas gehoben hat. Aber verleugnen können wir dabey auch eine Empfindung nicht, die uns beym Lesen seiner vorigen Prolusionen über die griechischen Bibelübersetzer immer aufgestiegen, und auch bey denen, welche wir anzeigen, wieder erwachet ist — nämlich der Verf. spricht immer zu sehr im prächtig klingenden Superlativ, wo vielleicht der einfältige Positiv sicherer, auch wohl zuträglicher gewesen wäre. Woraus nur irgend einige Ausbeute zu nehmen ist, daraus macht er sogleich eine reiche, unerschöpfliche Fundgrube. Solche Lobreden schaden der guten Sache mehr, als sie ihr nützen; und mancher wackere Mann hat blos durch die unbedingten Lobsprüche seiner Freunde verloren. Die Vulgata z. B., von welcher die vierte, hier gedruckte Prolusion handelt, schätzen wir aus manchen Gründen hoch; aber mit dem Verfasser möchten wir sie nicht verae et legitimae rationis hebraea in Latinum convertendi magistram nennen. Und daß sie das sey, konnte auch der Verf. nicht beweisen. Seine Beyspiele zeigen blos, daß die Vulgata manches hebräische Wort mit einem guten, treffenden lateinischen ausgedrückt hat: aber dadurch wird sie noch lange nicht zu einer verae et legitimae rationis hebraea in Latinum convertendi *magistra*. Und das kann auch keine alte Uebersetzung bey dem wörtlichen Gang, den sie nehmen, seyn. So fordert auch der Verf. in der 5ten Prolusion von einem Ausleger des N. T. die feinste griechische Sprachkenntniß. Wir wünschen sie ihm auch, aber durch die angeführten Stellen des N. T., welche blos durch eine tiefgehende Kenntniß der griechischen Sprache sollen erklärt werden können, hat der Verf. unsers Erachtens seinen Satz nicht erwiesen. Sein erstes aus Luk. 22, 42. setzt blos Bekanntschaft mit andern Schriftstellern, sogar nur mit der hebräischen Bibel voraus — keine feine griechische Sprachkenntniß; zum dritten, aus Matth. 26, 34., daß φωνεῖν von einem Hahn gebraucht werde, reicht eine kleine griechische Lektüre schon hin; und höchstens blieben die

zwey

zwey übrigen Beyspiele, das zweyte und vierte zum Beweis des Thema's, ob beyde gleich eben nicht aus den Abgründen der griechischen Sprache erst ihre Erläuterung erhalten haben.

Doch von dieser allgemeinen Erinnerung zu den sechs Abhandlungen selbst, welche dieser Band enthält. Die fünf ersten sind Schulanschläge, jedesmal mit doxologischen Eingängen auf die Materie, die abgehandelt werden sollte, und dem Schluß, der die erste Veranlassung der Abhandlung meldet; die sechste ist eine andere Gelegenheitsschrift.

I Prolusio, qua loci nonnulli librorum N. T. e versionibus graecis maximeque Alexandrina oraculorum Malachiae illustrantur. S. 1 — 22. Zuerst über die Worte: ἁμαρτωλους προσδεχεται, Luk. 15, 2. προσδεχεται wird mit Hesychius durch προσποιειται, amat, probat erklärt, oder wie Matth. 11, 19. sich in der Parallelstelle ausdrückt φιλος ἁμαρτωλων ἐστι. Malach. 1, 8. ist הירצך „num te delectetur? durch ει προσδεξεται σε von den 70 Dollmetschern, und Ps. 51, 21. תחפץ זבחים von Symmachus durch προσδεχεσθαι θυσιαν ausgedrückt, wofür die Alexandriner ευδοκειν θυσιαν haben — Matth. 27, 43. ist ει θελει αυτον aus dem Gebrauch des hebr. חפץ zu erklären, welches auch mit dem Accusativ construirt wird, wie Malach. 3, 1. wo die 70 Dollmetscher ὁ αγγελος της διαθηκης ὁν ὑμεις θελετε übersetzen. Und da θελειν *amare* bedeutet, so konnte auch Malach. 3, 12. terra cara durch γη θελητη ausgedrückt werden. — ποιειν ανομιαν, oder ανομα εργα Matth. 13, 41. 2 Pet. 2, 18. sey aus עשה רשעה Malach. 3, 15. zu erklären; so wie τιθεναι εν καρδια Apost. Gesch. 5, 4. aus השים על לב aus Mal. 2, 2. wo es decernere bedeute. — Φειδεσθαι für חמל heiße non necari, servare beym Aquila Mal. 3, 17. vergl. V. 19. So auch Röm. 8, 32. 2 Pet. 2, 5. Μισειν heiße Luk. 14, 26. nachsetzen, wie Mal. 1, 2. שנא, μισειν bey den 70. Λαος περιουσιος Tit. 2, 14. nach Theophylaktus λαος οικειος, nach Suidas εγκτητος und nach 1 Pet. 2, 9. λαος εις περιποιησιν müsse aus dem Gebrauch des hebräischen סגלה das selbst erworbene Eigenthum erklärt werden. Und סגלה werde Malach. 3, 17. von den 70 durch περιποιησις und von Aquila durch περιουσιον und Prediger 2, 8. vom Symmachus, durch πεκουλιον, und vom Aquila durch ουσια übersetzt. Auch stehe beym Aquila 1 B. Mos. 31, 18. περιουσιαζεσθαι für רכש.

Mannagefäß nicht in der Bundeslade, sondern darneben stunden; wie kann Paulus von ihnen sagen: ἐν ᾗ σταμνος χρυση u. s. w.? Der Verf. bemerkt, daß eine Präposition mit mehrern Nominibus construirt, oft an einer und derselben Stelle in verschiedenen Bedeutungen genommen würde; und so stehe hier ἐν ᾗ bey den Worten σταμνος χρυση bis βλαστησασα für *ad* s. *juxta* quam, hingegen bey den Worten και αἱ πλακες της διαθηκης für *in* qua.

Jm.

Immman. Joh. Gerh. Schellers kleines lateinisches Wörterbuch, worinn die bekanntesten Wörter verzeichnet, die gewöhnlichsten Bedeutungen derselben möglichst genau, deutlich und bestimmt vorgetragen, auch die gebräuchlichsten Redensarten angeführt und erklärt sind. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, bey Fritsch. 1781. 1 Alph. 3 Bogen in gr. 8.

Es konnte nicht fehlen, Hrn. Schellers Wörterbuch, das so wesentliche Vorzüge vor dem des Cellarius besitzt, mußte in den Schulen mit allgemeinem Beyfall aufgenommen werden: und dieß zeigt denn auch Δiese bald erfolgte zweyte Auflage. Sie ist wirklich, wie man es von dem Verf. nicht anders vermuthen konnte, verbessert und vermehrt; verbessert von den Druckfehlern der ersten Auflage; vermehrt, mit neuen Wörtern, neuen Bedeutungen oder deren Ursachen, und mit den Quantitätszeichen der meisten Sylben. Exempel neuhinzugekommener Wörter sind, ardelio, caespes, festuca, giluus, gingiua, grunnio, peninsula, iubar, collido, larua, lasso, limbus, perillustris (wo doch auch mit wenigen Worten der Gebrauch des Worts als eines Titels hätte angegeben werden können) matula, mucro, nympha und viele a. m. Bey andern sind die Bedeutungen vermehrt oder genauer bestimmt worden, z. B. bey aestus, agger, album, antiquus, arista, aura, caerimonia, cella, consilium, fuscina, misceo, pontus, testa, trepidus u. v. a. m. auch wird bey debilis vermuthet, daß es von dehabilis zusammengezogen sey. Die Quantitätszeichen waren die nöthigste Verbesserung, die Hr. Sch. seinem Wörterbuche geben konnte, wie wir schon bey der Anzeige der ersten Auflage ge-

gewünscht haben. Doch hat er sie blos über Tonsylben oder solche Sylben gesetzt, über deren Quantität bey der Aussprache der Anfänger ungewiß seyn kann. Wo keine Gefahr zu irren ist, wie bey den Anfangssylben, da fehlen sie fast allemal, daß also einem Schüler dieses Wörterbuch zu prosodischen Uebungen nicht brauchbar ist, welches uns auch eben nicht wundert, da alle gewesenen Thomasschüler die Prosodie auf Schulen verachten und vernachläßigen sollen. So ist z. B. bey labi und laboro, die erste Sylbe la, und bey senex, semel, semen die Sylbe se durch kein Quantitätzeichen nicht bestimmt. Glaubt denn aber wohl Hr. Sch., daß ein lateinischer Schüler es nicht zu wissen brauche, ob diese Sylben lang oder kurz sind? Ueberdem sind auch einige Sylben falsch bezeichnet, als camĭnus, cāuus, dĕbeo, papăuer, flăuus. Auch fehlen noch, die Vermehrungen dieser Auflagen ungeachtet, noch eine Menge guter Wörter aus dem goldenen Zeitalter, die, wenn gleich nicht beym Cicero, doch bey den besten römischen Dichtern vorkommen, und doch ist dieß Wörterbuch, wie man aus andern Wörtern sieht, nicht blos auf die Lesung des Cicero eingeschränkt, und hara und cantherius werden gewiß weniger gesucht, als victima, vipera, pulpitum u. v. a. Auch fehlen noch bey andern Wörtern sehr bekannte und gute Bedeutungen, z. E. außer den bey der ersten Auflage angegebenen Mängeln bey debeo, einem etwas zu verdanken haben; bey labi, fehlen; bey laboro, sich um etwas Mühe geben u. a. Doch Bücher dieser Art können nur nach und nach, nach mehrmaligen Auflagen vollkommen werden.

Anthologia poetica graeca, collecta studio M. *Io. Gottlieb Lindneri*, Rect. Lycei Arnstad. Typis Orphanotroph. 1781. 33 halbe Bogen.

Es würde ungerecht seyn, dem Hrn. R. Lindner den Vorwurf zu machen, daß er unnöthigerweise die vielen griech. Chrestomathien mit einer neuen vermehrt habe: da sich nicht nur würklich die seinige durch ihren Inhalt, indem sie auch Stücke aus dem Homer enthält, von den meisten andern unterscheidet; sondern sogar seine uneigennützigen Absichten und die bey deren Herausgabe bewiesene Geduld und Ausharrung, vielmehr Bey-

fall verdienen. Zu Arnstadt war, so wie in den meisten alten Schulen, durch eine gewisse Vorliebe gegen den Hesiodus, dieser Dichter zur einzigen griechischen Lection eingeführt. Da aber dieser Autor weder durch Inhalt und poetische Kunst noch wegen seiner vielen Dialekte, bey jungen Leuten Lust zu der ihnen von ihren Lehrern empfohlnen griechischen Litteratur zu erwecken und zu unterhalten geschickt ist; so that Hr. L. was schon mehrere Schulleute in diesem Fall gethan haben; er bewürkte bey seinem Consistorium die Abschaffung dieser Lection, stieß sich aber bey der Wahl eines andern zu substituirenden griechischen Schulbuchs an die gewöhnlich hohen Preiße der griechischen Bücher: denn freylich hat die Einführung eines neuen Buchs, das einen Gulden oder Thaler kostet, für den größern Haufen junger Studirenden, der gewöhnlich der ärmere ist, immer ihre Schwierigkeit. Er entschloß sich daher selbst diese Sammlung zu veranstalten, die wegen des Mangels an griechischen Lettern und weil sie nur gelegentlich bey unbeschäftigter Presse gedruckt werden konnte, itzt erst nach dem dritten Jahr vollendet ist. Freylich wird sie durch Typen, Druck und Papier nicht sehr empfohlen: indessen erreichte doch Hr. L. seinen Zweck, seinen Schülern eine griechische Chrestomathie in dem wohlfeilsten Preiße in die Hände zu liefern. Er hat, wie es in Arnstadt gewöhnlich ist, die Accente weggelassen, und rechtfertigt sich darüber in der Vorrede. Er urtheilt über den Werth derselben ganz richtig: indessen glauben wir doch, daß er dadurch die Einführung seines Buchs auf andern Schulen verhindern werde; und wenigstens macht der Mangel der Accente dem Schüler die Vorbereitung zur Kenntniß griechischer Worte um nichts leichter. Man muß das Buch ganz durchgehen, wenn man wissen will, was darin geliefert wird, denn auch hier fehlt ein Verzeichniß des Inhalts. Es enthält also diese Anthologie, nach den Inhaltsversen der Bücher der Iliade, das IX. und X. Buch der Iliade, das IX. Buch der Odyssee, die 210 ersten Verse von Hesiods Ε. κ. Η.; die 104 ersten Verse von dessen Theogonie, das erste und vierzehnte Olympische, und einige Pythische, Nemeische und Isthmische abgekürzte Siegslieder Pindars, des Theokrits 18te und 19te Idylle, des Kallimachus Hymne auf die Ceres, einige Lieder Anakreons und das vortreffliche Lied der Sappho mit Catulls Nachahmung. Jedem Fragment hat Hr. L. eine kurze Notiz des Autors vorgesetzt und den griechischen Text mit kurzen erklärenden Noten begleitet, auch in einem angehängten lateinischen Register ein

über-

überaus nutzbares Repertorium der Sachen sowohl als der rhetorischen und grammatischen Bemerkungen geliefert. Der griechische Index aber ist, um vielen Nutzen haben zu können, zu mangelhaft, zu kurz und zu leer. Was hilft es, einem Schüler kurz und gut zu sagen, wie er ein griechisches Wort an der Stelle übersetzen soll, z. E. φωνη, nomen; χαρις, laus u. dgl. wenn man ihm nicht dabey sagt, wie und warum es diese Bedeutung haben könne? Viele Wörter sucht man vergebens, hingegen findet man, was man nicht suchte, als ὡς, vt.

Pk.

Theophili Christophori Harles Anthologia graeca prosaica. Norimbergae sumtu Stein. 1781. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

Unter den vielen ähnlichen Sammlungen soll nach des Verf. Absicht sich diese durch Mannigfaltigkeit und Menge der ausgesuchten Stücke auszeichnen, und dadurch dem Ekel des leckern Jünglings auf niedrigen und hohen Schulen zuvorkommen. Dieser soll zugleich auf diese Art seine Beurtheilungskraft durch Vergleichung ähnlicher Schriftsteller üben, und zur Kenntniß mehrerer Bücher und Sachen geführt werden, welche ihm in der Zukunft bey der Erlernung irgend einer Wissenschaft nützlich seyn können. Die Noten für Anfänger und Schüler hat Hr. H. länger und zahlreicher gemacht, für die geübtern Leser kürzer oder gar keine. Für die Kritiker endlich sollen die Noten zu des Lysias Trauerrede auf die Corinthier seyn; denn Hr. H. hat hier eine Collation der Uffenbachischen Handschrift beygebracht. An Verschiedenheit oder Mannigfaltigkeit der Auszüge hat er es freylich nicht fehlen lassen, und wenn man gleich wider manchen Schriftsteller, wie z. B. wider den Epictet, Diogenes Laertius, Antoninus Liberalis, und Aristaenet, dies und jenes zu erinnern hätte, so wird sich dennoch Hr. H. damit helfen, daß das, was für einen unnütz ist, doch für einen andern tauglich seyn könne. Denn der gute Mann geht immer seinen Weg fort, schreibt jährlich seine Zahl Bücher voll, vermuthlich weil sein häußlicher Plan darauf gemacht ist, und bekümmert sich viel darum, was man davon denkt und sagt, oder was die Welt davon für Nutzen haben mag. Das ist doch allemal mehr des Mannes seine Sache, der das Mscr bezahlt, und noch oben drein die Druckerkosten daran

wagt. Von den Anmerkungen können wir nichts weiter sagen, als daß sie ganz wider den Zweck weitläuftig, voller Citationen, critischer Muthmaßungen und von andern dergleichen Unrath sind. Auch hat Hr. H. nicht vergessen, eigne Verbesserungen zu versuchen, die seinem Genie Ehre machen, und seine zahlreichen Werke und Ausgaben sucht er immer auch bey Gelegenheit der Vergessenheit zu entreissen. — Die Collation der Uffenbachischen Handschrift über den Lysias dient zu weiter nichts, als einige wenige Muthmaßungen der vorigen gelehrten Ausleger zu bestätigen. Neue Lesarten hat sie gar nicht, dagegen desto mehr Schreibfehler und einfältige Randglossen.

Tb.

Phäders Aesopische Fabeln. Eisenach, bey Wittekindt. 1781. in 8 112 Seiten.

Des Originals Urbanität, nebst dem fein durchschimmernden Lächerlichen findet man hier nicht; der Uebersetzer erzählt zu abgebrochen, indem er aus einer Periode mehrere macht, hascht nach neuen und für das Sujet zu hohen Worten, und was das ärgste ist, verfehlt dabey nicht selten den rechten Sinn. Also zu den besten gehört diese Uebersetzung nicht, darum aber auch noch nicht zu den ganz verwerflichen. Vielleicht, wenn der V sich mehr übt, und mehr feilt, kann er künftig etwas besseres liefern. Warum er gerade den Phädrus wählte, sehen wir nicht; der ist ja doch so schwer nicht, und dann ist er ja fast ganz von Dichtern besser übertragen. Zu den jetzigen Moden gehört auch die des Uebersetzers; und bey einer Mode darf man nach Gründen nicht fragen; weil sie selbst Grund seyn will. Einige Beyspiele wollen wir doch zu des Verf. Belehrung hersetzen. Gleich im Anfange der ersten Fabel heißts: zu dem nämlichen Bach kamen ein Wolf und ein Lamm; der Durst nöthigte sie zusammen. Das Zusammennöthigen ist hier, weder als Beschreibung, noch auch als Zierrath passend; sondern durchaus für diese Erzählung zu hochtrabend; vornämlich in einer eigenen Periode. Phädrus hat nur eine Periode, und compulsi steht vermöge eines gewöhnlichen Latinismus statt einer Präposition; also heißt das Ganze nichts mehr: sie kamen aus Durst an denselben Bach. Folglich hier zu große Aengstlichkeit. Gleich darauf, der Räuber angefeuert von seiner mörderischen Kehle, nahm bald Anlaß zu zanken. Im Original, fauce improba

proba latro incitatus, jurgii causam intulit. Die Kehle ist nicht mörderisch, wohl aber der Rachen; improba auch nicht sowohl mörderisch, als vielmehr gierig; intulit nahm Anlaß, ist zu schwach, er suchte Zank. Ferner, unmöglich kann ich das Wolf; im lateinischen, qui possum quaeso facere, quod querere lupe? Hier ist der ganze Charakter verfehlt, das Lamm antwortet furchtsam; aber die deutsche Antwort ist dreist, im entscheidenden Tone. Im Original mehr Charakter; wie kann ich doch wohl, mein lieber Wolf, das thun, worüber du dich beklagst? Gleich darauf: beschämt durch die kräftige Wahrheit, repulsus veritatis viribus. Beschämt ist schief; abgefertigt; ein hungriger Wolf schämt sich wohl nicht. Die kräftige Wahrheit, besondere Kraft liegt doch in des Lammes Antwort nicht; sondern durch die Stärke der Wahrheit; weil er nichts dagegen sagen konnte.

Uz.

Joh. Ludw. Bianconi, d. A. D. Sendschreiben über den A. Cornelius Celsus an den Abt Hier. Tiraboschi, aus dem Italienischen übersetzt von — — Nebst einer Zuschrift von D. Carl Christ. Krause. 1781. 8. 248 Seiten ohne Reg. und 42 Seiten Vorrede.

Celsus, dieser zierliche und klassische Schriftsteller von der Arzneykunde, verdiente wohl vor vielen andern, unsern Zeitgenossen aufs neue empfohlen zu werden Sein Ausdruck ist rein, seine Schreibart zierlich und musterhaft, seine Behandlungsart vortrefflich, und den damals bekannten Sätzen der Heilkunde angemessen. Hippocrates und Asclepiades sind seine beyden Gewährsmänner, denen er vor andern folgt, und dennoch beträgt er sich an den meisten Stellen, als einen unterscheidenden Eklektiker. Selbst Hippokrates, dessen Text an manchen Stellen so dunkel und verdorben ist, kann durch ihn verbessert werden, weil er ihn öfters wörtlich übersetzt, nur muß es behutsam geschehen: denn manchmal scheint er des Alten Sinn nicht getroffen oder eine andere Lesart vorgefunden zu haben. So weit sind wohl die meisten Kenner einstimmig. Mehr getheilt, wenn die Frage entsteht, wenn hat er gelebt? Einige setzen ihn in die ersten, andere in

 die

die letzten Jahre Augusts, noch andere unter dem Tiber und später hinaus. Unser Verf. ist für die erste Meynung, und sucht dies mit litterarischen Gründen zu beweisen, die bald mehr bald weniger treffend sind. Alles läuft dahin aus. Celsus muß seine Werke in den ersten Jahren Augusts geschrieben haben, weil er, nach Quinctilian: Zeugniß, vor dem ältern Gallio lebte, der in die letzten Regierungsjahre fällt; weil er den Themison, als einen kürzlich Verstorbenen, (ohngefähr zur Zeit der Ermordung des Julius Cäsar) anführet; weil er in seiner vortrefflichen Vorrede zum ersten Buche, wo er die Geschichte der Medicin durchgehet, nichts von dem beym August so beliebten Antonius Musa und dem Gebrauche der kalten Bäder, die dieser wieder Mode gemacht hatte, erwähnet. Unter dem Tiber könne er nicht gelebt haben; denn ob er gleich von Columella contemporaneus genennet werde, so heiße dies nur Zeitgenosse, und dies könne er wohl gewesen seyn, aber nicht sein Coaetaneus, zu gleicher Zeit, in gleichem Alter lebend. Noch weniger könne man sich auf des Plinius Colum, als eine neue Krankheit, berufen, da sie doch Celsus ebenfalls anführe; denn er sähe sie, als etwas Ungewöhnliches an, und hoffentlich habe sie bey den Ausschweifungen der Römer längst bekannt seyn müssen. Außerdem sey es zweifelhaft, was des Tibers Colum eigentlich für eine Krankheit gewesen sey. Bey der Gelegenheit wird mit einer überschwemmenden aber ziemlich unordentlichen Gelehrsamkeit Nachricht von den Werken des Celsus gegeben, sein Vorname, Aulus, außer Streit gesetzt, seine edle und freye Geburt, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, sein sanfter Charakter, seine Liebhaberey an der Arzneykunst, ohne sie selbst auszuüben, ins Licht gesetzt, und gezeigt, daß er Hofmeister und Sekretär des Tibers auf dem Feldzuge im Orient, treuer Freund des Ovids und des Maximus gewesen sey — alles mit vieler Weitschweifigkeit und Schwazhaftigkeit erzählet. Allgemein interessant ist, was er von den verglichenen Handschriften und den vorhandenen Ausgaben und ihrem Werthe sagt. Gelegentlich wird fast in jedem Sendschreiben, deren 12 sind, viel Belesenheit angebracht, die öfters gar nicht oder doch auf eine sehr entfernte Art dahin gehöret. Denn so würde ein strenger Beobachter des Schicklichen, z. B. den Gallio und Ovid, den Asklepiades und Themison, nur so weit angeführet haben, als sie Zeugen abgeben konnten, sich nicht so lange beym Anton Musa, bey der Contraria medicina, womit er den August herstellte, bey der vom

vom Celsus angeführten Krankheit einer Personae splendidae, bey der angeblich verunglückten Kur des Marcell, bey dem weibischen Wesen und tändelndem Styl des Mäcen; bey den fünf neuen Krankheiten des Plinius, Lichen, Carbunculus, Elephantiasis, Gemursa und Colum, bey seinem Zunamen, Albinouanus, und ähnlichen Dingen aufgehalten haben. Dies sind so viele Seitenwege, die dem Leser leicht irre machen, wenigstens in ganz fremde Gegenden führen können. Dies sind wilde Sprößlinge, die fleißig abgeschnitten werden sollten. Der antiquarische Geschmack, der ehedem in Holland und Italien herrschte, alles mitzunehmen, was bey der Gelegenheit aufstößt, ist gewißlich nicht der beste. Dazu kommt noch, daß der Verf. bey allen seinen Tiraden gerade die innern Beweise, die von der Sprache des Celsus, seiner Behandlungsart, und einigen historischen Thatsachen hergenommen werden können, übersiehet. Denn sein Styl hat nicht das Geschraubte und Erkünstelte, das seit den letzten Regierungsjahren Augusts, nach dem Beyspiele des Mäcen, immer allgemeiner wurde. Man findet bey ihm nichts von den zugespitzten Redensarten, erzwungenen Schönheiten und gedrechselten Antithesen, die Vellejus, Seneca und andere spätere Schriftsteller bis zum Ekel anbringen. Die eigentliche Litterargeschichte der Arzneykunde hat also durch diese Schrift nicht viel, der Dilettante allenfalls eine angenehme Lectüre auf ein paar Stunden gewonnen. Warum machte der Verf., der doch selbst ein Arzt war, nicht seine Leser mit den vornehmsten Sätzen der Kunst, die Celsus hat, bekannt? Warum drang er nicht bey Beurtheilung der Handschriften und Ausgaben tiefer in ihren Werth ein? Denn so, wie seine Nachrichten da liegen, sind sie nicht allemal befriedigend. Zu wünschen ist, daß Hr. Hannibal Mariotti in Perugia diese Hülfsmittel bey der versprochenen neuen Ausgabe mit mehrerer Kritik und Auswahl nutzen möge, als es vielleicht Bianconi würde gethan haben. — Nun noch ein Paar Worte von des Hrn. D. Krause Zuschrift. Hr. Bianconi hatte seine Prolegomena, die unnütze Biographie des Rhodius, die überflüßigen Zeugnisse der Alten, das Bildniß des Celsus aus dem Sambucus, als entbehrlich getadelt, und dagegen vertheidigt sich Hr. Krause bescheiden, fügt aber die vom Bianconi vergessene Hallersche Ausgabe bey. So sehr Hr. Krause seine Ausgabe über alle andere erhebt, so wissen wir doch aus eigner und fremder Erfahrung, daß dieselbe durch fehlerhafte Interpunction, durch Auslassung und Zusetzung mancher

cher Worte und durch nicht selten unglückliche Kritik, viele Stellen unleserlich und unverständlich gelassen hat. Eben so ist die Uebersetzung bisweilen nicht richtig.

Hippokrates Werke, aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen von D. Joh. Friedr. Karl Grimm, Herzogl. Gothaischen Hofrath und Leibarzt. Erster Band. Altenburg, bey Richter. 1781. 8. 504 Seiten.

Hippokrates ist den Aerzten, was Homer den übrigen Gelehrten ist. Außer ihm haben sie kein älteres Denkmal ihrer Kunst, und nach Jahrtausenden bleibt er noch immer Muster, wie Beobachtungen angestellet, verarbeitet, beschrieben und aufs neue angewandt werden müssen. Bey der Lecture einiger Schriften erstaunet man über das vielumfassende Genie, das bey so wenigen Hülfsmitteln unzählige Schwierigkeiten überwand, und dennoch ohne alle Hypothesensucht die Natur der Krankheiten, besonders der hitzigen Fieber, so getreu malt, daß man sie noch jetzt wieder erkennet. Wenigstens behaupten dies die Aerzte, welche Kenner sind; Hr. Hofr. Gruner hat dies neulich (Bibliothek der alten Aerzte in Uebersetzung und Auszügen, 1r Band. Leipzig, 1780. 8.) hinreichend erwiesen, und der gegenwärtige Uebersetzer, Hr. Grimm, versichert das nämliche. Dadurch sollen die Nichtkenner, denk' ich, zum Schweigen gebracht werden. Also darüber ist der unparteiische Theil der Aerzte eins, daß die Werke des Hippokrates, im Ganzen genommen, noch immer nützlich und lesenswerth sind, und durch eine Uebersetzung gemeinnütziger gemacht zu werden verdienen. Nur das ist schwer zu bestimmen, ob alle oder nur einige dieser Ehre würdig sind. Ein einziger unverfangener Blick auf die, unter des Hippokrates Namen vorhandenen Schriften, und man wird nur für die Auswahl stimmen. Denn man siehet gleich, daß einige nicht von ihm seyn können, andere allenfalls aus den wenigen ächten zusammengesetzt, und mit falschen oder spätern Zusätzen verunstaltet sind, und folglich unsichere Quellen bleiben, andere sind blos theoretisch, und viel zu mangelhaft für unsere Zeiten, nur brauchbar für den Litterator, der die Fortschritte der Kunst studiret, endlich können einzelne Theile, z. B. die gebrauchten Arzneymittel und Recepte, die Pflanzen und Mineralien, nicht sonderlichen Nutzen

mehr

mehr haben, und bey einigen bleibt es immer zweifelhaft, was für Körper darunter zu verstehen seyn dürften. Dies hat hoffentlich den ersten Uebersetzer des Hippokrates, den Hrn. Hofr. Gruner, bewogen, alles Theoretische und in unsern Zeiten Unzweckmäßige wegzulassen, und nur das Praktische in seine Bibliothek aufzunehmen. Und das ist, dünkt uns, der beste und sicherste Weg, den Verdiensten des wirklich großen Mannes nichts zu vergeben. Inzwischen der gegenwärtige Uebers. denkt anders. Er will den deutschen Aerzten alles geben, was unter des Hippokrates Namen bekannt ist. Ein schweres, aber desto lobenswürdigeres Unternehmen, zu dessen baldigen Beendigung wir ihm von Herzen Glück und Gesundheit wünschen. Denn außer den obigen Schwierigkeiten treten auch noch diese ein, daß wir noch keine kritische Ausgabe haben, und manche Stellen ganz ohne Sinn bleiben, oder durch Muthmaßungen erhellet werden müssen, auch der muthige Uebersetzer, außer dem Hrn. Hofr. Gruner, den er nicht nachgesehen haben will, beynahe gar keinen Vorgänger hat. Blos die Aphorismen sind von Joh. Timm 1744, und vom Hrn. Lichtenberg in Helmstädt 1779 deutsch übersetzt. Jene Uebersetzung ist unausstehlich, diese mehr Umschreibung, und daher viel zu gedehnt. Dann lieferte unser Uebers. das Buch von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten, Altenburg. 1772. das wohl aufgenommen wurde. Sonst kennen wir keine deutsche Uebersetzung der Hippokratischen Bücher. Nach dieser Voraussetzung wollen wir sehen, was der Uebers. geleistet hat.

Nach einem Bruchstücke von dem Leben des Arztes Hippokrates aus Kos, das gleich weit von übertriebener Anhänglichkeit und Heruntersetzung des guten Alten entfernt ist, manchmal aber doch bey bessern Gebrauche der vorhandenen Hülfsmittel, die zum Theil nicht genannt sind, vollständiger und befriedigender seyn konnte, folgen die für ächt gehaltenen Bücher des Hippokrates, nämlich das erste und dritte Buch von den Landseuchen, das B. der Vorhersehungen, das zweyte B. der Vorhersagungen, die Lehrsprüche, das B. von der Lebensordnung in hitzigen Krankheiten und von der Luft, und einige Erläuterungen über die beyden Bücher von den Landseuchen machen den Beschluß. Ueber die Aechtheit dieser Schriften ist man ziemlich eins, etwan das zweyte B. der Vorhersagungen ausgenommen. Die Uebersetzung ist in den meisten

Stellen getreu, und der Sinn getroffen, nur stößt man auch hier und da an, und bemerkt beym Lesen etwas Schleppendes. Zugegeben, daß ein Theil der Schuld am Original liegt, dessen Schreibart gewiß nicht allemal die beste und reinste ist, und wo oft eine Konstruktion mit der andern abwechselt, so hätte dennoch der Uebers. der Treue unbeschadet, manchmal mehr Geschmeidigkeit in die Uebersetzung bringen können. Er durfte nur das Zeitwort und das Nennwort schicklich verwechseln, dann, deucht uns, würde es deutlicher für die Aerzte ohne Litteratur, dergleichen es jetzt so viele giebt, seyn, wenn gewisse Dinge gleich ausgedruckt wurden, z. B. der Tempel der Erde, statt Gea S. 65; der Kleidersäuberer, wie es Hr. Gruner übersetzt, statt Walkmüller S. 31. Umläufe (περίοδοι) S. 57 scheint nicht recht ausdrückend zu seyn: Eine Frau, die mit in dem Gefolge des Pantimids war, S. 80. (γυναικα την παρα Παντιμιδου) statt, **Eine Sklavinn des Pantimides**; Verwerfungen S. 163, statt Versetzung der Krankheitsmaterie; Spannende Schmerzen S. 280. (ξυγματα) statt ξυσματα, Reißen. Ueberhaupt haben wir auch manchmal ganze Zeilen gefunden, die in der gebrauchten Ausgabe des Foes nicht stehen, manchmal Kunstwörter, die eben so gut mit deutschen Worten verwechselt werden konnten, z. B. Exkremente S. 354 f. Die im **B. von der Luft** strittigen Männer S. 436, ευνεας übersetzt er durch **Unmänner**. Nun noch eine Probe aus dem **dritten B. von Volksseuchen**, S. 86, wo Hippokrates eine bösartige Witterungsbeschaffenheit, als Krankheitsursache, beschreibt, mit Vergleichung der Grunerschen Uebersetzung.

Grimm.	Gruner.
Es gab das Jahr über bey einer immerwährenden Windstille Südluft und feuchtes Wetter. Allein nachdem in dem vorigen Jahre eine große Dürre gewesen war, so fielen nun bey der Südluft um den Anfang des Herbstmonats herum häufige Regen. Der Herbst war trübe, der Himmel mit Wolken bedeckt, und Wasser überall in Menge. Der Win-	Das Jahr war südlich und regnerisch, und dabey stets Windstille. Die ersten Monate des Jahres ([illegible]) waren trocken, gegen Aufgang des Arktur entstanden Südwinde, und zugleich häufiger Regen. Der Herbst war trübe und nebelicht, (ἐπινέφελον) mit vielem Regen. Der Winter südlich, feuchte und gelinde. Lange nach der Sonnen-

ter blieb bey der Südluft feucht und gelinde. Inzwischen stellte sich doch lange nach der Sonnenwende und später hin, fast zunächst an der Tag- und Nachtgleiche, ein Nachwinter ein. Ja noch um dieselbe hatte man, doch nicht lange, Nordwinde und Schneegestöber. Das Frühjahr durch bis zu den Hundstagen, gab es wiederum Südluft, Windstille und immerfort häufige Regen. Der Sommer war heiter und warm zugleich, bey einer großen erstickenden Hitze.

Sonnenwende, um die Tag- und Nachtgleiche, (πλησιον ισημεριης) fiel der letzte Frost ein, (επισχειμαινη) und zugleich weheten Nordwinde mit Schneegestöber, aber nicht lange. Das Frühjahr war ebenfalls warm und ohne Wind, dabey steter häufiger Regen bis Aufgang des Hundssterns (προ κυνος, αιθριον, ὑδατα πολλα δια τελους μεχρι κυνος), der Sommer aber helle und warm, und zugleich erstickende Hitze.

Aphorismen S. 232.

Eine vollkommen starke Gesundheit ist bey den gymnastischen Uebungen, so bald sie aufs höchste steigt, unsicher. Denn auf dem Grade kann sie weder stehen, noch auch unthätig bleiben. Da sie nun aber nicht im Stande der Ruhe bleibt, so kann sie sich doch nicht weiter bessern, und daher verschlimmert sie sich wieder. Aus diesen Gründen ist es gut, eine zu starke Gesundheit ein wenig zu schwächen, und doch nicht nach und nach, damit sich der Körper inzwischen wieder erhole. Man treibe aber auch die Entkräftungen nicht aufs höchste: denn dieses wäre unsicher. Hergegen bringe man sie zu dem Grade hin, auf dem eine ordentliche Gesundheit bleiben kann.

Der höchste Grad der Gesundheit (αἱ επ' ακρον ευεξιαι), dergleichen bey den Fechtern gefunden wird, ist gefährlich, so bald sie aufs höchste steigt. Sie kann nicht besser werden, auch nicht inne halten, und muß eben deshalb sich verschlimmern. Daher ist es rathsam, diese allzu gute Beschaffenheit des Körpers beyzeiten zu hindern, damit sie gleichsam wieder von vorne anfange. (ινα παλιν αρχην αναθρεψιος λαμβανη το σωμα) Doch muß man es nicht aufs äußerste treiben, (dies ist gefährlich) sondern nur so weit, als es die Natur des Menschen verträgt: (αλλ' ὁκοιη αν ἡ φυσις η του μελλοντος υπομενειν, ες τουτο αγειν).

Doch

Stellen getreu, und der Sinn getroffen, nur stößt man auch hier und da an, und bemerkt beym Lesen etwas Schleppendes. Zugegeben, daß ein Theil der Schuld am Original liegt, dessen Schreibart gewiß nicht allemal die beste und reinste ist, und wo oft eine Konstruktion mit der andern abwechselt, so hätte dennoch der Uebers. der Treue unbeschadet, manchmal mehr Geschmeidigkeit in die Uebersetzung bringen können. Er durfte nur das Zeitwort und das Nennwort schicklich verwechseln, dann, deucht uns, würde es deutlicher für die Aerzte ohne Litteratur, dergleichen es jetzt so viele giebt, seyn, wenn gewisse Dinge gleich ausgedruckt wurden, z. B. der Tempel der Erde, statt Gea S. 65, der Kleidersäuberer, wie es Hr. Gruner übersetzt, statt Walkmüller S. 31. Umläufe (περίοδοι) S. 57 scheint nicht recht ausdrückend zu seyn: Eine Frau, die mit in dem Gefolge des Pantimids war, S. 80. (γυναικα των περι Παντιμίδην) statt, Eine Sklavinn des Pantimides; Verwerfungen S. 163, statt Versetzung der Krankheitsmaterie; Spannende Schmerzen S. 280. (ξύγματα) statt ξύσματα, Reißen. Ueberhaupt haben wir auch manchmal ganze Zeilen gefunden, die in der gebrauchten Ausgabe des Foes nicht stehen, manchmal Kunstwörter, die eben so gut mit deutschen Worten verwechselt werden konnten, z. B. Exkremente S. 354 f. Die im B. von der Luft strittigen Männer S. 436, ευνεχοι übersetzt er durch Unmänner. Nun noch eine Probe aus dem dritten B. von Volksseuchen, S. 86, wo Hippokrates eine bösartige Witterungsbeschaffenheit, als Krankheitsursache, beschreibt, mit Vergleichung der Grunerschen Uebersetzung.

Grimm.	Gruner.
Es gab das Jahr über bey einer immerwährenden Windstille Südluft und feuchtes Wetter. Allein nachdem in dem vorigen Jahre eine große Dürre gewesen war, so fielen nun bey der Südluft um den Anfang des Herbstmonats herum häufige Regen. Der Herbst war trübe, der Himmel mit Wolken bedeckt, und Wasser überall in Menge. Der Win-	Das Jahr war südlich und regnerisch, und dabey stets Windstille. Die ersten Monate des Jahres (τῶν ὑποπρόσθεν χρόνων ἐν αὐχμοῖσι) waren trocken, gegen Aufgang des Arktur entstanden Südwinde, und zugleich häufiger Regen. Der Herbst war trübe und nebelicht, (ἐπινέφελον) mit vielem Regen. Der Winter südlich, feuchte und gelinde. Lange nach der Sonnen-

ter blieb bey der Südluft feucht und gelinde. Inzwischen stellte sich doch lange nach der Sonnenwende und später hin, fast zunächst an der Tag- und Nachtgleiche, ein Nachwinter ein. Ja noch um dieselbe hatte man, doch nicht lange, Nordwinde und Schneegestöber. Das Frühjahr durch bis zu den Hundstagen, gab es wiederum Südluft, Windstille und immerfort häufige Regen. Der Sommer war heiter und warm zugleich, bey einer großen erstickenden Hitze.

Sonnenwende, um die Tag- und Nachtgleiche, (περὶ ἰσημερίην) fiel der letzte Frost ein, (ὀπισθοχειμῶνες) und zugleich weheten Nordwinde mit Schneegestöber, aber nicht lange. Das Frühjahr war ebenfalls warm und ohne Wind, dabey steter häufiger Regen bis Aufgang des Hundssterns (νότιον, ἄπνοον, ὕδατα πολλὰ διὰ τέλεος μέχρι κυνός), der Sommer aber helle und warm, und zugleich erstickende Hitze.

Aphorismen S. 232.

Eine vollkommen starke Gesundheit ist bey den gymnastischen Uebungen, so bald sie aufs höchste steigt, unsicher. Denn auf dem Grade kann sie weder stehen, noch auch unthätig bleiben. Da sie nun aber nicht im Stande der Ruhe bleibt, so kann sie sich doch nicht weiter bessern, und daher verschlimmert sie sich wieder. Aus diesen Gründen ist es gut, eine zu starke Gesundheit ein wenig zu schwächen, und doch nicht nach und nach, damit sich der Körper inzwischen wieder erhole. Man treibe aber auch die Entkräftungen nicht aufs höchste: denn dieses wäre unsicher. Hergegen bringe man sie zu dem Grade hin, auf dem eine ordentliche Gesundheit bleiben kann.

Der höchste Grad der Gesundheit (αἱ ἐπ' ἄκρον εὐεξίαι), dergleichen bey den Fechtern gefunden wird, ist gefährlich, so bald sie aufs höchste steigt. Sie kann nicht besser werden, auch nicht inne halten, und muß eben deshalb sich verschlimmern. Daher ist es rathsam, diese allzugute Beschaffenheit des Körpers beyzeiten zu hindern, damit sie gleichsam wieder von vorne anfange. (ἵνα πάλιν ἀρχὴν ἀναθρέψιος λαμβάνῃ τὸ σῶμα) Doch muß man es nicht aufs äußerste treiben, (dies ist gefährlich) sondern nur so weit, als es die Natur des Menschen verträgt. (ἀλλ' ὁκοίη ἂν ἡ φύσις ᾖ τοῦ μέλλοντος ὑπομένειν, ἐς τοῦτο ἄγειν).

Doch

Doch genug zur Probe. Unbefangene Leser werden schon aus der Vergleichung sehen, wie oft die beyden neuesten Uebersetzer genau übereinstimmen, manchmal aber auch von einander abweichen, und wo Hr. Gruner mehr der Kürze des Originals folgt, Hr. Grimm mehr umschreibt, und sich dadurch nicht selten schadet. Inzwischen diese kleinen Flecken thun dem Ganzen keinen so merklichen Abbruch, daß er Bedenken tragen sollte, die fehlenden Bücher mit der nämlichen Treue und Sorgfalt zu übersetzen. Während der Arbeit, dringt man unvermuthet tiefer in den Sinn des Schriftstellers ein, und ahmt ihm in Ausdruck und Wendung unvermerkt nach. Nur das eine hätten wir noch zu erinnern, daß der Uebersetzer künftig seine Anmerkungen sogleich unter den Text, und nicht an das Ende, setzen möge. Sie bleiben öfters unverglichen, und die Mühe, die sich der Verf. gab, gehet dadurch verloren.

Hr*

---

8. Gelehrtengeschichte.

Litteratur der alten und neuern Geschichte, von Georg Wilhelm Zapf. Lemgo, 1781. 8.

In der Vorrede ist der Verf. schon schüchtern über den Werth seines Buchs, und über die Ausführung seines Plans. Er gestehet es selbst, daß sie mit dem Plan kein Verhältniß hat, und doch wünschet er zur Beurtheilung einen Kritiker, der den Kopf dazu hat. Ein sehr mäßiger Kenner siehet es dem Werke gleich an, daß es sehr mangelhaft, und selbst in dem Plan nicht recht durchgedacht ist, daß also der Verf. im Grunde Ursach gehabt, über seine Geburt schüchtern zu seyn. Vielleicht möchte eine mehr umgearbeitete und nicht so flüchtig hingeworfene Auflage, wie er selbst auch glaubt, etwas solideres liefern. Wozu aber mehr, wie die Privatbibliothek eines Gelehrten nothwendig ist, woraus (S. XII.) doch blos nach des Verf. eigenen Geständniß geschöpfet werden. Indessen, wenn es für Anfänger in der Geschichte geschrieben seyn soll, und künftig ausgebessert wird, so kann diese Arbeit doch einigen Nutzen haben.

Im

Im ersten Abschnitte sind die Hauptstücke behandelt, 1) von dem Umfange und den Theilen der Geschichte, 2) von dem Nutzen derselben, wohin sehr unschicklich das wichtige Stück — von der historischen Kunst S. 14 gezogen ist, so allemal ein Hauptstück selbst seyn mußte, zum Glück ist selbiges von dem Gatterer entlehnet, 3) von den Hülfsmitteln der Geschichte (wo viele Hauptbücher vergessen, und sehr schlechte angezeigt sind, z. B. bey den Reisebeschreibungen sind des Uffenbachs, Bleinville rc. Reisen, bey der Genealogie die Stemmata Familiar. Carolingic. Stauff rc. des Köhlers vergessen; bey der Diplomatik S. 61, ist ein ganz unvollkommner Begriff, und eine unrichtige Eintheilung vorgebracht rc. Ueberhaupt dieses ganze Stück ist so schlecht als möglich ausgefallen, z. B. S. 63 setzt der Verf. als einen allgemeinen Satz, es wäre gebräuchlich gewesen, von einem Diplom wenigstens 4 gleichlautende Exemplare zu verfertigen — Dieses kann zur Probe dienen. Die Numismatik ist besser ausgefallen, wo vermuthlich ein guter Vorgänger gebraucht ist. 4) Von den Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers; 5) von der Geschichte der Geschichte. Das vorgesetzte Ideal davon ist mager und schlecht, und die Rubrik ist auch nicht recht passend, indem darinn eigentlich die Röm. Geschichtschreiber, die von der mittlern Zeit rc. und die neuern verzeichnet, und kurz beurtheilet sind. Die Römischen sind gut bearbeitet, aber bey den von der mittlern Zeit zeigt der Verf. lange nicht genug Kenntniß, ihren Werth oder Unwerth zu schildern, und er hat sich auch bey den mehresten darauf nicht eingelassen. Vorzüglich mußte angeführt werden, wer von ihnen ein Originalschriftsteller oder Copist, und von welcher Zeit derselbe als ein Gleichzeitiger zu brauchen sey. Bey der Kirchengeschichte ist ein ziemlicher Mischmasch und keine Ordnung, und die Geschichtschreiber von Italien rc. sind so mangelhaft angeführt, daß es dem Verf. gar nicht zu vergeben ist, weil sie bekannt genug sind. Darauf folgen andere Königreiche, wo alte und neue Schriftsteller durcheinander geworfen sind, die doch billig nach ihrem Alter angeführet werden mußten. Bey dem Königreiche Preußen sind Brandenburgische Schriftsteller angeführt, die doch dahin nicht, sondern unter Brandenburg schlechterdings gehören. Bey Schlesien sind Script. Rer. Brandenb. hinwieder S. 900 angebracht. Der zweyte Abschnitt, worinn die deutschen Schriftsteller vorkommen, fängt mit der S. 531. an. Sie sind nach Kraisen

gebracht, nachdem die alten und die von der mittlern Zeit vorangeschickt sind. Es regieret darinn eine große Unordnung, und viele Schriftsteller sind doppelt und dreyfach angeführt.

Wenn der Verf. mehr Fleiß anwendet, mehr prüfet, so kann er künftig vielleicht ein guter Schriftsteller werden.

Hk.

9. Deutsche Sprachlehre.

Auszug aus der deutschen Sprachlehre für Schulen, von Johann Christoph Adelung. 8. 16 Bogen. Berlin 1781.

Da wir des Hrn. Adelungs größere Sprachlehre schon angezeigt, und dabey hin und wieder auch einige Anmerkungen gemacht haben, s. 47 B. 1 St. 267 S. so können wir uns bey diesem Auszuge derselben desto kürzer fassen. In der Vorrede sagt er selbst, was er darinn hauptsächlich zu ändern und zu verbessern für gut gefunden habe; nämlich er habe 1) „das „Adverbium unmittelbar auf das Substantivum folgen lassen, „weil es, in seinem weitesten Umfange genommen, der Grund, „nicht allein aller Bestimmungswörter des Substantives, sondern auch aller übrigen Redetheile ist.“ Dieses scheinet wirklich der Natur unserer Sprache gemäßer zu seyn. Man hat sich bisher nach dem Muster der lateinischen Grammatik gerichtet, und die declinablen Redetheile beysammen gesetzt, auf welche man hernach die indeclinabeln folgen lassen, ohne dabey auf ihren Ursprung und Abstammung zu sehen. Hr. A. ist der erste, welcher diese richtigere Ordnung zeiget. 2) „Hat er die De„clination der concrescirten Bestimmungswörter des Substan„tives faßlicher und vollständiger vorgetragen.“ 3) Hat er „die irregulären Verba nach einer künstlicheren Classification „geordnet, welche er dem Hrn. P. Rammler verdanket.“ Da wir in der Recension der größeren Sprachlehre etwas ähnliches erinnert haben, so ist es uns besonders angenehm gewesen, zu sehen, daß ein so großer Sprachkenner mit uns einiger Maßen ähnliche Gedanken gehabt hat.

Ueber

Ueber die Aussprache des b, zwischen zwey Selbstlautern, drucket sich Hr. A. hier S. 10 deutlicher aus, und wir haben ganz recht vermuthet, daß er es nicht gut heißen könne, in diesem Falle b wie w auszusprechen, indem er hier davor warnet, ob man gleich nach dem, was er in der größern Sprachlehre sagt, 36 S. am Ende des 22 §. leicht auf die Gedanken fallen könnte, daß er es nicht für fehlerhaft halte.

S. 61 finden wir, daß das Wort Bogen, allemal ohne Umlaut im Plural gebraucht werden soll, von Schießgewehren und Bogen Papieres, da nach der größeren Grammatik 162 S. der Bogen, arcus, die Bögen, und der Bogen, Papier, die Bogen haben soll. So lange man keine Gründe anzeiget, warum einige dieser Wörter den Vokal verändern sollen, und andere nicht, sondern bloß dem Gebrauche einiger Provinzen und Schriftsteller folget, wird man darin immer schwankend bleiben.

Daß Hr. A. 118 S. dem Adjectiv, wenn es ohne Artikel stehet, im Genitivo das n beylegen will, guten Weines, darin können wir ihm noch nicht Beyfall geben, aus dem Grunde, weil das n dem Adjectivo beygeleget wird, wenn es wirklich den Artikel bey sich hat, wovon sich aber die Declinationsform ohne Artikel unterscheiden muß. Ohne Artikel nimmt das Adjectiv in allen Fällen die Endungen desselben an, und da man ihm im Dativ das m giebt, welches die Endung des Artikels ist, gutem Weine, nicht guten, so scheinet es richtiger zu seyn, daß es auch im Genitiv das s, als die Endung des Artikels, bekommen müsse. So bekommt auch das Föminin die Endung r, guter Butter; warum sollte denn das Maskul. und Neutrum die Endung des Genitivs s nicht ebenfalls annehmen, sondern n dafür haben? Doch Hr. A. verweiset uns in der Vorrede auf sein Lehrgebäude der deutschen Sprache, welches die Beweise enthalten soll. Wir wollen daher unser Urtheil auch noch zurückhalten.

In der Conjugation der Zeitwörter ist hier das Futurum exactum weggelassen, welches sich in der größern Grammatik befindet.

S. 132 sind die Verba angeführt, von welchen nur noch das Participium Präteriti irregulär gehet. Verhehlen, verhohlen; schroten, geschroten u. s. w. wobey noch wol hätte bemerkt werden können, daß dieses Participium auch häufig regulär gebraucht wird, denn man sagt beydes: der Diebstahl

ist verhehlet und verhohlen. Geschrotet und geschroten Malz. Das Essen ist versalzet und versalzen, u. s. w.

Die irregulären Zeitwörter stellet der Verf. S. 140 ff. in drey Classen, deren jede wieder drey Arten unter sich begreift.

1) Die erste Classe hat den Infinitiv und das Participium gleichlautend, und

a) die erste Art derselben hat im Infin. und Particip. in den meisten ein a, im Imperfecto ie, einige wenige i: Blasen, geblasen, blies: Das Wort Paradies ist eine Gedächtnißhülfe, woran man die Veränderung des Vokals bemerken kann.

b) Faramund, ist die Gedächtnißhülfe der zweyten Art: der Infinit. und das Partic. haben a, das Imperfectum ein gedehntes u: Fahren, gefahren, fuhr.

c) Dritte Art, Engelhard. Der Infinit. und das Partic. haben e, das Imperf. a. Essen, gegessen, aß.

2) Die zweyte Classe hat das Participium und das Imperf. gleichlautend.

a) Ihre erste Art wird durch das Wort Heinrici vorgestellet, der Infin. hat ei, das Partic. und Imperf. i (geschärft) oder ie (gedehnt) Beißen, gebißen, biß. Schreien, geschrieen, schrie.

b) Die zweyte Art, Diodor; Im Infin. i, ie zuweilen ü, im Particip. und Imperfecto o. Betriegen, betrogen, betrog. Fließen, geflossen, floß.

c) Dritte Art, Theopomp. Der Infin. e, zuweilen ä und ö, das Partic. und Imperf. o. Fechten, gefochten, focht.

3) In der dritten Classe, sind diejenigen, welche im Infinit. im Partic. und im Imperf. verschiedene Hülfslaute haben.

a) Die erste Art Theona hat im Infin. e, zuweilen ä, im Partic. o, und im Imperf. a. Befehlen, befohlen, befahl.

b) Die zweyte Art, Sirona, hat im Infin. i, im Partic. o, und im Imperf. a. Besinnen, besonnen, besann.

c) Dritte Art, Virgula. Der Infin. i, das Particip. u, das Imperf. a. Binden, gebunden, band.

Einige Wörter, welche nach keinem von diesen Mustern gehen, sind besonders angezeigt. Man siehet gleich, daß diese Classification mit vielem Fleiße gemacht sey: es bleibt aber immer die Schwierigkeit, daß man doch blos aus dem Ge-

brauche

brauche lernen muß, welche Verba zu einer oder der andern Classe und Art gehören. Sollte es so ganz unmöglich seyn, dieses durch gewisse Regeln zu bestimmen? Wir hoffen, Hr. A. werde uns mit der Zeit ein Mehreres hierin aufklären.

Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland, als eine Einleitung zu einem vollständigen Teutschen Wörterbuche, mit Bestimmungen der Wörter und beträchtlichen Beyträgen zur Naturgeschichte; aus den hinterlassenen Schriften des berühmten Herrn Prof. Joh. Sieg. Val. Popowitsch. Wien, 1780. 1 Alph. und 22 Bog. in 8.

Der Herausgeber giebt in der Vorrede von diesem Buche hinlängliche Nachricht; nämlich das Verlangen vieler gelehrten Männer, denen die großen Verdienste des sel. Verf. um die deutsche Sprache und Naturgeschichte nicht unbekannt sind, und auch der letzte Wille desselben hätten ihn bewogen, diesen Versuch herauszugeben. Der Verf. habe geglaubt, es werde zur Verbesserung und Bereicherung unserer Muttersprache, und zum Gebrauch der verschiedenen Länder Deutschlandes, in denen so verschiedene Mundarten herrschen, nichts nützlicher seyn, als ein, so viel möglich, vollständiges und zuverläßiges Wörterbuch, in welchem nicht nur alle hochdeutsche Wörter, sondern auch die gleichbedeutenden Benennungen der Mundarten, mit gehöriger Bestimmtheit gesammlet erschienen, und ohngeachtet einige ein solches Wörterbuch für unmöglich gehalten, so sey er, doch anderer Meynung gewesen, und habe geglaubt, wenn mehrere gelehrte und fleißige Männer, durch freygebige Unterstützung großer Fürsten, nach dem Muster dieses Versuchs, Beyträge lieferten, so könnte einmal, ein von der Vollkommenheit nicht weit entferntes deutsches Wörterbuch zu Stande gebracht werden. Hier habe er nur diejenigen Wörter mitgenommen, die man in den bisher bekannten Wörterbüchern vergeblich suchen oder irrig erklärt finden würde, wobey er viel dunkele und unbekannte Wörter erkläret, die Schreibart derselben gründlich bestimmt, und bey den meisten den Ursprung und die Ableitung untersuchet. Da er bemerket, daß in unsern Wörterbüchern, die in die Naturgeschichte und Haushaltung einschlagenden Wörter, am meisten gemißhandelt sind, so habe er sich

auch größten Theils auf diese eingeschränket, und dabey die Ordnung beobachtet, daß er die hochdeutschen Benennungen, nach der Reihe der Anfangsbuchstaben angeführt, und darauf die Benennungen aus anderen Sprachen, und die Nebennamen der Mundarten mit der Beurtheilung derselben folgen lassen. Das ist kürzlich der Entwurf dieses Werks. Ein solches Wörterbuch würde allerdings, wenn es vollständig wäre, einen großen Nutzen haben; aber wie viel würde man nicht erst noch aus allen Provinzen dazu sammlen müssen?

Wir wollen unsern Lesern zuerst eine Probe von der Arbeit des Verf. vorlegen, und hernach eine und die andere Anmerkung machen, welche uns im Durchlesen beygefallen.

Zur Probe wählen wir, um den Raum zu sparen, den ersten kurzen Artikel, der uns in die Augen fällt.

Hohler. der

„Heißt ein bekanntes Gewächs (Sambucus) in Oesterreich. „In Sachsen heißt es Hohlunder. Beym Tabern. und an„deren Holder. Alhorn zu Königsberg Fl. Pruss. Elhorn „Fl. Franc. Schibicken in Niedersf. Schipken Fl. Franc. „Schotschken, im Anhaltischen; vielleicht heißen so nur die „Beeren des Hohlunders. Der Berghohlunder mit rothen Bee„ren ist eine wahre Art des Hohlunders. Aber der blaue „Hohler der Oesterreicher, den einige auch den spanischen nen„nen (Lilac Matth. Tourn. der Nägeleinbaum des Rupp. „Nägelches Blumen im Maynzischen. Wilder Jasmin. „Hort Eyst.) sind nach der ächten Lehrart andere Geschlechter „der Bäume.

Hier hat der Verf. seinem Entwurf zuwider, die österreichische Benennung oben gesetzt, welche doch nicht in ganz Deutschland bekannt ist. Holder und Hohlunder sind im Hochdeutschen gebräuchlich.

72 S. ist der Unterschied zwischen Roth- und Weißbuche nicht bemerket, und der Name Rothbuche unrichtig dem ganzen Geschlechte beygeleget. Beyde sind hochstämmige Waldbäume, Buche ist der Geschlechtsname, Roth- und Weißbuche sind zwo Gattungen davon.

83 S. Die Dole heißt in den gemeinen Mundarten an einigen Orten in Niedersachsen auch Taleke. Vielleicht von dem alten Worte talen, sprechen, weil sie sprechen lernet.

91 S. Der Draten. Heißt im Mecklenburgischen drämt.

98 S. Michhas scheinet derjenige Schwamm zu seyn, welchen man in der Mark Brandenburg Hahnenkamm, und an anderen Orten auch Kicks zu nennen pfleget. Er ist vom Ziegenbart verschieden, und wächset oft bis zu 1 und ½ Fuß im Durchmesser.

324 S. Hundslaus. In Oesterr. der Jäck. Heißt auch in Niedersachsen die Täke.

358 S. Maulwurf. Hier ist nur die einzige oberdeutsche Nebenbenennung dieses Thieres, Schärr angeführt. Im Niederdeutschen heißt es auch Moll, Moltworp, Mulwurm, von Mull, Molt, zerriebene Erde, imgleichen Winnworp, Wunneworp, Wundtworp, von dem alten Wunne, eine Wiese, weil er sich häufig in den Wiesen aufhält, und ihnen schädlich ist. Man siehet aus diesen wenigen Anmerkungen, wie viel zu einem vollständigen Wörterbuche noch müßte gesammlet werden.

T.

Kern der deutschen Sprachkunst und Rechtschreibung, aus des kurpfälzischen geistlichen rates, herrn Hemmer grösern Werken, son im selbst herausgezogen. Mannheim, 1780. 10 Bogen.

Hr. Hemmer giebt hier einen Auszug aus seiner größeren Sprachkunst, welche schon 1775 herausgekommen, und in dieser Bibliothek 28 B. 1 St. angezeiget ist, wir können uns also in manchen Stücken auf dasjenige berufen, was wir dabey erinnert haben.

Dieser Auszug ist wirklich besser und brauchbarer, als das größere Werk selbst, indem der Verf. nicht nur das Unnöthige weggelassen, sondern auch hin und wieder gute Verbesserungen gemacht hat. In der größeren Sprachkunst hatte er sich bemühet, über die Bildung des Plurals der Hauptwörter, gewisse Regeln zu geben, die aber noch sehr unvollkommen und ungewiß waren. Hier sagt er 16 S. „Den Ausgang eines „jeden Hauptwortes in der ersten Endung der vielfachen Zahl, „muß man aus einem guten Wörterbuche, oder aus dem Ge„brauche lernen,“ und das ist auch weit leichter, als so viel Regeln zu behalten. Unsere Jugend kennet schon die mehresten Plurale, aus dem Gebrauche, und ein Ausländer selbst, wel-

cher unsere Sprache lernen will, wird nicht so viel Mühe haben, bey einem jeglichen Worte, den Plural zugleich mit zu lernen, wie im Lateinischen den Genitiv, als seinem Gedächtnisse alle Regeln einzuprägen. Indessen sind doch dergleichen Regeln nicht ganz überflüßig, und wir wünschten, daß der V. die seinigen hier verbessert und vollständiger gemacht hätte. Es können oft Fälle vorkommen, in welchen man über den Plural eines Wortes zweifelhaft ist, indem er sowohl in den verschiedenen Landschaften, als auch bey den Schriftstellern verschiedentlich lautet, und dann ist es nothwendig, daß man die richtige Bildung desselben, durch sichere Regeln zu bestimmen suche. Sie werden zwar freylich etwas weitläuftig werden, so daß man sie nicht leicht wird behalten können; allein in zweifelhaften Fällen werden sie doch immer zum Nachschlagen und zur Berichtigung sehr nützlich seyn.

19 S. glaubt Hr. H. es lassen sich über die Veränderung der Selbstlauter a, o, u, in ä, ö, ü, keine allgemeine Regeln geben; allein es ist nicht so schlechterdings unmöglich, wenn man nur nicht bloß dem Ansehen einiger neueren Schriftsteller und dem Gebrauche seiner Provinz, sondern denenjenigen folgt, welche den Plur. auf solche Weise bilden, wie es dem Sprachgrunde am gemäßesten ist. Es würde aber zu weitläuftig seyn, solches hier mit Beyspielen zu zeigen.

57 S. finden sich sehr gute Regeln, in Ansehung des Gebrauchs der Hülfswörter, bey den Zeitwörtern (verb. neutr.). Die erste aber, daß wenn diese Zeitwörter eine thätige Bedeutung bekommen, sie das Hülfswort haben erfordern, sonst aber das Hülfswort seyn, ist schon von mehreren ältern Sprachlehrern gegeben. Die zweyte, daß diejenigen, welche eine wirkliche Bewegung der Sache, wovon die Rede ist, von einem Orte in den andern, oder einen wirklichen Uebergang derselben aus einem Zustande in den andern anzeigen, mit seyn, die übrigen mit haben abgewandelt werden, und manche Zeitwörter solche Bewegung zuweilen anzeigen, zuweilen nicht, und im ersten Falle seyn, im zweyten haben bekommen, stehet dem Inhalt nach, nur mit andern Worten, in dem Stoschischen Versuch der Best. gleichb. W. 2. Th. 180 S. und in seinen kl. Beytr. zur Kenntn. der D. Spr. 98 S. ist sie noch mehr berichtiget; Hr. H. aber hat sie bloß durch den Zusatz: Oder aus einem Zustande in den andern, allgemeiner und brauchbarer gemacht.

Die

Die Wortfügung enthält verschiedene nützliche Regeln und Anmerkungen, welche man in vielen anderen Sprachlehren vergeblich suchen wird. Ueberhaupt gehört diese kleine Grammatik, einige Provinzialredensarten abgerechnet, unter die besten, welche seit einiger Zeit herausgekommen sind.

So viel wir aber Ursach haben, diese Sprachlehre selbst zu empfehlen, so wenig können wir solches in Ansehung der Rechtschreibung thun. Hr. H. hatte in seiner grösseren Rechtschreibung, schon einige Neuerungen gemacht, worüber wir unsere Gedanken eröffnet haben. 28. B. 1. St. 265 S. Nun hat er vermuthlich, weil ihn Kloppstocks Beyspiel ermuntert, die neu aufgebrachte Rechtschreibung in den vornehmsten Stücken völlig angenommen. Da aber von andern schon genugsam gezeiget worden, daß die gewöhnliche Rechtschreibung mehrentheils auf guten Gründen beruhet, und ob sie gleich noch einige Mängel hat, solchen doch mit der Zeit könne abgeholfen werden; diese neue Rechtschreibung aber, indem sie den Mängeln der bisherigen abhelfen will, andere und noch grössere mit sich führet, und überdies, wegen der verschiedenen Mundarten, allezeit schwankend und unbeständig seyn muß, so haben wir nicht nöthig, uns dabey aufzuhalten. Wir glauben vielmehr, Hr. H. werde selbst bey einer nähern Prüfung, diese Mängel einsehen, und alsdann dasjenige wieder zurück nehmen, was er S. 113 gleichsam in Entzückung geschrieben hat: „Tausend „ferwirrungen und torheiten hat der blinde gebrauch hir eingefüret, unter welchen die gedrückte vernunft schon lang fergebens „geseufzet hat. Endlich scheinet der glükliche zeitpunkt angekommen zu seyn, in welchem man anfängt ire stimme zu hören, „und ire fässel zu zerreisen. Starke selen, bei welchen keine „feigheit wonet, kinder des lichtes, freunde der vernunft, euch „soll di sprache diser weisen fürerin forgetragen werden. Ir „werdet iren göttlichen winken standhaft folgen, und das werk „des forurteiles mit macht zerstören." Diese neue Rechtschreibung wird gewiß, unserem Urtheile nach, eben das Schicksal haben, was die Zesensche gehabt hat. Sie ist übergegangen in die Vergessenheit.

Eg.

Joachim Christian Blums deutsches Sprichwörterbuch. Erster Band. 15½ Bogen. Leipzig 1780.

Dieser Titel ließ uns fast vermuthen, wir würden hier verschiedene von solchen sprichwörtlichen Redensarten erkläret finden, welche zwar in dem gemeinen Leben häufig gebraucht werden, und von welchen jedermann weiß, was sie eigentlich sagen sollen, deren wahrer Ursprung aber unbekannt ist, und von welchen man daher auch nicht weiß, warum ihnen die Bedeutung, welche sie wirklich haben, ist beygeleget worden. Z. B. den Ahr reiten lassen. Haare auf den Zähnen haben. Auf einem fahlen Pferde betroffen werden, und dergl. Allein der Verf. unterscheidet gleich in der Vorrede ganz richtig, wirkliche Sprichwörter, von sprichwörtlichen Redensarten, und ohngeachtet er nicht in Abrede ist, daß eine vollständige, erklärte Sammlung von diesen letztern überaus nützlich seyn könnte, so hält er doch eine Sammlung der ersten, oder eigentlicher Sprichwörter für wichtiger, und diese sind nur der Vorwurf, mit welchem er sich beschäftiget.

Darin aber scheinet er uns den Sprichwörtern zu viel zuzuschreiben, wenn er sagt: „Jeder weiß, was Sprichwörter im „gesellschaftlichen Leben überall entscheiden. Der Fürst und „der Bauer helfen sich damit aus, lösen damit die Zweifels„knoten auf, die ihnen in ihren Geschäften im Wege sind. „Wir lassen uns oft von einem Sprichworte zu den wichtigsten „Handlungen bestimmen, und hinwiederum ein Sprichwort ist „es, mit dem wir die That, nachdem sie vollbracht ist, zu recht„fertigen uns bemühen." Man führet zwar im gemeinen Leben zuweilen ein Sprichwort an, seine Meynung zu unterstützen; allein wenn keine andere Gründe sind, so wird sich wol ein Zweifelsknoten durch ein bloßes Sprichwort nicht auflösen lassen, besonders da wir, wie der V. auf der folg. S. selbst gestehet, auch Sprichwörter haben, welche Unwahrheit enthalten, und wer sich nur durch ein Sprichwort zu den wichtigsten Handlungen wollte bestimmen lassen, der würde gewiß wider die Klugheit handeln; so kann auch niemals irgend eine That, durch ein bloßes Sprichwort gerechtfertiget werden, wenn sonst keine Gründe dazu vorhanden sind.

Die Sprichwörter, welche in diesem ersten Bande erkläret werden, handeln 1) von Gott und von Dingen, die sich auf ihn beziehen. 2) Von Thieren. 3) Tisch und Bewirthung.

4) Viehzucht. 5) Fuhrwesen. 6) Jagd. 7) Fischerey. 8) Feld- Garten- und Weinbau. 9) Jahreszeit und Witterung. 10) Vermischte Bemerkungen und Regeln. Von dem allen hat der Verf. die gewöhnlichsten Sprichwörter gesammlet, und eine Erklärung beygefüget. Damit wir unsere Leser in den Stand setzen mögen, selbst von seiner Arbeit urtheilen zu können, so wollen wir zur Probe etwas abschreiben, und dazu ein Paar Sprichwörter wählen, deren Erklärung nicht gar zu lang ist.

14 S. **Viel Kinder, viel Vater unser; viel Vater unser, viel Segen.**

„Je mehr Kinder, je mehr vernünftige Wesen, die Gott „ihren Vater nennen, denen er Vater zu seyn, sich nicht entbrechen kann. — Kinderreiche Eltern, sorget nicht eures vollbesetzten Tisches wegen! Vernachlässiget nur euren Beruf nicht; „es ist Gott ein leichtes, diese und noch mehrere zu sättigen. „Er sorgt für Große und Kleine, für die ganze Menschenheerde. „Jeder erhält sein Antheil, löffelweise gewiß, wenn es nicht „scheffelweise seyn sollte.“

103 S. **Je fetter Floh, je magerer Hund.**

„Reiche Beamte machen mehrentheils arme Bauern. Die „Herren Beamten werden die bittere Vergleichung verzeihen. „Sie ist nicht von meiner, sondern von bekannter altdeutscher „Erfindung “

133 S. **Kalbfleisch; Halbfleisch.**

Es sey ein Ding aus welchem Naturreiche es wolle, es muß seine Zeitigung, sein bestimmtes Alter haben, sonst ist es zu seinem Zwecke nicht tauglich.

Jünglinge sind leicht gesinnt, flüchtig, zu ernsthaften, weitreichenden Geschäften wenig brauchbar. Kalbfleisch; Halbfleisch.

Wer sich zur Gattinn ein Kind nimmt, der wisse: er habe ein Kind genommen. Will ers nicht glauben; erfahr ers. Kalbfleisch; Halbfleisch.

Unerfahrne junge Leute in allen Aemtern und Würden sind — Kalbfleisch.

Aus diesen Proben werden die Leser von demjenigen gnugsam urtheilen können, was der Verf. in dieser Schrift geleistet hat, und es würde überflüßig seyn, ein mehreres hinzuzufügen.

10. Erziehungsschriften.

Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen aber doch modischen Erziehung der Kinder — Erfurt, Keiser 1780.

Ein guter Einfall, die schlechte Erziehung mit lachendem Munde zu strafen. Der ernste Ton eines Resewitz, Stuve und anderer würdigen Männer, bekehrt vielleicht nicht so viele zu bessern Grundsätzen, als diese Ironie des Herrn Salzmanns, obgleich immer verhältnißmäßig, nur Wenige gebessert werden möchten. Das Uebel liegt zu tief, als daß es durch Bücher und Privatleute allgemein oder auch nur größtentheils gehoben werden könnte. Indessen ist es immer gut etwas zu bessern, wenn man nicht Alles kann, und wenn man von jeden zehntausend Familien, die ihre Kinder schlecht erziehen, nur eine ganz zur gesunden Vernunft zurückbringen, und nur ein halb Dutzend auf die Idee führen kann, daß es zweyerley Erziehungsarten giebt, eine gute und eine schlechte: so hat man immer schon viel Gutes gethan, und das Bücherschreiben ist nicht ganz vergebens.

Die Einrichtung des Buchs ist diese: Hr. S. macht Rubriken, z. B. *Mittel, sich bey Kindern verhaßt zu machen; Mittel, Kinder gegen sich mistrauisch zu machen; Mittel, sich bey den Kindern verächtlich zu machen* u. s. w. Dann giebt er die Mittel einzeln an, und setzt zu jedem einige Beyspiele. Z. E. die Mittel sich bey den Kindern verhaßt zu machen sind folgende: 1) Man darf ihnen nur Unrecht thun, so wird Haß und Zorn gar bald erfolgen. 2) Oder man kann auch diese Absicht erreichen, wenn ein Ehegatte sich bemühet, den Kindern Widerwillen gegen den andern beyzubringen. 3) Sey bey den Liebkosungen deiner Kinder unempfindlich, nimm an ihren Freuden keinen Theil, und sie werden dir gram werden. 4) Versage deinen Kindern unschuldige Ergötzlichkeiten, und sie werden dich verabscheuen. 5) Auch durch Verspottung deiner Kinder kannst du dich bey ihnen verhaßt machen. Zu No. 1. sind vier Beyspiele gegeben, wovon ich nur das erste hier abschreiben will. „Das kleine Lottchen war in den Grasgarten ihres Vaters gegangen. Da war alles voll Veilchen; Hey! rief Lottchen vor Freuden aus: da giebt es schöne Blümchen!

da will ich die ganze Schürze voll pflücken und Mütterchen ein Sträuschen winden. Geschwind kniete sie nieder, und pflückte mit großer Emsigkeit ihr Schürzchen voll, dann setzte sie sich unter einen Apfelbaum und machte das Sträuschen fertig. Da ist es, sagte sie, nun will ich geschwinde zum lieben Mütterchen gehen, und es ihm bringen. Das wird eine Freude seyn! Da will ich mir ein Paar recht süße Mäulchen verdienen. Um die Freude größer zu machen, schlich sie sich in die Küche, nahm einen porzellanenen Teller, legte das Sträuschen darauf, und nun gieng es in vollen Sprüngen die Treppe hinauf, nach Mütterchen zu. Da stolperte Lottchen, fiel, und bauz, da ging der porzellanene Teller in hundert Stücken, und das Sträuschen flog eine ganze Strecke fort. Die Mutter, die in der Stube den Fall hörte, sprang sogleich zur Thür heraus, und da sie den zerbrochnen Teller sah, lief sie zurück, holte eine dicke Ruthe, und ohne sich nur mit einem Worte zu erkundigen, was sie mit dem Teller habe machen wollen, gieng sie auf das arme Kind wütend los. Dieses war vor Schrecken über den Fall, über den zerbrochenen Teller und über die Ruthe halb todt, und konnte weiter nichts vorbringen, als: liebes Mütterchen! liebes Mütterchen! das half aber alles nichts. Du kleine Bestie! sagte die Mutter, so einen schönen Teller zu zerbrechen! und gab ihr einen derben Schilling. Lottchen gerieth in eine ordentliche Wut, da sie sah, daß ihr so offenbar Unrecht geschah. Lange konnte sie es nicht vergessen, und niemals fiel es ihr wieder ein, Mütterchen ein Sträuschen zu winden." Die Ungerechtigkeit wird noch auffallender, wenn man annimmt, daß Lottchen den Teller darum genommen, weil es ihr verboten worden, etwas in der bloßen Hand zu bringen.

Man sieht übrigens aus dieser Probe zugleich Hrn. S. Art zu erzählen, die so ganz den Kindern und den kinderähnlichen Erwachsenen angemessen ist, wie man schon aus seinen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde weiß. Nur die vielen unaufhörlich wiederkommenden Diminutiven, als Väterchen, Mütterchen, das Mäuschen hat ein Fellchen u. dgl. gefallen mir nicht. Auch kann ich nicht finden, daß sie etwas beytrügen, den Kindern eine Sache anschaulicher, faßlicher zu machen, wenigstens nicht oft. Manchmal giebt es in meinen Ohren ein recht widriges Geklingel, wenn ihrer mehrere unmittelbar auf einander folgen, wie S. 3 die Schüsselchen, Tellerchen und Leuchterchen, die auf dem Schüsselbretchen stunden. Hier konnte es heißen: die kleinen

Schüsseln, Teller, Leuchter. Hr. S. hat wahrlich nicht nöthig zu Diminutiven seine Zuflucht zu nehmen, um die Kindersprache zu reden. Er redt sie in dem, was ihr wesentlich ist, so vortrefflich, daß er Muster darin ist. In England pries einmal ein Prediger die Pamela von der Kanzel an, vermuthlich auch darum, weil so viel Gutes von der Kinderzucht darin steht. O wenn doch unsere Prediger dies Salzmannische Buch von der Kanzel und bey Hausbesuchen ihren Pfarrkindern empfehlen, ihnen daraus vorlesen wollten! Wie viel besser wäre das, als unverstandne Dogmatik oder allgemeine, oft überspannte Moral, als Warnen vor den Fragmenten eines Ungenannten und Schmälen auf Ketzer und Freygeister.

Die Vorrede ist ernsthaft, beschreibt die Grausamkeiten, die an Kindern ausgeübt werden, und vergleicht sie, gleich zu Anfang, sehr anpassend mit der Unmenschlichkeit einer Gesellschaft von Europäern, die in einer bengalischen Stadt an einem Freudentage unter Trompeten- und Paukenschall geschmauset, getrunken, gescherzt, gelacht, gesprungen habe, unterdessen, daß die schwarze Bürgerschaft von Theurung und Hunger gepeinigt wurde, Schaaren halber Leichen in den Gassen umherschwankten, zum Theil an der Schwelle des Freudenhauses niederfielen, röchelten, knirschten und starben, ohne daß nur einer von der fröhlichen Gesellschaft von diesem jämmerlichen Anblick den geringsten Eindruck auf sein Herz empfunden hätte. Eine Wendung ist Hrn. S. in dieser Vorrede entwischt, die ihm wohl selbst itzt misfallen wird. Sie steht S. 18. „Das Vergnügen sich in guten Kindern vervielfältigt zu sehen, ist so reizend, daß es auch das Vieh empfindet.“ Wenn das Wort **guten** auch nicht da wäre, wodurch der Gedanke falsch wird, denn das Vieh weiß nichts von **guten Kindern**; so ist doch die ganze Wendung unschicklich. Mich erinnerte sie an eine ähnliche in einem Schulexerzitienbuch: „Sogar Plato, der blinde Heide, sah ein, daß die Tugend etwas gutes sey.“

Zuletzt eine nöthige Warnung an die Eltern, daß sie dies Buch (nicht Büchelchen) sorgfältig verschließen, damit es ja nicht in die Hände der Kinder komme.

Ich wollte anfänglich eine kleine Nachlese zu den hier gesammelten Fehlern mittheilen, aber Zeit und Raum erlaubt es nicht. Uebrigens hat schon Hr. Campe in seinen **Erziehungsschriften** den nämlichen Weg eingeschlagen, den hier Herr S. betritt, T. 2. unter der Ueberschrift: **Täglich vorkommende Fehler wider die gute Erziehung**: ex oceano gutta.

Ueber

Ueber die körperliche Erziehung. Nebst einer Nachricht von der Neu-Ruppinschen Schule von Joh. Stuve, Lehrer dieser Schule. Züllichau — Frommann — 1781.

Die Hauptregeln von der körperlichen Erziehung hat der Hr. Verf. schon in seiner Schrift über die Erziehung, Berl. und Leipz. 1779, angeführt. Den Anlaß, einige der wesentlichsten Stücke hier ausführlicher zu verhandeln, gaben ihm die Krankheit oder Kränklichkeit, womit sich Eltern und Kinder wegen des nachläßigen und unordentlichen Schulgehens der letztern entschuldigten. Unzer, Zimmermann, Tissot und andere berühmte Aerzte sind bey dieser Schrift zu Rathe gezogen. Also sind die darinn gegebenen Warnungen gegründet, die Räthe heilsam: werden sie aber befolgt werden? Werden die Eltern jemals glauben, daß es nach S. 19 eine verkehrte Gewohnheit sey, um eines kleinen Hustens oder Schnupfens willen, sich der freyen Luft zu entziehen? Werden sie es glauben, was Hr. St. S. 35 f. mit der Freymüthigkeit eines wahren Menschenfreundes sagt: „Es ist eine verabscheuungswürdige Grausamkeit, wenn man von kleinen Kindern um seiner eignen Bequemlichkeit willen fordert, daß sie stets auf einem Fleck still sitzen sollen, oder wenn man sie wohl gar vom dritten und vierten Jahr an oder noch früher, den ganzen Tag über in die dunstigen Kercker gemeiner Schulmeister und Schulmeisterinnen verbannt. Viele so unmenschlich behandelte Kinder bringen ihre Kindheit nicht nur ohne allen Genuß der unschuldigen und natürlichen Freuden dieses Alters hin, sondern ziehen sich auch eine so verdorbene und geschwächte körperliche Beschaffenheit zu, daß sie auf ihr ganzes Leben unwiederbringlich elend werden. Man sollte überall die Einrichtung treffen, daß Kinder bis ins sechste, siebente Jahr nicht über drey Stunden täglich in der Schule zubrächten. Das Sitzen und der Mangel an Bewegung sind nicht die einzigen Uebel, die diese unglücklichen Opfer der Unvernunft zu Grunde richten; die unsinnige Art sie zu behandeln, das Auswendiglernen unverständlicher Dinge, schwächt ihr ganzes Nervengebäude, verwirrt ihre Vorstellungskraft, macht ihren innern und äußern Sinn stumpf, benimmt ihnen alle natürliche Lebhaftigkeit, Besonnenheit und den ganzen gemeinen Menschenverstand. Es ist dieses Verfahren das sicherste Mittel, den ganzen Umfang aller erhabenen Anlagen

und

und Kräfte der herrlichen Menschennatur in ihrer ersten Entwickelung zu verderben. Die Eltern wissen ja nicht, wo sie mit den Kindern hin sollen; in der Schule sind sie wohl aufgehoben. Das ist nicht wahr, sie sind nirgends in der Welt schlimmer aufgehoben. Habt ihr denn nicht Platz in euern Häusern? Habt ihr nicht Hofraum? nicht Gärten? Laßt sie lieber auf freyer Straße im Regen, Schnee und Sturm herumlaufen, es ist ihnen wahrlich unendlich viel heilsamer". Werden das die Eltern, werden es die Scholarchen und die Verfasser der Schulordnungen glauben? Die Allgemeinheit der onanitischen Ausschweifungen und ihre traurigen Folgen sind nach Börner und Tissot geschildert. Aber wirds jemand glauben? Und wenn ers glaubt, wird er auch das glauben, daß unsere Schulen, unsere Erziehungen daran schuld sind? O so lange man dergleichen noch auf den Teufel und die Erbsünde, auf das Unterlassen des fleißigen Betens und Singens u. dgl. schieben kann, wird man die wahre Ursache nie sehen wollen, nie zugeben, daß sie in der verkehrten körperlichen Erziehung zu suchen sey. S. 46. Ein verständiger und erfahrner Mann erzählt, daß er vor mehrern Jahren auf einer berühmten Stadtschule studiert habe, wo unter 36 Knaben der ersten Klasse nur zwey von der Onanie frey gewesen; daß viele von diesen sehr kränklich geworden und früh gestorben; daß er sich nachher in drey der angesehensten Städte Deutschlandes aufgehalten, vermöge seiner Lage viele junge Leute kennen gelernt, und wenige gefunden habe, die seinem Wissen nach unschuldig gewesen seyn. Die Meisten haben dieses Verbrechen als ein erlaubtes und unschuldiges Mittel angesehen, sich gegen andere Ausschweifungen zu schützen. Er sagt ferner, daß diese Abscheulichkeit selbst unter dem großen Haufen sehr im Schwange gehe, und unter Ständen, deren Beruf durchaus körperliche Stärke und Muth erfordert. Ein erfahrner Erzieher theilt S. 47 seine Erfahrung mit: daß unter zwanzig höchstsorgfältig erzogenen Kindern von sechs bis zehn Jahren kaum zwey gefunden werden, denen das Laster der Selbstbefleckung noch nicht bekannt ist; und daß die Hälfte davon ohne alle Anleitung, ohne alle Verführung, von selbst darein zu gerathen pflegt. Andere aufmerksame Erzieher haben ihm gestanden, daß ihre Erfahrungen ungefähr auch dahinaus laufen, daß auch ihnen höchstselten ein Kind besonders von feiner Erziehung, vorgekommen wäre, welches nach genauer Untersuchung das Lob der Unschuld verdient

dient hätte. S. 48. Die meisten Erzieher glauben diesem Laster durch eine sorgfältige Aufsicht vorbeugen zu können, und lassen sich dadurch einschläfern. Ich selbst habe dies ehemals auch geglaubt, und habe mich auch dadurch einschläfern lassen. Aber wie erschrack ich nicht, da ein Zufall endlich die Hülle von meinen Augen nahm, und mir ein Licht aufsteckte, von dem ich wie ein Blitz getroffen wurde. Ich erfuhr nämlich, daß Kinder, die ich für völlig unschuldig hielt, das Laster sogar in meiner und anderer Erwachsenen Gegenwart auf eine unmerkliche Weise getrieben hatten, daß keiner von uns ohne ausdrückliche Veranlassung zum Argwohn zu haben, das geringste davon merken konnte. Aus andern Erfahrungen sah ich ein, wie unzuverläßig auch alle die übrigen Kennzeichen dieses Lasters sind, weil ich Beyspiele von jungen Leuten kennen lernte, die dasselbe vom sechsten bis funfzehnten Jahr getrieben hatten, ohne daß in ihrer Wäsche die mindesten Spuren davon sichtbar gewesen waren, und ohne daß ihre von Natur gute Leibesbeschaffenheit dadurch auf eine merkliche Weise gelitten hätte.

Zuletzt wünscht Hr. S. noch die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Menschenfreunde für folgenden Vorschlag zu gewinnen, daß, da Kenntniß des Menschen doch immer für den Menschen das Wichtigste sey, ein großer Arzt und Schriftsteller für alle Schulen und Gymnasien ein Buch schriebe, worinn der Bau des menschlichen Körpers und sein ganzer Mechanismus erklärt, die Kräfte der einzelnen Glieder, ihr Zweck und Nutzen für die ganze Maschine und ihre wechselseitige Einwürkung gelehrt würde, welches alle natürliche Verrichtungen des Körpers faßlich erklärte und zeigte, was die sechs sogenannten nicht natürlichen Dinge, Luft, Bewegung, Schlaf, Essen, Trinken und die natürliche Ausführung für Einfluß auf den Körper haben, und daraus Regeln der Lebensordnung herleitete; welches ferner aus Erfahrung zeigte, was der Körper für Einfluß auf den Geist habe u. s. w., daraus dann ein zweckmäßiger Auszug für die untern Klassen gemacht, und nun diese Bücher auf landesherrlichen Befehl allgemein eingeführt; dagegen die gewöhnliche Dogmatik und die gewöhnliche Metaphysik, als Studien, die den Geist und Leib der Jugend gleich sehr schwächen, aus allen Schulen und Gymnasien verbannt. Vortrefflich! Aber —

Dann noch eine Bitte an Schriftsteller und Künstler, denen die Natur eine bezaubernde Einbildungskraft und das hohe Talent der lebendigen Darstellung verlieh, des zu empfindlichen

 nerven-

nervenschwachen Menschengeschlechts, und einer unglücklichen ohne ihre Schuld geschwächten Jugend zu schonen. O eine nöthige Bitte und ganz aus dem Herzen dieses Mannes geflossen, der so eifrig das Wohl der Jugend und der Menschen sucht.

Praktisches Handbuch für Lehrer in Bürger und Landschulen, von Villaume, Prediger und Erzieher zu Halberstadt. Dessau, in der Instituts-Buchhandlung. 1781.

Wenn ein Recensent nicht anders richtig von einem Buch urtheilen kann, als wenn er es kalt und ohne Vorurtheil in die Hand nimmt: so bitte ich die Leser, gegen diese Recension mistrauisch zu seyn. Denn was ich vom Hrn. Villaume in den pädagogischen Unterhandlungen gelesen habe, hat mich so für ihn eingenommen, daß ich dies praktische Handbuch mit vielem Vorurtheil für ihn und mit vieler Wärme ergriff.

Hr. V. bestimmt in der Vorrede seinen Zweck so: „Nicht für alle Lehrer der niedern Schulen hab ich geschrieben. Es ist, leider! noch eine große Menge, für welche kein Buch möglich ist, die nicht lesen können, geschweige daß sie denken sollten. Noch mehrere sind an ihre Methode, die keine Methode ist, gebunden. Viele denken, eine neue Schuleinrichtung sey eine Ketzerey u. s. w. Ich habe also mein Augenmerk auf nicht ungeschickte, nicht eigensinnige Schullehrer, besonders auf junge Männer gerichtet, die in Schulen einigen Unterricht genossen, und die die Kinder lieb genug haben, um zu ihrem Besten gute Rathschläge zu lesen und zu brauchen. Zweytens hab' ich an meine jungen Amtsbrüder, die Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, gedacht. Solchen hab' ich einen guten Rath geben wollen, wie man eine Land- und Bürgerschule einrichten könne u. s. w. Nach meiner Einsicht muß also ein Schulbuch enthalten: 1) Die Ordnung der Materien und Lehren. 2) Die Methode. 3) Einige Stücke müssen zum Muster des Vortrags ausgearbeitet werden. 4) Eben so auch solche, deren Ausführung etwas neu ist.“

Ich kann nicht den ganzen Inhalt hersetzen. Wozu wäre das auch nöthig bey einem Buche, das in Jedermanns Händen seyn muß. Also will ich nur etwas ausheben und zerstreute Anmerkungen machen.

§. 5. „Der Gehorsam gegen Eltern und Lehrer ist eine strenge Nothwendigkeit, wovon das Kind niemals frey gesprochen werden kann. Wenn ihr befohlen habt, Lehrer, laßt euch niemals abweisen", hier muß man in der Note die Anm. des Herausgebers ja nicht übersehen. „Gehorsam seyn heißt alles Befohlne, auch das Unangenehme den Augenblick auf Wort oder auf Wink thun. Die Uebung eines solchen Gehorsams sollte billig aller Lehre vorgehen. Man sollte dem Kinde in den ersten Monaten seines Schulgehns (in den ersten Wochen, oder auch nur in der ersten Woche, würd' ich sagen) noch keine Kenntnisse beybringen, sondern es nur gewöhnen, allerley Befehle den Augenblick und aufs Wort auszuüben". Dies ist einer von den Rathen, wo die Nichtpädagogen gleich rufen: Grille! Schimäre! Und wer diesen vernünftigen Rath wirklich ausüben wollte, der würde von Kindern, Eltern und Zuschauern für toll gehalten werden. So wenig wissen die Menschen, welche Mittel zum Zweck führen.

§. 6. „Gehorsam werden die Kinder allemal dem Lehrer seyn, den sie lieben." O über das wichtige aber schwere Kapitel, sich die Liebe der Zöglinge zu erwerben! §. 7. „Glaub aber ja nicht, ihre Liebe durch Vernachläßigung der Ordnung zu gewinnen. Nein! Schlaffheit und Weichlichkeit erzeugen nur Verachtung." Wie wahr! Liebe kann nie ohne Achtung seyn. „Wenn ich sehe, fährt Hr. V. fort, daß ein Kind sich vergeht: so sag' ich ihm ganz gelassen: Nein, mein Kind, das geht nicht an. Mehr brauche ich selten zu sagen. Ich kann euch versichern, daß alle Kinder, die ich in Aufsicht habe, mich lieben, mich gern sehen, und doch gehorsam sind, und sich vor mir mehr als vor Eltern und Strafe fürchten, wenn sie unrecht gethan haben." Das nämliche kann ich, der Recensent, ebenfalls aus eigner und häufiger Erfahrung versichern.

§. 9. „Eine Hauptsorge muß seyn, nie zu viel zu befehlen". Hört doch ihr Eltern und Lehrer, und wer Ohren hat zu hören, der höre! Und hört auch die Gründe. „Viele Verbote und Befehle machen die Kinder nur ängstlich; sie vergessen eins über dem andern. Unnöthiger Zwang macht sie unwillig. Es scheint ihnen, als wenn man nur suchte, ihre Untergebenheit und Schwachheit sie fühlen zu lassen". Und nichts fühlt der Mensch, auch der junge Mensch ungerner, als dies. Wohl dem Erzieher, der seinen Zögling zum Gefühl seiner Kraft kommen läßt, und ihn für die Ehre empfindlich macht, alles thun zu wollen, was er thun kann.

§. 10. „Bisweilen ist es gut, die Gründe der Befehle zu erklären.“ Das denk ich auch; und unter gewissen Umständen würde ich sogar sagen: es ist gut, sie sehr oft zu erklären. Aber dann kann ich Hrn. V. nicht beystimmen, wann er sagt: „Erklärt eure Gründe niemals vor der Ausübung, und gar nicht, wenn das Kind darnach fragen sollte.“ Das leidet, wie mir däucht, gar große Einschränkungen, wenn man anders nicht um die Liebe der Kinder kommen, sich nicht das Ansehen eines Despoten geben will. Auch kann ich es nicht unterschreiben, daß man die Gründe seiner Befehle dem Widerspenstigen niemals erklären solle. Bisweilen wird es nöthig seyn, um ihn nachher destomehr zu beschämen, um die andern Kinder von seinem großen Unrecht überzeugen zu können, indem man ihnen sagt: Seht, Kinder! dieser ist ungehorsam gewesen, und hat noch dazu die schlimmen Folgen seines Ungehorsams vorher gewußt.

In dem Abschnitte von der Ordnung merke man besonders §. 19, daß die Kinder die Gesetze sich selbst aufgeben. Es ist von unbeschreiblichem Nutzen, wenn man die Kinder die Gesetze selbst erfinden läßt. Dadurch bekömmt die Schule das Ansehen einer freyen Republik, und aller Verdacht fällt weg, als wenn der Lehrer jemals willkührlich und ungerecht strafe; und wie viel Böses fällt nicht mit diesem Verdachte zugleich weg. Daß der Lehrer sich selbst auch Gesetze gebe, die er gemeinschaftlich mit den Kindern halte, ist, wie Hr. V. auch selbst erkennt, sehr waglich. Die wenigsten Lehrer werden im Stande seyn, sie genau zu halten. Ueberhaupt ist nichts schwerer, als die Lehrer dahin zu bringen, daß sie selbst ordentlich sind, und auf Ordnung strenge halten. Weit eher werden sie alle Vorschriften der guten Methode lernen und üben. Wie oft hab ich solche Einrichtungen gemacht, wie in diesem Abschnitt und besonders §. 22. empfohlen werden, und wie wenig hab' ich sie in Gang bringen oder darin erhalten können! Die Schüler, wie hier vorgeschlagen wird, sollten wechselsweise die Aufsicht über einander führen, und führten sie nicht. Die Lehrer sollten wieder die Aufsicht über diese Aufsichtführenden Schüler führen, und führten sie nicht. Ich wollte wieder die Aufsicht über diese Aufsichtführenden Lehrer führen, und führte sie nicht, weil ich nie so frey von andern Geschäften werden konnte, daß ich sie Wochenlang in jedem Augenblick hätte führen können; und so lange das nicht geschieht, ist an keine Ordnung zu denken.

§. 25.

§. 25. „Wenn Ordnung und Stille in der Schule herrschen: so wird Aufmerksamkeit unausbleiblich erfolgen.“ Ausgenommen bey denen, die fremde Gedanken im Kopfe haben; und bey einem großen Haufen hat alle Augenblick dieser und der fremde Gedanken.

Aus dem §. 28 bemerke ich nur die zwey höchstwichtige Regeln. „Man muß sich so einrichten, daß man nicht zu viel zu erklären hat; und: hütet euch vor der Erklärungssucht. Ich habe Lehrer gesehen, die alles erklären wollten, z. B. was eine Bank, was Brod, Tisch u. dgl. sey. Solche verdienten, daß man ähnliche Forderungen an sie richtete; ich glaube, sie würden oft schweigen müssen. — — Beschreibungen sind gut, die Kinder zu deutlichen Begriffen zu erheben, aber sie müssen solche liefern, ihr müßt sie ihnen nicht geben. Verlangt auch nicht, daß euch die Kinder alles erklären. Sie haben zuweilen einen Begriff von der Sache, können sich aber nicht ausdrücken. Solcher Begriff ist öfters hinreichend, so wie in der Moral ein gewisses Gefühl uns lehrt, was recht oder unrecht sey, ohne daß wir die Ursachen unsers Urtheils oder Gefühls sagen können.

§. 29. An der Aufmerksamkeit des Kindes zu wissen, ob es etwas verstehe oder nicht, kann doch bisweilen trügen, wenn nämlich dem Kinde die Sachen schon zu bekannt sind, wenn es schon oft davon hat reden hören.

§. 30. Wichtiger, als mancher denkt, ist die hier gegebene Regel, daß man die Worte sorgfältig wählen müsse, um sich den Kindern verständlich zu machen. Hr. V. stellt hier einige leichtere und schwerere Ausdrücke einander gegenüber. Ich habe mir aus meiner Erfahrung dergleichen auch gesammelt, und jeder muß es thun, der mit Nutzen unterrichten will. Ein purer puter Gelehrter kann darum Kinder nicht gut unterrichten, weil er immer an seinen Kunstwörtern fest hält, und die Ausdrücke nicht zu finden weiß, wodurch man Kindern etwas bedeutet.

§. 31. sagt Hr. V. daß den Kindern alles neu sey, auch was sie alle Tage sehen; und §. 32. sagt er, daß die Kinder die Bücher der Lehrer nicht sehen müssen, weil sie sonst darinn blättern, und ihnen nachher dies und jenes nicht mehr neu sey. Beym ersten Anblicke könnte es scheinen, als wenn die erste Behauptung durch die zweyte aufgehoben würde. Hr. V. will nämlich, daß man den Kindern an den Sachen, die sie alle Tage sehen, neue Seiten zeigen soll, z. B. an der Brücke die

 Theile,

Theile, woraus sie besteht (die ihnen noch nicht so deutlich ins Auge gefallen sind, weil die Brücke, so wie alle Dinge zuerst nur einen Totaleindruck macht) wie sie gemacht worden ist, wie man sie verderben könne.

Was Hr. V. §. 36-43 in Ansehung der Pflichten außer der Schule den Lehrern zumuthet, läßt sich unmöglich leisten, so lange die Lehrer von Arbeit ganz niedergedrückt und schlecht besoldet sind, und so lange sich die Eltern in die häusliche Erziehung nicht wollen einreden lassen. Wer sich einen genauen und ausführlichen Begriff von Uebung im Guten macht, welche auch schon erziehen schlechtweg genannt werden kann, der wird einsehen, daß sie bisher unmöglich sey. Wie schön wäre es, wenn §. 43 in Erfüllung gebracht werden könnte, wenn die Eltern, die Pastores rc. an den Freudenfesten der Kinder Antheil nähmen! Aber — —

§. 45. sind die Worte merkwürdig: **seid gelassen und gerecht; vermeidet selbst den Anschein einer Ungerechtigkeit.** Aber das unterschreibe ich nicht: **Der Hartnäckige muß strenge behandelt werden,** denn das heißt nur ihn noch hartnäckiger machen. Ich glaube, daß Gleichgültigkeit hinreichend ist, den Hartnäckigen zu strafen und zu bessern, wenn anders die Hartnäckigkeit nicht auf einem gar sehr schlechten Boden gewachsen ist, wie sie gewöhnlich nicht ist. §. 48. sagt Hr. Verf. daß er den Stock in der Schule nicht leiden könne. Aber wenn der Hartnäckige soll strenge behandelt werden, wirds denn nicht endlich zum Stock kommen müssen?

Die Strafe §. 56, daß der Schuldige nicht mehr Karl oder Peter heißen, sondern den Namen seines Fehlers führen soll, hat sehr beschwerliche Folgen, wie der Herausgeber auch anmerkt; z. B. er soll nie außer der Schule gebraucht werden; aber die Kinder werden ihn beständig auch außer der Schule und auch dann noch brauchen, wann er schon wieder aufgehoben worden. Da hat man alsdenn wieder Strafen nöthig, um sie davon abzuhalten. Es muß darauf gesehen werden, sagt Hr. V. daß die Schüler diese Strafe nicht mißbrauchen. Aber des Daraufsehens ist ohnehin schon unendlich viel, man muß es nicht noch vermehren. Eben darum gefällt mir auch die Strafe §. 57. nicht, daß dem Schuldigen ein Zettel mit seinem Namen angehangen werde.

§. 61. „Naschwerk muß nicht des Fleißes Preis seyn." Bey kleinen Kindern doch wohl bisweilen. Es ist lächerlich, wenn ein Lehrer, wie Hr. V. einen kennt, seine Schüler mit

einem

einem Bissen Schinken oder Käse, oder Semmel, wie eine Haselnuß groß belohnt. Aber wie, wenn man so sagte: Der fleißige Peter hat sich heute so viel verdient, daß er Butter oder Käse oder Schinken zu seinem Brodte essen kann; du fauler Karl hast heute nicht so viel verdient, also must du heute dein Brod trocken essen. Sollte dies, als natürliche Folge des Fleißes, ohne Zorn und Unwillen den Kindern vorgestellt, nicht gute Wirkung thun? Man wende nicht ein, daß man Kinder gewöhnen müsse, auch mit der simpelsten Speise vorlieb zu nehmen: denn wollte man dies im Ernst thun, so müßte man ihnen nie etwas anders, als Brod und Wasser geben.

§. 62. Mit den Zetteln ist es recht gut, nur daß viel Unordnung und Unterschleif dabey vorgeht; experto crede Ruperto.

§. 65. enthält einen vortrefflichen Vorschlag, der nicht blos der Ehrliebe der Kinder schmeichelt, sondern auch ihrer Thätigkeit angemessen ist, womit man gewöhnlich außer den Lehrstunden nicht zu bleiben weiß. Man giebt nämlich den Fleißigen und Ordentlichen Aemter bey der Schule. Hr. Vill. schlägt drey vor: 1) die Sachen aufräumen, 2) dem Lehrer bey den Kleinen helfen; 3) die Gesetztafel holen, und wohl gar, bey vorzüglichem Verdienste, lesen. Ich merke aus meiner Erfahrung nur noch dies bey diesem Vorschlage an, daß man den jungen Leuten die Aemter nicht zu lange lassen muß, denn sie werdens bald müde; daß man also diese drey in verschiedene Zweige vertheilen, und noch neue dazu erfinden müsse, um oft abwechseln zu können.

§. 67. Der Wunsch des Hrn. Verf., daß es niemals das Ansehen haben möchte, als wenn der Lehrer strafe, sondern als wenn die Strafe eine nothwendige Folge des Fehlers wäre, ist auch oft der meinige gewesen, aber ich habe gefunden, daß seine Erfüllung bey gegenwärtigen Schuleinrichtungen unmöglich ist.

§. 79. „Ich würde vor dem dritten Schuljahre nichts auswendig lernen lassen.“ Wenn der Unterricht gut ist, so denke ich doch, es könnte und müsse früher geschehen, versteht sich unter allen den vernünftigen Bedingungen, die Hr. Vill. hier angiebt.

§. 83. „Eine jede Sache, so klein und so groß sie auch seyn mag, giebt Stoff zum Denken.“ Eine Bemerkung, die so leicht zu machen scheint, und doch so wenig gemacht seyn muß, denn sonst würde es um den Unterricht der kleinen Jugend

gend viel besser stehen, als es steht. Man glaubt immer, diese könne noch nicht viel denken, weil man unter denken versteht, über die Schönheit der Tugend u. s. w. räsonniren.

§. 92. Was hier von misverstandnen Worten, worunter oft die alltäglichsten und allgemein gebräuchlichen sind, gesagt wird, ist so wahr, und der Schade, der daraus entsteht, ist so allgemein und so groß, daß man nicht genug entgegen arbeiten kann. Man sieht es zwar dem ganzen Buche an, daß Hr. V. ein praktischer Pädagoge ist; aber wenn er blos das, was er hier und in den folgenden §§. von den Worterklärungen sagt, geschrieben hätte: so könnte man daraus schon sehen, daß er einer der vorzüglichsten in seiner Kunst ist.

§. 95. „Nicht viel Worte machen. Eine Hauptregel. Ein jedes überflüßige Wort verdunkelt und verwirrt die Rede. — Verschwendet ja keine Wohlredenheit, sie würde euch in eurer Schule keine Ehre bringen."

§. 103 „Selten ist ein Gedank einfach, sondern fast immer aus vielen zusammengesetzt. Diese Theile müssen aus einander gesetzt werden; dies Auseinandersetzen nennt man Analysiren. Z. B. Ein gehorsames Kind kann zufrieden (glücklich) leben. Hier sind die Theilbegriffe: Ein gehorsames Kind thut, was Eltern und Lehrer befehlen. Sie befehlen ihm, sich in Acht zu nehmen, daß es nicht zu schaden komme, daß es lerne, daß es Niemanden Verdruß mache. Also wird es von einem jeden geliebt. Dieser letzte Schluß enthält auch viel Theilbegriffe: Man liebt den, der uns zu gefallen lebt, weil uns das angenehm ist. Dies kann wieder auf bekannte Empfindungen und Begriffe zurückgeführt werden: „Nicht so, Kinder! ihr seyd dem gut, der gern thut, was euch lieb ist (noch zu allgemein ausgedrückt) der euch etwas giebt, der euch hilft euren Ball aus dem Wasser holen, der mit euch spielt, wenn ihr spielen wollt, und sich eurr Spiel gefallen läßt?" So weit muß man zuweilen zurückgehen, wenn man einen Gedanken erklären will, der sehr einfach und leicht zu seyn scheint." Diesen Paragraph, lieben Lehrer, fährt Hr. V. fort, empfehle ich euch inständigst. Ich auch; und eben so wie der Hr. V. reducire ich ihn auch auf drey Regeln, die der Lehrer beobachten muß, wenn er auf diese Art unterrichten will; 1) was bedeutet denn eigentlich das Wort, das in dieser Rede ist, z. B. hier: Gehorsam. glücklich. 2) Wie ist dieses mit jenem verbunden, oder wie gehts zu, daß jenes dies verursacht? 3) Wie finde ich zur Deutlichmachung der Gedanken und Begriffe für meine

Schüler solche Erfahrungen, Empfindungen und Beyspiele, die ihnen bekannt und wichtig sind, und die sie wirklich einmal gehabt haben und noch täglich empfinden und erfahren.

§. 107. „Wollt ihr, daß die Lehre auf eure Kinder recht wirke; so predigt nicht, d. i. haltet euch nicht mit Ermahnungen lange auf; beschreibt aber die Folgen des Lasters; zeigt deutlich, wie sie aus dem Laster fliessen.“

§. 108. „Man muß sich sehr hüten, die Moral zur bloßen Theorie zu machen, womit fast alle Menschen sich gern begnügen. Richtet euch so ein, daß eure Schüler Wissen und Thun als getrennt nicht einmal denken können. Wenn ihr einen moralischen Satz gelehrt habt: so müßt ihr ihn gleich auf die Gesetztafel aufzeichnen, und er ist Gesetz und ihr haltet auf dessen Ausübung.“ Daraus fließen nun wieder viele andere nützliche Regeln, die ich aber nicht abschreiben darf.

§. 118. „Ein Wort für junge Schullehrer. Meine lieben Freunde, ihr habt etwas von möglichen Schulverbesserungen gehört, und dies Buch gefällt euch vielleicht: ihr habt Eifer und guten Willen. Seyd aber nicht mit Umschmelzung eurer Schulen voreilig; kehrt nicht alles um, ihr möchtet bey den Eltern, wohl gar bey dem Vorgesetzten anstoßen, und dann würdet ihr nichts fruchten; empfindlicher Verdruß würde euch so niederschlagen, daß euch keine Kraft, kein Muth übrig bliebe: und das wenige Gute, das ihr in eurer Lage stiften könntet, würde euch nicht einmal gelingen, wenn ihr erst das Zutrauen und die Liebe verlohren hättet. — Starke Veränderungen müssen von höherer Hand herkommen, nicht von euch. Ihr könnt in euerm Alter und mit eurer Wissenschaft euch nicht das Zutrauen erwerben, das zu Neuerungen nöthig ist. — Wenn der Acker zum Waizen zu mager ist, so säet man Gerste oder Hafer. Wenn ihr nicht alles thun könnt, so thut etwas.“ Ich setze noch hinzu: Gebt euch nie den Schein, das Ansehen der Verbesserer; sprecht nie davon; thut als wenn ihr gar von Neuerungen nichts wüßtet.

§. 119. Ein Wort an die, die alle Schulverbesserungen tadeln, weil man doch die schlechte Hauserziehung nicht ändern könne. Die verbesserte Schulerziehung ist doch ein Stein, der den eindringenden Strom zwar nicht ganz aufhält, aber doch etwas hemmt.

§. 120. „So einfältig sind wir nicht, daß wir glauben, wir werden das menschliche Geschlecht und die Kinder zu Engeln umschaffen.“ Nein, wahrlich nicht. Wir wollen nur das

menschliche Elend, das durch Unwissenheit und Untugend entsteht, mindern. Wäre es nicht schon viel gewonnen, wenn statt der 2000 Galeerensclaven, die nach einem neuern französischen Bericht, so unaussprechlich elend zu Brest leben, nur 1000 da wären?

Das zweyte Buch handelt von der **Ordnung und Abtheilung des Unterrichts.** Ich darf hieraus nichts abschreiben, weil ich schon zu weitläuftig geworden bin. Nur das Einzige, das mir auch so sehr am Herzen liegt; „Der Plan des Unterrichts würde einfacher werden, wenn man erst ein einzig Schulbuch hätte, das alle nöthige Kenntnisse des bürgerlichen und ländlichen Lebens, der Moral und der Religion enthielte, nämlich für die Kinder des Bürgers und des Bauers — dann reichten täglich für die erste Klasse drey Stunden zu — Ich halte es für einen großen Vortheil, wenn man den Unterricht einfach machen kann. Wenige Lectionen gut genutzt, sind weit nützlicher, als viele Lectionen nach einander, womit Lehrer und Schüler beschwert und ermüdet werden. Alles in Eins zusammengezogen, macht den Unterricht unterhaltender und wichtiger, alles leichter und angenehmer. Ich darf aber noch wohl nicht hoffen, daß diese Methode an vielen Orten Beyfall finde. „**Nirgends,** lieber V. wird sie Beyfall finden, kann sie Beyfall finden, so lange man nicht weis, **was man außer den Lehrstunden mit den Kindern** anfangen soll, und dies wird man sobald noch nicht wissen oder wissen wollen. Es ist wahr, was Hr. V. sagt: „Die Eltern und zuweilen auch die Vorgesetzten messen die Arbeit des Lehrers nach den Stunden. Es ist ihnen gleich viel, ob er gut lehrt, ob die Kinder lernen oder nicht, wenn beyde nur in den gesetzten Stunden beysammen sind.“ Dies rührt freylich zum Theil aus dem Irrthum her, daß viel Lehrstunden mehr in die Köpfe bringen, als wenige; aber auch immer wieder daher, daß man nicht weiß, was man mit den Kindern machen soll, so bald sie nicht in der Schule sind.

In Ansehung des Buchstabirens und Lesenlernens bin ich nicht immer mit Hrn. V. einerley Meynung, sondern mehr mit dem Hrn. Herausgeber; in Ansehung des Rechnens aber stimme ich ihm völlig bey, denn ich weiß aus eigner Erfahrung, daß es so am besten gemacht wird, und ich könnte aus dieser Erfahrung noch einige Vorschriften hinzuthun, wenn es der Raum litte.

§. 167.

§. 167. Herr V. fängt den moralischen Unterricht des zweyten Jahrs mit dem Gehorsam gegen die Eltern und Vorgesetzten an. Warum nicht früher? „Weil, sagt er, man die Kinder erst gewöhnen und gewinnen muß; sie müssen Lehrer und Schule lieben, wenn die Lehre Eindruck machen soll". Aber wenn sie schon zum Gehorsam gewöhnt sind, wenn sie schon den Lehrer lieben, und aus Liebe zu ihm thun, was er haben will: so ist es ja unnöthig, sie den Gehorsam erst zu lehren. Und ihren **Verstand** zu **überzeugen**, wie gut der Gehorsam sey, dazu ist es noch zu früh im zweyten Jahr des Unterrichts und bey kleinen Kindern. Soll aber das Räsonniren über die Nothwendigkeit des Gehorsams auf die Art geschehn, wie Hr. V. §. 168 angiebt: so kann es auch, und ich glaube, so muß es auch im ersten Jahr schon geschehn.

§. 185 - 206. enthält vortreffliche Regeln und Uebungen, die Kinder gut lesen zu lehren. Das Schreiben würd' ich nicht, wie Hr. V. räth, bis ins zweyte Jahr hinaussetzen, sondern gleich es mit dem Lesen verbinden. Aber freylich würd' ich nicht gleich mit Feder und Dinte schreiben lassen. Uebrigens bin ich in einigen wenigen Stücken, die das Schreiben betreffen, mit Hrn. V. nicht einer Meynung; in einem Paar andern sage ich: nondum liquet. Beym Rechnen des zweyten Jahrs unterschreib ich wieder alles.

Den moralischen Unterricht des dritten Jahrs fängt Hr. V. mit dem **Nutzen des Unterrichts** an, und ich habe nichts dawider, weil von kleinern Kindern die Rede ist. Bey Knaben, die bis in ihr zwölftes Jahr roh herumgelaufen sind, kann man gleich im ersten Jahr, vielleicht schon im ersten Monat, von dieser Materie reden.

§. 245 enthält eine wichtige Regel: „Hütet euch vor einem sehr großen Fehler, nämlich, den Kindern ungewöhnliche Glücksfälle als hoffentliche Wirkungen ihres Schulfleißes zu erzählen. — Spiegelt ihnen niemals ein höheres Glück vor, als das gewöhnliche erreichbare Glück ihres Standes."

Wie Hr. V. allenthalben so vortreffliche Fingerzeige giebt, und so genau weiß, was den Kindern angemessen ist und nicht, davon ist unter so vielen andern auch §. 263. ein Beweis. Die Rede ist nämlich von den Vortheilen, die das Zusammenleben in Gesellschaft der Menschen gewährt. „Ich spreche nicht von Kirchen, sagt Hr. V., weil die Kinder deren Nutzen nicht

nicht einsehen; nicht von Schulen, weil vielleicht manches Kind dieselben eher als eine Last ansieht; von Richtern u. dgl. auch aus eben den Ursachen nicht.

Aufsätze läßt Hr. V. seine Kinder erst im fünften Jahr machen; ist dies nicht zu spät? Ich setze voraus, daß Aufsätze machen so viel heiße, als Schreibübungen anstellen, oder etwas Gesehenes, Gehörtes, Empfundenes ꝛc. mit Worten auf dem Papier ausdrücken. Ferner setze ich voraus, daß es Aufsätze von drey, vier Worten geben könne, womit man den Anfang mache. Solche Schreibübungen würd' ich gleich im ersten Jahr und zwar täglich anstellen lassen. Aber freylich würde ich die längern und die schon eine Form haben, weiter hinaussetzen. Diese werden aber immer Lehrern und Kindern viele unangenehme und ich glaube auch vergebliche Arbeit machen, wenn sie nicht durch jene vorbereitet sind. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, mehr davon zu reden. Uebrigens sind Hrn. V. Vorschriften, wie man korrigiren ꝛc. soll, sehr gut; nur werden angehende Lehrer wünschen, daß er einen Kinderaufsatz zur Probe durchkorrigirt hätte. Vielleicht ist eine solche Probe nirgends nöthiger, als hier. In Ansehung der Orthographie ist Hr. V. mit Recht sehr gelinde. „Was für ein großer Schade wäre es wohl (nach §. 440.) wenn ein junger Bauer schriebe: ich weis, anstatt ich weiß; ich wünsche, das sie, anstatt daß.“ Freylich ist hieran um so weniger gelegen, da ohnehin an keine Einförmigkeit in der Orthographie, am wenigsten in unsern Zeiten, zu denken ist, und da viele schon seit Gottschedens Zeit würklich ich weis geschrieben haben wollen.

§. 463. Mir deucht auch, so wie dem Hrn. Herausgeber, es sey besser, das Einmaleins ziemlich frühe, nur nicht auf die gewöhnliche Art zu lernen. Hr. V. meynt aber, was die Kinder an Geschwindigkeit dadurch gewinnen mögten, das würden sie an Deutlichkeit und Fleiß verlieren. Es kann seyn.

§. 552. meynt Herr V. von den Handwerken in Schulen zu sprechen, sey unmöglich und schädlich; es gebe nur Schwätzer. Freylich, wenn man behauptete, daß man die Kinder in Schulen Handwerke durch bloßes Vorsagen lehren könne. Aber wer wird das auch behaupten. Ich denke, man spricht von Handwerken, um die Jugend auf die vielen Erfindungen des menschlichen Verstandes aufmerksam zu machen, auch wohl, um ihre eigne Erfindungskraft zu schärfen, indem man sie nämlich

rathen läßt, was einer für ein Instrument haben müsse, um diese oder jene Wirkung an einer gewissen Materie hervorzubringen u. dgl. welches mir ein wahrer praktischer Unterricht von Ursach und Wirkung, von Zweck und Mitteln zu seyn scheint; und daher befremdet mich wirklich Hrn. V. Behauptung, daß Kinder nur sehr wenig nützliche Kenntnisse von den Handwerken in den Schulen lernen können, ob ich gleich mit ihm es für eine Grille erkläre, Handwerksschulen anzulegen. Aber es sind mir zwey ganz verschiedne Dinge, Handwerksschulen anlegen, und, Kinder mit den Handwerken bekannt machen. Auch glaube ich mit dem Herausgeber, daß gewisse Handgriffe gewisser Künstler und Handwerker mit Nutzen in der Schule gelehrt und unter der Aufsicht eines Schullehrers ausgeübt werden können. In einer Pensionsanstalt halte ichs sogar für unentbehrlich, weil man nicht weiß, womit man außer den Lehrstunden die Jugend beschäftigen soll, besonders wenn man nach Hrn. V. eignem sehr vernünftigem Vorschlage die Lehrstunden vermindern wollte. Von andern Handwerken würden die Zöglinge freylich nichts als Wortkenntnisse bekommen, höchstens zeigte man ihnen die dabey zu brauchenden Instrumente in Abbildungen. Aber sollte dies nicht wenigstens eben so nützlich seyn, als wenn den Kindern gesagt wird, daß die Sonne so und so groß, so und so weit von der Erde entfernt sey, und daß man dies durch Männer wisse, die die Kunst verstehen, dergleichen zu messen? Dieses will Hr. V. selbst gelehrt wissen, warum nicht jenes? Er muß die Sache aus einem Gesichtspunkt ansehen, den ich noch nicht erwischen kann. Und das hab' ich noch nicht einmal erwähnt, daß man zu manchen Handwerkern selbst mit den Kindern hingehen und sie alles in Augenschein nehmen lassen kann.

§. 555. erklärt es Hr. V. für ganz überflüßig, die Wahrheit und Göttlichkeit der Bibel zu beweisen. Keiner, der Lust hat, Gutes zu thun, sagt er, wird daran zweifeln. Ich halte es noch für mehr als überflüßig, ich halte es sogar für schädlich aus mehr als einer Ursache. Allein, sage ich mit Hrn. V. man mache nur die Jugend aufmerksam auf das traurige Schicksal des Heilandes und seiner ersten Jünger, so wird sie, auch ohne daß man dies als einen Beweis angiebt, von selbst fühlen, daß solche Leute keine Lust zu Lügen und Betrug gehabt haben können.

§. 561. Warum sollte es auf dem Dorfe nicht eben so nöthig seyn als in der Stadt, eine Stunde wöchentlich die Kinder

Kinder Formeln zu Rechnungen, Quittungen und dergleichen schreiben zu lassen?

§. 563. Im letzten Jahr keine Belohnungszettel mehr. Der Meynung bin ich auch, und aus eben den Gründen, wie der Hr. Verf.

Was der Herr Herausgeber in Ansehung der Orthographie erinnert, darinn hat er nach der gesunden Vernunft völlig Recht. Aber wann wird diese über die Mode siegen, die gegen jene immer das Recht des Stärkern hat? Warum er nicht ohne das mindeste Bedenken auch aus der Konjunktion daß das ß verbannen wollte, seh ich nicht ein, und habe mich auch schon bey Klopstocks Vorschlägen darüber gewundert, daß der es ebenfalls behalten wollte.

Ich muß endlich aufhören von einem Buche zu reden, das mir überaus schätzbar ist, und es allen seyn wird, die statt allgemeiner Vorschriften, wenn sie auch noch so vortrefflich sind, sich nach detaillirten Anweisungen sehnen. Daran fehlt es uns itzt. Ihr Pädagogen sagt nicht mehr den angehenden Lehrern: Braucht die faßlichern Wörter, sondern: Nennt ihnen die Wörter, welche faßlicher sind, als andere; und so mit allen übrigen Regeln. Und wenn ich Hrn. V. um etwas bitten dürfte — Aber nein, ein solcher Mann findet in seinen jedesmaligen Umständen immer Anlaß, gerade das zu schreiben, was das nöthigste ist, und ihm am besten gelingt.

Der Kinderfreund, ein Wochenblatt. Neunzehnter bis zwey und zwanzigster Theil. Leipzig — Crusius. 1780 und 81.

Dieses Buch erhält sich immer bey seinem Werth. Da es in so vieler Händen ist, so würde ich nur Zeit und Papier verderben, wenn ich den Inhalt der hier genannten Theile hersetzen wollte. Das Schauspiel des neunzehnten Theils ist: Ein gutes Herz macht viele Fehler gut. Es hat mich bis zu Thränen gerührt, ob ich gleich vom Tom Jones die nämliche gute Handlung schon gelesen hatte, die hier Traugott verrichtet. Eltern und Lehrer können dies Stück nicht zu oft lesen, um zu lernen, daß sie vor den heuchlerischen Rudolfen auf ihrer Hut seyn, und den flüchtigen, aber gutherzigen Traugotten ganz anders begegnen müssen, als hier der Konrektor auf der Fürstenschule thut. Aber Kindern, die Traugotten ähnlich

sind,

sind, kern sein Beyspiel der Unbesonnenheit mit den Pferden wirklich auf eine Zeitlang schädlich werden. Sie werden ihre Fehler später ablegen, wenn sie hören, daß ein gutes Herz sie vergütet.

Das Stück im zwanzigsten Theil: Die Freunde oder das Vogelschießen ist, nach meiner Empfindung, ganz tadelfrey, wenn nicht etwa das ein Fehler ist, daß Jettchen S. 92 von dem langsam redenden Gartenknecht Peter sagt: „Gewiß eine Einladung, die er uns vormeckern soll;“ und S. 99 ihn so anführt: „Habt ihr euch doch in das Sagen verfitzt“. Bey Schauspielen für Kinder darf man nicht fragen, ob dies oder jenes in dem Charakter der redenden Person sey; sondern: ob man eine Person auftreten lassen dürfe, deren Charakter es mit sich bringe, etwas zu sagen, das Kinder nicht nachahmen müssen. Kinder sind ohnehin nur gar zu geneigt, über Gebrechen der Menschen zu spotten. Finden sie, daß man andere Kinder auch so spottend einführt, ohne sie darüber zu tadeln, so hat man gar viele Mühe, ihre Zunge im Zaum zu halten.

Bey dem Liede S. 178, der Geschmack, möchten wohl die wenigsten Kinder etwas denken; so wie ich auch gefunden habe, daß sie bey dem Liede an die Unschuld in den Kinderliedern, welches anfängt: Du der Unschuld süße Ruh ꝛc. nichts denken. Solche personificirte Abstrakta machen manchem Erwachsenen und Studirten genug zu thun, wenn er sich bey jedem Zuge des Gemäldes etwas eigentliches und bestimmtes denken will, um wie viel mehr Kindern; und will mans ihnen erklären, so ermüden sie darob, ehe man mit der Erklärung nur den zehnten Theil zu Ende ist; ein sicherer Beweis, daß dergleichen nicht für Kinder gehört.

Die Feuersbrunst im 21sten Theil malt Sitten und Sprache der Bauern, die erstern recht gut, die leztern, wie mir deucht, zu plump, besonders für so gutherzige Bauersleute; nicht als wenn diese nicht eine solche Sprache reden könnten, sondern daß man Kinder, die dieses Stück lesen und aufführen sollen, nicht auf die Gedanken bringen muß, als wenn gutherzige Bauern oder auch nur Bauern überhaupt gewöhnlich so redten. Auf den armen kleinen Vielfraß den Christel schimpft alles los, die Schwester nennt ihn einen Schöps, sagt, daß er wie ein dummer Junge rede. Die Mutter nennt ihn einen Tölpel, und sagt einmal zu ihm: Ja, trotz sey dir geboten, Junge, überall mußt du die Nase hinrecken. Der

Vater nennt ihn einen Dummkopf. S. 174 scheint es mir nicht natürlich, daß der alte treuherzige Bauer den Sohn seines Patrons einen kleinen Püzigel nennt. Der witzige Einfall des Hrn. Ehrmann S. 205. scheint mir bey seinem itzigen Gemüthszustande unnatürlich.

Das Windspiel oder die Rache im 22sten Theil, ist ein allerliebstes Stück; ich wüßte gar nichts daran auszusetzen.

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. Zweyte und vermehrte Auflage. Leipzig — Crusius. 1781.

Die erste Ausgabe dieses sehr brauchbaren kleinen Buchs ist B. 33. St. 1. dieser Bibliothek von mir angezeigt. Bey der gegenwärtigen hat sich der Hr. Verfasser genannt. Es ist der verdiente Hr. M. Thieme, Rektor des Lyceums zu Lübben. „Für den gesunden Menschenverstand zu arbeiten, sagt Hr. T. lasse ich mir itzt um so viel angelegener seyn, je mehr ich in meinem gegenwärtigen Beruf erfahre, wie groß und wie schrecklich der Mangel daran ist. Ich bin auch fest überzeugt, daß wenn er bey sehr vielen Menschen gleichsam im Keime verdirbt, nichts anders daran schuld ist, als, weil man ihm zur Zeit des ersten Wachsthums kraftlose und unverdauliche Nahrung giebt. Denn gleichwie es unmöglich gute Säfte geben könnte, wenn man einem Säugling anstatt der Muttermilch Brandwein oder Möhrrettig geben wollte: also kann es unmöglich gesunde Begriffe geben, wenn man Kinder — anstatt den richtigen Gebrauch ihrer Sinne zu üben und die Denkkraft zu entwickeln — mit lateinischen Vokabeln, schweren Sprüchen der Bibel, Worten des Katechismus, Namen der Länder, Städte und Flüsse und dergleichen Gedächtnißkram quält. Gleichwohl geschieht das nicht nur in übel bestellten Privaterziehungen, sondern auch in öffentlichen Stadt- und Dorfschulen, in welche die Eltern ihre Kinder zu schicken, auf das nachdrücklichste vermahnt und angehalten werden. Sollte man das in unserm pädagogischen Jahrhundert wohl glauben?"

Wohl der Schule, der ein Mann von solchen Einsichten, solcher Denkart vorsteht. Aber was will Hr. T. mit seinem pädagogischen Jahrhundert? Wir haben nicht viel über ein pädagogisches Jahrzehend, und in diesem ist nur noch die erste päda-

pädagogische Morgenröthe angebrochen. Zwar bey Hrn. T. und den Wenigen, die ihm gleichen, ist es heller Tag. Aber eben weil es erst bey so Wenigen helle ist, und dann weil die Verbesserung der Schulen und der Erziehung nicht von diesen wenigen Hellen abhängt, darf man sich nicht wundern, daß alles noch so verkehrt geht. Aber über folgende Aeußerung von Hrn. T. hab ich mich ein wenig gewundert: „Ich kann versichern, daß mir in meinem gegenwärtigem Amte Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren vorgekommen sind, die auf die Fragen: **aus wie viel Theilen besteht der Mensch? Welcher Theil ist sterblich, der Leib oder die Seele? Was wird aus dem Leibe, wann er gestorben ist?** und auf viele ähnliche Fragen, deren Beantwortung nur offene Augen und **gesunden Menschenverstand** erforderten, nichts zu antworten wußten: und was diese Schande noch vergrößerte, war, daß sie schon einige Jahre eine öffentliche Schule besucht hatten." Es ist freylich sonderbar, daß es eine Schule giebt, worinn man Kinder diese **Konventionskenntnisse: aus wie viel Theilen besteht der Mensch?** rc. nicht gelehrt hat. Aber ich getraue mir zu behaupten, daß eine Schule sehr gut seyn könne, ohne nothwendig die Anfänger dergleichen zu lehren; denn es gehört wirklich mehr als offene Augen und **gesunder Menschenverstand** dazu, zu wissen, daß der Mensch aus zwey Theilen bestehe. Es ist wahr, daß Kinder dergleichen Sätze sehr leicht behalten; aber ob dies einem Manne, wie Hr. T. ist, genug seyn könne, der die Sinne und Denkkraft entwickeln will, das ist eine andere Frage. Das muß ich noch sagen, daß die dritte Frage: **was wird aus dem Leibe, wann er gestorben ist?** freylich weiter nichts, als offne Augen und gesunder Menschenverstand erfodert, um beantwortet zu werden, und daß sie mit den andern beyden gar nicht von gleicher Art ist. Indessen antworten Kinder auf dergleichen Fragen oft darum nicht, weil sie unter dem Vielen, das sich darauf antworten läßt, nicht das rechte zu treffen fürchten. Es könnte man hier antworten: **Er wird gewaschen**, oder: **Er wird mit einem Sterbekittel bekleidet**, oder: **Er wird in Sarg gelegt**, oder: **Er wird begraben**. Hr. T. wollte wahrscheinlich von diesem allen nichts, sondern: er verweset. Das kann aber das Kind nicht rathen, daß es gerade diese Antwort geben muß; und sie wird ihm auch nicht leicht zu geben, weil es nur vom Hörensagen hat, daß der Leib ver-

 west,

weiß, und ihm also dies nicht so leicht einfällt, als was es selbst mit Augen gesehen hat.

Da ich die erste Ausgabe nicht bey der Hand habe: so kann ich nicht sagen, worinn die Vermehrungen der zweyten bestehen. Von meinen Erinnerungen bey der ersten Ausgabe hat Hr. Thieme nicht für gut gefunden, Gebrauch zu machen. S. 70 läßt er wieder das Kind den Vorsatz fassen, daß es bald gar nicht mehr spielen wolle. Bisweilen läßt Hr. T. wie S. 88, das Kind, wenn es eine Frage thun will, vorher sagen: Ich bitte um Vergebung. Diese unnatürliche Sprache verlangt man doch von Erwachsenen selbst nur alsdann, wenn sie etwas verneinen, das ein anderer bejaht hat, und kleine Kinder, wie die hier redenden sind, sollte man sie bey solchen Unterhaltungen, die des Unterrichts wegen geschrieben werden, nach meiner Meynung, gar nicht führen lassen.

Kinderbibliothek für Eltern und Erzieher; oder Nachrichten von den neuesten guten Kinderschriften. Erstes und zweytes Stück. Frankfurt am Mayn bey Brönner. 1780 und 81.

Ich glaube, daß der Hr. Verf. eine ziemlich überflüßige Arbeit mit dieser Kinderbibliothek übernommen hat. Recensionen von Kinderbüchern haben wir die Menge und bessere, als diese, die blos den Inhalt trocken herzälen, und ein ganz allgemeines Urtheil hinzufügen. Auch das giebt dieser Bibliothek keinen besondern Werth, daß die Kinderbücher hier in viel Klassen geordnet sind, Bücher für Kinder von sieben Jahren, von zwölf Jahren &c. Einmal erkennt der Hr. V. selbst, daß es mit diesem Ordnen nach den Jahren eine sehr mißliche Sache ist; und dann sieht man auch aus den weitläuftigern Recensionen, die man in Journalen findet, schon, für welche Fähigkeiten dies oder jenes Buch gehört.

Dialogen, ein Beytrag zur Bildung der Jugend von J. F. B. (Brömel, Rektor der Stadtschule zu Lobenstein). Zweytes Bändchen. Frankfurt und Leipzig — Monath — 1780.

Herzlich

Herzlich gut gemeynt; aber die jungen Leute sprechen gar zu unnatürlich, bald in dem Ton der Ode, bald wie eine moralisirende Wochenschrift, und bald wie eine Predigt. Witzig muß der Hr. V. gar nicht seyn wollen; man sehe nur die Note S. 21. Im Text steht: Einige Naturforscher haben den Rath gegeben, sich (bey einem Gewitter) wenn man einen Bach in der Nähe habe, ins Wasser zu setzen. Dazu sagt die Note: Ein Rath, an dem vielleicht dies das beste ist, daß ihn Wenige befolgen werden.

Wenn der Hr. V. die Schriften eines Rochow, Campe, Salzmann fleißig liest, so wird er wohl sehen, wo es seinem Styl fehlt, wird durch diese Vergleichung besser lernen, was er daran zu bessern hat, als ichs ihm hier im Allgemeinen sagen konnte; und umständlich zu seyn, leidet der Raum nicht.

Archiv für die ausübende Erziehungskunst. Siebenter und achter Theil. Gießen — Krieger — 1780. 1781.

Mit Vergnügen nehme ich jedesmal die Fortsetzung dieses Werks in die Hand, weil ich schon zum Voraus vermuthe, etwas Gutes zu finden; und auch diesmal ist meine Erwartung nicht getäuscht worden. Im siebenten Bande finde ich 1) das Charakteristische der sokratischen Lehrart von M. Walther. Wenn doch der Hr. Verfasser einige Unterredungen mit der Jugend sokratisch ausgearbeitet hätte! dann würde er selbst und auch Andere noch besser wissen können, ob seine Theorie der sokratischen Lehrart genau und vollständig, und, was noch wichtiger ist, ob er selbst ein Sokratiker sey. 2) Betrachtung einiger Mittel die Wißbegierde der Jugend zu reizen von Krohne, vorzüglich gut gedacht und geschrieben. Ich muß doch einen Gedanken abschreiben, der so sehr reich an pädagogischen Folgerungen ist: „Die Knaben auf den balearischen Inseln erhielten ihr Frühstück nicht eher, als bis sie selbiges von einem aufgerichteten Balken herabgeschleudert hatten. Natürlicherweise müste hier der Vortheil, welchen ihnen ihre Geschicklichkeit zuwege bringen konnte, ihnen Lust zu den Uebungen im Schleudern erregen. Wenn es möglich wäre, mit einer jeden nöthigen Kenntniß einen eben so unmittelbaren Nutzen zu verbinden; so könnte man ziemlich versichert seyn, das Mittel gefunden zu haben, welches für die Wißbegierde der Jugend

einen hinlänglichen Reiz hätte." 3) Köster von der Verbesserung des Verstandes junger Leute in Schulen. Ganz gut. 4) Derselbe. Gedanken von der Verbindung der Sprachen und Wissenschaften in Schulen. Hat mir minder gefallen. 5) Entwurf, nach welchem die Trivial- und Realschulen in den Pfarreyen der churfürstlichen Residenzstadt Mainz werden eingerichtet werden. 1773. Lauter gesunde Vernunft, so weit es die Religion erlaubt. 6) Thieme von methodischer Erlernung der Sprachen. Aus dem Lateinischen. Der Uebersetzer mag viele Schuld haben, daß diese Abhandlung sich nicht gut liest; aber der Verf. selbst hat doch noch wohl mehr.

Der achte Theil enthält 1) Willenbücher über die Erleichterung des Unterrichts in der Arithmetik. Zwey Stücke. Vortrefflich! Man kann auch nichts als Gutes erwarten von einem Mann, der solche Gedanken, wie der folgende äußert: „Was Kinder durch den Umgang mit Andern früh, ganz freywillig und wiederholentlich gehört, gefaßt und ausgeübt haben, das hat mehr Anschaulichkeit und Festigkeit, als was ihnen erst nachher, und, daß ich so sage, mit einer Art von gewaltthätiger Kunst beygebracht wird. Die wichtigsten Urbegriffe und Grundsätze des Menschenverstandes und folglich auch der wirklichen Gelehrsamkeit haben und sammeln wir in unsern kindischen Jahren; sie werden in der Folge des Lebens nur immer mehr entweder abgeglättet oder entwickelt". 2) Plan einer öffentlichen Erziehung, wodurch die Schulstudien in einen Zeitraum von fünf Jahren gebracht werden. Aus dem Französischen. Vorzüglich gut, und auch, wenn ich nicht irre, schon unter uns bekannt. 3) Des Freyherrn von Fürstenbergs Gedanken, wie man den Schülern das Gefühl des Wahren von Anfang an beybringen soll. Vortrefflich, wie alles, was aus dieser Feder kommt. Schade, daß es der Raum nicht erlaubt, etwas daraus anzuführen. Eine Anmerkung in meiner Recension der Münsterschen Schulordnung in dieser Bibliothek ist dem Hrn. V. wichtig genug gewesen, ihrer zu erwähnen und Rücksicht darauf zu nehmen, wie er am Ende selbst erinnert.

Hz.

Frid. Wilh. Ion. Dillenius moralische Chrestomathie aus dem Cicero mit Anmerkungen. Nebst einer Vorrede von dem Herrn Rector *Scheller*. Leipzig bey Fritsch. 1781. Nebst den Vorreden 21 Bogen in 8.

Zuerst von den beyden Vorreden; dann von dem Buche selbst. Die Vorrede des Hrn. R. Schellers ist, wie alles, was aus der Feder des fleißigen Mannes kommt, für einen Schulmann ungemein lehrreich. Hr. Dillenius, ein Lehrer an der Schule zu Urach im Würtembergischen, der sich hauptsächlich aus den Schellerschen Schriften gebildet zu haben scheint, hatte ihn ersucht, seine neue Chrestomathie durch eine Vorrede zu empfehlen. Dieß thut er, und nimmt zugleich Anlaß, aus seinem großen Vorrath pädagogischer Erfahrungen und philologischer aus seinem täglichen Umgang mit den Alten gezogenen Bemerkungen, verschiedenes mitzutheilen. Zuerst sehr gegründete Klagen über das ewige Lesen des Nepos auf Schulen, der doch für die Jugend viel zu kalt, mager und zu wenig unterhaltend sey. Hr. Sch. wünscht, daß man statt dessen diese Chrestomathie, wenigstens zur Abwechselung, brauchen möge. Dann folgen einige zur Erklärung der Alten gehörige Anmerkungen, z. B. Man soll dem Schüler nicht erlauben, gewisse schön gesagte Stellen der Alten blos nach dem Verstand zu übersetzen und in gemeines Deutsch zu verwandeln; man soll sich nicht zu sehr auf die Erklärung der Scholiasten und neuerer Ausleger verlassen, welches mit dem, was sie von dem Unterschiede der Wörter, simul und vna, suscipere und recipere, erläutert wird; man soll zuvörderst die ersten Bedeutungen der Wörter aufsuchen und darzu auf ihre Entymologien Rücksicht nehmen; sich in Bestimmung des Poetischen und Obsoleten nicht übereilen, wieder mit Exempeln wohl erläutert; bey Erklärung der Latinität, die Vergleichung der deutschen Sprache nutzen, wie der V. in seinen praeceptis so oft gethan hat, und hier aufs neue mit 17, zum Theil neuen Beyspielen thut. Hie und da kommt er auch auf gewisse schon oft geäußerte Lieblingssätze zurück, z. E. daß man durch den Gebrauch der Participien nicht eleganter sondern nur kürzer rede, daß die Eleganz überhaupt gar nicht in den Worten sondern in den Gedanken zu suchen sey.

Des V. eigne zwey Bogen lange Vorrede steht von dem Buche, wie manches Exordium vor einer schulgerechten Predigt, d. i. ohne den mindesten Zusammenhang mit dem Buch, und ohne selbst desselben zu erwähnen. Sie hohlt sehr weit aus, und beweißt im demonstrativen Ton und durch unnöthige Autoritäten, daß man deutliche Begriffe von der Sache haben müsse, wenn man die Alten lesen oder andern erklären wolle, und das nennt er eine philosophische Kenntniß der lateinischen Sprache, beweist wieder aus Gründen und Autoritäten, daß die latein. Sprache eine solche Kenntniß vertrage — und nun Regeln, wie man die Alten der Jugend philosophisch erklären solle. Was erwartet man nicht neues unter dieser Ankündigung! sie bestehen aber darinn: 1) man soll vom leichtern anfangen, 2) des Autors Lebensumstände und Plan vorausschicken — denn Hr. H. Harles müsse eben der Meynung gewesen seyn, weil er in seiner Anthol. gr. poet. jedem Autor den Lebenslauf vorgesetzt habe; Heinze in seinen Uebersetzungen soll hierinn ein Muster seyn. 3) Man soll die ursprünglichen Bedeutungen erklären, und durch Nominal- und Realdefinitionen erläutern. 4) Idiomen, Ellipsen und die Construction, (die ersten verspricht der V. in einem eignem Buch zu sammeln) 5) und die Sachen selbst erklären. Dieses wird nun mit vielen Beyspielen erwiesen, z. E. daß der Philologe auch Jurist seyn müsse, aus den Briefen des Plinius an den Trajan; die Nothwendigkeit der Arzneykenntniß, aus einigen medicinischen Stellen des Cicero; der Physik, aus des Phädrus senex emunctae naris, und Horazens feruens difficili bile tumet iecur, (lächerlicher konnten doch wohl diese Beyspiele nicht gewählt werden, da so manche Stellen aus dem Virgil und Ovid einen weit deutlichern Beweis an die Hand geben, daß der Lehrer, der sie erklären will, etwas Naturlehre verstehen müsse). Ohne Moralphilosophie und Psychologie soll man die Stelle des Horaz: latius regnes auidum domando spiritum, nicht verstehen können. Wir dächten, systematische Universitätsmoral und Psychologie wäre hierzu weniger nöthig, als eine aus den Quellen geschöpfte Kenntniß der stoischen Philosophie, und des stoischen Satzes: solus sapiens est rex. Die Worte Horazens: et imputata floret vsque vinea, soll niemand erklären können, ohne den Weinbau zu verstehen. Nun dazu braucht man doch wohl wenig mehr Kenntniß, als daß man weiß, daß der Weinstock, wie andere Gewächse, um fruchtbar zu seyn, geschnitten werden müsse, und das wird doch jeder wissen, wer den Horaz liest.

Und

Und worzu der ganze Aufwand von Beweisen? Wer in aller Welt zweifelt daran, daß man Begriffe von den Sachen haben müsse, deren Worte man lesen oder andern erklären will? 6) Man soll bey Erklärung eines Autors auch die Eigenschaften der Schreibart anzeigen, 7) seine Fehler nicht verschweigen, und 8) seine Zuhörer selbst über schwere Stellen, Charaktere und Handlungen urtheilen lassen. Wir brechen ab und bemerken nur noch, daß die Collectaneen von großen Herren, die einige alte Schriftsteller gern gelesen oder geliebt haben sollen, hier sehr an der unrechten Stelle stehen. Eigen sind noch dem V. gewisse Zusammensetzungen, z. E. „Die berühmten Duumviri Heyne und Harles beweisen durch ihre gründlichen Erklärungen der Alten, daß ein Philolog kein bloßer Wortklauber sey". Wer die Compilationen des einen, und die aus Dichtergefühl und aus innigster vieljähriger, nicht durch bloße Allegaten bewirkte Bekanntschaft der Alten geflossenen Erklärungen des andern mit eigner Beurtheilung kennt, wird wahrlich aus beyden kein Duumvirat machen. Ferner: der Philolog mußte kein Sokrates, Grotius und — Feder seyn!

Diese Vorrede abgerechnet, die von der Jugend des V. zu zeugen scheint, ist seine Chrestomathie nicht übel zusammengelesen und kann allerdings zu einem Schulbuch nutzbar seyn. Wir wollen den Leser mit ihrem Inhalt bekannt machen, damit er sie selbst darnach beurtheilen könne. Sie ist nach dreyen Capiteln, von den Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen den Nächsten, getheilt. Das erste Cap. enthält folgende Abschnitte, unter die die gesammleten Stellen des Cicero gebracht sind. 1) Man erkennt Gott aus den Werken der Natur. 2) Die Uebereinstimmung aller Völker, daß ein Gott ist. 3) Gott ist allweise, allmächtig, allselig. 4) Die Betrachtung der Welt überzeugt uns von Gottes Regierung. 5) Gott regiert und sieht alles. 6) Gott wird durch Frömmigkeit verehrt. (von diesen 6 Abschnitten ist doch eigentlich der letzte nur moralisch.) Zweytes Kapitel. 1) Der Mensch muß sich selbst kennen lernen. 2) Er hat einen Trieb, immer etwas zu thun. 3) Er strebt nach Wahrheit und Wissenschaft. 4) Was man bey Untersuchung und Erforschung der Wahrheit zu meiden habe. 5) Die Güter der Seele sind den Gütern des Leibes weit vorzuziehen. 6) Was man bey Erwählung einer Lebensart zu beobachten habe. 7) Die Wissenschaften sind eine Zierde im Glück und ein Trost im Unglück. 8) Anhaltende Arbeit und Unterricht überwinden die Natur (soll eigentlich heißen: ver-

verbessern die Fehler der Natur). 9) Lernen ist nie eine Schande. 10) Der Mensch muß nach Weisheit streben. 11) Die Weisheit giebt Muth, Unerschrockenheit und Stärke der Seele. 12) Die Klugheit ist einem Menschen unentbehrlich. 13) Die Tugend ist das Glück des Menschen. 14) Die Vernunft muß die Regentinn unsers ganzen Lebens seyn, und unsre Leidenschaften beherrschen. 15) Aus Bezähmung der Affekten entspringt Gemüthsruhe und ein glückseliges Leben. 16) Sorge für den Körper, für die Selbsterhaltung und für die Gesundheit; das Verhalten in Krankheiten. 17) Mäßigkeit, Vermeidung der Wollüste, Ordnung, Arbeit und Schlaf, tragen zur Gesundheit sehr viel bey. 18) Ein Weiser hält Maaße im Essen und Trinken, und läßt sich weder vom Zorn noch von der Traurigkeit überwältigen. 19) Man muß seine Zunge im Zaum halten, und im Scherze nicht ausgelassen seyn. 20) Ergötzlichkeiten sind erlaubt, wenn man sie mäßig genießt. 21) Wie man sich im Putze, in der Kleidung und im Gehen zu verhalten habe. 22) Aeußere Güter. Sieh zu, daß du einen guten Namen behältst ꝛc. 23) Lob. beliebt seyn. Schmeichler. 24) Reichthum, Geiz, Sparsamkeit. 25) Armuth, Genügsamkeit. 26) Verhalten im Glück und Unglück. 27) Niemand ist vor dem Tode sicher. 28) Ein Weiser betrachtet seinen Tod öfter, und geht ihm mit Gelassenheit entgegen. 29) Die Seelen der Menschen sind unsterblich. 30) Glücklicher und unglücklicher Zustand nach dem Tode. **Drittes Kapitel.** 1) Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit. 2) Aufrichtigkeit, Versprechen, Treue. 3) Betrug, Untreue, Lügen. 4) Verstellung, Arglist. 5) Aeltern, Kinder, Geschwister. 6) Jünglinge, Alte. 7) Lehrer, Schüler. 8) Sey ohne Freund, wie viel verliert dein Leben! 9) Verhalten gegen Feinde. 10) Freundlichkeit, Gelindigkeit, Barmherzigkeit, Versöhnlichkeit. 11) Freygebigkeit, Wohlthätigkeit. 12) Dank, Undank.

Die einem jeden Abschnitt angehängten deutschen Noten, die sowohl die Sachen als Worte, und zwar die letzten nach der Folge ihrer Bedeutungen, zu erklären zum Zweck haben, sind, einige wenige ausgenommen, die allenfalls der Leichtigkeit wegen hätten können wegbleiben, sind recht sehr gut und befördern die Brauchbarkeit des Buchs. Da aber des Hrn. Prof. Nöltings in Hamburg, im vorigen Jahr herausgegebene Ciceronianische Chrestomathie, in ihrem weitern Umfang auch die nämlichen moralischen Gegenstände mit begreift: so waren wir doch neugierig zu sehen, inwiefern beyde in der Wahl der

zu jeder Rubrik gehörigen Stellen übereintrüfen. Hier ist eine Probe unsrer Vergleichung.

Dillenius.	Nölting.
Kap. 2. Sect. 29. Die Seelen der Menschen sind unsterblich. Sen. 21. 22. 23.	22 Titel. 159 Abschnitt. No. II. Unsterblichkeit der Seele. Tusc. I. c. 9. 11. Fam. 5, 16. Fragm. de leg. Tusc. I, 21. 22. Somn. Scip. 4. Amic. 4. Sen. 21. 22. 23 Tusc. I, 12. 14. 15. 16 41.
Sect. 30. Glücklicher und unglücklicher Zustand nach dem Tod. Tusc I. cap. 41. c. 30. Somn. Scip. 9. ibid. 3. In Cat. 4, 4. pro Cluent. 61. Tusc. I, 5.	N. 12. Guter und schlechter Zustand nach dem Tod. Somn. Scip. 8. Tusc. I, 30. Somn. Scip. 3. Tusc. I, 14. 19. Cat. 4, 4. pro Cluent. 61. Tusc. I, 5.
Kap. 3. Sect. 12. Dank und Undank. pro Planc. 33. ad Quir. post. Red. 10. post. Red. in Sen. I, 9. ad Diu. I, 1. pro Planc. 32. 33. ad Att. 9, 2. 8, 4. Off. 2, 18. Amic. 20.	11 Titel, 72 Abschnitt. Dank. Undank. 1) Dankbarkeit und Bezeugung des Danks. Inu. 2, 53. 22. I, 30. ad Quir. 10. in Sen. p. red. 1. 9. 10. 12. pro Planc. 32. Fam. I, 1. 2, 1. 6. 3, 10. 2) Undank. pro Planc. 33. Off. 2. 18. pro Mil. 30. 3) Unterschied zwischen Geld und Dank schuldig seyn. pro Planc. 28. Quir. 9. 4) Rache ist leichter als Dank und Vergeltung. Quir. 9.

Man sieht daraus, daß Dillenius nicht leicht eine Stelle aufgenommen hat, die nicht auch Nölting hätte, nur daß letzterer derselben mehrere, und in gewisse Unterabtheilungen gebracht hat. Doch wollen wir damit eben nicht zu verstehen geben, als wenn Hr. D. die Arbeit des Hrn. N. bey der seinigen zum Grund gelegt habe: denn das könnte allenfalls nur den

 ei-zel-

einzelnen Abschnitten, aber gewiß nicht bey dem ganzen Plan seines Buchs geschehen seyn, da die Verschiedenheit der Gesichtspunkte zu sichtbar in die Augen leuchtet. Und überdem müssen ja zwey Sammler nothwendig zuweilen auf ebendemselben Weg zusammentreffen: doch befremdend ist es immer, daß er seines Vorgängers nicht mit einem Wort erwähnt hat.

Pk.

Nachricht von der zu Grottkau in Schlesien errichteten evangelischen Schul- und Kirchenanstalt, mit vorausgeschickter kurzer Erzählung der ältern Geschichte der dortigen Evangelischen. Zum Besten und auf Kosten der Schulanstalt herausgegeben vom Direktorium. 1781. Zu haben bey der Schulanstalt zu Grottkau und in Commission bey Löwen in Breßlau. 9 Bogen in 4.

Grottkau, ein dem Fürstbischof von Breßlau gehöriger Ort, der davon den Titel eines Herzogs führt, hatte bereits bald nach der Reformation seine Evangelische Gemeinde, die aber von 1597 an von den Bischöffen verfolgt und 1629 und 1658 gewaltsam ausgerottet wurde, so daß als 1707 die zwischen dem Kayser und dem König von Schweden, zum Besten der Evangelischen getroffene Convention, auch zu Grottkau zur Befolgung bekannt gemacht wurde, man nicht einen Protestanten mehr daselbst fand, dem sie zu statten kommen konnte. Unter Preußischer Regierung wurde der Ort mit einem Theil des damals Rochowschen, itzt Pannewitzischen Cüraßierregiments besetzt, welche Besatzung ganz evangelisch war, und wegen Abwesenheit des Feldpredigers, ihren Gottesdienst durch Gesang und Predigtlesen selbst besorgten, 1746 aber durch die nächsten Landprediger im Vorsaale des Rathhauses errichten ließ. Zu gleicher Zeit waren auch einige evangelische Offizianten nach Grottkau gesetzt worden, die an dem Gottesdienst der Garnison Theil nahmen. Bey dieser Einrichtung aber wurde, außer andern Unbequemlichkeiten, auch der Unterricht der Jugend verabsäumt. Man fieng daher an, Candidaten als Garnisonprediger und Kinderlehrer ordiniren zu lassen. Allein der katholische Stadtpfarrer daselbst erdreistete sich, bey Abwesenheit

der

der Garnison, den Gottesdienstsaal den übrigen Evangelischen zu verschließen: und obgleich 1758 ein evangelischer Magistrat angesetzt, und dadurch die Annahme und ankäufliche Niederlassung evangelischer Bürger befördert wurde; so mußten sie doch während des Krieges und bis zu wieder einrückender Garnison ihres Gottesdienstes entbehren. Nach dem Frieden 1763 gieng aber derselbe auf die vorige Art fort: doch bald darauf fieng man wieder an, sich nur mit einem Candidaten, dem Hofmeister bey dem kommandirenden Obristen, zu behelfen, wobey denn also eigentliche Seelsorge, Katechisationen und Unterricht der Kinder, abermal wegfielen. Dieß veranlaßte denn den damaligen Feldprediger des Regiments, Namens Krickende, mit Ernst auf Abhelfung der geistlichen Bedürfnisse der evangelischen Grottkauer zu denken. Er schlug vor, einen ordinirten Rector anzusetzen, der folglich Prediger und Jugendlehrer zugleich seyn könnte, ihm aber einen Schulhalter für die kleineren Kinder zuzugeben, der zugleich Küster und Organistenstelle vertreten könne; beyden eine nothdürftige Besoldung, einen Fond zum Schulgeld für arme Kinder und zu Anschaffung eines Schul- und Wohngebäudes für beyde Lehrer auszumitteln. Dies sollte nun durch freywillige Beyträge guter Menschen geschehen, wozu Krickende eine öffentliche Aufforderung bekannt machte. Im J. 1772 bat man den König um die Erlaubniß, eine evangelische Schul- und Kirchenanstalt errichten zu dürfen, der es aber aus dem Grunde, daß außer der Garnison, die ihren Feldprediger hätte, keine evangelische Seele zu Grottkau wäre, abschlug; auf Darlegung des Gegentheils aber solches im Sept. 1773 bewilligte. Nun schritt man zu Eintreibung der schon vorher erhaltenen Subscriptionen, und zu der gnädigst bewilligten Haus- und Kirchencollecte, in Schlesien sowohl als in andern Preußischen Landen, und hatte dadurch und durch andre freywillige Beyträge, im Aug. 1774 ein Kapital von 3000 Thalern beysammen. Der mit gutem Erfolg begleitete Eifer des Hrn. Basedow wird dabey besonders gerühmt. Man kaufte nun ein Bürgerhaus und ließ es zu einem Schulhaus zurechte machen, setzte von den Interessen des übrigbleibenden Kapitals, die sich mit einigen dazu gekommenen Legaten, doch auf 178 Thaler belaufen, nothdürftige Besoldungen für den ordinirten Rector, (der erste war der Cand. Giebel) für den Schulhalter und noch einen andern Diener der Anstalten, aus, und bestimmte die übrigen 20 Thaler, nebst dem Ertrag des Klingelbeutels, einer errichteten Currende und monatlichen Beyträgen der

der Herrn Officiers, für die Bedürfnisse der armen Schulkinder, deren beyweiten die meisten seyn sollen. Die königliche Kammer bewilligte der Gemeine einen Theil des Zwingers, oder der doppelten Stadtwälle, den sie, freylich nicht ohne viele Kosten, die aber doch durch fortgesetzte milde Beyträge, ohne Nachtheil ihres Fond, zu einem Kirchhof, und zu Dienstgärten für die Lehrer einrichten ließ. Als die Landschaft die Interessen ihres Kapitals herabsetzte, übernahm Hr. Commerzrath Cruse zu Königsberg solches zu 6 Procent, und vermachte noch überdem ein Legat von 350 Thalern. Die Buchhändler Löwe in Breßlau, und Crusius in Leipzig überließen ihr einen Theil ihres Waarenlagers, gegen eine gewisse Provision zum Vertrieb. Dadurch, durch einige Zugänge aus dem Kirchenhof, und den Kirchenplätzen, und durch andere zufließende Wohlthäter, konnte sie allmählig die Besoldungen ihrer Lehrer vermehren und ein zweytes Haus für Schule und Buchladen und zur Wohnung des Schulhalters ankaufen, so daß das erstere allein zur Pfarrwohnung blieb. Allein nach und nach erwachte das Verlangen, eine eigne Kirche, statt des Rathhaußsaales, zu ihrem Gottesdienst haben zu wollen. Der vorerwähnte Feldprediger ließ daher 1777 ein neues Bittschreiben an Menschenfreunde um milde Gaben für eine neue Kirche bekannt machen. Inzwischen war der Anstalt von dem oberschlesischen Oberconsistorium, ein eigen Directorium vorgesetzt worden, das außer den vornehmsten Mitgliedern der Gemeinden als Präses und Vorstehern, aus dem Feldprediger als Fürsorger, und aus dem ordinirten Rektor bestand. Chodowiecky und Abrahamssohn beschenkten sie mit einem eignen Siegel. Sie bekam nach weiterer Versorgung ihres Rectors, nun einen Pastor, Schwarts, der den Schulunterricht erweiterte, der König bewilligte ihr zu Anfang d. J. 1779 zu ihrem Kirchenbau, eine abermalige Haus- und Kirchencollecte im Lande, die 1837 Thaler betrug, wovon sie 527 Thaler für Baumaterialien angewandt, und das übrige beym Abschluß der Rechnung baar liegen hatte: auch hat sie 190 Bittfuhren zum Anführen der Bruchsteine erhalten, die zu 150 Thl. angeschlagen werden. Noch im Jahr 1781 sollte der Grundstein der Kirche gelegt werden, da man aber mit dem Baukapital von 1505 Thalern das Werk nicht unternehmen kann; indem der Fond der Anstalt, der sich nunmehr auf 3964 Thalern beläuft, unangetastet bleiben soll: so ist es die Absicht dieser Nachricht, aufs neue die öffentliche Wohlthätigkeit zu fernern milden Bey-

trägen

trägen anzusehen. Der V. berechnet, daß wenn von anderthalb Millionen Schlesischer Christen, jeder nur einen Denar gäbe, (12 machen einen Silbergroschen, und 30 Sgl. einen Rthl.) so käme eine Summe von 3000 Rthl. heraus, so viel man allenfalls nöthig habe. Auch wünscht man die Schulanstalt erweitern, und wohl gar wegen der vielen armen Soldatenkinder, ein Waysenhaus anlegen zu können, welches ebenfalls ohne neue Wohlthaten nicht geschehen kann. — So weit geht der Patriotismus der Directoren, dem Herrn Unterthanen zum Dienst erziehen zu wollen, ohne von ihm selbst einen Beytrag zu verlangen. Man nimmt aber außer den Geldbeyträgen auch alles andere an, was Geldeswerth, und in einer Schulanstalt oder in dem Buchladen derselben brauchbar ist. Vier Bogen dieser Nachricht bestehen aus Verzeichnissen aller von Anfang an eingegangenen Wohlthaten: und auch einen fremden Leser muß es freuen, daraus so manche wohldenkende Menschen kennen zu lernen, die sich zu Beförderung guter Anstalten so werkthätig interessiren. Einige Bitterkeiten aber, und Aeusserungen von Unzufriedenheit und getäuschter Hoffnung, möchten hier doch wohl nicht am rechten Orte stehen. Wir wollen sehr wünschen, daß diese unsre ausgezogene Nachricht etwas dazu beytragen möge, der Anstalt einige neue Wohlthäter zu erwecken.

Die Entdeckung von Amerika, ein angenehmes und nützliches Lesebuch für Kinder und junge Leute, von J. H. Campe. Erster Theil. Hamburg, bey Bohn, 1781. 1 Alph. 1½ Bogen, ohne 3 Bogen Vorrede und Pränumerationsverzeichniß, in 8.

Hr. Campe, der nun seinen ganzen Schriftstellerfleiß der Jugend gewidmet hat, hat sich einen Plan zu einer Folge von Unterhaltungsbüchern für das ganze kindische und jugendliche Alter entworfen, wovon seine Kinderbibliothek, die er zwar noch fortsetzt, und der jüngere Robinson, den Anfang machen sollten — durch den letzten wollte er hauptsächlich gewisse Kenntnisse vorbereiten, die er bey den nachfolgenden Büchern, die in der Entdeckungsgeschichte von Amerika und in einer Sammlung zweckmäßiger Reisebeschreibungen bestehen sollten, voraussetzen muste. Die Entdeckungsgeschichte von Amerika wird nach den Namen der drey vornehmsten Entdecker, Columbus, Cortes und

die Einwebung faßlicher Erklärungen von vielen für junge Leute nicht immer verständlichen Terminologien gerühmt — aber auch hierinn sind wir auf einige kleine Mängel gestoßen. In der vierten Erzählung läßt der V. gleich bey der ersten Gelegenheit da es nöthig war, durch einen seiner Schüler, Hans, eine Erklärung von der geographischen Länge und Breite geben. Da heißt es einmal S. 56. „Nun seht, Kinder, der Strich, den diese Linie (nach der eingedruckten Zeichnung ist es der Aequator) so rund um die Erde herum bezeichnet, von a bis b und dann von b auf der andern Seite, die man hier nicht sehen kann, bis wieder zu a, den nennt man die Länge der Erde" (wenn gleich die Länge nach Bogen und Graden des Aequators angegeben wird, so kann man doch den Aequator nicht selbst die Länge nennen: man sagt auch gewöhnlich nicht die Länge der Erde, da eine Kugel eigentlich weder lang noch breit ist. Die Ursache aber, warum man Länge und Breite als Namen von geographischen Maaßen braucht, hätte sich dadurch ganz deutlich angeben lassen, daß die Römer, von denen wir diese Ausdrücke haben, auf der ihnen bekannten Erde einen längern Strich gegen Osten, als von Süd nach Norden kannten.)" Wenn man nun fragt, in welcher Länge ein Ort liege, (man sagt aber eigentlich: welchen Grad der Länge ein Ort habe?) „so will man wissen, wie weit derselbe von der ersten Mittagslinie (Mittagskreis) entfernt sey, (eigentlich wie weit der Meridian eines Orts von dem ersten Mittagskreis und zwar im Aequator entfernt sey — sonst könnte man ja nicht sagen, wie der V. thut, daß ein Grad der Länge 15 Meilen betrage) Ferner: „wenn man sagt: daß dieser Ort unter dem 330ten Grade der Länge liege: so will man damit nichts anders sagen als dies: wenn man von dem Orte an immer gegen Westen rund um die Erde herum bis zur ersten Mittagslinie die Grade des Aequators zählte, so fände man ihrer 330 — (Nicht gegen Westen, sondern gegen Osten werden die Grade des Aequators und also auch die Grade der Länge gezählt; und der 330te Grad wahrer Länge, würde gegen Westen gezählt nur der 30te seyn, wenn man eine solche große Zahl vermeiden will, und von dem Meridian eines bekannten Ortes die Entfernung westwärts zählt, pflegt man es ausdrücklich westliche Länge zu nennen. Oder wenn nun Hans liest, daß Paris in dem 20sten Grad der Länge liege; will er denn auch diese Länge von Ferro nach Paris westwärts zählen?) Es ist wahr, diese Erklärungen giebt nicht Hr. C. selbst, sondern einer seiner Schüler: allein er macht

sie

sie doch zu der seinigen, billigt sie und belohnt ihn dafür mit einem Kuß. Von der Breite heißt es; wenn gefragt wird: in welcher Breite ein Ort liege, so will man wissen, wie weit es noch von da bis an den Aequator sey? Das will man eigentlich nicht wissen, sondern umgekehrt, wie weit es von dem Aequator bis an den Ort sey, oder wie weit der Ort von dem Aequator nach dem Pol zu abstehe. Die Weite zwar von einem Ort nach dem Aequator, und umgewandt von dem Aequator nach einem Ort zu, ist einerley. Das erste aber zu sagen, ist doch gegen die Genauigkeit, da man die Breite von dem Aequator nach dem Pol zu und nicht umgekehrt zu messen pflegt, und auch ihr Maaßstab, die Polhöhe, durch das Maaß der Entfernung vom Aequator bestimmt wird. Bey der Gelegenheit, daß Columbus die erste Abweichung der Magnetnadel bemerkte (er fand sie aber einen Grad östlich, nicht westlich, wie hier gesagt wird) wird zur Erklärung gesagt: „Seht ihr, so wie die Magnetnadel hier in diesem Compaß itzt steht, steht sie ordentlicher Weise immer, nämlich gerade nach der Gegend hin, wo zur Nachtzeit der Nordstern erscheint. Nun drehte sie sich damals um einen solchen Grad, als ihr hier rund herum abgezeichnet sehet, nach der linken Hand, oder nach Westen hin — (Wird hier das Wort Gegend nach dem Gebrauch im gemeinen Leben, unbestimmt von einem Strich des Horizontes genommen, der den Pol in der Mitte hat, so kann man in dem Verstand nicht sagen, daß sie damals einen Grad abgewichen sey; denn sie mag nach Osten oder Westen abweichen, so zeigt sie immer nach der nördlichen Gegend. Soll es aber in bestimmter Bedeutung den eigentlichen Norden bedeuten: dann ist es falsch, daß die Magnetnadel im Compaß jetzt ordentlicherweise immer nach Norden weise. Man kann ja wohl den Compaß so drehen, daß die Spitze der Nadel auf das Zeichen des Nordens fällt; aber dann zu sagen, die Magnetnadel stehe gerade nach Norden hin, hieße den Kindern was weiß machen, das doch nicht ist.) Nun hätte der Verf. zur Erklärung hinzufügen sollen, daß diese Abweichung seitdem zugenommen aber auch wieder abgenommen, und sich nach Westen gewandt habe, daß sie aber nicht in allen Welttheilen die nämliche sey, wie viel sie itzt gewöhnlich betrage — es heißt aber blos: „die Frage woher das komme, wissen wir jetzt noch immer eben so wenig zu beantworten, als es Columbus konnte; ohngeachtet man diese Abweichung der Magnetnadel seit jener Zeit schon unzähligemal beobachtet und ein ordentliches Ver-

zeichniß der Oerter gemacht hat, wo sie sich zu ereignen pflegt.“ Sollte man daraus nicht schließen, die Abweichung der Magnetnadel sey immer die nämliche geblieben, wie zu Columbus Zeiten, werde nur an einigen Orten wahrgenommen, und sey vielleicht, wenn man die vorigen Worte darzunimmt, itzt gar nicht mehr? Ob endlich dieß würklich angenehme und nützliche Buch nicht noch mehr gewinnen würde, wenn der Verf. allein darinn die redende Person gemacht, und, außer den Fragen um Belehrung, nicht seine Scholaren so oft als Vorredner zu den Erzählungen oder als junge Gelehrte aufgeführt hätte, darüber mögen die meisten Stimmen seiner Subscribenten entscheiden. Und wenn auch alle die Vor- und Zwischenreden mit allen Na, Na, wirklich vorgefallen wären, mußte denn alles, was gesprochen wurde, auch mit gedruckt werden? Dem Buche ist eine Karte von Westindien beygefügt, die aber etwas unleserlich ist, und wenn es möglich gewesen wäre, billig ihrer Absicht gemäß, mit den Reiserouten Columbs hätte versehen seyn sollen.

Wir müssen noch was weniges von der Vorrede sagen. Wer einige vorhergehende Schriften Hrn. C. gelesen hat, wird den pädagogischen Grundsatz desselben kennen, daß man Kindern die fehlerhaften Seiten der Menschheit nicht geflissentlich aufdecken, sondern so viel möglich, vor ihnen verhüllen müsse, und wird auch zugleich die Schwierigkeiten fühlen, ihn bey einer Entdeckungsgeschichte von Amerika zu befolgen, die, wie der V. selbst spricht, an Beyspielen von Ungerechtigkeiten, Schurkereyen und Unmenschlichkeiten so ergiebig ist. Deswegen findet er für nöthig, zu erklären, daß er dieses Buch eigentlich nicht für dasjenige kindliche Alter geschrieben habe, für welches eigentlich jener Grundsatz gelte, sondern für solche Kinder, die sich dem Jünglingsalter näherten oder es schon erreicht hätten: und diesen müsse man allerdings die Laster und Thorheiten der Menschen aufdecken, damit sie sich nicht einbilden möchten, überall Engel zu finden u. s. f.

Von Hrn. Junkern wird eine französische Uebersetzung veranstaltet.

Kleine

Kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von J. H. Campe. Siebentes Bändchen. Oder: Hamburgischer Kinderalmanach für das Jahr 1782, oder Weihnachtsgeschenk für Kinder in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen, die ihrer Fähigkeit angemessen sind. Hamburg 1781, in der Heroldischen Buchhandlung. 11 Bogen in kl. 8.

Wir übergehen verschiedene gutgewählte Aufsätze, woran unsers Bedünkens dieser Theil reicher ist, als die vorigen, und ersparen uns den Raum, um von einem Kinderspiel Nachricht zu geben, wovon S. 87 - 107 eine Beschreibung und Probe eingerückt ist. Es heißt das Reisespiel. Einer aus der Gesellschaft macht den Wandersmann, und pocht an die Thüre:

Holla! Holla! macht auf die Thür!

Ein anderer, der den Hausvater vorstellt, antwortet:

Wer bist du denn, und was begehrst du hier?

Der Wandersmann erwiedert:

Ich bin ein Wandersmann, und bitt' um Nachtquartier.

Worauf der Hausvater wieder antwortet:

Herein, herein, du Wandersmann!
Geöffnet ist die Thür;
Doch willst du übernachten hier,
So sag uns erst dein Sprüchlein an.

Der Wandersmann muß sich auf einige Verse gefaßt gemacht haben, die er sodann hersagt. Darauf versetzt der Hausvater:

Dein Sprüchlein ist gar hübsch und fein;
Komm dann und nimm dein Plätzchen ein.

Der Wandersmann setzt sich zu den übrigen Mitspielenden an den Tisch, und der Hausvater fährt fort:

Beschreib uns nun, o Wandersmann,
die Reise, die du jetzt gethan,
von Anfang an.

Nun beschreibt der Wanderer seine ganze Reiseroute, nennt alle Städte, Ströme, Meere und Gebirge, über die er gekommen ist, muß sich aber wohl hüten, einen Ort zu nennen, der nicht auf dem geraden Wege liegt, und den er, wenn er die Reise wirklich gethan hätte, nicht auch in der That hätte berühren müssen. Darauf spricht der Hausvater ferner:

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bey uns nicht sehen kann?

Nun erzählt der Wanderer irgend etwas merkwürdiges von den Orten, durch die ihn sein Weg geführt hat; und die Mitspielenden geben wohl Acht, ob er nichts Unwahres in seine Erzählung mischt. Ist dieß geschehen, so fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welchs Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Hat der Reisende denn auch diese Fragen richtig beantwortet; so spricht der Hausvater endlich zu ihm:

Hab Dank, hab Dank, du guter Mann,
Für das, was du gesagt.
Bleib bey uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dieß Schüsslein an.

Hiermit giebt ihm der Hausvater zur Belohnung einen Teller voll Beeren oder Früchte. Hat aber der Wanderer einen Fehler gemacht, z. E. einen Ort genannt, den er auf der Route nicht passiren konnte, oder Producte, die in der Gegend nicht gefunden werden: so jagen ihn die Uebrigen mit zusammengedrehten Schnupftüchern fort, und schreyen darzu:

Fort, fort, mit dir, du böser Gast;
Dieweil du uns beflunkert hast.

(Hier wird man in andern Provinzen leicht ein andres Wort substituiren können.) Weiß er aber gar nichts zu erzählen: so wiederfährt ihm gleiche Begegnung, mit den Worten:

Fort, fort, mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast.

Hr. C. macht mit seinen Pflegekindern selbst zuerst den Wandersmann, und beschreibt eine Reise nach Drontheim, erzählt, daß er zu Glückstadt kein Quellwasser, von Ritzebüttel bis zum Neuenwerke, sechs Baken, an der Norwegischen Küste viele Millionen Heringe gesehen, beschreibt Helgeland, die natürliche Beschaffenheit von Norwegen, und die Nahrung der Einwohner vom Eidervogel, und beantwortet so die übrigen Fragen. Hierauf beschreibt er durch den Mund einer seiner Zöglinge, einige Merkwürdigkeiten seiner Reise nach Koppenhagen.

Außerdem empfehlen wir noch, nebst einigen guten Oberlausitzischen Gedichten, noch den Anfang eines kleinen Romans: Lorenz und Leonore, als ein Beyspiel von den nachtheiligen Folgen einer empfindsamen Lectüre für junge Mädchen.

Zf.

11. Kriegswissenschaft.

Betrachtungen über den Feldzug des Generals Bourgoyne in Canada und Neu-York. In einem Schreiben an denselben. Aus dem Englischen übersetzt. Braunschweig, 1780. gr. 8. 3 Bogen.

Dieses ist eine bittere Antwort von einem sehr gut unterrichtet zu seyn scheinenden Manne, auf die vom General Bourgoyne publicirte Schrift: State of the expedition from Canada. London 1780. Der Verf. sucht zu beweisen, daß die Absicht der Regierung vorzüglich dabey gewesen, durch eine Vereinigung der beyden Armeen unter General Bourgoyne von Canada aus und Sir William Howe zu Neu-York, die Rebellion in den nördlichen Provinzen zu dämpfen: daß beyde Generals dieses gewußt, beyde ihre erhaltene Instructionen auch so verstanden, aber beyde gewünscht hatten, separat zu agiren: daß General Bourgoyne dieses vorgeschlagen, und Sir William mit Freuden angenommen: daß man den anfänglich glücklichen Fortgang des G. B. nicht mit aller möglichen Eilfertigkeit befolgt hatte; daß er unnöthiger Weise durch eine der größten Waldungen durchbrechen wollen, und dadurch den Rebellen Zeit gegeben, sich zu erholen: daß er sich mit zu viel Artillerie belastet, (er hatte 42 Kanonen bey sich) daß er nur mit einem Monat Provision über den Hudsonsfluß gieng, seine Communication mit Canada aufgab, ohne Aussicht, seine Communication mit Neu-York zu eröffnen, ob er gleich wußte, daß er vom Feinde umringt werden würde: daß er sich dem allen ungeachtet noch hätte zurückziehen können, auch nach zweyen unentschiedenen Treffen, zwey Tage retirirt, endlich aber auf einmal den unglücklichen Einfall bekommen, sich mit seinem

Was sahst du denn, o Wandersmann,
Was man bey uns nicht sehen kann?

Nun erzählt der Wanderer irgend etwas merkwürdiges von den Orten, durch die ihn sein Weg geführt hat; und die Mitspielenden geben wohl Acht, ob er nichts Unwahres in seine Erzählung mischt. Ist dieß geschehen, so fährt der Hausvater fort:

Welch Klima, welchs Gewächs und welche Sitten
Fandst du an jedem Ort, durch den dein Fuß geschritten?

Hat der Reisende denn auch diese Fragen richtig beantwortet; so spricht der Hausvater endlich zu ihm:

Hab Dank, hab Dank, du guter Mann,
Für das, was du gesagt.
Bleib bey uns, bis es wieder tagt,
Und — nimm dieß Schüsslein an.

Hiermit giebt ihm der Hausvater zur Belohnung einen Teller voll Beeren oder Früchte. Hat aber der Wanderer einen Fehler gemacht, z. E. einen Ort genannt, den er auf der Route nicht passiren konnte, oder Producte, die in der Gegend nicht gefunden werden: so jagen ihn die Uebrigen mit zusammengedrehten Schnupftüchern fort, und schreyen darzu:

Fort, fort, mit dir, du böser Gast;
Dieweil du uns beflunkert hast.

(Hier wird man in andern Provinzen leicht ein andres Wort substituiren können.) Weiß er aber gar nichts zu erzählen: so wiederfährt ihm gleiche Begegnung, mit den Worten:

Fort, fort, mit dir, du stummer Gast;
Dieweil du nichts bemerket hast.

Hr. C. macht mit seinen Pflegekindern selbst zuerst den Wandersmann, und beschreibt eine Reise nach Drontheim, erzählt, daß er zu Glückstadt kein Quellwasser, von Ritzebüttel bis zum Neuenwerke, sechs Baken, an der Norwegischen Küste viele Millionen Heringe gesehen, beschreibt Helgeland, die natürliche Beschaffenheit von Norwegen, und die Nahrung der Einwohner vom Eidervogel, und beantwortet so die übrigen Fragen. Hierauf beschreibt er durch den Mund einer seiner Zöglinge, einige Merkwürdigkeiten seiner Reise nach Koppenhagen.

Außer-

Ausserdem empfehlen wir noch, nebst einigen guten Oberlausischen Gedichten, noch den Anfang eines kleinen Romans: Lorenz und Leonore, als ein Beyspiel von den nachtheiligen Folgen einer empfindsamen Lectüre für junge Mädchen.

Zf.

11. Kriegswissenschaft.

Betrachtungen über den Feldzug des Generals Bourgoyne in Canada und Neu-York. In einem Schreiben an denselben. Aus dem Englischen übersetzt. Braunschweig, 1780. gr. 8. 3 Bogen.

Dieses ist eine bittere Antwort von einem sehr gut unterrichtet zu seyn scheinenden Manne, auf die vom General Bourgoyne publicirte Schrift: State of the expedition from Canada. London 1780. Der Verf. sucht zu beweisen, daß die Absicht der Regierung vorzüglich dabey gewesen, durch eine Vereinigung der beyden Armeen unter General Bourgoyne von Canada aus und Sir William Howe zu Neu-York, die Rebellion in den nördlichen Provinzen zu dämpfen: daß beyde Generals dieses gewust, beyde ihre erhaltene Instructionen auch so verstanden, aber beyde gewünscht hatten, separat zu agiren: daß General Bourgoyne dieses vorgeschlagen, und Sir William mit Freuden angenommen: daß man den anfänglich glücklichen Fortgang des G. B. nicht mit aller möglichen Eilfertigkeit befolgt hatte; daß er unnöthiger Weise durch eine der größten Waldungen durchbrechen wollen, und dadurch den Rebellen Zeit gegeben, sich zu erholen: daß er sich mit zu viel Artillerie belastet, (er hatte 42 Kanonen bey sich) daß er nur mit einem Monat Provision über den Hudsonsfluß gieng, seine Communication mit Canada aufgab, ohne Aussicht, seine Communication mit Neu-York zu eröffnen, ob er gleich wuste, daß er vom Feinde umringt werden würde: daß er sich dem allen ungeachtet noch hätte zurückziehen können, auch nach zweyen unentschiedenen Treffen, zwey Tage retirirt, endlich aber auf einmal den unglücklichen Einfall bekommen, sich mit seinem

ganzen Corps zu ergeben: daß überhaupt Gen. W. nach eigenen Entschlüssen Manöuvres vorgenommen, die eine innere Unmöglichkeit eines guten Erfolgs mit sich geführt.

Wm.

Gefechte von Moys in der Oberlausnitz den 7 Sept. 1757 1½ Bogen Beschreibung und ein in Kupfer gestochener Plan.

Treffen bey Roßbach in Sachsen, den 5ten Novembr. 1757. 2 Bogen in 4. und ein Plan von dieser Schlacht, in Kupfer.

Herr Hauptmann Gadow fähret mit der Ausgabe seiner Beschreibungen und Zeichnungen von den Schlachten, berühmtesten Treffen und Gefechten des Krieges 1756 fort. Die Plans von dem Gefechte bey Moys und Treffen bey Roßbach, sind eben so schön als erstere in Kupfer gestochen. Auch finden wir die Gegend um Görlitz auf dem Plan von Moys genauer und richtiger als die vorigen waren. Was die Beschreibung anlanget, so ist sie auch in den Hauptumständen ganz richtig. Wir erinnern uns aber nicht, daß das Infanterie Regiment von Lestewitz, und das Cürassier Regiment von Schöneich mit bey dem Corps des Gen. Winterfeldt standen.

Der Plan von dem Treffen bey Roßbach ist mit einer Klappe versehen, auf welcher der erste Angriff der Preußen gezeichnet ist, welche man auf den von diesem Treffen bekannten in Kupfer gestochenen Plan nicht findet, ob es gleich zur deutlichen Vorstellung der Stellungen ganz gut ist. Aber was hielt den Hrn. Hauptmann Gadow ab; selbst mit dem Plan und Instrument in die Hand nach Roßbach zu gehen, das Schlachtfeld mit möglichster Genauigkeit aufzunehmen, und seinen neuen Plan von diesem Treffen vollständiger, als den längst bekannten, der zwar richtig aber militarisch aufgenommen worden ist, zu machen. So aber siehet man nicht ohne Widerwillen, daß der so schlecht gestochene Plan von diesem Treffen, vollständiger sowohl in Ansehung der Gegend, als auch in Ansehung der Stellung und Bewegungen der Truppen ist, und in diesem Fall Vorzüge vor dem so schönen Bilde des V. hat. Es ist z. B. in diesem das Hospital bey Weißenfels nicht bemerket, der kleine Busch bey Burgwerben ist vergessen,

das

das Terrain zwischen Burgwerben und Markwerben gegen die Saale ist falsch gezeichnet, und die Wiesen an der Saale sind ausgelassen, im alten Kupferstich findet man aber alles dieses. Bey Gröst fehlet die Windmühle, wie auch der hohle Weg. Die Thongruben auf der Höhe hinter diesem Dorfe sind auch nicht bemerket. Wenn der V. auch dieses alles für Kleinigkeiten halten sollte, so ist es doch unrecht, daß er sich nicht der Mittel bediente, die er in seiner Gewalt hatte, um dem neuen Plan diese und noch mehrere Vollständigkeit zu geben. Was die Stellung der Truppen betrifft, so müssen wir leider auch sagen, daß der längst bekannte Plan auch vor dem neuen manche Vorzüge hat. Z. B. das Lager der Franzosen ist darin vollständiger angemerkt, denn die Truppen jenseits Branderode sind darinn angezeichnet, von welchen der V. (S. 82) redet. In der neuen Zeichnung hat der Verhau auf dem rechten Flügel nicht die richtige Lage, aber wohl in dem alten. Im Preuß. Lager standen, jenseits des Grundes von Leyhe, nicht drey, sondern fünf Bataillons. Auch vermissen wir den Marsch der Preußen in drey Colonnen, nach dem Lager bey Braunsdorf. Im neuen Plan läßt der V. die Cavallerie rechts zur Schlacht abmarschiren; sie marschirte aber links ab, wie im alten Plan ganz recht bemerket ist. Die Bagage, welche unter Bedeckung eines Bataillons bey den Lunstädter Hügel aufgefahren wurde, ist im alten, aber nicht im neuen bemerket, und das Lager der Preußen nach dem Treffen hat der V. auch nicht nöthig gefunden, aus dem bekannten Kupferstiche zu nehmen. Alles dieses gereichet aber nicht zu besonderer Empfehlung dieses neuen Werkes. Hätte der V. selbst das Schlachtfeld aufgenommen, so würde er dadurch seine Zeichnung weit vollständiger als den alten schlechten Kupferstich haben machen können; so z. E. sind in dem mehrgedachten Plan, die Brücken und Burgwerbner Mühle bey Weissenfels nicht genannt, ferner sind auch die Wege von Weissenfels nach Tagewerben, nicht wie hohle Wege gezeichnet, zwischen Bußendorf und Reichartswerben, ist eine Wiese ausgelassen; bey Storkau ist der sogenannte Storkauer Hügel nicht bemerket, zwischen Branderode und der Mühle von Göst sind am Abhang Weinberge, und das kleine Holz bey Branderode heißet das Lackenholz. Durch diese und noch vielmehr Detaille, hätte der V. durch eine genaue Aufnahme des Schlachtfeldes, seinem Plan eine rühmliche Vollständigkeit geben können. Die Beschreibung des Treffens ist in den Hauptumständen ganz richtig. Vor der Wahrheit der Anekdote (83)

daß der König bey der wahrgenommenen Bewegung der Franzosen zur Schlacht nach Merseburg habe abmarschiren wollen, auf Anrathen des Prinz Heinrichs aber Halt machen lassen, und den Angriff beschlossen, wird der V. hoffentlich seinen Bürgen haben. Die Ursach, warum die französischen Colonnen von den Preußen über den Haufen geworfen wurden, schreibet der V. dem Mangel der schweren Artillerie zu. Heil ihm!, daß Folard nicht mehr lebet und das Häuflein seiner Anhänger klein geworden. —

Jg.

12. Haushaltungswissenschaft.

Memoires sur les questions proposés par l'academie imperiale et rojale des sciences et belles Lettres de Bruxelles, qui ont remporté les Prix en MDCCLXXIX, a Bruxelles, de l'imprimerie academique. 1780. in 4. 18 Bog.

In den itzigen Zeiten — da man in französischer sowohl als deutscher Sprache die besten Bienenbücher in Menge, ja Ueberfluß dergestalt hat, daß man für jede Provinz das brauchbarste auswählen kann — noch Preißfragen zu sehen, muß Bewunderung; bekrönte Schriften aber Neugierde, etwas besonderes vorzufinden, erwecken. Dieß war der Fall, in den wir bey gegenwärtigen Schriften, deren drey sind, uns versetzt sahen. Wir wollen unsre Meynung frey und unpartheyisch darüber mittheilen.

Die beyden ersten Autoren scheinen Lehrlinge der neuern Bienenschriften, der dritte aber schon ein geübterer Praktikus darinnen zu seyn. Die zwey ersten nennen zwar unter den neueren Schirachen und Riem, und fügen den Johann von Brauvs hinzu: geben aber hierdurch ihre Blöße an den Tag, daß sie ihre neuern Landsleute, die gute Bienenschriften geschrieben haben, nicht einmal kennen. Der Franzose und geschickte Bienenmeister von Gelieu, dem wir einen Ducher zur Seite setzen, hat nebst diesem einen leichteren Weg gezeiget, als diese betreten: und dieser Vorgänger Schriften übertreffen

diese

diese Preisschriften bey weitem. Der dritte ungenannte Wetteifrer nennt zwar keinen dieser Autoren: man siehts aber dessen Preißschrift überall an, daß er die sämmtlichen Autoren von Bienen kenne, und sie geprüfet habe. Wir wollen weiter unten ein mehreres von ihm reden: anjetzo bey den beyden erstern ein wenig stehen bleiben. Diese mögen ihre Vorgänger nur angesehen, aber nicht genug praktisch geprüft, vorzüglich nicht genug verstanden haben. Man findet auch nicht das geringste, das sie ihren Gewährsmännern besonders abgelernt hätten. Zum Glücke gesteht der erste Verf. Hr. Zegher, Priester aus St. Leonhardt bey Hoogsträtten, daß er seine Schrift, die 55 §§ enthält, nicht habe herausgeben wollen: weil er aus den Schriften der heutigen Autoren, die ihn zur Untersuchung der Bienen veranlasset, ersehen, wie weit er gegen ihnen zurück sey. Er vergleicht sich sogar mit einem Plinius, der funfzig Jahre aufmerksam mit den Bienen umgegangen, und doch gestehen müssen, daß ihm noch viel an ihrer Kenntniß fehle, jedoch durch die Preißfragen ermuntert, habe er dieß wenige der Akademie einreichen wollen. —

Auch Neues können wir aus unsern Bienenfreunden nichts ausziehen: es wäre dann, daß der Verfasser seine viereckigten Strohkörbe von zwölfzölliger Weite, aber leider vier und zwanzigzölliger Höhe zur Neuigkeit rechnete. Man hat aber in Deutschland dergleichen viereckigte Strohkörbe, davon der Verf. nur drey Jahre Gebrauch gemacht (leider auch eine zu kurze Zeit zur Empfehlung) schon lange angewandt, aber auch wieder abgeschafft, weil sie blos dazu gedient, daß man aus viereckigten Kästen die Bienen darein transplantiren konnte. Da man nun in aller Absicht die runden Körbe von einerley Weite für die beßten fande: so wurden sie eben so bald vergessen, als die Octotagons des Gedde. (s. dessen vollkommenen Bienenmeister). Wir sehen auch wirklich nicht ab, warum der Verf. die runden Körbe nicht brauchbarer als die viereckigten finden sollte? Daß man hölzerne Kästen viereckigt machen muß, rührt wohl daher, daß sie dauerhafter, wie die Octotagons, oder rundgeformte sind. Allein Körbe sind leichter rund wie viereckigt zu machen, und sind den Bienen angenehmer und angemessener; warum wollen wir der Neuerungssucht zu Liebe unsere Zuflucht zum Unbequemern nehmen? Wollte der V. seine Körbe nur einerley Weite, und höchstens sechs Zolle Höhe, und daraus mittelst Zusammensetzung solcher drey oder vier Körbchen eine Wohnung bereiten lassen: so könnte

er dieselben seinem Schwarme angemessen, groß oder klein machen, und auch zur Magazinsbehandlung anwenden; ohne daß er bey seinen zu grossen Körben Zuflucht zum Ausschneiden nehmen dürfe. Der V. hat aber den Preis davon getragen: also wollen wir kein Wort weiter von dessen Schrift sagen, und zu seinem ersten Rival übergehen.

Norton heißt derselbe, und ist Rektor des englischen Dominikanerkollegiums zu Louvain. Dieses Verfassers Schreibart ist lebhafter, hat aber außerdem gar nichts, das den Kenner befriedigte: vielmehr manches abgeschmackte! Nur ein Pröbchen aus dieser 38 S. starken Preißschrift. S. 22, soll man einen jungen Schwarm fünf- bis sechshundert Schritte, oder wohl gar eine Viertelmeile vom Bienenstande hinwegsetzen: weil sonsten die alten Bienen wieder zum Mutterstocke rückkehren, und nur die jungen Bienen beym Schwarm bleiben würden! Der V. muß wahrlich nicht wissen, was alte und junge Bienen sind? — nicht wissen, daß nur wenige, sehr wenige von alten Bienen sowohl beym jungen als alten Schwarme seyn können. Ein Mutterstock enthält im Frühjahre kaum 2 Hüte voll Bienen als Ueberbleibsel vom Winter: und itzt besitzt ein junger Schwarm allein schon zehn bis sechzehn Hüthe voll Bienen: und der alte ist nicht minder stark. Nun fragt sich also, wie viel sind alte dabey? oder sind die alten in den ersten Monaten gar schon beynahe alle zu Grund gegangen? Doch, um deutlicher zu seyn: Ein überwinterter Bienenstock kann im Frühjahre kaum mehr als zwey- bis dreytausend Bienen übrig haben: um die Schwarmzeit besitzt derselbe gegen vier und zwanzig bis dreyßigtausend Völker. Da nun der junge Schwarm hievon oft über die Hälfte, d. i. vierzehn bis achtzehntausend Bienen enthält; so ists leicht zu erachten, daß nur sehr wenige alte unter diesen jungen seyn können! Was von diesem neuen Schwarme, es sey jung oder alt, zum Mutterstocke will: das fliegt während dem Schwärmen und Einfassen dahin zurück: und gesetzt, das geschähe in zu starker Zahl: so brauchts keiner weiteren Reise; als man setzt den jungen auf des alten Stelle, und den alten neben daran; oder wohin man will: so schwärmt der alte nicht leicht zum zweytenmale; und der junge wird vortrefflich!

Seines Jungfernhonigs wollen wir kaum erwähnen; denn da er ihn vom Thau gefallen ausgiebt, so mögen ihn die neuern Schriftsteller, ein Abt Boissier, ein Niesen, Riem, und andre mehr belehren, was dieser Thau sey.

Uebri-

Uebrigens hätte aus dieser Schrift manches ausgestrichen werden, und ungedruckt bleiben können: desto weniger aber aus der folgenden dritten; davon wir so eben reden wollen.

Diese dritte Preißschrift wird als ein Extract mitgetheilt, und in der Aufschrift gesagt, daß der Verf., dessen Devise, vbi Mel, ibi Fel, unbekannt sey. Desselben Schrift enthält 56 Seiten, und außerordentlich viel Gutes: nur ist ihr durch das Extractmachen, das von keinem praktischen Kenner vorgenommen worden seyn mag, mancher Stelle geschadet worden. Der praktische Bienenkenner sieht dieß sehr bald!

Dem ungeachtet befriedigte uns der Ueberrest des mitgetheilten noch immer mehr, als die zwey vorhergehenden Schriften zusammen genommen nicht vermögend sind. Die vortrefflichen und deutlichen, vielleicht in jenen Gegenden noch fremden Lehren des Verfassers treffen in den allermeisten Stücken mit Riems 1769 und 1775 edirten Fundamental-Bienenpflege, mit Gelieus und Düchets Lehren von der besten Bienenzucht vollkommen, und so überein, daß wir auch nicht das geringste daran auszusetzen haben. Vielmehr finden wir überall Beweise, daß der V. seine Vorgänger und Lehrer nicht blindlings befolget habe. Seine Lehre kann, wenn sie noch so, wie Riems neueste Bienenschrift zur Klotzbeuten Bienenzucht vermehret ist, auch vervollkommet wird, für alle Gegenden zum Muster werden. Mehr brauchen wir den Bienenfreunden nicht zu sagen: jedoch dürfen wir ihnen den gut geordneten Inhalt anzuzeigen, nicht unterlassen.

Erstes Kapitel. Vom Bienenstande. Dieser ist kurz und gut beschrieben.

Zweytes Kapitel. Von den Bienenstöcken. Sie bestehen in Strohkörben, die der V. drey Zoll hoch, und zwölf Zolle weit, sowohl rund als auch viereckigt (diese scheint er vorziehen zu wollen) machen läßt. Diese kleinen Körbchen setzt er zusammen, und macht größere und kleinere Bienenwohnungen, je nachdem sein Schwarm stark oder schwach ist, daraus, und auch Magazins, so daß er des schädlichen Lückenmachens und Honigausschneidens des Hrn. Jegherrs gar nicht bedarf: denn Honig und Wachs wird zusammt den Körbchen weggenommen. Der V. nennt mit Recht seine Methode eine minder kostbare gegen des Palteaus hölzernen Kästen Behandlung.

Drit-

Drittes Kapitel. Von der Auswahl der Bienen. Beym Ankaufe im Winter wählet der Verfasser, mit Hülfe des Riemischen Kunstgriffes, die beßten Stöcke dadurch aus, daß er in die Stöcke bläset: und auf diese Weise unstreitig die volk- und honigreichsten ohnvermerkt ausfindet.

Viertes Kapitel. Vom freywilligen Schwärmen. Ist zwar gemein, aber durchaus richtig beschrieben.

Fünftes Kapitel. Vom gezwungenen Schwärmen. Enthält keine gemeine Vorschriften: und das Magazinsablegen nebst den ordinairen kurz und bündig angezeiget.

Sechstes Kapitel. Die Magazinsbehandlung. Ist empfehlungswerth.

Siebentes Kapitel. Von schwachen Stöcken. Sehr gut.

Achtes Kapitel. Von den Bienenfeinden. Hierinnen wird noch besonders des Storches gedacht, dessen wir auch im 18ten Bande unserer Bibliothek erwähnt, daß ihn Riem unter den Bienenfeinden vergessen habe.

Neuntes Kapitel. Vom Bienenrauben. Ist eben so, wie

Zehntes Kapitel, von den Bienenkrankheiten, Wahrheitsvoll beschrieben.

Eilftes Kapitel. Von der Bienennahrung und dem Einsammlen des Honiges und Wachses. Alles richtig.

Zwölftes Kapitel. Bienenkalender. Enthält eine Wiederholung der Wartung in jedem Monate: ein jeder kann den Monat zum ersten machen, darinnen er anfängt Bienen zu halten; ohne daß er gerade den November, wie Hr. Zegher will, zur ersten Bienenperiode erwählen muß.

Wer wird nicht mit uns einstimmig sagen, daß der Verf. seine Materie gut gewählt: und wir müssen hinzusetzen, gut ausgeführt habe? (*)

Tb.

Die

(*) Nach dem Schlusse unserer Recension erhält der Recensent ein Schreiben, vom Hrn. Amtsrath Riem: worinnen er ihm von eben dieser Preisschrift des Anonymus seinen Beyfall nicht nur zu erkennen giebt, sondern zugleich auch ersuchet: bey Beurtheilung dieser Preisschriften den unbekannten Verfasser zu ermuntern, daß er seine Schrift

Die Landwirthschaft mit ihren Fehlern und Verbesserungen herausgegeben von Joseph Haberkorn von Habersfeld. Breßlau 1780. bey J. F. Korn, dem ältern.

Nach Anleitung der Anweisung des Hrn von Schönfeld will der Verf. die obwaltenden Fehler der Landwirthschaft rügen, und Vorschläge geben, die zu einem bessern Fruchtertrage behülflich seyn. Richtig sagt er, einzelne Verbesserungen schaffen wenig Nutzen, ohne die zusammenhangenden Fehler abzustellen. Seine Grundsätze will er also nach ihrem ganzen Zusammenhange beurtheilt wissen. Recensent glaubt aber doch, daß im Vortrage einzelne Fehler müssen gerügt werden, und daß diese auch im Zusammenhange desto mehr Schaden stiften. Das Buch beschäftiget sich, wie es scheint, wider den Vorsatz des Verf. dennoch auch mit der Viehzucht, Jagd, Fischerey, Holzwirthschaft u. dgl. Recensent will das Buch nach der Ordnung durchgehen, und sowohl das neue, als das darin, seinem Urtheile nach, Fehlerhafte anzeigen.

Das erste Kap. von den Fehlern einer zerrütteten Wirthschaft, bey der Feldbestellung, Viehzucht, in den Höfen, Ställen rc. Zweytes Kapitel von dem Ackerbau überhaupt. Hier ist die Verschiedenheit des Bodens, S. 9. §. 6. sehr fehlerhaft und unvollkommen; besonders die Beschreibung des mittlern Bodens; es heißt, mittlere Aecker sind, welche eine mehr zusammenhaltende Erde haben, und entweder Caffeebraun, gräu-

lich

Schrift dem Publikum doch vollständig bekannt machen möge; weil ausgelassene Stellen solche hin und wieder undeutlich vorstellten. Er fügt hinzu: wenn der so sehr mit seiner Behandlung übereinstimmige Verfasser seine Schrift in einem deutschen Manuscripte, in so fern er der deutschen Sprache mächtig sey, ihm übermachen wolle: so erbothe er solche, mit Anmerkungen zur Körbe- und auch zur Klotzbeutenpflege zu begleiten: und sodann für alle Gegenden brauchbar gemacht, in seine Bienenbibliothek, den dritten Band einzurücken. Ist dem Hrn. Verf. diese Anerbietung anständig, so darf er solche nur unter der Addresse gedachten Herrn Riem's an die Nikolaische Buchhandlung in Berlin einsenden.

sie sehr nützlich sind, so hätte der V. um so mehr sollen eine gründliche Anweisung von denselben geben, um diesen Fehler seiner Landwirthschaft zu verbessern. Vierzehntes Kap. Von der Flachswirthschaft. Funfzehntes Kap. Von der Teichwirthschaft. Sechzehntes Kap. Von den Obstgärten. Siebzehntes Kap. Von der Holzwirthschaft. Achtzehntes Kap. Von der Jagd. In diesem Kapitel finden wir nichts neues. Neunzehntes Kap. Von der Ordnung in der Wirthschaft. Dieses Kapitel verdiente ausführlicher abgehandelt zu seyn. Zwanzigstes Kap. Natürliche Zeichen der Witterung. Hier ist viel unsicheres und falsches zusammengetragen. Zuletzt ist das schlesische Längenmaas angezeigt.

D.

Ulrich Christoph Salchow, Königl. Dänischer Landesphysikus in Süderdithmarschen u. s. w. giebt eine kurze, jedoch hinlängliche Anweisung, wie der Rindviehseuche auf die natürlichste Art abgeholfen werden könne. Hamburg, bey Gleditsch sel. Erben. 1780.

Hr. Salchow glaubt, daß man durch eine gehörige Erziehung des Viehs die Rindviehseuche vertilgen könne, und beruft sich hiebey auf einen erfahrnen Pachter, der bey der gleich zu beschreibenden Methode niemals die Seuche unter dem Vieh bemerkt hat. Die natürliche Erziehung des Rindviehs besteht nun darinn, daß man das neugebohrne Kalb, nachdem es mit Salz bestreuet, und von der Mutterkuh rein abgeleckt worden ist, an das Euter der Kuh hinbringe, damit es selbst aus dem Euter sich satt saugen kann. Dieses muß vier Wochen lang täglich dreymal geschehen. Nach vier Wochen hält man das Kalb mit gutem und leichtem Futter, auch warmen Saufen, so lange hin, bis es auf das Gras gebracht wird, da es dann allererst kalt Wasser zum Saufen bekömmt. Im Sommer aber muß das junge sowohl als alte Rindvieh, alle Abend in den Stall gebracht, und Morgens, nachdem ein jedes Hauptrindvieh eine Handvoll Heu bekommen hat, wieder auf die Weide gebracht werden. Wir zweifeln aber noch sehr, ob dadurch die Viehseuche ganz kann abgewendet werden.

Ulrich Christoph Salchow, der Arzneygelahrtheit Doctor, der Chemie Professor u. s. w. erläutert und bestätiget, mit noch mehreren Beyspielen, Gründen und Beobachtungen, seine erfundene und bekanntgemachte untrügliche Durchseuchungskur, und zeiget zugleich die Richtschnur, nach welcher die Tilgung und gänzliche Ausrottung der Rindviehseuche bewirket werden könne. Bremen, bey Förster. 1780.

Herr Salchow beschreibt hier seine schon vorher angerühmte Durchseuchungskur, und sucht diese Einimpfungsmethode durch fünf und zwanzig Geschichten zu erläutern und zu bestätigen. Er antwortet auch auf die drey aufgeworfenen Fragen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, wie lange nämlich die Giftmaterie der Rindviehseuche bösartig und des Ansteckens gefährlich sey? Wie lange sich ihre Wirkung vor dem Ausbruche der Seuche unbemerkt im Körper erhalte? Welche Vorbereitungsmittel und Anstalten während der heischen Zeit, zwischen dem Anstecken und Ausbruche der Krankheit, mit sicherem Erfolge gebrauchet werden? und glaubt, daß das Gift Jahre lang, vorzüglich in Kleidern, Wolle bösartig bleiben, sich auch bey der natürlichen Seuche auf sechs Wochen verborgen halten könne, ehe sie ausbreche, und behauptet auch, daß seine Durchseigungskur das beste Vorbereitungsmittel sey. In dem vierten Abschnitt erwähnt er der Kur der schon wirklich eingetretenen natürlichen Rindviehseuche, und seines ehedem dawider erfundenen Mittels, welches er schon im Jahr 1755 in einer besondern Abhandlung beschrieben hat. In der Vorrede klagt er sehr, daß man seine Methode noch nicht gehörig beherzigen wolle, und daß er bey seinen Bemühungen, und Aufopferung seines eigenen Vermögens noch nicht die geringste Belohnung erhalten, die er doch bey seinem Patriotismus gewiß verdient, und die wir ihm auch von ganzem Herzen wünschen.

Fg.

13. Vermischte Nachrichten.

Beyträge zur Schilderung Wiens. Erstes Bändchen. 1781. 135 Seiten in 8. (ohne Ort des Drucks, aber vermuthlich zu Nürnberg gedruckt).

In des 48sten Bandes 1sten Stücke haben wir S. 265 und folgende, die zu Wien bey Kurzböck 1781. gedruckte Originalausgabe dieses Buchs angezeigt, und S. 284 auch bemerkt, daß die ächte Ausgabe, ohngeachtet sie in Wien mit Censur gedruckt war, aufs strengste confiscirt, und der Verf. gezwungen worden, eine neue an verschiedenen Stellen nach dem Willen der Obern geänderte Ausgabe machen, in der Vorrede wegen seiner Freymüthigkeit demüthig um Vergebung bitten, und auf dem Titel die Worte: *Erstes Bändchen*, weglassen mußte, weil man nicht gesonnen war, die Fortsetzung dieses so freymüthigen und für Wien so nützlichen Buches zu erlauben.

Die erste unkastrirte Edition ist sehr rar, weil der größte Theil derselben in Beschlag genommen worden. Außer Wien ist mehrentheils nur die zwote verstümmelte Auflage bekannt geworden. Jetzt kommt uns ein Nachdruck zu Gesichte, welchen wir anzeigen wollen, damit diejenigen, welche die ächte Ausgabe dieses Buchs besitzen wollen, sich desselben allenfalls bedienen können. Vielleicht erzeigen wir auch denen, welche die zweyte Ausgabe besitzen, einen Gefallen, wenn wir ihnen hier getreulich anzeigen, worinn beyde Ausgaben verschieden sind. Alle Betrachtungen, die man über verschiedene abgezwungene Veränderungen machen könnte, wollen wir den einsichtsvollen Lesern überlassen, welche beyde Auflagen vergleichen können und wollen.

Ef.

Beyträge zur Schilderung Wiens, erstes Bändchen. Wien, bey Kurzbeck. 1781. in 8.	Beyträge zur Schilderung Wiens. Zwote, von dem Verfasser umgearbeitete Auflage. Wien, bey Kurzbeck. 1781. in 8.

S. 14.

S. 14. Z. 20. Stof — über Stof! (stehet nicht hier)

S. 16. aber alles dieses nur in so fernerm Betracht, als die Lehre der allgemeinen Kirche sie billiget. Alles übrige halte ich für Aberglaube, List, und Betrügerey, gemacht, und erfunden das einfältige, gutherzige Volk, das alles für Wahrheit nimmt, zu täuschen, und Geld zu erhalten. Lassen Sie uns versuchen, ob wir einige solcher Dinge aufdecken können; lassen Sie uns durchforschen, welche die Gesinnungen unsrer meisten Mitbürger in diesem Punkte sind:

S. 20. aber alles dieses nur in so fernem Betracht, als es die Lehre der allgemeinen Kirche billiget. Denn Sie werden wissen, wie manches sich durch die Länge der Zeit, theils aus Nachsicht einiger Seelenhirten, theils aber auch ohne ihr Wissen, aus übertriebenem Religionseifer einiger Privatgeistlichen eingeschlichen hat? Lassen Sie uns daher durchforschen, welche die Gesinnungen unsrer meisten Mitbürger in diesem Punkte sind.

Auf der nämlichen Seite

Was ist ein Krist, wenn Sie den Pöbel betrachten? — Er setzet sein ganzes Heil auf Ceremonien. In der Taufe wird das Kind gesalbst, bekreuzet, und begossen. Es muß der Pathe, oder Pathinn in seinem Namen dem Satan entsagen; man trägt den Aeltern auf, das Kind kristlich zu erziehen.

Was ist ein Krist, wenn Sie den mehrentheils schlecht unterrichteten Pöbel betrachten? Man sollte glauben, er setze sein ganzes Heil auf Ceremonien. Nebst denen, die in der Taufe vorkommen, muß der Pathe oder die Pathinn im Namen des Kindes dem Satan entsagen; man trägt den Aeltern auf, das Kind kristlich zu erziehen.

S. 17, Z. 24 heißt es

Da sind wieder Ceremonien bereit. Es werden geweihte Kerzen angezunden, eine Bildniß des Erlösers aufgestellet, geweihtes Wasser herbeygeschaffet, die Versuchungen des Teufels damit zu vertreiben.

Dagegen stehet S. 21. Z. 24.

Da sind wieder Ceremonien bereit. Es werden geweihte Kerzen angezündet, geweihtes Wasser herbeygeschaffet.

S. 18. Z. 3, Gürteln ꝛc.	S. 22. Z. 2. steht nur das Gürtel.
— Z. 5 (von unten) Weh! uns Freund! So ist der kurze Lebenslauf der meisten unsrer geliebten Mitbürger —	S. 22. Z. 19. Weh! uns Freund! So ist der kurze Lebenslauf vieler Menschen —
S. 19. Z. 3. Möchte doch ein wahrer Menschenfreund sich aufstellen, und diese Mißbräuche vertilgen!	Ist ausgelassen.
S. 20. Z. 2. Jeden.	Jedem.
— Z. 7. aber noch wenig vernünftiges Christenthum.	aber noch nicht viel vernünftiges Christenthum.
S. 20. Z. 13. Dem letzten könnten Sie es um so weniger verargen, je schwerer es für den nicht denkenden Haufen ist, in der Lage der noch bestehenden Umstände das Werk Gottes von dem Werke der Menschen gehörig zu unterscheiden. Denn wie ist wohl der Menge möglich, diesen Unterschied zu machen?	S. 24. Z. 13. Dem letzten könnten Sie es gar nicht verargen. Denn wie ist es wohl der Menge möglich diesen Unterschied zu machen.
S. 21. Zeil. 2. von unten. Glaubensgenossene.	S. 25. Z. 19. Glaubensgenossen.
S. 22. Z. 15. Löblichen	Löblichem.
— Z. 16. Geduldeten	Geduldetem.
S. 23. Z. 2. Personale	Personals
S. 24. Z. 3. eine in sich	eine an sich
S. 24. Z. 7. (von unten) bevor er recht dikasterianten-mäßig die frommen Kandidaten, doch meistens Kandidatinnen — oremus pro devoto foemineo sexu — stolz abfertiget.	dagegen stehet nur S. 28. Z. 16. bevor er die frommen Kandidaten und Kandidatinnen — stolz abfertiget.
S. 25. Z. 11. Auch das öftere Opfergehen des Bruderschaftspersonale ist eine im höchsten Grade ärgerliche Sache.	S. 29. Auch an dem Opfergehen der Bruderschaften könnte man etwas aussetzen; daß sie nämlich Ursache der Zerstreuung des ganzen betenden Volkes sind.

S. 26. Z. 3. als nur selten Prediger von irgend einer Kanzel in W* gesagt haben.	ist weggelassen.
S. 27. Z. 11. [illegible]	[illegible]
— Z. 4. (von unten) bey den Meisten	bei vielen
S. 29. Z. 4. (von unten) öfters auch vielleicht listig hintergangenen,	ist weggelassen.
S. 29. Z. 2. (von unten) Da ist ein heiliger Blasius der Arzt des Halswehes, ein heiliger Liborius der Sand und Stein Chirurgus, ein heiliger Rochus für die Pest, ein Seraphin für langwierige Krankheiten.	S. 33. Z. 24. Da helfen nach der Einbildung des Volks ein heiliger Blasius für sich den Halsweh, ein heiliger Liborius den Sand und Stein: ein heiliger Rochus die Pest, ein Seraphin die langwierigen Krankheiten.
S. 31. Z. 2. und dennoch von den Bischöfen des Orts geduldet wird;	S. 34. letzte Zeile: und dennoch in vielen und verschiedenen Orten geduldet wird.
S. 31. Z. 10. Die Leute knieten davor nieder	Die Leute beugten einige die Knie davor.
S. 31. Z. 13. bey uns	bei diesen
S. 36. Z. 7. (von unten) sehr	und sein
Stehet in der ersten Ausgabe nicht.	S. 41. Z. 9. Diese Andacht, in so ferne sie nicht symbolisch ist, gehöret unter diejenigen, von welchen Muratori sagt: daß sie ungereimt, übel eingerichtet wären, und zum Aberglauben zielten, oder wenn sie gleich in gewissen Betracht löblich seyn könnten, dennoch durch Unwissenheit, oder menschliche Bosheit verwerflich und abergläubisch werden könnten.
S. 37. Z. 11. wenn man Klosterfrauen	wenn man einige Klosterfrauen.
S 37. Z. 17. unsre Aerzte kennen die Krankheit nicht, oder wollen vielmehr sie nicht kennen.	unsere geistlichen Aerzte können die Krankheit ohne gehörige Abwartung der Zeit nicht heilen.

S. 38. Z. 16. anderwärts	anderwärtig
— Z. 17. große Hochachtung.	wies billig, große Hochachtung.
S. 40. Z. 18. Die Diener des Herrn	Gewisse Diener des Herrn
S. 42. Z. 10. in der Stadt.	S. 46. Z. 20. in den Städten
S. 43. Lassen Sie mich einmal lachen, und aus vollem Halse lachen! — Und warum? — Je nun, warum dann?	ist ausgelassen.
S. 43. Z. 6. Und die sind so schnackisch geschrieben, wie Prinz Schnudi, und Eva Kathel — oder der Peter Krapfel oder die schöne Wienerinn, und sofort. Wie immer	S. 48. Z. 4. Und die sind so schnackisch geschrieben, daß man denken könnte, der Verfasser habe kein Gebeth, sondern eine Burleske schreiben wollen. Kurz wie immer
S. 43. Z. 14. Wollen Sie ebenfalls Lachen.	S. 48. Z. 11. Wollen Sie lachen.
Ist in der ersten Ausgabe nicht.	S. 50. Z. 16. Daß die Leute doch so gerne Texte der Schrift mit Haaren herbeyziehen, und sie auf Geschöpfe verdrehen, und anwenden.
S. 47. Z. 12. Ich wollte hundert gegen eines wetten, der Verfasser war ein Mönch, weil er immer so zärtlich mit seiner heiligen Theresia spricht. Da wird er so in einem heißen Sommertag in der Entzückung dahin gelegen seyn, und sich im Geiste so zärtlich unterhalten haben. Wenn ich bey meinem Liebchen so ganz Wonnetrunken sasse; und meinen Arm Ihr um den weißen Hals schlüge, so wüste ich nichts zärtlichers zu sagen, als „Mädchen jezt bist Du ganz mein," und ich bin ganz dein! —	Dagegen stehet nur S. 52. Z. 13. Das sind doch recht allerliebste Sachen, nicht wahr? Hätten Sie nicht Lust noch mehr davon zu hören? Mich wundert es nun nicht, wenn die gutherzigen Mädchen gerne solche Tagzeiten beten, da man ihnen indirecte oder secundum quid Schönheiten vorsagt.
S. 48. Z. 1. auch noch	zwar noch

S. 42. Z. 12. Nun lese ich eine Litaney vom Altarssacrament, und da steht so zu lesen „Vinum germinans virgines“ hätte der Verfasser lieber gesetzt stimulans virgines. Ferner giebt es Gebete zur Seitenwunde Kristi, zum heiligen Schweistuch, zum Nagel des Kreuzes, und so gar fand ich eines zu Ehren der heiligen Lampe. Was das doch für eine Lampe sein muß? gewiß nicht die, welche den Liebenden in das Gemach seines Mädchens führet, oder darinnen brennet, damit er die Reize seines Liebchens besser sehen könne? Selbst im römischen Brevier sind Märchen, und unanständige, unverständliche Ausdrücke: In den Hymnen vom Advent lese ich gleich Anfangs:

Qui condolens interitu
Mortis perire seculum.

Was heißt interitus mortis? darauf folgt eine auferbauliche Strafe

Vergente mundi vespere
Vti sponsus de Thalamo
Egressus *honestissima*
Virginis matris *clausula*

Das Festum Agnetis ist recht wohlanständig abgefaßt, und so mehrere. Ich habe ein Büchelchen einer neuntägigen Andachtsübung zu Ehren des heiligen Ignatz, und darin steht weiß auf schwarz danieder geschrieben:

Dagegen stehet S. 53. Z. 8. Ein klarer Beweis, daß man entweder das Lied ohne Sinn singt; oder aber wähnet, das Bild theile Gnaden und Wunder aus. Ferner giebt es Gebete zur Seitenwunden Kristi, zum heiligen Schweistuch, zum Nagel des Kreuzes, und sogar fand ich eines zu Ehren der heiligen Lampe. Was doch das für eine Lampe seyn muß? Ich möchte mir darüber den Kopf zerbrechen, die Nägel bis auf die Wurzel abnagen, so kann ich doch nichts aussinnen, was mir nur die geringste Anzeige gäbe, wo diese Lampe seyn, und was sie bedeuten sollte? Selbst im römischen Breviere sind unanständige und unverständliche Ausdrücke. Ich will eben davon kein Beyspiel anführen, denn Männer von Geschmack, Einsicht und Gelehrsamkeit erkennen sie ohne dieß; würden sie auch abändern, wenn es leicht thunlich wäre, und in ihrer Macht stünde; sie gestehen, daß das Brevier nichts weniger als ein Muster eines Gesangbuches seyn sollte — Aber Hoffnung; es wird sich fügen; was heute nicht ist kann morgen werden. Nun kömmt mir ein Büchelchen einer neuntägigen Andachsübung zu Ehren des heiligen Ignatz in die Hände, und darinn steht geschrieben:

S. 50. Z. 9. was die Kerzenweihe, die Bilder, Rosenkränze	S. 55. Z. 4. was die geweihten Bilder, die angerührten Rosenkränze.
S. 50. 11. Was die Glockentaufe? Diese scheint mir ein wenig zu weit getrieben.	S. 55. Was die Amuletten? Mich kizelte mastens der Fürwiz, ich öffnete eines, und fand ein Stückchen schwarzes Wachs, mit einem Zettelchen, worauf wie ich glaube, eine Geisterbeschwörung zu lesen war: denn das schloß ich aus den vielen Kreuzlein, die darauf stunden.
S. 52. Z. 19. wo ich	S. 57. Z. 18. wo man
S. 53. Z. 13. Daß man den Geistlichen statt eines unverständlichen, barbarischlateinischen Betbuches, ein verständigers gäbe, oder einige andere Gebete dafür auflegte; auf der nämlichen Seite Z. 19	S. 58. Z. 12. Daß man überhaupt darauf sehe, daß statt unverständlicher mystischgeschriebener Betbücher dem Volke verständliche gegeben würden;
abschaffte	beschränkte
S. 54. Z. 5. der sich nur auf	S. 59. Z. 4. der sich auf
nicht da.	S. 59. Z. 10. Ich hatte an diesem Tage öfters meine herzliche Freude, wenn ich das Geläufe, das Drängen zu den Kirchen der Orden des heil. Franziskus sah: ich stellte mich zur Kirchthüre hin, und beobachtete die Ein- und Ausgehenden, und da bemerkte ich, das etliche zu einer Thüre heraus, und zur andern hineingiengen. Das kam mir sehr wunderlich vor; die Neugierde reizte mich, ein altes Mütterchen zu fragen, warum dann dieses geschehe? — Flux! war sie mit der Antwort fertig: „man gewinne so oft den heiligen Ablaß, als man aus und eingehe; man

man könnte diesen Einmal für seine verstorbenen Freunde, einmal für seine Wohlthäter, dann wieder für andre arme Seelen im Fegfeuer, und auch für sich selbst gewinnen." Dank euch's; gutes Mütterchen! Dank euch's, hab's wirklich nicht gewußt. Sie eilte wieder in die Kirche, und ich nach Hause, und ärgerte mich in der Seele, daß man der Lehre der Kirche so entgegengesetzte Meinungen unter das Volk ausgestreuet findet. — Aber was ist zu thun? zu wünschen. Das that ich;

S. 55. Z. 11. Auch wenige von denen	S. 61. Z. 11. Auch nicht alle von denen
S. 56. Z. 20. Den sie als neidisch-wachsame Drachen bewahren,	S. 62. Z. 20. den sie sorgfältig bewahren müssen,
S. 57. Z. 16. Damit ja kein Segen der Diener des Tempels in Ihrem Busen ungenützt verschlossen bleibe; und damit die zu ökonomischen, ja hartherzigen Menschen, die ganze Stadt dem Rachschwerdte des Himmels nicht bloßstellen.	ist ausgelassen.
S. 58. Z. 2. die aber bei uns	die aber
S. 58. Z. 6. die übrigen	S. 63. letzte Zeile. einige
S. 58. Z. 16. zeigt sich hier noch	S. 64. Z. 10. zeigt sich noch
S. 58. Z. 21. daß der größte Theil des Volkes glaube,	S. 64. Z. 15. daß ein großer Theil des Volkes denke,
S. 59. Z. 11. dieses	S. 65. Z. 6. das
S. 59. Z. 16. fragte ich oft dreust angesehene Männer, bei Gelegenheit	S. 65. Z. 11. fragte ich oft bey Gelegenheit

S. 59. Z. 18. war ihre Antwort!	S. 65. Z. 12. war die Antwort!
S. 59. Z. 20. aber noch zu kurz, zu dunkel;	S. 65. Z. 14. aber noch etwas zu kurz
S. 60. Auch halte ich es für unanständig, und noch für etwas mehr, daß man hier in einigen Kirchen die Skelete der Heiligen so offen auf den Altären liegen läßt. Ich kann dieses Verfahren mit gewissen Grundsätzen nicht zusammenräumen; so wenig als es die Meynung der Kirche ist, gekleidete, oft lächerliche Puppen in den Kirchen häufig aufzustellen.	S. 66. Z. 2. Auch wäre es zu loben, daß man die Gebeine der Heiligen in einigen Kirchen nicht so offen auf den Altären liegen liesse. Dieses Verfahren läßt sich mit gewissen Grundsätzen nicht füglich zusammenräumen; so wenig als es die Meynung der Kirche ist, gekleidete Statuen in den Kirchen häufig aufzustellen.
S. 60. Z. 18. Man muß es der erloschenen Gesellschaft nachrühmen, daß sie Ihre Kirchen von dieser Schwachheit so ziemlich rein hielt,	S. 66. Z. 12. Man muß es mehreren Kirchen nachrühmen, daß sie sich von dieser Schwachheit so ziemlich rein halten,
S. 62. Z. 14. einige Lumpenkerle von Bierfiedlern	S. 68. Z. 9. einige Bierfiedler
S. 62. Z. 20. entweder gar nicht	ist hier weggelassen.
S. 64. Z. 3. Nun will ich Ihnen einige Anmerkungen machen über Ausdrücke, die mir ohne Bedeutung zu seyn scheinen. Ich will sie gar nicht lächerlich vorstellen, weil die Päbste sie gut geheissen haben: allein es muß mir doch frey stehen, darüber zu denken, da ich die Gewohnheit habe, wenn ich bete oder beten höre, sehr aufmerksam über jedes Wort zu seyn; damit ich den Sinn genau verstehen möge. Denn ich mag den guten, gottgeweihten Jungfrauen nicht nachahmen, die das Brevier beten,	S. 70. Nun will ich nur noch einige Anmerkungen machen über Gebete, die zwar schon öfters von eifrigen und aufgeklärten Seelenhirten, von hoher Obrigkeit selbst untersagt, und verboten worden, die sich aber demungeachtet noch bei vielen Familien gleichsam als Erbstücke erhalten, und von Aeltern zu Kindern übergehen. Ich habe meiner Meinung nach so ziemlich Erfahrung in diesem Stücke, und ich weiß, wie schädlich diese Gebete und Betbücher sind. Unter diesen zeichnet sich besonders ein ge-
Psal-	wisses

Psalmen singen, ohne zu wissen, was sie beten. Der liebe Herr und Gott sieht zwar nur auf das Herz, und nicht auf den Mund. Allein bei diesen guten Mädchen, die seine Bräute sind, wird er gewiß nur auf den kleinen, rothen Mund sehen, der sich lieblich öfnet, um ihm Lob zu singen; wenn gleich das Herz dabei nichts empfindet. Ich gehe zur Sache selbst.

Ich nehme die Tagzeiten der unbefleckten Jungfrau Maria zur Hand; da lese ich zur Prim:

„Eine Saul und Tisch des Herrn
„Mit sieben Säulen wohlgezieret“

Hier möchte ich wohl wissen, was dann das heißen sollte, ein Saule, ein Tisch mit sieben Saulen gezieret, und wie man das auf die seligste Jungfrau anwenden könnte?

Zur Terz heißt sie:

„Der Thron Salomons
„Ein schöner Regenbogen
„Der brennende Busch, der Stab Aarons
„Das Fell Gideons
„Der Honigfladen Samsons —

In der That; ich glaube nicht, daß wir durch solche Ausdrücke der seligsten Jungfrau Ehren erweisen; wenn wir sie mit einem Felle, mit einem Honigfladen, mit einem Stabe vergleichen. —

Aber-

wisses Büchlein aus, wovon mir der Tietel nicht sogleich beyfällt; worinnen fast bey einem jeden Gebet eine Offenbarung von der heiligen Gertrud, von der heiligen Mechtild, oder dem heiligen Edmund steht. Da heißt es, dieses Gebet ist der heiligen Gertrud von Kristo dem Herrn geoffenbaret, und gelehret worden, jenes hat die seligste Jungfrau ihrer Freundinn Mechtild gemeldet, mit dem Beysatze, daß sie ihrem geliebten Sohne keinen größern Wohlgefallen bezeigen könne, als wenn sie täglich dieses Gebet hersagen würden. Es wird diesen heiligen Jungfrauen aufgetragen, daß sie diese auch den Leuten kund machen, und sie lehren sollten. Es werden darinnen herrliche Gnaden dem Betenden versprochen, z. B. daß sie an dem Tage, wo sie dieses Gebet beten, ist das so benannte sieben Schlössergebet, der Tod nicht plötzlich überfallen, sie keine Wasserflut ersäufen, keine Feuersbrunst verbrennen könnte; daß sie ohne Empfang der heiligen Sakramente, ohne Reue und Leid, nicht sterben würden; daß sie kein loser Mensch weder an dem Leibe, noch an der Seele beschädigen möchte; daß sie endlich vor aller Gefahr, vor jedem Unglück sicher gestellet wären. Ein gleiches Gebet, welches einem frommen Einsiedler soll geoffenbaret worden sein.

Abermals zur Vesper heißt sie:
„Die Sonnenuhr, welche zurückgegangen
„Zehn Stunden wider die Natur
„Da Gottes Sohn empfangen.“ *)
Was doch die Mutter des Allerheiligsten der Menschen, die Mutter des Erlösers mit der Sonnenuhr zu thun hat? — und warum sie dann um zehn Stunden zurückgehen mußte, da sie den Herrn empfieng? In der Komplet finde ich
„Wie grünst so schön du dürre Ruth?
Ein klarer Widerspruch, eine dürre Ruthe grünet. Ich habe in meinem Leben gehöret, was dürr ist, kann nicht grün seyn; und umgekehrt, was grün ist, kann nicht dürr seyn — Meinen Satz erweiset der Grundsatz des Widerspruchs:
„Nichts kann zugleich seyn, und nicht seyn“. Die Herren Gebetbüchelchenschreiber haben ein Privilegium wider allen gesunden Menschenverstand zu schreiben; denn was uns mystisch ist, versteht schon der Herr, zu dem wir beten, und das ist genug. Doch weiter in der Litaney kömmt mir vor:
„Du helfenbeinener Thurm
„Du goldenes Haus
„Du geistliche Rosen“
Wieder dieses habe ich nichts zu sagen, als daß ich den Verstand sein. Auf diese und dergleichen Gebete nun sind einige so erpicht, daß sie fester glauben, was in diesen, als was im Evangelio geschrieben ist. Das größte Uebel so hieraus erwächst, ist ungezweifelt diese blinde Zuversicht, die sie darein setzen; daß sie immer ungehindert fortsündigen können, wenn sie nur fleißig das Gebet dahersagen; und es ist kaum möglich, sie von dieser Meinung abzubringen. Ich habe davon erst vor einem Monathe einen Beweis eingeholet. Es kam zu uns ein Mann, den ich sehr gut kenne: wir kamen von ungefähr von verschiedenen Gebeten zu reden. Endlich sagte er: er besitze auch so ein Gebet, was ihn schon oft von vielen Gefährlichkeiten errettet habe. Ich läugnete ihm dieses Vorgeben rund ab, und er ward böse. Ich bat ihn, er sollte mir doch das Gebet zeigen, er that es, und das war gerade das sieben Schloßgebet. Ich erklärte ihm hierauf, daß alles das nur Lügen seyn, daß weder die Schrift, noch die Kirche jemals von so einem Gebete Erwähnung mache; daß wir also nichts zuverläßiges davon wissen könnten; daß es wohl gar übel gethan wäre, wenn wir, statt auf Gott unsre Zuversicht und unser Vertrauen zu setzen (als der uns retten kann, und will, wenn er es unserm Heile gemäß findet)

*) Eine offenbare Lüge.

stand dieser Worte nicht einsehe; so wie ich nicht weiß, was das heißen sollte,

„Du Königinn des heiligen Rosenkranzes“

Ich verbinde mit dem Worte König, oder Königinn allezeit einen Begriff, der mit Macht über Unterthanen verbunden ist. Nun sehe ich aber nicht ein, wie die seligste Jungfrau Königin über den Rosenkranz seyn kann? Dann betrachte ich die kleinen Korallen oder Kügelein, die man in der Hand herumdrehet, und fallen läßt; so sind sie nur Holz, und auf diese Art wäre sie eine Holzkönigin. Betrachte ich das Gebet desselben, so begreife ich nicht, wie man Königin über ein Gebet sein kann. Sehen Sie also, mein lieber Freund! wie unbestimmt unsre Ausdrücke in den Gebetern sind, wie vieles noch zu ändern ist. Ich weiß zwar, wie schwankend die Begriffe der Menschen sind; wie leicht sie können abgeändert werden; wie bald man einem und eben demselben Worte verschiedene Bedeutungen beilegen könne; allein alles dieses hindert nicht, daß wir nicht bestimmtere Ausdrücke in unsren Gebetern haben könnten. Nebst diesem wollte ich noch etwas aus den Betbüchern ausmustern, und das ist der sogenannte Beichtspiegel; weil ich aus der Erfahrung weiß, daß er Ursache vieler Gewissenszweifel, und det) uns mit so abergläubischen Zusagen, und fantastischen Versprechen abgäben, und dabey immerfort einen bösen Lebenswandel führten. Ich wollte ihm das Gebet nicht mehr zurückgeben, allein er machte mir so eine ernsthafte, gerunzelte Stirne, einen so wilden Blick, und eine so fürchterliche Miene, daß ich meynte, er wollte mich durchboren, wenn ich das schöne zurück behielt. Dieser Mann, mein Freund! war Soldat, war in Schlachten grau geworden, war kühn in Todesgefahren, war sonst sehr eines freien Wandels, hatte eben nicht die edelsten Begriffe von der Religion und der Menschheit, und war doch so abergläubisch! Aber vieleicht wär ers nicht gewesen, wenn ihn dieses schöne Gebet nicht so sicher gemacht hätte. Nun was sollte ich mir in Ansehung des Pöbels davon für Begriffe machen? Diese Betbücher und Gebete möchte ich wohl herzlich gerne verbannet sehen; allein das wird doch nicht eher möglich werden, als bis die Menschen, denen dieser Aberglaube nicht aus ihrer Bosheit anklebe, eine reinere Moral und gegründetere Begriffe von dem Wesentlichen ihrer Religion erhalten, dieses aber hängt einzig und allein von den Seelsorgern ab. Wir werden sehen, wie weit diese in der Sache gehen werden; denn ich hoffe gewiß, daß sie bey

und wohl gar vieler Sünden ist. Ich kannte einstens ein liebenswürdiges Mädchen, ein Mädchen von edler Seele und Miene, so ganz in Unschuld dahin wandelnd in ihrer Jugend; die kam und fragte mich: was dann die Onanie sey? und wie man sich dann darwider versündigen könne? Sie habe es im Beichtspiegel gelesen. Ich ward roth, und stummte über die Frage: Sie drang in mich, ich gab verschiedene verdrehte Antworten, sie schien es zufrieden zu seyn. — Allein sie war es nicht —. o mein Freund! — dieses Mädchen ward über kurz ganz bleich, und sah so lüstern aus, und wurde endlich gar krank. — Ich fragte ihren Arzt, um die Ursache ihrer Krankheit, er wußte keine zu finden — Ich erzählte ihm, was ich vermuthete: er drang in Sie, und nöthigte ihr ein Geständniß ab, das gewiß jedes Mädchen in ihren Busen vergraben haben will. Hätte diese Unschuld nichts davon gelesen, würde sie nicht neugierig, und mit ihren Schaden in dem Geheimnisse unterrichtet worden seyn. Ich selbst wußte nicht, daß man durch heiße Speisen, durch warme hitzige Getränke die Last erwecken kann, und das lernte ich in einem Beichtspiegel! Wäre ich ein Mann, der in Bösethun Freude fände, und wüßte ich kein Laster selbst aus- bey unsern aufgeklärten Zeiten eben so sehr wünschen, daß der Aberglaube ausgerottet, als daß die Freygeisterey nicht weiter um sich greifen möge. Weil ich doch schon im Betbüchelmustern begriffen bin, so will ich noch etwas rügen, und das sind die weltbekannten Beichtspiegel. Ich weiß doch bey meiner Treue nicht, wem das am ersten einfallen konnte, ein ganzes Sündenregister in ein Betbuch hineinzusetzen, woraus Jünglinge und Mädchen beten sollten! Ich glaube, er wollte sie die Sünden kennen lehren, damit sie sich dafür hüten sollten. Wenn er diese Absicht gehabt, so war seine Intention zwar gut, aber darum nichts weniger als gut angebracht: denn ich weiß aus der Erfahrung, daß er Ursache vieler Gewissenzweifel, und wohl gar vieler Sünden ist. Wär ich ein Mann, der im Bösethun Freude fände, und wüßte ich kein Laster selbst auszufinden, so würde ich nur im Beichtspiegel nachschlagen, und dann — ja da fänd ich hundert Arten zu sündigen. Noch könnte ich hierüber mehr sagen, allein, Sie verstehen mich, und für andre schreibe ich nicht, und so ists genug. Jetzt werde ich nur noch etwas im Kurzen in Betracht der Meinungen wegen der verschiedenen Weihen berühren. Ich will aber nicht sagen, daß der Pöbel hier

auszufinden, so würde ich nur im Beichtspiegel nachschlagen, und dann — ja da fände ich hundert Arten zu sündigen. Noch könnte ich hierüber mehr sagen, allein Sie verstehen mich, und für andre schreibe ich nicht, und so ists genug. Wäre ich nicht schon so schläfrig und müde, so wollte ich Ihnen noch etwas von der Andacht, und dem Gottesdienste, von den Predigern und dergl. im Allgemeinen anmerken. Aber dieses für ein andermal. Ich bin schon den ganzen lieben Tag auf meinem Steckenpferde der Geschichte und Moral herumtrotirt, ins Griechenland hinabgeritten, und weiß Gott, wo noch hin, und das ist kein Spaß. Leben Sie wohl. —

allein sie heget, sondern ich fand sie in andern Provinzen ebenfalls. Da glauben einige mit größter Zuversicht, das schweinene Fleisch nehme keine Weihe an. Ich weiß gar nicht, was diese alberne Leute doch für Begriffe von der Weihe haben? und warum dann gerade das Schweinene sie nicht annimmt? Mir scheint, es hat sich diese Meynung von dem Judenthume herüber gepflanzt, als in welchem die Schweine unreine Thiere waren. Andre giebt es, die dafür halten, wenn man am Palmsonntage drey Palmmützchen (wie man hier gemeiniglich spricht) nüchtern esse, so bleibe man das ganze Jahr durch fieberfrei. Wiederum einige wähnen, die Palmer, die Felber, so da geweihet werden, sein zum Rauchwerke wieder das Einschlagen des Donners bestimmt, und sie rauchen oft so fleißig in ihren Häusern, daß man vom Rauche ersticken möchte. Noch andrer solchen Thorheiten zu geschweigen, eile ich zum Schlusse meines Briefes; denn ich bin so schläfrig und müde, daß ich nicht ferner fortarbeiten kann: denn mein verzweifeltes Steckenpferd hat mich so abgemattet, indem ich darauf gar ins Griechenland und weiß Gott, wo noch hin, geritten bin, und das ist kein Spaß. Leben Sie wohl —

S. 70. Z. 6. kritische S. 70. stehet nicht da. S. 76.

S. 70. Z. 18. Was hindert mich also von einem staatsräthischen Komedienschreiber, und hofräthischen Poeten zur Erholung zu denken:	S. 76. Z. 16. Was hindert mich also von einem Schriftsteller aus Erholung zu denken:
Fehlt in der ersten Ausgabe.	S. 77. Z. 16. Ueberhaupt sind die Herrn Dilettanten aller Art recht oft eine wahre Geissel des edleren Gesellschaftstones, wahre Pest für das Erhabene der Unterhaltung. Auch die Freimüthigkeit leidet durch diese Plage der Städte. Man soll jedem Zeitverderber, jedem Hans Sachs stundenlang zuhören, und ihn einen Klopstock schelten; man soll jeden Geigenquitscher für eine Quintessenz der Pugani, Lolli, Dittersdorf und Benda halten; will man nicht ein unartiger Tadler nach der Mode genannt, und als ein Murrkopf aus den Gesellschaften verbannet werden. Besonders könnte man hier vieles, recht vieles von den Hauskomödien sagen.
S. 72. Z. 6. ein Werkzeug des Eigennutzes, ein Zeichen der Unmacht, Faulheit und Unwissenheit der Klerisey jener Zeiten abgebe	Ist Eigennutzes, ein Zeichen der Unmacht, Faulheit, weggelassen.
S. 72. Z. 14. sammt den Geldbeuteln der Klerisei	ausgelassen.
S. 72. Z. 16. warum die Herrn von verschiedenen Farben	
S. 72. Z. 19. Man mußte,	S. 79. Z. 2. Man wollte,
S. 73. Z. 6. sich nicht schämet,	
— Z. 8. vermessen	S. 80. Z. 9. Alles was galant ist,

S. 75. Z. 2. man empfindet Lust über ein vollführtes, und Reue über ein mißlungenes Bubenstück;	Ist hier ausgelassen.
S. 76. Z. 5. Mönche	S. 82. Z. 16. Leute
S. 77. Z. 23. recht schlittenpferdmäßig	S. 84. Z. 4. recht schön
S. 82. Z. 3. da betet eine gnädige Dame	S. 87. Z. 2. (von unten) da betet eine Frau
S. 83. Z. 13. Nun tanzt in voller Pracht	S. 89. Z. 9. Nun geht
S. 83. Z. 18. schnattert	S. 89. Z. 14. saget
S. 83. Z. 24. packet seine Sachen zusammen	ausgelassen.
S. 83. letzte Zeile, den er so maschinenmäßig verdienet hat	S. 89. Z. 21. den er für seine Andacht verdienet hat
S. 84. Z. 2. giebt es hier nach hunderten	S. 89 Z. 22. giebt es in allen Städten
S. 84. Z. 21. wie sie ein Erzbischof hat	stehet nicht hier
S. 85. Z. 17. deren Werke	S. 91. Z. 11. wenn die Werke
S. 85. Z. 23. der meisten Predigten!	S. 91. Z. 17. vieler Predigten!
	— Z. 18. zu wünschen wäre es auch, daß das gemeine Volk die Altare ganz frei ließe, und den Meßlesenden nicht auf dem Halse säße. Es wäre nicht zu verwundern, wenn einige, besonders junge Priester, bey der heiligsten Handlung ihres wichtigen Amtes zerstreut würden, wenn sich junge Mädchen zum Altar hindrängen, um den Priester gerade ins Gesicht zu sehen
S. 85. Z. 25. — Bischöffe könnten alles dieses abändern; allein die meisten denken, wie der	ausgelassen.

der Bischof von Laodicien *) ich habe Reichthümer und Geld, und bedarf keine Sache," was geht mich das übrige viel an, ich habe es so gefunden, und lasse es, wie es ist, es wird doch nicht besser. Nescio, quam jucundum sit! sagt Monzambano; optimos reditus citra nullum laborem per otium posse consumere. Der böse Mann dachte gewiß an Horazen, der da sagt: Nos numerus sumus & fruges consumere nati! Allein der Herr wird sie erinnern, daß sie elende, unglückliche, arme, blinde, nackte Geschöpfe sind, die keine Tugend an sich haben, die weder warm noch kalt sind, und er wird sie ausspeien aus seinem Munde —

S. 87. Z. 14. wenn ich so thörichte, oder falschgegründete Ausdrücke vernahm | S. Z. 3. wenn ich falschgegründete Ausdrücke vernahm.

S. 91. Z. 10. Allein die Herren mit verschiedenen Kleidungen von unser einer, die da Stricke, Bärte, Gürteln, Kapuzen, runde, lange, gespitzte, enge und breite, schwarze, braune und weisse tragen, | S. 96. ausgelassen.

S. 92. letzte Zeil. ein hübsches Mädchen, | S. 98. Z. 12. ein niedliches Zimmer,

S. 95. Z. 22. Ich würde noch immer die A. B. C. D. und das ganze Alphabet, hochachten, | S. 101. Z. 1. Ich würde noch immer die Orden achten,

S. 96. Z. 1. müssen | S. 101. Z. 5. mögen

S. 96.

*) Apocal. cap. III. Vers. 17.

S. 96. Z. 20. wenn es nicht Leute gäbe, die für uns beten, so wie es Leute giebt, die für uns steuern, Lanzen u. s. w.	S. 101. ausgelassen.
S. 97. Z. 18. Sie wollen bemerkt haben, daß die Weltlichen mit schlechten Eßwaaren sich oft begnügen müssen, da die Klöster, weil sie in Menge abnehmen, immer das Beste wegfischen.	S. 102. ausgelassen.
S. 98. Z. 8. der Klöster	S. 103. Z. 11. einiger Klöster
S. 98. Z. 21. diese guten Männer	S. 103. diese Männer
S. 99. Z. 8. die ihnen der Novizpater, oder ein anderer, besonders wenn sie dem Kloster etwas zuzubringen im Stande sind, im Namen Gottes verkündiget,	S. 104. ausgelassen.
S. 100. Z. 5. und werden — Asceten oder Trinker	S. 105. ausgelassen.
S. 100. Z. 21. Nur wäre es zu wünschen, daß diese junge Leute nebst der Frömmigkeit und Wissenschaften, etwas mehr Lebensart lernten, um die noch ziemlich rohen Gemüther Ihrer Landsleute einstens mildern zu können.	— ausgelassen.
S. 101. Z. 2. die meisten	S. 106. Z. 3. viele
— Z. 7. die meisten	— Z. 9. viele
S. 101. Z. 9. Strohköpfe	— Z. 11. Unwissende
S. 101. Z. 15. um zur Erbauung der Rechtgläubigen geschwinde Messen um ½ flr. lesen zu können; oder Kinder für die Welt zu bilden, oder der schon gebildeten Welt andern Geschlechts zur Unterhaltung und Gesellschaft zu dienen.	S. 106. ausgelassen.

S. 102. Z. 10. diesen Herrn

S. 102. Z. 21. Indessen beobachten nur wenige diese heilsame Verordnung, die meisten kommen um ziemlich leichten Preiß zum Priesterthume, aus Ursachen, die freilich nicht sehr lobenswürdig sind.

S. 103. Z. 8. und die Nichtduldung der sogenannten Halbenguldenstecher in der Stadt, sollte keine übele Wirkung haben.

S. 103. Z. 24. als oft Unwissende, oder doch in Ihrer Familie überflüßige Junker

S. 103. letzte Zeile. Klerus

S. 104. Z. 3. die sich aus langer Weile tagelang in Kafee- oder Bierhäusern *) aufhalten, um die nach ihrer Messe ganz leere Zeit mit etwas ausfüllen zu können;

S. 105. Z. 15. zu tausenden

S. 106. Wir haben ja noch zu wenig Geistliche, um alle gottseligen letzten Anordnungen vollziehen zu können. Ist man nicht genöthiget nach Ungarn und Kroatien die Meßgelder zu schicken? Obschon etwas verminderter wie's billig. Denn ein Kroat kann sich doch mit 17 Kr. begnügen, wo der W. 30 einnimmt; die Kanzleygebühren und Transportkosten be-

*) Für Auswärtige dient zur Nachricht, daß die W. nicht lauter solche schmutzige Bierhäuser haben, als ihre Nordische Nachbarn, die ***

S. 107. ausgelassen.

— Z. 22. Indessen beobachten nicht alle diese Verordnung, einige kommen um ziemlich leichten Preis zum Priesterthume

S. 108. anstatt Halbenguldenstecher stehet Meßpater

S. 109. ausgelassen.

S. 109. Z. 2. Geistliche — ausgelassen.

S. 110. ausgelassen

S. 111. ausgelassen.

betragen auch etwas; und wenn auch alles dieses nicht wäre, so gräbt doch, nach dem allgemeinen Sprichworte, kein Hühnel gern umsonst. Sehen Sie, dieß ist ein fast gänzlich unbekannter inländischer Handlungszweig, der, wenn er ausgebreitet wird, und mit Spekulation sollte geleitet werden, die oft gestörte Bilanz der Provinzen unter sich herstellen würde, da das Geld, von welchem die Großen Ihre Güter entblössen, für die Messen wieder dahin geschickt werden kann, und dann wird der Geldumlauf nur desto vortheilhafter. —

S. 111. Z. 11. zur nämlichen Zeit

S. 107. Z. 6. Geht man zum Hochaltare, dem Hochamte beizuwohnen, da irrt einen die Musik, und manchmal selbst der Priester am Altare, wenn man nehmlich einen solchen trift, von dem man hier sagt, daß er mit unserm Herr Gott zu sehr bekannt ist.

S. 111. ausgelassen.

S. 109. Z. 4. als immer ein liebes Mädchen ihrem Geliebten giebt. „Aber was hat das Mädchen bei der Sache zu machen?“

S. 113. Z. 5. als immer der liebvolle Gleim seinem Jacobi gab. — „Aber was haben diese bei der Sache zu machen?“

S. 109. Z. 11. mit Mädchen

S. 113. Z. 11. von solchen Dingen

S. 111. Z. 5. Sie wollen

S. 115. Z. 8. Alle wollen

S. 111. Z. 12. Daß man die Güter dicksehender Mönche, die Renten wohlgenährter Domherren einschränken dörfe;

S. 111. Z. 16. Daß man die Güter, die Renten gutversorgter Mönche, die Renten theuergestifteten Domherrn einschränken dörfe;

S. 111. Z. 21. die ein heiliger Franziskus, Dominikus, Benediktus niemals geglaubt haben.	S. 116. die ein Schmier, Engel, Pichler, Schmalzgruber niemals geglaubt haben.
S. 112. Z. 9. Ich will meinen Obern gehorchen, und sollte er mir gleich befehlen, den Speichel, den er ausgespien, aufzulecken; oder solte ich gleich nur eine Suppe, die aus der Abspülung anderer Geschirre für mich zugerichtet worden, essen, und bei ärgster Sommerhitze solchen Durst leiden, daß mein Innerstes völlig austrocknet, und ich die Lungensucht davon bekommen möchte; ich verdiene dadurch wenigstens den Himmel nach der Lehre der Mönche, und meiner Ordensväter.	S. 116. ausgelassen.
S. 112. Z. 20. sonst verlören Sie diese Correspondenz, und welch ein Schaden! — S. 113. Z. 4. wenn schon nicht allzeit Köpfe haben — Z. 6. wenn er Menschen, die nur von überirrdischen Dingen sprechen, in ihren Wohnungen ruhig sitzen, wachen, fasten, sich geisseln, auf daß der Staat nicht zu Grund gehe, wenn er diese aufheben sollte	S. 117. ausgelassen.
S. 113. Z. 12. die Kranken besuchen, die Juden bekehren S. 113. Z. 15. und sie buntschecklicht machen.	S. 117. ausgelassen.
S. 114. Z. 16. durch Verweibung, oder wohl gar Aufhebung	S. 118. ausgelassen.
S. 115. Z. 6. Ich ließ alle die geistlichen Herren mit gescho-	S. 118. letzte Zeile. Ich ließ alle die geistlichen Herren in ihren Klöstern, wie sie sind.

schornen Köpfen, bloßen Füßen, mit ihren Stricken und Gürteln, mit ihren buntscheckichten Kleidern, wie sie sind.

S. 116. Z. 5. das fast den ganzen Tag wegnimmt,

S. 117. Z. 24. weil ich diese guten Mädchen von Herzen lieb habe. Lassen Sie einmal sehen, was dann diese gutherzigen Dinge sind?

S. 118. Z. 10. Sie lernen nur mit ihrem geliebten Bräutigam, unserm Herrn Jesu, Umgang haben. Da kömmt er bald als ein junger Knabe, und tröstet sie; bald als ein Mann, und giebt Ihnen einen Brautring; nun kömmt die Mutter des Herrn, und sezt ihnen eine Krone auf, und so werden sie schon hier mit den Freuden der ewigen Seligkeit überströmet.

S. 118. Z. 21. lüsternen

— Z. 23. und Mütter zu werden verlangen.

S. 119. Z. 5. so hättet ihr eure Zuflucht zu einem heiligen Aloys genommen, und die Versuchung wäre verschwunden.

S. 119. Z. 11. Von euch hätte der böse Zimmermann gewiß nicht behaupten können, daß ihr Finger hättet

S. 121. ausgelassen.

S. 120. ausgelassen.

S. 121. ausgel.

S. 122. ausgel.

— ausgel.

S. 122. ausgelassen.

S. 124. Z. 25. Ich will hiedurch nicht behaupten, daß nicht in einigen Klöstern mehr Vernunft in der Erziehung herrsche; denn jede Regel leidet ihre Ausnahme. Aber das ist gewiß, daß Mädchen zum Theil so

so erzogen werden, wie ich sagte: und welche üble Folgen für diese unglücklichen Geschöpfe. Unbekannt mit den Sitten der feinern Welt thun sie immer sprö de, glauben jede Mannsperson sei ein Teufel, und fliehen vor ihm: so rücken sie in ihr dreyssigstes Jahr „und da verschwin„den die Reize; die Manns„personen entfernen sich, die „üble Laune nimmt überhand; „man verlieret seine Aeltern, „seine Bekannten, seine Freun„de. Eine alte Jungfer hat „Niemanden um sich, als gleich„gültige, die sie verabsäumen, „oder Eigennützige, die ihre „Tage zählen. Sie empfindet „es, sie betrübt sich darüber, „sie lebt, ohne daß sie jemand „tröstet, und stirbt, ohne daß sie „jemand beweinet." *) Traurige Aussicht für solche Mädchen in die Zukunft! —

S. 124. ausgelassen.

S. 121. Z. 7. Die Mönche und Nonnen sollen leben! Sie sind unsterblich, denn sie haben alle von dem Baume des Lebens gegessen; weil sie niemals zu Grund gehen; und doch nicht verheurathet sind. Eine wahrhaft wunderbare Fortpflanzung einer Gesellschaft ohne Vater und Mutter! Ich wollte wünschen, ich könnte auch einen Sohn ohne Mutter zeugen, der kleine Junge sollte mich herzlich freuen. Das wäre so was Gutes, Kinder haben, ohne doch ein Weib sich auf den Hals laden zu dürfen! Aber Digitus Dei operatur in eis; Mira-

*) Bigarure dans le Pere de famille.

Mirabilis est Deus in servis suis! —, und darum können diese gutherzigen Menschen so was, das andre Leute nicht können.

S. 122. Z. 2. Vielleicht weil es hier so viele Andächtige vom andern Geschlecht giebt,

S. 122. Z. 14. Wenn ich gern gelehrt scheinen möchte, und doch zu träg zum studiren wäre, weil ich zu viel gegessen und getrunken, besonders wenn ich ein festum primae classis celebrirt hätte; dann sagte ich so was meinen werthesten weibheiligen Zuhörern. Erstlich, weil sie mich nicht verstunden, und folglich nicht wiederlegen konnten; Zweitens, weil ich ohne das nur bei dem Gedanken Freigeist schon eine ganze Predigt im Kopfe hätte, indem mich Fanatismus begeisterte; und ich hätte keine Mühe mit dem verdrüßlichen Auswendiglernen. Endlich damit die alten Mütterchen einen Abscheu von solchen Leuten und ihren Büchern hätten; weil sonst ihre Geldbörse zugeschlossen bliebe. Nun wissen Sie meine Ursachen.

S. 125. Z. 10. nicht darum, als wären hier die Lehrer und Lobredner der Gottesvergessenheit gänzlich unbekannt, oder als thäte man jemanden äußerlichen Zwang an. Man hat, und liest hier auch die Patriarchen des Unglaubens, wie ander-

S. 126. Z. 7. Vielleicht weil hier so viele andächtige Seelen Beichte zu hören, so viele Messen zu lesen sind,

S. 126. ausgel.

S. 129. ausgel.

anderwärts; nur mit dem kleinen Unterschiede, daß dergleichen hochweise Bücher, durch die noch weisere vorsichtsvolle Anstalten der Censur — man sage übrigens von ihr was man will, — nicht so leicht in jugendlich unerfahrene Hände gerathen, in denen sie durch das Gift der Spötterei das Bestreben nach gründlicher Kenntniß der Sachen hemmen, und ersticken würden.

S. 128. Z. 12. Ich will Ihnen bei einer andern Gelegenheit meine gemachte Bemerkungen über den Religionsunterricht bei der Jugend mittheilen.

S. 130. Z. 17. vom Adel, besonders dem höheren,

S. 133. Z. 8. denen man in gewissen Kirchen Mäntel umgiebt, und Kronen aufsetzt; daß sie sodann aussehen, wie Marionettenpuppen:

S. 135. Z. 16. Er war eines hochgebornen Herrn Sohn

S. 136. Spitzbubenstücke

— stehet nicht hier.

S. 137. Z. 8. Wenn ich meinen alten ehrlichen Plutarch ausgelesen habe, schreibe ich Ihnen wieder — von was? — von Erziehung der Kinder — diesem Steckenpferde der jetzigen Modewelt. Aber ich schränke mich nur auf den kleinen Bezirk meiner Gegend ein. Denn was von außen geschieht,

weiß

S. 132. ausgel.

S. 134. ausgel.

— 137. ausgel.

— 139. ausgel.

— 140. ausgel.

— Z. 21. Ob dieser oder jener Hund eine gute Physionomie habe.

weiß ich nicht, und will auch davon nichts melden. Können Sie mir darüber etwas zuverläßiges berichten, so werden Sie mich mehr verbinden, als manchem jungen Herrn eine alte Fee, die ihn zu einem jungen 15jährigen Mädchen führt, bei der sich der junge Herr treflich bene thut. Dann mit leerem Beutel nach Hause kehrt, und eine rinnende Nase, triefende Augen, einen schlimmen Hals, zum Lohn davon trägt. — Tribue cuique suum sagt der Jurist — Ich beneide ihn auch nicht darum. Und Sie — was sagen Sie dazu? — Amen — denke ich mir. — Ich bin Ihr Freund —

Neue Miscellaneen, historischen, politischen — — Inhalts. Zehntes Stück. 1780. Eilftes Stück. 1781. Leipzig, bey Jacobäer und Sohn. 20 Bogen in 8.

Da Einrichtung und Inhalt dieser Schrift unsern Lesern längst bekannt ist, und die Herren Miscellaneenschreiber noch immer fleißig abschreiben und übersetzen; so könnten wir es an der bloßen Anzeige, daß abermals zwey neue Stücke fabricirt worden, genug seyn lassen, wenn wir es nicht für nöthig hielten, in Ansehung einiger wenigen darinn enthaltenen Artikel ein Paar Anmerkungen hinzuzusetzen.

No. LXXXXII. hat die Ueberschrift: Ein merkwürdiger Umstand, die Enthauptung Carl I. Königs von England betreffend. Die Herausgeber haben ihn, ihrer Angabe nach, aus den Mémoires pour servir à l'histoire de Milord Stair genommen. Er steht aber auch wörtlich, nur daß der Name des übrigens kenntlich genug ge[illegible]ten Lord Stair nicht ausgedrückt ist, in der Année litteraire 1768 Lettre XII. und diese hat ihn dem Almanach des Centenaires, einer nicht gar

gar zu lautern Quelle, abgeborget. Wollten die Verfasser ja dergleichen nicht hinlänglich verbürgte Sachen in ihre Sammlung aufnehmen, so müsten sie wenigstens die entgegenstehende Zweifel nicht aus der Acht lassen, um hiedurch der Verbreitung historischer Irrthümer vorzubeugen. Aber das ist freylich so bequem nicht, als ununtersucht von der Hand weg übersetzen oder abschreiben. Der Recensent hat gleich anfangs die Erzählung, von welcher die Rede ist, so viel Aufsehen sie auch bey einigen Leuten machte, ihrer innern Unwahrscheinlichkeit wegen für ein Mährchen gehalten, und er ist noch dieser Meynung. Seine Gründe sind kurz diese: Der Aeltervater des bald nach der Schlacht bey Oettingen in Ungnade gefallenen bekannten Lord Stair soll der vermummte Nachrichter gewesen seyn, der Karl den ersten enthauptete, er soll von Cromwell sich dies Geschäft erbeten haben, aus Rachsucht, weil Karl I. seine Tochter verführet hatte, Karl hat es gewußt, daß er von der Hand dieses Mannes, dessen Familie er beschimpft, sterben würde, und dieser Mann selbst soll als ein 125jähriger Greis dies seinem Urenkel dem Lord Stair entdeckt haben. Vorausgesetzt, daß diese Entdeckung noch im Jahr 1743, in welchem die Schlacht bey Oettingen vorfiel, geschahe (geschahe sie später, so ist die Unwahrscheinlichkeit noch größer); so war der Alte im J. 1618 geboren, war also im J. 1649, da Karl I. enthauptet wurde, 31 Jahr alt. Dieses Mannes Tochter soll Karl entehret haben. Wann könnte das geschehen, wie alt konnte das Mädchen gewesen seyn? Gesetzt, sie wäre 16 Jahr alt gewesen, so muß ihr Vater sich wenigstens in seinem funfzehnten Jahre verheurathet haben; und alsdenn hätte Karl sie in seinem letzten Lebensjahre verführt, da er doch schon seit länger als zwey Jahren ein Gefangener war; also in einem Zustande, wo er schwerlich an die Verführung einer Person von der Art denken konnte, oder Macht und Gelegenheit dazu hatte. Nimmt man auch an, das Frauenzimmer wäre erst 13 Jahr alt gewesen, so stößt man dennoch auf große Schwierigkeiten. Das Jahr ihrer Verführung wäre alsdenn 1646, damals aber hatte der bürgerliche Krieg schon über drey Jahre gedauert, und Karl befand sich schon in einer Lage, die ihm die Gedanken auf dergleichen Eroberungen wohl vergehen machte, nicht zu gedenken, daß man nicht leicht darauf verfällt, ein 13jähriges Mädchen zu verführen. Dazu kommt, daß das Ganze Karl dem ersten nicht gleich sieht. Im Begriff, einen gewaltsamen Tod zu leiden befahl er, der Königinn zu sagen, daß er in seinem ganzen

Leben

Leben nicht ein einziges Mal, auch nicht in Gedanken seine Treue gegen sie beleidiget hätte. In solchen Augenblicken pflegt sich der Mensch, wenn nicht ganz besondere, in diesem Fall nicht abzusehende Gründe eintreten, nicht in solchem Grade zu verstellen; andrer Unwahrscheinlichkeiten zu geschweigen — No. LXXXXVI. Fragment einer Reisebeschreibung nach Herrnhuth und Niesky, aus den ungedruckten Briefen eines Reisenden ist, obgleich ein wenig weitschweifig, einer der nützlichsten und unterhaltendsten Artikel; wir wünschten, daß man ihn nicht abgebrochen, und dafür einige andre weggelassen hätte. Unter No. C. sind die im 8ten Stück angefangenen Anekdoten fortgesetzt. Unter denselben befindet sich die Erzählung von dem Unglück, welches Miß Gaunt nach Monmouth's übel abgelaufener Empörung traf. Bey der Gelegenheit sagt der Ausschreiber: „Man lobe die hochgerühmte englische Justiz so sehr als man wolle, mir kann sie nie gefallen, so lange es möglich ist, daß ein ehrlicher Mann auf die beschworne Aussage etlicher Schurken auf die legalste Art von der Welt an den lichten Galgen kommen kann.“ Ganz gut. Wo ist aber die Justizverfassung, die keinen Mißbräuchen unterworfen wäre. Mit eben dem, und vielleicht größerem Rechte könnte ein Ausländer sagen: Die Justiz in Deutschland taugt nicht, weil es möglich ist, daß ein Schurk von Sachwalter die evidenteste Sache verdrehen und ein Menschenalter hindurch in die Länge ziehen kann. Oder ist das etwa, die Brandenburgischen Staaten ausgenommen, in dem übrigen Deutschlande nicht möglich? Die Englische Justiz hat bey allen ihren Fehlern immer noch Vorzüge vor der unsrigen — Auch liest man hier eine nichts sagende Erzählung von dem sogenannten homme au masque de fer aufgewärmt. Glaubten die Verfasser, von dieser Person, von der sich am Ende nichts mit Gewißheit sagen läßt, etwas sagen zu müssen, so hätten sie weit besser gethan, wenn sie statt dieses Aufsatzes eine Uebersetzung der im Journal encyclopédique 1771. Tome II. partie 2. befindlichen Observations — — au sujet de l'homme au masque de fer eingerückt hätten. Es ist unwahr, was hier steht, daß diejenigen, welche um das Geheimniß wußten, wenn sie gefragt würden, geantwortet hätten: Es ist ein Staatsgeheimniß. Sie antworteten: „C'est le Secret de l'Etat,“ Worte, die in diesem Falle viel bedeutender sind und weit eher auf eine wahrscheinliche Spur bringen können, als wenn man, wie die Verf. meynen, geantwortet hätte: c'est un secret d'état. No. CVI.

ist

ist ein Auszug eines Schreibens aus Dörpat von 1774. Es gereicht seinem Verfasser, der übrigens Anlage und Gutherzigkeit verräth, gewiß nicht zur Ehre, und es wäre unverantwortlich, wenn es etwan ohne sein Vorwissen gedruckt seyn sollte. Ueberall scheint der äusserst selbstgefällige Neuling durch, der alles angafft, alles entscheidend und meistens schief beurtheilt. Thut der Verf. doch, als wäre er mit lauter Barbaren umgeben, und als ob außer seinen 24 mitgenommenen, und wie er sagt, von ihm auswendig gelernten Büchern, worunter doch auch manche Scharteke gewesen seyn mag, in ganz Liefland kein Buch anzutreffen wäre. Jetzt wird er hoffentlich eingesehen haben, daß in Dörpat Leute sind, die weit mehr wissen als er, und mehr seines fleißigen Durchlesens würdige Bücher, als er in einigen Jahren bezwingen konnte. Daß der Verf. zufälliger Weise einen ungelehrten Popen zum Lehrer in der rußischen Sprache bekam, mag ihn in der hohen Meynung von seiner eignen werthen Person nicht wenig bestärkt haben. Seiner Versicherung nach hat er es in dieser Sprache ziemlich weit gebracht, und doch ist von den rußisch seyn sollenden Wörtern, die er S. 730 anführt, auch nicht eine Sylbe rußisch, doch schreibt er S. 734 Nalifni für Naliwy rc. Zu seiner Uebung übersetzt er das Siécle de Louis XV. in die rußische Sprache. Das mag mir eine Uebersetzung seyn! Die ganze Idee charakterisirt schon ihren Urheber. Wir wünschen, der Verf. möge seitdem seine Correspondenten ersucht haben, seine während des nächsten Decennii geschriebene oder zu schreibenden Briefe ja nicht drucken zu lassen.

R.

Tabellarische Uebersicht der allgemeinen Geschichte — — von Julius August Remer. 1 Bogen Folio.

Bequem und nützlich ist diese Tabelle, ob sie gleich nichts besonders Auszeichnendes hat. Die Geburt Christi sollte doch als eigne Epoche angenommen seyn; wiewohl wir es übrigens billigen, daß die neuere Geschichte nicht hiemit, sondern mit der großen Völkerwanderung angefangen ist. Schreib- oder Druckfehler sind in diesem Bogen in ziemlicher Anzahl, und das ist bey Schriften, die für historische Anfänger bestimmt sind, sehr übel.

Um.

Deme-

Demetrii de elocutione liber. Curavit *Jo Gottlob Schneider*. Altenburgi ex bibliopolio Richterio. 1779. 18 Bogen kl. 8.

Der Text des Demetrius ist bloß griechisch; und wirklich war bey einem griechischen Rhetor eine Uebersetzung unnöthig und unschicklich; und hierauf folgen denn von S. 120 bis S. 188. des Herausgebers Animadversiones in Demetrium. In der Vorrede finden wir, außer der Anzeige der gebrauchten Hülfsmittel, insbesondere einer Morellischen Handschrift, und des Phalereus vom Joh. Caselius, die beyde in der neulichen Fischerschen Ausgabe noch nicht genützt worden, des Herrn Prof. Urtheil von dem Verfasser. Mit Recht heißt er jetzt nicht mehr, wie vorhin, Demetrius Phalereus; denn immer kann dieser kalte Schriftsteller nicht der Schüler Theophrasts seyn, den Cicero selbst omnium oratorum politissimum nennt; und eben so wenig Dionys von Halikarnaß. Hr. Schn. glaubt mit dem ältern Vossius, das Werkchen gehöre einem Demetrius von Alexandrien, und zwar demjenigen, den Diogenes Laertius B. V. §. 84. den achten nennt.

Von den Verbesserungen des Herausgebers wollen wir noch einige Proben geben. Gleich §. 2. würden wir nicht nach einer Vermuthung οἷον δάκτυλοι καὶ πῆχυς gesetzt haben, wo auch nach πῆχυς noch καὶ βραχίων fehlen soll, weil οἷον, δάκτυλοι καὶ πήχεις, wie es vorhin hieß, doch auch einen richtigen, und selbst bessern Sinn giebt; denn Demetrius wollte nicht alle Theile des Arms nennen. Hingegen ist §. 3. richtig κῶλοις δύο verbessert, und §. 4. πάντι ἤρξατο, und weiter κατακεκομμένη γὰρ ἔοικεν ἡ σύνθεσις καὶ κεκερματισμένη, wie es der Sprachgebrauch fordert, wo es dann aber auch nothwendig gleich darauf καὶ ἔναντα φρονήτῃ heißen muß. Die Worte, die Hr. Schn. §. 11. aus dem Aristoteles Rhet. III, 9. einrückt, αὐτὴν καθ᾽ αὑτήν, καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον, hätte er unsers Bedünkens nicht in den Text setzen sollen; denn wir glauben nicht, daß ein Abschreiber sie ausgelassen, sondern D. selbst, der schon die ersten Worte des Aristoteles für eine hinlängliche Definition der Periode hielt; oder vielmehr schrieb er, περίοδος ἐστι λέξις ἀρχὴν ἔχουσα καὶ τέλος, αὐτὴ καθ᾽ αὑτήν, nicht, wie man in den ältern Ausgaben des D. findet, ἀ. ἔχ. καὶ τελευτήν. Bey §. 12. ὡς ἡ τῶν ἀρχαίων ῥητῶν schreibt Hr. Schneider: Olim conjiciebam ῥητόρων; sed Cel. Fischerus vulgarem lectionem, quae plane

ohne nihil significat, tamen defendit. Wir denken doch, daß Hr. F. hier Recht habe, und daß man τὰ ῥητὰ beym D. durch scripta, sermones, übersetzen müsse. Hr. F. hatte in seiner Ausgabe gegen die Schm Verbesserung sehr wohl erinnert: Praestat retinere ῥητῶν, licet nove positum. Nam λεγόμενοι, et verba similia, simpliciter poni solent. Die Sache wird hier gut erläutert, daß D. den Aristoteles mißverstanden, und eine falsche Terminologie gemacht habe, und daß λέξις εἰρομένη von den εἰρομένη, nexa, perpetua oratione, verschieden sey, gezeigt. Dergleichen gute Sacherklärungen fanden wir im Folgenden öfter.

U.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Augsburg vom 22. May 1782.

— — Es ist wahr, die Censur in Wien ist in etwas erleichtert, wie ich Ihnen vor einiger Zeit gemeldet habe *); aber immer sind noch für den, der neue Bücher haben will, viel Formalien und sehr langer Aufenthalt. Es bleiben noch immer viel Bücher verboten. Die unschuldigsten Werke Voltairens, und die nicht allein schuldlosen, sondern denkenden Köpfen wirklich so nützlichen Werke des J. J. Rousseau sind noch nicht erlaubt, unerachtet sich wirklich Personen von hohem Range deshalb verwendet haben. Der Graf von Chotek hat das Präsidium der Censur niedergelegt, und der B. van Swieten hat es erhalten. Man schmeichelt sich, daß dieser die Censur erleichtern wird. Wir wollen es hoffen, und der Erfolg muß es zeigen. Unter den Mitgliedern der Censurcommission sind sehr einsichtsvolle Leute, und neulich ist der Abbe Rosalino, ein sehr gelehrter und freydenkender Geistlicher, in ihre Zahl getreten. Es liegt also nicht an ihren Einsichten, wenn ihre Beschlüsse noch immer so ängstlich und so einschränkend ausfallen. Man kann also für sicher annehmen, daß sie zu dem, was sie thun, gemessene Befehle haben müssen.

Die

*) S. Allg. d. Bibl. 49. Bd. 1. St. S. 291. u. f.

Die Censur der in Wien selbst gedruckten Schriften ist in der That ziemlich streng. Der Befehl, daß jeder Schriftsteller schlechterdings bey der Censur seinen Namen anzeigen muß, ist schon genug, manchen Schriftsteller einzuschränken. Freylich über die Veränderungen, welche der Hof jetzt ganz besonders im Werke hat, z. B. über Papst, Einziehung der Klöster, kann man sehr freymüthig schreiben, wenn man zumal, nach den Grundsätzen schreibt, nach denen der Hof handelt. Damit beschäftigt sich auch alles. Ueber andere Materien, welche der Untersuchung eines aufgeklärten Menschen würdig sind, hat man bis jetzt aus Wien noch sehr wenig erhalten, was außer den Gränzen Oesterreichs lesenswerth seyn könnte, ohnerachtet seit dem Tode der höchstsel. Kayserinn gewiß über zwölfhundert kleine Schriftchen erschienen sind. Diese Anzahl ist unglaublich, aber sie ist wahr!

Die Materie, die in Wien sogänge und gäbe ist, die Toleranz, veranlaßt eine Menge der kahlsten Brochüren. Eine von denen, welche man in Wien für eine der vorzüglichsten hält, von einem gewissen Geistlichen, Namens **Watteroth**, muß einem Protestanten sehr seicht vorkommen. Schon der Anfang ist ganz seltsam, indem er behauptet, eine allgemeine Uebereinstimmung in allen Dingen, besonders eine gänzliche **Uebereinstimmung in Religionsmeynungen** würde das größte Glück für die Menschheit seyn. Der gute Mann weiß wahrlich nicht, was er spricht und schreibt. Eine solche Uebereinstimmung ist der Natur des menschlichen Geistes zu Folge nicht möglich, und würde auch nicht nützlich seyn. Die Wahrheit ist einzig. Aber die Vorstellungsart der Menschen davon soll und muß verschieden seyn. Eben so seicht sind mehrere Gedanken des Hrn. **Watteroth**. Indessen sind sie gutgemeynt, und können in Wien bey jetzigen Umständen Nutzen schaffen. Was mich, in diesem Traktate sehr gewundert hat, ist, daß Hr. **Watteroth** in einem Buche über die Toleranz, auf eine sehr hämische Art auf Ihren großen König stichelt, indem er sagt, es gebe Länder, wo man den **Antimachiavellismus in Büchern und den Machiavellismus im Kabinette habe**. Kindische Sticheleyen auf die preußische Länder findet man zuweilen in Schriften, die in Wien gedruckt werden, aber noch habe ich keine so plumpe gefunden. Man möchte sich wohl wundern, daß die sonst so wachsame Censur in Wien eine so unanständige Stelle hat stehen lassen.

 Unter

Unter den Schriften über und wider den Pabst stehen die Schriften des berühmten Hrn. Joseph Valentin Eybel oben an. Er war ehemals Professor des geistlichen Rechts bey der Universität zu Wien, ward nachher Gubernialrath zu Linz, und ward kürzlich nach Wien zurückberufen. Er hat daselbst die sehr bekannt gewordenen Schriften, Was ist der Pabst? und was ist ein Bischof? geschrieben: und wie man mir schreibt, so sollen noch folgende kommen: Was ist ein Priester? Was ist ein Mönch? Was ist ein Domherr? Was ist ein Büchsenträger? Des Herrn Eybels Schriften sind gelehrt, und verständig geschrieben, und bey jetziger Lage der Sachen in Wien sehr wichtig. Den Protestanten können sie freylich an sich nicht so wichtig seyn, sondern werden ihnen nur, eben wegen der Lage der Sachen in der katholischen Kirche, der sie von weitem zusehen, merkwürdig. Was Hr. Eybel über den Pabst sagt, ist zum Theil, was die Protestanten seit 200 Jahren gesagt haben, und darüber sind verketzert worden. Wir können uns freuen, daß man endlich auch in katholischen Ländern einzusehen anfängt, was unsere protestantischen Voraltern schon vor zwey Jahrhunderten einsahen. Aber für außerordentliche Entdeckungen können wir solche Wahrheiten nicht halten, mit denen wir und unsere Väter schon seit so langer Zeit vertraut gewesen sind. Einem denkenden Protestanten muß es hingegen wehe thun, wenn er siehet, mit welchen sonderbaren Gründen zuweilen die Wahrheit bewiesen wird, und welche unrichtige Behauptungen mit unterlaufen, weil man einige Sätze umstoßen, und andere stehen lassen will, oder muß. Dieß ist besonders in Hrn. Eybels Schrift, was ist ein Bischof? zu sehen. So viel dem Pabste genommen wird, so viel wird hingegen den Bischöfen beygelegt. Ein Protestant kann seinen Augen kaum trauen, wenn er folgendes lieset, welches der Anfang der Schrift des Hrn. Eybel ist: „Selbst unser Herr Jesus „Christus, der zwar als Sohn Gottes und Welterlöser über „alles erhaben ist, doch, von Kirchenwürden zu reden, ist „als Mensch nichts mehr als Bischof. Christus hat nämlich seine Apostel so gesendet, wie ihn sein Vater gesendet hat. „Sind nun die Bischöfe Nachfolger der Apostel, so sind „auch die Bischöfe so gesendet, und haben folglich die nämliche „Kirchenwürde, die Christus als Mensch hat." Hat man je ein solches Spiel mit Worten gesehen! Wie? Jesus hätte eine Kirchenwürde gehabt? In welchem Evangelisten stehet das? Eine Kirchenwürde! Wo hätte sie Jesus ausgeübet?

doch nicht im Tempel zu Jerusalem, auch nicht im Synedrium der Hohenpriester, auch nicht in der Wüste, wo er predigte, auch nicht in dem Hause der guten Menschen, wo er mit seinen Jüngern einkehrte, denn Er der erhabenste Menschenfreund, hatte nicht wohin er sein Haupt hinlegen konnte, und es ist bekannt, daß die römische Kirche, nicht einmal einen Priester, geschweige einen Bischof macht, wenn er nicht einen Titulum, d. h. ein Auskommen hat, wovon er leben kann. Eine Kirchenwürde? Wie hätte sie denn Jesus ausgeübt? Hat er Priester geweihet? Hat er gefirmelt? Hat er eine Kirchendisciplin gekannt oder darüber gehalten? — Und als Mensch hätte Jesus eine Kirchenwürde gehabt? Wie erkennen wir, wo seine göttliche Natur aufgehört und seine menschliche Natur angefangen hat? Wo steht überhaupt im Evangelium, daß er etwas als Gott und etwas anders als Mensch gethan hätte, daß er als Mensch, eine Würde gehabt hätte?

Die Bischöfe sollen Nachfolger der Apostel seyn? Diese ununterbrochene Herkunft der jetzigen Bischöfe von den Aposteln, streitet so offenbar wider die Geschichte, daß sich auch katholische Gelehrten nachgerade schämen sollten, etwas zu behaupten, was nimmermehr bewiesen werden kann. Hr. Eybel fügt S. 20. noch hinzu: daß die Bischöfe alle Gewalt, die zur geistlichen Regierung der Kirche nothwendig ist, unmittelbar von Gott erhalten. Wie? Gott setzt doch die Bischöfe nicht unmittelbar ein. Hr. Eybel behauptet selbst, daß der Landesherr die Bischöfe setzen soll. Und wie? der Landesherr, der ein Mensch ist — kann den Bischöfen eine Gewalt verleihen, die unmittelbar von Gott kommt? Welche Logik! Und wer kann die Gränzen einer Gewalt bestimmen, die unmittelbar von Gott kommen soll? Welche Politik!

Wir Protestanten glauben auch, daß der Bischof vom Landesherrn gesetzt werden muß, aber wir glauben, daß der Bischof weiter keine Gewalt hat, als die ihm der Landesherr giebt. Dieß ist der Natur der Sache gemäß. Es ist gleichviel, ob man die griechische Benennung Bischof, oder die lateinische Superintendent braucht. Sie bedeuten gerade gleich viel, und ein Bischof ist nichts anders als ein Superintendent, ein Aufseher, ein Diener des Staats, der ein Amt im Staate hat, und der dem Landesherrn als dem Oberhaupte des Staats wegen der Führung dieses Amts responsabel bleibt,

den der Landesherr, bey schlechter oder dem Staate nachtheiliger Verwaltung des Amts eben so gut dasselbe nehmen kann, als er es ihm gegeben hat. Daß es Bischöfe giebt, die zugleich Fürsten sind, gehört nicht hieher, diese haben als Bischöfe ihre Gewalt von sich selbst, in so fern sie Landesherren sind. Wir sprechen von Bischöfen, die ein Landesherr in seinem Lande setzt. Hat Hr. Eybel, der die Rechte des Staats gegen den Pabst so männlich verficht, nicht eingesehen, daß es gefährlich seyn muß, wenn sich diese einer von Gott unmittelbar empfangenen Gewalt rühmen dürfen. Hr. Eybel sagt in seiner Abhandlung vom Pabste — und auch hier, es sey zufällig, daß der Bischof von Rom einen Vorzug vor den übrigen Bischöfen habe, es könne die Aufsicht über die Einigkeit in der Kirche allenfalls eben so gut dem Bischofe zu Wien, zu Paris, zu Madrit oder irgend einem andern aufgetragen werden. Hat Hr. Eybel die Folgen, dessen was er behauptet, wohl recht überlegt? Wenn diese Bischöfe einer von Gott unmittelbar empfangenen Gewalt sich rühmen dürfen, so werden sie glauben, sie dürften von einer Gewalt, die sie von Gott empfangen haben, keinem Menschen Rechenschaft geben; dürften sie Niemand davon Rechenschaft geben, so können sie eine solche Gewalt nach Gefallen ausdehnen, und so kann jeder Bischof, der nach Hrn. Eybels Lehre eben das ist, wie der was der Bischof zu Rom, von seiner Gewalt bey günstigen Gelegenheiten eben den Mißbrauch machen, den der Bischof zu Rom Jahrhunderte lang davon gemacht hatte, eben darum, weil er sich auf eine durch nichts zu beweisende von Gott unmittelbar erhaltene Gewalt stützte.

In andern Wienerischen Schriften, die doch auch freymüthig seyn wollen, sind noch weit mehr Dinge, die einem Protestanten, und jedem denkenden Mann anstößig seyn müssen. Da wird z. B. von der alleinseligmachenden katholischen Kirche geredet, folglich frisch darauf los, alle die Millionen vernünftiger Geschöpfe Gottes ewig verdammt, welche nicht die Lehren glauben, die von Päbsten und Concilien für wahr ausgegeben worden, ja die diese Lehren nicht kennen und nicht kennen können. Wenn man uns doch wenigstens nur sagen könnte, wie weit das alleinseligmachende der katholischen Lehren gienge. Es ist zu den katholischen Lehren beständig so viel hinzugethan, und eben so viel weggethan worden. Bestimmt die heil. Inquisition oder Männer, die wie Hr. Eybel denken, das Alleinseligmachen? Zu Luthers

Zeiten

Zeiten, und lange nachher, würde kein Katholik dem eine Fähigkeit zur Seligkeit zugetraut haben, der den Pabst nicht für den obersten Richter in Glaubenssachen oder ex cathedra für untrüglich gehalten hätte. Jetzt aber behauptet Hr. Wybel, der sich doch gewiß nicht von der alleinseligmachenden Religion ausschließen wird, S. 18. „Wer dieses heutiges Tages behaupten wolle, „würde als ein Mensch angesehen, „der von keiner heiligen Schrift, von keiner Erblehre, „von keinen heiligen Vätern, von keiner Kirchengeschichte „etwas weiß.“ Vortrefflich, daß dieses jetzt ein Katholik sagen darf! Aber ich möchte mich doch wohl belehren lassen, wenn eigentlich der heutige Tag angehet, da man dieses sagen darf, ohne sich der Rechte der alleinseligmachenden Religion verlustig zu machen? Sonst wär es offenbar nicht so! Wußte Bellarmin nichts von der heiligen Schrift, von den heiligen Vätern, von der Kirchengeschichte? — — Wie? Alle die Orden, besonders Dominikaner und Jesuiten, das ganze Heer katholischer Schriftsteller, welche die Infallibilität behauptet haben, von Bellarmin und Gretser bis auf unsern augsburgischen Domprediger Merz, der in seinen Kontroverspredigten so oft diejenigen verdammt hat, welche die Infallibilität nicht glauben, und bis auf unsern augsburgischen ächtkatholischen Professor Lorenz Veith, der noch 1784 *de Primatu et Infallibilitate romani Pontificis* 24 Positiones geschrieben hat, in denen er so derb den *Primatus* und die Infallibilität des römischen Bischofs vertheidigt, daß er am Ende festsetzt, daß der Pabst *supra Concilium Generale* sey, und in der Vorrede ausdrücklich sagt: Quod *Primatus* Romanorum Pontificum vnum sit e praecipuis Christianae Religionis Capitibus, ex quo Ecclesiae Catholicae bonum maximum pendet. — Wie? Alle diese Leute hätten nichts von der heiligen Schrift, von den heiligen Vätern gewußt, und doch wäre die Lehre, die sie lehren, die alleinseligmachende? und wir andern alle könnten nicht selig werden? auch nicht die unter uns, die wohl wissen, was heil. Schrift und was Kirchenväter sind?

Eben so anstößig ist es mir, und ich hoffe, jedem denkenden Manne, wenn ich in den freymüthigsten Wienerischen Schriften behauptet sehe, daß der Pabst und jeder Bischof, die Schlüssel des Himmelreichs haben, und daß sie allein binden und auflösen können. Es sollte mir leid thun, wenn irgend ein Menschliche Macht haben sollte, mir das Himmel-

 reich

reich zu verschließen! Es sollte mir leid thun, wenn mir etwas anders den Himmel öffnen könnte, als mein Vertrauen auf die Gnade Gottes, und mein Bestreben, nach dem Willen Gottes zu leben. Der Bischof zu Rom hat, wie Hr. Eybel beweiset, allen Landesherren und allen Bischöfen das schreyendeste Unrecht gethan, eine Menge ungerechtes Geld durch die Dataria erpreßt, den Mönchen Exemtionen gegeben, die er nicht geben konnte, alles in der katholischen Kirche in Unordnung gebracht, und gleichwohl, wenn ich mich etwa in der römischen Diöces aufhalte, hat dieser Mensch die Schlüssel zu meinem Himmel, er kann mich binden und lösen? Und das muß ich glauben, oder ich kann und darf nicht selig werden?

Eben so seltsam klingt es mir, von einer von Gott und unserm Erlöser eingesetzten Hierarchie solche Leute noch reden zu hören, welche freymüthig seyn wollen. Wo und wie hat unser Erlöser eine Hierarchie eingesetzt? Mein Gewissen und innere Ueberzeugung von wichtigen Wahrheiten kann und soll niemals ein Hierarch regieren. Aeußerliche gute Ordnung, es sey in bürgerlichen oder in kirchlichen Sachen, kann und soll niemand anordnen als der Landesherr, und die, denen er es anvertraut. Wie sehr verwirrt man noch alle Begriffe, wie sehr ist man noch in der Aufklärung zurück, wenn man behaupten kann, es könne in einem Staate eine von Gott eingesetzte Macht seyn, die nicht die Macht des Staats selbst wäre. Man fängt jetzt an, die Rechte der Regenten aus dem gesellschaftlichen Vertrage herzuleiten, und die Macht der Hierarchie soll von Gott einsetzt seyn? Welche Verwirrung aller Begriffe!

Endlich muß es uns Protestanten mit Recht anstößig seyn, daß man, indem man so menschenfreundlich von uns sagt, wir müßten tolerirt werden, zugleich von uns immer als von Leuten redet, die noch nicht mit der Kirche vereinigt sind. Noch nicht? Also sollen wir künftig einmal vereinigt werden? Das wollen wir nicht, das können wir nicht. Wir wollen nimmermehr eine Hierarchie erkennen, am wenigsten die, welche glaubt, von Gott unmittelbar Gewalt über uns zu haben. Wir wollen uns nimmermehr von einem Bischofe oder von einem Koncilium unsere Lehre vorschreiben lassen. Wir erkennen keinen Grund unserer Lehre, als Schrift und Vernunft, und glauben und werden beständig glauben, daß jeder von uns die Schrift nach seiner gesunden Ueberzeugung, und mit den gehörigen Hülfsmitteln auslegen dürfe, und wir können und

wollen

wollen nimmermehr einen unfehlbaren Richter der Auslegung der Schrift annehmen, es heiße nun dieser unfehlbare Richter Pabst, oder Bischof, oder Kirche. Wir wissen und glauben, daß kein Mensch unfehlbar ist, und daß keine Versammlung von Menschen unfehlbar ist, sie heiße wie sie wolle. Wir sehen, daß unserer Gewissensfreyheit sehr wenig geholfen ist, wenn man uns jetzt nach ein Paar Jahrhunderten sagt: Der Pabst sey nicht ein unfehlbarer Richter der Glaubenslehre, aber dabey behauptet: Ein Koncilium von Bischöfen sey unfehlbar. Wir bedürfen keines unfehlbaren Richters in Glaubenssachen, und wollen nimmermehr einen annehmen. Wir halten unsere Lehre weder für unfehlbar noch alleinseligmachend; aber wir wollen auch nimmermehr zu einer Kirche treten, die ihre Lehre für unfehlbar und für alleinseligmachend hält. Wir kennen die schrecklichen Folgen dieser Meynung von einer alleinseligmachenden Religion allzugut aus der Geschichte. Wir sehen sie jetzt schon an einem neuen Beyspiel. Der weise Kayser hat die Toleranz gewiß aus dem rechten Gesichtspunkte angesehen. Er kennt die Rechte der Ueberzeugung und des Glaubens ganz gewiß, das zeigen die Verordnungen, die von ihm selbst kommen. Aber nicht so der größte Theil der katholischen Geistlichen. Ich habe Ihnen neulich schon *) einen österreichischen Pfarrer kennen lehren, der uns toleriren und lieben will, ob wir gleich Feinde Gottes, ob wir gleich wie Heiden und Zöllner sind. Andere wollen sehr listig anstatt der Toleranz die Vereinigung unterschieben, welches ihnen aber gewiß nicht gelingen wird. In manchen Schriften, die aus Wien kommen, wird genug darauf angespielt. In Wien werden: *Tractatus super reunione Catholicorum cum Protestantibus inter B. Bossuetum et D. Molanum* auf Subscription gedruckt. An verschiedenen Orten sind schon Vereinigungsplane erschienen. Dieß ist die natürliche Folge der Meynung von dem Alleinseligmachenden. Denn wer wird seinen Bruder nicht gern selig machen wollen. Jemand toleriren und sogar lieben und doch zugeben, daß er ewig verdammt werde, läßt sich nicht einmal denken. Dazu kömmt, daß sich viele Katholiken eine solche Vereinigung als sehr leicht vorstellen. Sie machen sich sehr große Begriffe von der Erleuchtung, die in der katholischen Kirche aufgegangen

*) S. A. d. Bibl. 48sten Bandes 2s St. S. 607. u. f.

gen ist, wenn sie den Pabst nicht mehr für unfehlbar halten, und ihr Geld nicht mehr in die römischen Dataria oder in die Klöster schicken. Gott weiß, daß ich diesen Schritt zur Aufklärung seinem Werthe nach aufs höchste schätze, aber er muß nicht über seinen Werth geschätzt werden. Die Protestanten thaten dieß schon seit 240 Jahren, und wie viel Schritte in der Verbesserung der Religion haben sie seitdem gethan, und wie viel haben sie noch zu thun. Aber eben, daß die Katholiken sehen, daß wir in der Verbesserung immer fortfahren, macht, daß sich viele kurzsichtige Leute unter ihnen, unsere Vereinigung mit der katholischen Kirche als sehr leicht vorstellen. Sie glauben, wir irrten immer nach Wahrheit herum, könnten sie nicht finden, und müßten uns also wohl nach einem unfehlbaren Richter sehnen, der uns der Mühe, so unermüdet zu suchen, überheben könnte. Da wir in vielen Meynungen von einander abgehen, so glauben sie, wir wären getrennt, und wären also einzeln leichter zu überwinden. Wahr ist es, daß die Thätigkeit und das Zusammenhalten der Katholiken sie stärker macht, und daß wir bey unserer Freyheit zu denken, sorgloser und folglich schwächer sind. In dieser Rücksicht ist es wohl nöthig, die Aufmerksamkeit des protestantischen Publikum auf diesen ganz unzeitigen Vereinigungsplan, und auf die damit verknüpfte Absichten zu lenken, und demselben dabey die wahre Gestalt der katholischen Lehre wieder vor die Augen zu bringen. Zwar bis jetzt hat sich nur ein so lächerlicher Queerkopf wie Hr. Piderit in Kassel ist, direkt mit solchem Vereinigungsplan befassen wollen. Aber es könnten wohl verschiedene gutherzige Protestanten seyn, welche glauben, Erleuchtung fange an in der katholischen Kirche zu herrschen, Toleranz fange an sich auszubreiten, harte und unverträgliche Gesinnungen wären ausgetilgt, die Katholiken hätten jetzt die uns anstößigsten Meynungen aufgegeben und gelindere angenommen, und also könnte doch wohl eine Vereinigung möglich seyn. Sehr wohl! eine Vereinigung mit vielen vernünftigen und braven Katholiken ist sehr wohl möglich, und ist wirklich schon da. Aber! wenn wir die wahren Wohlthaten der Reformation noch schätzen können, so müssen wir gegen jeden Vorschlag zu einer Vereinigung mit der katholischen Kirche auf unserer Hut seyn. Wir müssen ja nicht vergessen, daß wir mit einer Kirche zu thun haben, mit einer Kirche, die sich noch bis jetzt für alleinseligmachend hält, daß man uns zu einer Hierarchie führen will, die ihre Gewalt unmittelbar

selbst von Gott zu erhalten glaubt, die also ihre Gewalt immer als die Gewalt Gottes vertheidigen wird, und die überdieses ein Koncilium von Hierarchen für unfehlbar in Glaubenssachen hält. Wir wollen für alles Gute, das in solcher Kirche geschieht, Gott herzlich danken, alle Verbesserung, die darinnen möglich sind, schätzen und loben, aber uns mit dieser Kirche vereinigen, — — dies können und sollen wir nicht. — — Die katholische Religion hat ohne dieß so viel äußerliche Vortheile, so viel in die Augen fallendes, wovon sich mancher blenden läßt, und weiter geht als er sollte. — — Große Anstalten, weitläuftige Ceremonien, reiche Einkünfte, ansehnliche Prälaten, alles das macht Eindruck! — In Wien behauptet man jetzt, mit Recht, man müsse vor dem Pabst nicht auf die Knie fallen, und in unserm Augsburg hat unser protestantischer Rektor Mertens den Pabst auf der Stadtbibliothek kniend empfangen. Sie werden sagen, das ist eine Kleinigkeit. Freylich! aber eine kleine Thorheit ist auch eine Thorheit, und zuweilen — hae nugae seria ducunt in mala. — — —

Auszug eines Schreibens aus Prag, vom 8ten May 1782.

— — Man muß sich hüten allen Nachrichten aus Wien, die man in den Zeitungen lieset, zu trauen. Es ist natürlich, daß man bey so großen Veränderungen, die so schnell hintereinander folgen, mancherley spricht und mancherley vermuthet, das nachher nicht Grund hat. Manches mag wohl im Vorschlage gewesen seyn, ist aber nicht zu Stande gekommen, oder man hat die Meynung geändert. Dieß ist bey verschiedenen Dingen der Fall, wie man wohl merkt. Manches wird auch wohl von einer oder der andern Partey — denn der Parteygeist herrscht sehr stark — wissentlich blos ausgesprengt, um zu horchen, was das Publikum dazu sagen möchte. Dahin gehört die in verschiedenen Zeitungen verbreitete Nachricht, daß alle Exjesuiten aus dem Thereslanum verabschiedet wären. Diese Nachricht ist gänzlich ungegründet, aber steht gewiß nicht ohne Absicht da. Der obwohl aufgehobene Orden der Jesuiten ist dennoch beständig sehr thätig, in allen deutschen Ländern, keins ausgenommen, auch da, wo man es am wenigsten glauben sollte, am meisten aber in den katholischen Landen, und unter

diesen am meisten in Bayern und Oesterreich. Sie haben in dem letztern Lande nicht solchen Einfluß wie vorher, und das mag sie nicht wenig kränken, denn ein Jesuit gilt jetzt in Wien nicht mehr oder weniger, als jeder andrer Geistlicher. Aber unter der Hand suchen sie ihren Einfluß zu vermehren, und es gelingt ihnen doch wohl hin und wieder. Der Orden der Jesuiten kann alle Gestalten annehmen. (Ich sage, der Orden, denn es giebt viel Individua, die weit davon entfernt sind). Es hat von jeher viele Layen gegeben, weltliche Coadjutoren, die mit dem Jesuitenorden genau verbunden, ja demselben gänzlich einverleibet sind, also kann man zuweilen Jesuiten finden, wo man es am wenigsten denkt. Es möchte vielleicht für das menschliche Geschlecht heilsam seyn, die Regenten auf diese bekannte und wichtige, aber von vielen gar nicht beobachtete Einrichtung eines aufgehobenen Ordens aufmerksam zu machen. Ein Jesuit, (NB. der als Jesuit handelt) kann alle Gestalten annehmen. Er ist Geistlicher, Staatsmann, Missionar, Handelsmann, Weltmann, Menschenkenner, Gelehrter und was nicht. Er kann predigen, er kann Bücher schreiben, Negoziationen führen, Uneinigkeit stiften und Frieden machen, er kann verfolgen und er kann tolerant seyn. Tolerant? werden Sie vielleicht fragen! In der That, auch Toleranz kann der Jesuitenorden befördern, wenn es seine Absichten erfordern. Denn das Wohl des Ordens, das heißt die Absichten der Obern zu befördern, ist immer der erste Zweck eines Jesuiten, der als Jesuit handelt; (Ich wiederhole nochmals, daß viele tausend Individuen Jesuiten sind, von denen die Obern gar nicht verlangen, daß sie als Jesuiten in der Welt handeln sollen, die auch vielleicht daher selbst nicht glauben, daß es Jesuiten solcher Art gebe, wie ich sie beschreibe.) daher kann man Jesuiten an verschiedenen Orten, wie es scheinet, nach sehr entgegengesetzten Zwecken handeln sehen, die doch in einem Zweck zusammenkommen. Z. B. In Oesterreich, besonders in Wien, hört man die Exjesuiten, so wie andere Geistlichen den toleranten Gesinnungen des Kaysers öffentlich Beyfall geben; denn es ist von jeher die Art dieses Ordens gewesen, sich gern dem Willen der Regenten zu fügen, um wo möglich einigen Einfluß bey der Ausführung Ihrer Verordnungen zu haben. In dem benachbarten Ungarn siehet es etwas anders aus. Der Fond der Jesuitengüter war von der höchstseligen Kayserinn zum Studienfond gemacht. Die Jesuiten ließen sich dieß gefallen, denn da sie durch allerley Mittel; fast alle

vor-

vorzügliche Stellen auf den Schulen, und alle Lehrstühle auf den Universitäten mit Exjesuiten oder ihren Anhängern zu besetzen gewußt hatten, so blieb der Fond noch immer in ihren Händen, sie konnten nicht allein die Verwaltung nach ihren Absichten lenken, sondern sie hegten immer noch Hoffnung, daß sie ihn ganz wieder an sich bringen könnten, wenn ihr Orden unter einer andern Gestalt wieder das Haupt empor heben möchte, welches der Hauptzweck ihrer Bemühungen ist, den sie nie aus den Augen lassen. Nun hat aber der Kayser den ungarischen Studienfond zur Kammer gezogen, und läßt den Lehrern Pensionen auszahlen, bindet sich auch in der Wahl der Lehrer nicht an die Exjesuiten. Dieß war ein Donnerschlag für sie. Ihr Antlitz ist seitdem nicht wie gestern und ehegestern. Sie klagen nun, und ihre Klagen machen doch auch Eindruck bey ihren zahlreichen Anhängern.

Es ist wahr, daß in allen Erblanden den Verbesserungen des weisen Kaysers Schwierigkeiten entgegengesetzt werden. Aber nirgends wird die Beförderung der Toleranz so schwer gemacht als in Ungarn, und die Vermuthung, daß dieses besonders von den Exjesuiten und ihren Anhängern herkommt, ist wohl nicht ungegründet. Man sucht unter dem Vorwande von Verfassungen und Gesetzen, die Toleranz zu vernichten, wenn dieses aber nicht angehet, so sucht man ihre Wirkung zu verhindern. Ich will Ihnen nur ein merkwürdiges Beyspiel anführen. Doch um es ins Licht zu setzen, muß ich etwas weiter ausholen.

Von Verbesserung der Studien wird jetzt in Wien allenthalben geredet. Daß man einen fixen und sichern Plan habe, ist bisher eben noch nicht ersichtlich. Man scheint jetzt voll wichtiger Entwürfe zu seyn, man siehet nur großen Vervollkommungen entgegen, und denkt vielleicht zu wenig daran, die wahrlich ganz schlechte Verfassung der sogenannten Normalschulen, der von Jesuiterpedanterey noch strotzenden Gymnasien und Lyceen, und der (gegen protestantische gerechnet) im Ganzen noch überaus schlecht besetzten Universitäten, durch verständige Männer aus dem Grunde untersuchen zu lassen. Wenn man alle diese Schulanstalten nur erst einmal in ihrer wahren Gestalt könnte kennen lernen, wenn Leute in Wien selbst, welche die großen Fehler derselben sehr wohl kennen, nur gehört würden; so würde man sehen, welche sehr schwere Arbeit es seyn würde, diese sämmtliche den Wissenschaften gewidmeten Anstalten nur so weit zu bringen, als die besten Anstal-

ten von gleicher Art in den deutschen protestantischen Ländern sind; die ich auf meinen fünfjährigen Reisen habe keimen lernen. Doch daran denkt man nicht. Man möchte nicht gern gestehen, daß man noch weit zurück ist. Man möchte lieber, daß man weit vor andern Ländern voraus wäre, und wenn man das ferner thut, so fürchte ich, man werde den rechten Zweck verfehlen. Ich sprach neulich einen hier durchreisenden Wienerischen Gelehrten, der mit Sonnenfelsischen Floskeln, alles was in Wien geschieht, im höchsten panegyrischen Tone erhob, darunter war denn besonders auch die Studienverbesserung, die freylich eigentlich noch nicht geschehen ist, von der aber Wunderdinge vorausgesagt wurden. Dieser Mann sprach unter andern auch sehr spröde von Michaelis Raisonnement über die Universitäten. Ich bezeigte darüber meine Verwunderung, und gab zu erkennen, daß ich glaubte, dieß Buch sey voll Gedanken, die sehr wohl Beherzigung verdienten, wenn man eine gründliche Verbesserung machen wollte. Aber er versicherte, das Raisonnement sey lauter Stückwerk, darüber sey man in Wien längst weg, denn man werde ein Ganzes, ein vortreffliches Ganzes, nach einem ganz neuen, ganz zusammenhängenden, ganz allgemeinen Plane machen.

Gott segne jeden neuen Plan, und noch mehr, wenn er allgemein ist, der zum Besten der Aufklärung dienet! Ich kenne den neuen allgemeinen Studienplan noch nicht, an dem man in Wien im größten Geheimnisse arbeitet. Aber in sofern man aus dem urtheilen kann, was wirklich geschiehet, so scheint man sich die Studienverfassung noch nicht so höchstfehlerhaft vorzustellen, wie sie wirklich ist. Man geht nur immer noch hauptsächlich auf das Normale, auf die allgemeine Uebereinstimmung, die in Ländern von so verschiedener Beschaffenheit meines Erachtens entweder nicht möglich, oder nicht nützlich ist. Man will ferner sie, wie bisher alles über Einen Leisten schlagen, wodurch zwar dem Direktor die Uebersicht sehr bequem gemacht wird, die Tabellen und die Berichte ein ganz feines und sauberes Ansehen bekommen, ob aber gründliche Studien und eine bessere Kultur des Verstandes, auf diese oder andere Art möglicher sey, daran scheinen manche Personen, bey dem allgemeinen Normale, das sie beständig im Munde führen, nicht zu denken.

Es ward in Presburg eine Studienkommission niedergesetzt, um mit den Protestanten zu handeln, wie man ihre

Schu-

Schulen mit den katholischen auf einerley Normale setzen könne. Es ist in der That gar nicht abzusehen, warum man Schulen von Katholiken und Protestanten auf einerley Fuß setzen will, und zwar auf den Fuß einer höchst fehlerhaften Schulverfassung. In der That würden alle gute Wirkungen der Toleranz verhindert worden seyn, wenn dieß, so wie es vorgeschlagen war, geschehen wäre. Man verlangte von den Protestanten, daß sie der nach dem Jesuitenplan eingerichteten Ratio Educationis in Regno Hungariae folgen, und auch die darinn befohlnen Schulbücher annehmen sollten. Die Protestanten würden auf diese Art offenbar viel schlechter daran gewesen seyn, als vor dem Toleranzedikt, da sie ihre Schulen nach ihren eigenen, und nicht nach fremden Einsichten einrichteten. Dieses stellten sie vor, und führten aus, warum das System der Ratio Educationis auf die Protestanten nicht anwendbar sey, warum sie besonders die vorgeschlagenen Schulbücher nicht brauchen könnten. Sie legten den Plan vor, wie sie ihre eigene Lehrmethode einführen, und für sich behalten wollten. Hierbey zeichnete sich besonders der unter den protestantischen Deputirten Herr Gabriel von Prónay aus, den der Kayser kürzlich zum Baron, d. h. zum Magnaten des Reichs gemacht hat. Er ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, und die Protestanten hätten keinen bessern Vertheidiger ihrer Rechte finden können. Dennoch fanden seine Gründe bey der Kommission nur wenig Gehör, den Protestanten, die wirklich ohne wesentlichen Schaden sich der vorgeschriebenen, ihrer Verfassung nicht gemäßen Lehrart nicht unterwerfen, und Schulbücher, die ihren Bedürfnissen gar nicht angemessen sind, sich nicht können aufdringen lassen, blieb nichts übrig, als den Kayser um ein Respirium (Aufschub) zu bitten. Sie haben es auf Ein Jahr erhalten, um ihre Entwürfe zu überlegen und auszuarbeiten. So steht die Sache, deren Ausgang nach Einem Jahre man nun abwarten muß. Die Protestanten haben mit mächtigen Feinden zu thun, sie wissen es, aber sie haben nächst Gott ihre Hoffnung auf den Kayser gesetzt, der sein angefangenes Werk auszuführen wissen wird.

Unter der Hand sieht man hier einen Tractat auf 24 Quartseiten unter dem Titel: **Brief eines Reisenden, herausgegeben zur Warnung an die Fürsten; Jesuitengift und Dolche betreffend.** Der Titel klingt sehr gräßlich, im Grunde aber ists doch so gar arg nicht. Diese Blätter sind voll von harten Schmähungen auf die Jesuiten, die ich, weil ich

ich nie billige, wenn man die Sachen übertreibt, nicht billigen kann. Von Gift und Dolchen kommt nichts darinn vor, sondern nur eine Jesuitade, die freylich, wenn sie wahr ist, impertinent genug ist. Es wird nämlich erzählt: Nachdem der Churfürst von der Pfalz, den vormaligen Fond der Jesuiten, und nachherigen Schulfond zu einem zu errichtenden Großpriorate der Maltheser verwendet, hätten die Exjesuiten in Regenspurg den 4. und 6ten September des vorigen Jahres zweymal öffentlich im Fürstl. Bischöfl. Schulhause bey St. Paul in Regensburg, ein Trauerspiel Boleslaus II. und darauf ein musikalisches Zwischenspiel aufführen lassen, unter dem Titel: der Weinberg des Naboths, welches letztere hier abgedruckt ist, und beyde sollen auf Verlangen der Gesandschaft confiscirt worden seyn.

Der Weinberg des Naboths ist eine höchstelende Poesie. Wenn es wahr ist, daß die Absicht gewesen, dieses Stück auf den Churfürsten von der Pfalz gedeutet zu wissen, welches ich, weil mir die Umstände in der weiten Entfernung nicht bekannt seyn können, nicht entscheiden kann, so ist es im höchsten Grade impertinent und strafbar. Z. B. Der Prophet Elias drohet dem Achab:

Ich will dir Uebel, sagt der Herr, auf Uebel häufen.
Aus deinen Kindern soll auch nicht ein einzigs reifen.
Wie ich den Basa und Jerobeam gerichtet,
So fürchterlich wird jetzt des Achabs Haus zernichtet.
Stirbt Achab in der Stadt, verschlingen ihn die Hunde.
Stirbt er im Felde; ist sein Grab im Vögelschlunde.
Und glaube nicht, daß Gott die Jezebel vergessen.
Die Hunde werden sie auf diesem Acker fressen.

Daß diß die elendeste Poesie sey, ist zu sehen, und ist Anspielung intendirt, so ist sie sehr plump, dumm und schändlich, indessen den Gift und Dolch, wofür auf dem Titel gewarnt wird, kann ich darinn und in andern Stellen nicht finden — so wie ich überhaupt einige heftige und harte Stellen dieses Tractats nicht billigen kann.

Vor kurzem sagte ein Exjesuit in der Karmeliterkirche zu München auf öffentlicher Kanzel: „Die in Bayern unter der „vorigen Regierung, und auch in den jetzigen letztern Jahren „über geistliche Gegenstände herausgekommene Bücher, sind „die Quelle der unseligen Reformationen, welche jetzt in

„einigen

„einigen deutschen Ländern gemacht wurden.“ Der Exjesuit wollte dadurch einige von denkenden Köpfen in Bayern herausgegebene Bücher anschwärzen, und der Tropf wußte nicht, daß er ihnen das höchste Lob gab, das ein Schriftsteller, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, verlangen kann. —

Auszug eines Briefes aus Augsburg vom 26. April 1782.

— — Es wird nächstens in Stuttgard eine Beschreibung der Einweihung der dortigen neuen Universität herauskommen, worinn alle dabey gehaltene Reden sollen abgedruckt werden. Vielleicht werden alsdenn auch die Statuten und der Stiftungsbrief bekannt gemacht werden, von denen im Publikum noch gar nichts bekannt ist. Bis jetzt ist in der innern Einrichtung noch nichts abgeändert. Die Lehrer sehen immer die Studenten nur bloß in den Lehrstunden, und diese letztere stehen außerdem unter Aufsicht von Officieren, und kommen niemals aus der Akademie. Dieß ist es, was diese neue Universität von allen andern unterscheidet, denn auf andern Universitäten bekanntlich sind die Studenten beinahe ganz sich selbst überlassen. Man hat auch bisher immer geglaubt, ein wesentlicher Unterschied zwischen einer Schule und Universität sey, daß auf der letztern die Studenten mehr lernen, von sich selbst abhängen, ihre eigene Wirthschaft zu besorgen, und sich dadurch zum Eintritt in das bürgerliche Leben vorzubereiten. Hier ist es aber noch auf dem vorigen Fuß. Kürzlich ist ein Befehl gekommen, daß keiner in diese neue Universität aufgenommen werden soll, der sich nicht verbindet, drey Jahre darinn zu bleiben. Dieß hat freylich einige Schwierigkeiten, aber auch ist es für den Ruf dieser Universität sehr gut, indem niemand davon weggehet, als der seine Studien vollendet hat. Der Herzog lenkt und dirigirt übrigens noch alles durch seinen Kommissar, den Hrn. Obersten von Seeger.

Auszug

Auszug eines Schreibens aus Leipzig vom 12. May. 1782.

— — Der berühmte Scheidekünstler Hr. Wiegleb in Langensalza hat schon seit vier Jahren junge Leute bey sich im Hause gehabt, denen er speciellen Unterricht in der Chemie ertheilt hat. Ich wünschte, daß dieses bekannter wäre, damit diejenigen, welche die Scheidekunst gründlich zu lernen wünschen, ohne solche auf Akademien zu studiren, sich dieses zu Nutze machen könnten. Diese Nachricht würde vielen Vätern angenehm seyn, welche bey ihren Söhnen vorzügliche Talente für die Scheidekunst spüren. Es sind mir einige dieser würdigen Schüler des Hrn. Wieglebs bekannt, welche dem gehabten Unterrichte desselben Ehre machen.

— — Vor wenigen Tagen reisete hier der berühmte Abt Raynal durch. Er hat alle hiesige Gelehrten besucht, und scheint mit ihren Schriften wenigstens vom Hörensagen bekannt zu seyn, welches, so wenig es auch ist, man sonst bey französischen Gelehrten eben nicht zu finden pflegt. Er reiset um Materialien zu einem wichtigen Werke, zu einer Histoire de la Revocation de l'Edit de Nantes zu sammlen. Er wird darinn, mit den ihm gewöhnlichen lebhaften Farben, die Barbarey schildern, die im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sowohl in der Gelehrsamkeit als auch in der Religion überhand genommen hatte. Ferner will er zeigen, wie wohlthätige Folgen die Reformation zu Vertreibung dieser Barbarey gehabt. Er will zeigen, wie sich diese auch bis nach Frankreich ausgebreitet, und welchen Vortheil sein Vaterland gezogen, und wie endlich durch die Widerrufung des Edikts von Nantes eine Menge von Franzosen ausgewandert sind, und wie dadurch auf mannichfaltige Art in dem größten Theil von Europa sich Industrie, Sitten und Geselligkeit verändert haben. Dieser Gelehrte hat bey der Akademie der Wissenschaften zu Lyon folgende Preisfrage ausgesetzt:

Ist die Entdeckung von Amerika dem menschlichen Geschlechte nützlich oder schädlich gewesen? Wenn sie nützlich ist, wie kann man sie noch nützlicher machen? Wenn sie schädliche Folgen gehabt hat, wie kann man denselben abhelfen?

Der

Der Preis ist 1200 Livres, welcher dem Verfasser derjenigen Abhandlung soll zugetheilt werden, welche die Akademie für die beste erkennet. Die Abhandlungen müssen lateinisch oder französisch geschrieben seyn, und vor dem 1sten Februar 1783 an Aimé de la Roche Buchhändler der Akademie zu Lyon, postfrey eingesendet werden.

Nachrichten.

Hr. Professor Engel in Berlin kündigt unter dem bescheidenen Titel: Ideen zu einer Mimik, ein sehr wichtiges Werk an. Er hat bemerkt, daß das meiste was über körperliche Beredsamkeit geschrieben worden, bloß allgemeine Phraseologie ist, und daß die wenigen bestimmten Regeln nicht sowohl auf die Wahrheit als auf die Schönheit des Ausdrucks gehen, und daß auch diese sehr schwankend sind. Diesem Mangel will er durch dieses Werk abhelfen. Man kann sich von einem Manne von so großen Einsichten, gewiß sehr viel versprechen, besonders da der berühmte Hr. J. W. Mail viele Kupferstiche dazu machen will, von dessen Griffel man gewiß Meisterstücke erwarten kann. Dieß Werk wird auf Subscription gedruckt, und soll zu Ostern 1782 erscheinen.

* * *

Hr. J. F. von Göz, ein sehr geschickter Maler, der sich jetzt in Augsburg aufhält, hat vor etwan drey Jahren ein Schauspiel Lenardo und Blandina, nach Bürgers bekannter Romanze gleiches Namens verfertigt, welches auch auf dem Münchenschen und andern Theatern mit Beyfall aufgeführt worden ist. Das Besondere bey der Verfertigung dieses Stücks war, daß er die Scenen so wie er sie schrieb, auch zeichnete. Hieraus ist eine Folge von 120 Zeichnungen entstanden, die er selbst radirt hat, und unter dem Titel: Leidenschaftliche Entwürfe für empfindsame Kunst- und Schauspielfreunde gegen die Michaelismesse dieses Jahres auf Subscription herausgeben will.

* * *

Hr. Prof. Salzmann in Dessau will zwey Sammlungen auf dem Betsaale des philanthropinischen Instituts gehaltener Betrachtungen mit untermischten Gebeten, Chören, Gesängen und Antiphonien, unter dem Titel: Gottesverehrungen herausgeben. Die großen Mängel der in den Kirchen gewöhnlichen Liturgie hat ihn dazu bewogen. Beyde Bändchen sollen zu der nächsten Michaelmesse auf Subscription erscheinen.

* * *

Der durch sein deutsches Wörterbuch und nunmehr auch durch sein Lehrgebäude der deutschen Sprache berühmte Hr. Rath Adelung zu Leipzig will eine Quartalschrift unter dem Titel: Magazin für die deutsche Sprache herausgeben. Das erste Stück soll zu Ende des Junius d. J. erscheinen.

* * *

Hr. F. A. Schrämbl, k. k. Oberschuldirektor zu Troppau in Schlesien, kündigt eine Uebersetzung von Voltairens Henriade an, und giebt in einem besondern Avertissement eine Probe seiner Uebersetzung. Sie wird auf vorherige Subscription Michaelis 1782 abgeliefert, und wenn dieselbe Beyfall findet, wird der Verf. die Aeneide folgen lassen.

* * *

Hundert Ansichten und Gegenden an der Donau, von Anton Christoph Gignoux, auf seinen Reisen von Augsburg nach Wien gezeichnet, und von Johann Mich. Frey, Maler, in Kupfer radirt, werden in 10 Heften, jedes von 10 Blättern auf Pränumeration bey Hr. Gignoux in Augsburg erscheinen. Was die ersten 10 Ansichten enthalten, besagt eine besondere Nachricht.

* * *

Herr Hofrath Zapf in Augsburg ist gesonnen: Monumenta anecdota, historiam Germaniae illustrantia, aus seiner u. a. Bibliotheken herauszugeben. Eine litterarische Reise im Sept. bis November 1781. in einige Klöster von Schwaben und Helvetien, hat ihn in den Stand gesetzt, dieses Werk auf einige Bände herauszuführen, und auch die bereits edirten

aber

aber seltenen historischen Werke auszuschliessen: Der erste Band wird 1783. zu Ostern erscheinen, und bis Michaelis dieses Jahrs Subscription angenommen.

* * *

Des Herrn Prof. J. A. Hofmanns zu Marburg Abhandlung von der deutschen Braut mit ihrem Bräutigam, wird bey dem Disputationshändler Hagen in Erfurt auf Subscription herauskommen.

* * *

Die berühmte Madame Reiske verspricht ein wichtiges Werk, nämlich das Leben ihres seligen Mannes von ihm selbst eigenhändig beschrieben; ferner eine Nachricht von seinen hinterlassenen Handschriften und dessen litterarischem Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, auf Subscription herauszugeben. In dem letztern sind Briefe von Albinus, Askew, Brucker, den beyden Burmann, Dorville, Gaubius, Gesner, Gronov, Hellmann, Hemsterhuys, Meerman, Reimarus, Schöpflin, Schultens dem ältern, Wesseling, Wetstein, Wolf und mehreren berühmten deutschen, engländischen und holländischen Gelehrten.

* * *

Hr. Prof. Rhan in Zürich ist entschlossen, die ganze Sammlung der Clarkischen Predigten, die Johann Clarke nach seines Bruders Tode herausgegeben hat, nach der ächten verbesserten Englischen Ausgabe von neuem zu übersetzen, und in fünf Bänden, in groß Octav, in Verlag Herrn Caspar Füeßlin herauszugeben.

* * *

Die Juden, ein Lustspiel des sel. Lessing; der Graf von Walltron, von Herr Möller; und Nicht mehr als sechs Schüsseln, von Hrn. Großmann; sind vor kurzem von Herrn J. H. Eberts, associé honoraire de l'académie imp. des beaux-arts, ins Französische übersetzt, bey Cellot zu Paris herausgekommen.

* * *

Die Churpfälzische Witterungsgesellschaft wird in diesem Jahre den ersten Band ihrer Beobachtungen liefern. Er

Er wird etwas über zwey Alphabete stark werden. Das Werk wird in lateinischer Sprache erscheinen, damit es auch die ausländischen Gelehrten lesen können.

* * *

Unvorhergesehene Hinderungen, und die Bemühung, der von mir angekündigten Encyklopädie oder Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse die mir möglichste Vollkommenheit zu geben, haben verursacht, daß von diesem Werke in der bevorstehenden Ostermesse nur der erste Theil, welcher die Gewächskunde, Thierkunde, Anthropologie und Mathematik enthält, erscheinen kann. Ich hoffe deswegen von den Herren Pränumeranten eher Verzeihung zu erhalten, als wenn ich, um es, dem Versprechen gemäß, zu der bestimmten Zeit fertig zu liefern, durch Uebereilung es verdorben hätte. Wenn man die Mannigfaltigkeit der in diesem Werke enthaltenen Materien, und die Schwierigkeiten, die dabey aufstoßen mußten, in Ueberlegung zu ziehen die Güte hat, so wird man leicht einsehen, daß selbst bey dem eifrigsten Fleiße die Zeit mir leicht zu kurz werden konnte. Auf Michaelis hoffe ich inzwischen den 2ten Theil, und auf Weihnachten den 3ten Theil dieses Werks zu liefern, da ich einen guten Theil der übrigen Hauptstücke schon fertig habe, und die Geschichte und politische Geographie von zwey sachkundigen Gelehrten ausgearbeitet werden.

Wegen unrichtiger Schätzung des Manuscripts und wegen der Erweiterung des Plans in einigen Hauptstücken, wird das Werk etwas stärker, als es nach meinem ersten Zuschnitt werden sollte. Indessen glaube ich versichern zu können, daß die Leser hiebey gewinnen werden. Ich hätte manches Interessante und Wichtige vorbeylassen müssen, oft nur eine trockne, weniger verständliche Reihe von Sätzen, in compendiarischer Form, liefern können, dagegen ich nun eine der Absicht des Werks angemessene Vollständigkeit erreicht zu haben glaube, durch welche ich auch den schon mehr unterrichteten Lesern nützlich zu werden hoffe. Meinen Zweck, die faßlichsten und nützlichsten Wahrheiten zur Kenntniß der Natur und des Menschen mit der mir möglichsten Kürze, Bestimmtheit und Genauigkeit, in einer Einkleidung vorzutragen, welche Popularität und Gründlichkeit mit einander vereinigte, habe ich durch diese Erweiterung des Plans erreichen können.

Das

Das Werk wird nunmehr aus drey Theilen bestehen. Den letzten, welcher allem Vermuthen nach, nicht über anderthalb Alphabet betragen möchte, wird der Verleger gegen den billigsten verhältnißmäßigen Nachschuß liefern, und nimmt noch bis zur Erscheinung dieses Theils einen Dukaten Pränumeration auf den 1sten und 2ten Theil an.

Helmstädt den 6 März, 1782. G. S. Klügel.

* * *

Die Neue Weltkarte in zwey Planisphärien jedes von 16 rhein. Duodecimalzoll im Diameter, welche ich gezeichnet habe, und im Nicolaischen Verlage herauskommt, sollte meiner Absicht zufolge, in der Ostermesse 1782 erscheinen. Es begab sich aber der Kupferstecher Hr. Wolf, welcher diese Karte stechen sollte, von Berlin weg, fiel in eine langwierige Krankheit, und starb endlich. Es ward hierdurch viel Zeit verlohren, und diejenigen Kupferstecher, welche Uebung im Stechen der Karten haben, waren mit anderer Arbeit beschäftigt. Ich hielt es also für das beste, diese Arbeit nicht zu übereilen, sondern dem Künstler zur genauen und saubern Arbeit lieber die nöthige Zeit zu lassen. Sie wird nunmehr zur Ostermesse 1783 erscheinen, bis dahin der Verleger auch noch Pränumeration annimmt. Die Liebhaber werden mit diesem nothwendigen Verzug hoffentlich um so viel weniger unzufrieden seyn, da ich diese Zeit nützen werde, alles, was in dieser Zeit von neuen Entdeckungen bekannt wird, noch einzurücken, und dadurch diese schon mit größter Sorgfalt gezeichnete Karte vollkommen zu machen.

Berlin, den 12 März, 1782. J. E. Bode.

* * *

Von Jacobsons technologischem Wörterbuch ist bey dem Verleger dieser Bibliothek der zweyte Theil, von G bis L, fertig, und wird den Pränumeranten gegen Bezahlung eines Dukaten Pränumeration auf den dritten Theil geliefert. Der dritte Theil wird zu Ostern 1783 erscheinen, und der Verfasser hofft auch das ganze Werk in vier Theile zu bringen.

* * *

Ich habe schon einigemal verbeten, mir nicht Bücher und noch weniger Traktätchen, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek recensirt werden sollen, auf der Post, am wenigsten aber auf der reitenden Post unfrankirt zu senden. Man macht mir unbilliger Weise dadurch viel Kosten, die zu gar nichts helfen. Man verlangt durch solche Einsendung gemeiniglich eine schleunige Recension. Ich habe es aber schon mehr als einmal öffentlich gesagt, daß es nicht in meiner Macht stehet, schleunig die Recensionen zu bewirken, als welches von der Muße und dem guten Willen der Herren Recensenten abhängt. Dazu kommt, daß die ganze Einrichtung dieses so weitläuftigen Werks einmal so gemacht ist, daß die zu recensirenden Bücher nur jährlich zweymal, nach jeder Leipziger Messe an die Herren Recensenten gesendet werden. Es ist also nicht zu ändern, daß die Bücher, welche zwischen den Messen herauskommen, bis zur nächsten Messe liegen bleiben. Ich bitte also jeden, der etwan ein Exemplar eines neuen Buchs, zumal eines solchen, das mir sonst unbekannt bleiben möchte, schicken will, es mir mit Gelegenheit, in den Leipziger Oster- und Michaelismessen zuzusenden; hingegen mich mit Uebersendung solcher Bücher auf der Post zu verschonen. Ich sehe mich genöthigt, künftig unfrankirte Briefe und Pakete von unbekannten Personen nicht anzunehmen, sondern auf der Post zurückzusenden. Man muß mir dieses nicht übel deuten, weil mir nicht zuzumuthen ist, für Sachen, die mir ohne mein Verlangen geschickt werden, theures Porto zu zahlen.

Berlin den 27 May 1782.

Fr. Nicolai.

Beförderungen.

1782.

Der durch die Herausgabe der Act. hist. eccl. nostr. temporis und durch seine Bibliothek der Kirchengeschichte bekannte Oberconsistorialrath und Archidiakonus, Hr. Chr. Wilh. Schneider zu Weimar, ist von dem Herzog von Weimar zum ersten geistlichen Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten des Fürstenthums Eisenach ernennt worden, auch bereits nach Eisenach abgegangen.

Der

Der bisherige zweete ordentliche Rechtslehrer und charakterisierte Geheime Regierungsrath, Herr D. Gatzert zu Giessen, hat den Ruf als Geheimer Referendarius und erster Oberappellationsrath, mit dem Prädicat eines Geheimen Raths, nach Darmstadt erhalten und angenommen.

In Bützow ist der Hr. Prof. Prehn zum wirklichen Konsistorialrath ernennet worden. Der Hr. Prof. Witte ebendaselbst hat den Hofrathscharakter erhalten.

An die durch den Abgang des Hrn. D. Gatzert's nach Darmstadt (der daselbst wirklicher Geheimer Rath geworden ist) offen gewordene zwote Lehrstelle in der Juristenfacultät zu Giessen ist der Herr Prof. Musäus aus Kiel, mit dem Prädicat eines Hessen Darmstädtischen Regierungsraths, berufen worden, und hat diesen Ruf auch angenommen.

Der Herr Consistorialrath und Inspektor Endemann zu Hanau, der sich durch seine Institutiones theologiae dogm. u. a. Schriften bekannt gemacht hat, ist als erster Professor der Theologie auf die Universität Marburg, mit dem Prädicat eines Hessencasselschen Consistorialraths berufen worden, und dahin auch bereits abgegangen.

Herr Werthes, der durch eigne Arbeiten und Uebersetzungen aus dem Italiänischen bekannt geworden, hat den Ruf als Professor bey der Herzogl. Karlsuniversität zu Stuttgard erhalten und angenommen, auch seine Stelle daselbst bereits angetreten. Gegenwärtig lieset er über den Tasso.

Herr Magister Esper in Erlangen ist vor kurzem zum außerordentlichen Professor der Philosophie mit Gehalt, bey dortiger Universität ernannt worden.

Auf der Universität zu Leipzig hat Herr Prof. Reitz die sogenannte Professionem utriusque linguae, die der in die theol. Fakultät versetzte Herr Prof. Morus bekleidet hatte, erhalten, und Herr Prof. Eck ist an des sel. D. Frankens Stelle Professor der Moral und Politik geworden.

Ebendaselbst hat Herr D. Biener die seit dem Tode des Hrn D. Breuning erledigte ordentliche Professur des Natur und Völkerrechts, neuer Stiftung, erhalten.

Eben daselbst ist Herr M. Beck zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernennt worden.

Herr Professor Baldinger in Göttingen ist als Fürstl. Hessischer Hofrath, erster Leibarzt und Direktor des Medicinalwesens im Hessen-Casselschen, mit einem ansehnlichen Gehalt nach Cassel berufen worden, und wird nächstens dahin abgehen.

Hr. Mag. Becker, der sich eine Zeit lang in der Schweiz, und seit einem Jahre in Leipzig aufgehalten hat, ist Professor der Moral beym churfürstlichen Kadettenkorps zu Dresden geworden.

Herr Breidenstein, zeitheriger Professor der Oeconomie auf der Universität zu Gießen, ist seines Amtes entlassen und ihm eine Pension ausgesetzt worden.

Auf der Universität zu Göttingen sind die Herren Doktoren Waldeck, Böhmer und Meister zu außerordentlichen Professoren der Rechtsgelehrsamkeit ernennt worden.

Auf der Universität zu Straßburg ist Herr D. Joh. Christ. Ehrmann, ordentlicher Professor der Medicin, und die Herren Professoren Koch und Herrenschneider ordentliche Professoren der Philosophie geworden. Herr Prof. Oberlin hat die durch Hrn. D. Herrmann (s. vorhin) erledigte Professur der Logik und Metaphysik erhalten.

Der Herr Justizkanzleyassessor D. Häberlin zu Wolfenbüttel, 2ter Sohn des Hrn. Geh. Justizraths Häberlin zu Helmstädt, ist an die Stelle des nach Anspach ins Kammerkollegium berufenen Boells, zur fünften Stelle in der Juristenfacultät zu Erlangen berufen, und wird nächstens sein Amt antreten.

Der bisherige Rektor zu Eutin, Herr Joh. Christ. Rud. Eckermann, ist an des sel. Fuhrmanns Stelle ordentlicher Professor der Theologie auf der Universität zu Kiel geworden.

Die Stelle des von Hanau nach Marburg abgegangenen Herrn Consistorialraths Endemann ist durch den bisherigen Herrn Consistorialassessor März als Consistorialrath und Inspector; durch den bisherigen Hrn. Prof. der Philologie Arnoldi aber die Professur der Theologie besetzt worden.

Todes-

Todesfälle.

Am 16ten Januar starb zu Straßburg Herr D. Johann Pfeffinger, ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft und Kanonikus des Kapitels zu St. Thomas. Die erste Stelle ist mit dem bisherigen außerordentl. Prof. der Medicin, Hrn. D. Herrmann, und die zwoote mit dem Prof. der Theologie, Hrn. Phil. Jacob Müller, wieder besetzt worden.

Am 20sten Januar starb zu Frankfurt an der Oder Herr Christian Ernst Simonetti, königl. Preußischer Consistorialrath, Professor der Theologie und Philosophie, und Archidiakonus bey der Hauptkirche zu St. Marien, im 81sten Jahr seines Alters.

Am 21sten Januar starb zu Frankfurt am Mayn Herr Joh. Jacob Reichard, Doktor der Arzneywissenschaft und Aufseher des botanischen Gartens bey der Senkenbergischen Stiftung, in seinem 39sten Jahre.

Am 29sten Januar starb zu Altona Frau Johanne Charlotte Unzer, gebohrne Ziegler, Gattinn des berühmten Herrn D. Unzer, eine der würdigsten gekrönten Dichterinnen, im 58sten Jahr ihres Alters.

Am 30sten Januar starb Herr Adam Daniel Richter, Direktor des Gymnasiums zu Zittau, im 73sten Jahr seines Alters.

Am 10ten Februar starb Herr Friedrich Christoph Oetinger, Würtembergischer Rath und Prälat zu Murhard, im 80sten Jahr seines Alters, bekannt durch eine Menge schwärmerischer Bücher, die man in der 3ten Ausgabe des gel. Teutschland und in dem dazu gehörigen Nachtrag verzeichnet findet.

Am 11ten Februar starb Herr D. Franz Ignaz Wedekind, Prokanzler und Senior der Universität zu Heidelberg, wie auch churpfälzischer geheimer Rath und ordentlicher Professor der Rechte, im 72 Jahr seines Alters.

Am 14ten Februar starb zu Königsberg Herr Christian Renatus Braun, königl. Preußischer Kriminalrath, Doktor und zweyter ordentlicher Professor der Rechte bey dortiger Universität, in seinem 64sten Jahr, an einer Entkräftung, nachdem

